Historisches Taschenbuch.

Neue Folge.

Zweiter Jahrgang.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.

Neue Folge.

Zweiter Jahrgang.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1841.

1876, Sept. 18.

Inhalt.

Seite

I.

Die Vitalienbrüder.

Von

Johannes Voigt.

Es ist gewiß, Menschen und Völker werden nur das, was sie sind, durch die Kraft und den Geist, die in ihnen sind, und durch die Natur oder Sinnenwelt, die um sie ist. Wol darf die Natur, wie Hegel sagt, nicht zu hoch und nicht zu niedrig angeschlagen werden; allein sie vereinigt in sich zu mächtige Gewalten, als daß sie dem Geist erlaubten, für sich eine Welt zu erbauen. Der Mensch ist beständig darauf angewiesen, seine Aufmerksamkeit auf die Natur zu richten, auf Meere und Ströme, auf Feld und Wald, auf Berge und Thäler. Die Thalebene fesselt den Menschen an den Boden; er wird abhängig von Grund und festem Eigenthum. Das Meer ermuthigt ihn zum Hinaus über das Beschränkte; es ladet und lockt ihn zur Eroberung, zum Raube, zum Gewinne und zum Erwerbe. Hunger und Noth treiben zum Fischfange; tägliche Übung bringt täglich größere Geschicklichkeit und Kühnheit; aus leichten Kähnen werden Schiffe, aus Fischern werden Seeleute. Das Meer, das Unbeschränkte und Unendliche macht muthig und kühn; das eigenthümliche Seeleben entschlägt sich je mehr und mehr aller Abhängigkeiten vom heimatlichen Lande. Es werden fremde Küsten besucht, bald zum friedlichen Um-

tausch mit deren Erzeugnissen, bald zum Raube dessen, was der heimatliche Boden versagte. Da kommt es zu Kämpfen und Fehden mit den Eingebornen, der kühne Seefahrer wird tapferer Krieger; heute im Kampfe mit dem wildtobenden Elemente, morgen im Streite mit Feinden an fremder Küste, ist er gewohnt, das Leben leichthin aufs Spiel zu setzen.' Die Errettung aus dem Meeressturme bringt neuen Muth und neue Freude am Leben, der Sieg über den Feind zugleich Ehre und Beute, und je öfter er solches bringt, um so mehr wächst der Reiz und die Lust zu neuen Versuchen. Das Seeleben verliert so bald unter Muth und Kühnheit seine elementarische Furchtbarkeit und das Raubgeschäft auf Seefahrten wird somit zum Ehrengeschäft. So finden wir schon in alten Zeiten die cilicischen Korsaren im ägäischen und ionischen Meere, so im Mittelalter an Skandinaviens buchtenreichen Küsten die kühnen Abenteurer der Vikinger und an der Spitze der Vikings-Flocke oder Vikings-Scharen die Seekönige, so nachmals an der Nordküste Afrikas die Raubscharen der Barbaresken, so in neueren Zeiten in Amerika die Flibustier u. a. Mehre Jahrhunderte hindurch wurden die Küsten Englands, Schottlands, Frankreichs und Spaniens durch die Raubzüge der skandinavischen Raubhelden in der Nordsee heimgesucht und selbst die baltischen Länder sahen nicht selten die skandinavischen Abenteurer an ihren Küsten landen.

Auch das nördliche Deutschland mußte sich Jahrhunderte lang durch wilde, gesetzlose Raubzeiten hindurchkämpfen. Wiederholt verbanden sich besonders in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts die Hansestädte Lübeck, Hamburg, Lüneburg, Wismar, Rostock, Stral-

sund und mehre andere zur Vernichtung der Straßenräuber, und doch gelang es weder in diesem, noch im nächsten Jahrhundert der vereinten Macht der Städte weder durch Waffe noch Gesetz das Räubergewerbe der Schnapphähne in den nachbarlichen Landen zu vertilgen. Stand doch noch in den ersten Jahrzehnden des funfzehnten Jahrhunderts ein Herzog Emil von Braunschweig, von der Hölle genannt, als großer Straßenräuber weit und breit gefürchtet, mit an der Spitze einer mächtigen Räuberbande, die dem Kauffahrer auf allen Straßen auflauerte. Vermindert ward nun zwar durch die Bemühungen der vereinten Hansestädte das Raubwesen auf dem Lande; allein dies hatte nur den Erfolg, daß die vertriebenen Raubgesellen sich jetzt in größeren Haufen auf die offene See warfen und die Zahl der Seeräuber bald sehr bedeutend zunahm. Schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zeigten sie sich den Hansestädten sehr furchtbar und im Jahre 1377 durchstreiften sie schon die Ostsee in Haufen von vierhundert Mann und vermehrten sich noch von Tag zu Tage. Schiffe und Kaufgüter wurden, wo sie sie fanden, aufgegriffen und die Schiffsmannschaften gefangen genommen. Man faßte daher damals schon auf einer Tagfahrt der Hansestädte zu Lübeck den Beschluß: es sollten Schiffe, die man Friede-Schiffe oder Friede-Koggen nannte, von den Hansestädten ausgerüstet und in die See gesandt werden, um diese von den Seeräubern zu säubern. Zur Bestreitung der Kosten sollte man von den Kaufgütern der Handelsschiffe eine bestimmte Abgabe, der man den Namen Pfundzoll gab, in allen Häfen der Hansestädte erheben. Derselbe Beschluß ward auch im nächsten Jahre auf einer Tag-

fahrt zu Stralsund erneuert. Lübeck, das Haupt der Hanse, übernahm die Ausführung und verwandte darauf sehr bedeutende Summen, die es sich von den andern Städten durch das Pfundgeld wiedererstatten ließ. Auch Stralsund rüstete zu dem nämlichen Zwecke mehre Friedeschiffe aus. Allein nicht überall war unter den Hansestädten gleicher Eifer. Wo man von den Seeräubern bisher noch weniger Gefahr und Schaden erlitten, sträubte man sich mehre Jahre lang, den Handel mit der neuen Auflage zu belästigen. So mußten z. B. die preußischen Städte, namentlich Elbing, wiederholt von Lübeck und Stralsund zur Leistung und Einsendung des Pfundgeldes gemahnt werden, und als im Jahre 1380 auf einer Tagfahrt zu Rostock die beiden ebenerwähnten Städte es wieder übernahmen, zur Säuberung der See vier große Schiffe und zehn sogenannte Snycken oder kleinere Fahrzeuge auf gemeinsame Kosten der übrigen Städte auszurüsten und in der See eine Zeitlang zu unterhalten, waren diese letzteren wiederum nicht alle unter einander einig, ob es nöthig sei, so bedeutende Kosten zu diesem Zwecke aufzuwenden, namentlich erklärten die Rathssendboten der preußischen Hansestädte auf einer Tagfahrt zu Wismar abermals, daß sie die Frage über die Nothwendigkeit solcher Maßregeln zur Befreiung der See erst den Rathsversammlungen ihrer Städte vorzulegen für rathsam fänden. So kam es auch im nachfolgenden Jahre auf einem Tage zu Rostock zu keinem festen Beschlusse und keinem einstimmigen Zusammenwirken; man warf es den preußischen Hansestädten tadelnd vor, daß sie bisher alle Bemühungen der Städte Lübeck, Wismar, Rostock und Stralsund zur Vertilgung des Übels verei-

telt und, durch eigennützige Rücksichten geleitet, alle Anerbietungen der übrigen Städte zurückgewiesen hätten.

Die Folge davon aber war, daß das verderbliche Übel immer wilder aufwucherte, die Zahl der Seeräuber von Jahr zu Jahr zunahm und Handel und Schiffahrt immer mehr beeinträchtigt und gehemmt wurden. Durch den leichten und oft reichen Gewinn gelockt, hatten sich schon Scharen zu mehren Hunderten von losen Raubgesellen zusammengefunden, die theils auf der See umherschwärmten und jedes Schiff auffingen, theils hie und da an den Küsten dem aussegelnden Seefahrer auflauerten. Es kam hinzu, daß auch die damaligen politischen Verhältnisse der nordischen Reiche und insbesondere die politische Stellung der Hansestädte zu Dänemark und Schweden dem seeräuberischen Gewerbe in der Ostsee in vieler Hinsicht sehr förderlich waren. Nach Waldemar's III. Tod hatte bekanntlich sein Enkel, der norwegische Prinz Olav, nicht ohne Widerspruch unter Vormundschaft seiner großen Mutter, der Königin Margaretha von Norwegen, den Thron Dänemarks bestiegen. Um ihm die Krone, auf welche auch König Albrecht von Schweden Ansprüche erhob, mehr zu sichern, hatte man den Ost- und Südsee-Städten der Hanse alle Rechte und Freiheiten bestätigen müssen, welche diese Waldemar'n unter den Bedrängnissen seiner Regentschaft abgedrungen hatten. Man hatte ihnen ferner auch den für sie so wichtigen Besitz der ihnen früherhin auf Schonen verpfändeten Schlösser Helsingborg, Falsterbo, Skanör u. a. zugestanden, in denen hansische Hauptleute die Befehlshaberschaft führten. Aber nicht ohne Eifersucht sah Margaretha auf die gewaltige Macht der Hanse hin, die den Handel Däne-

marks schon fast ausschließlich in die Hände der Hansestädte gebracht hatte. Um so erwünschter kam ihr jede Gelegenheit, wodurch in irgend einer Weise das rege Handelsleben der mächtigen deutschen Städte beengt und gehemmt werden konnte. So fanden auch die Seeräuberscharen an den dänischen Küsten häufig Schutz und Sicherheit. Schon im Jahre 1381 wurden sie dort, aus der See von ihren Raubfahrten zurückkehrend, in mehre Schlösser aufgenommen und gehegt, um ihren Raub in die nahen Städte zum Verkauf zu bringen. Die Küsten Seelands boten ihnen zahlreiche Zufluchtsorte dar, von wo aus sie den ganzen Sund durchschwärmten und häufig auch auf Schonen landeten. An ihrer Spitze standen als Hauptleute Hennig von der Ost, Schwarzhaupt, Rambow und mehre andere. Es fruchtete wenig, daß im Sommer des genannten Jahres verschiedene Hansestädte einige Friedeschiffe dorthin sandten; denn wenn es auch glückte, das Raubschiff des Hauptmanns Rambow bei der Überfahrt von Helsingborg nach Seeland aufzufangen, den Hauptmann mit Enthauptung und zehn seiner Raubgenossen mit Ersäufen im Meere zu bestrafen, so trug dies für die große Zahl der Räuberscharen nur wenig aus.

Da aber auch jetzt noch unter den Hansestädten keine Einigkeit zu gemeinsamen Maßregeln herrschte und auch die Königin und der Reichsrath von Dänemark der Auffoderung, mit den Städten gemeinsam Friedeschiffe zur Säuberung der See auszurüsten, nicht Folge leisten mochten, so nahm man gern auf einer Tagfahrt zu Wismar im Jahr 1382 das Anerbieten einer Anzahl von Hauptleuten der Raubscharen an, mit den Hansestädten

einen Seefrieden bis zum Februar des nächsten Jahres abzuschließen. Er war, wie es scheint, durch den dänischen Kriegsrath vermittelt worden. Dänische Reichsgroße gelobten wenigstens Bürgschaft für die einzelnen Räuberhauptleute. Es wurde bestimmt, daß bis zu der erwähnten Zeit die Städte weder den Seeräubern, noch diese jenen irgend welchen Schaden zufügen sollten; wer gegen den Andern feindlich auftreten wolle, solle den Frieden vier Wochen zuvor förmlich aufsagen. Die Seeräuber sollten ihre Aufsagebriefe dann an den Rath zu Lübeck oder zu Stralsund, die Hansestädte dagegen die ihrigen an den dänischen Drosten Henning von Pudbus senden. Sonach wurde gewissermaßen das Seeräubervolk als eine Art von politischer Macht angesehen, mit der man einen Waffenstillstand abzuschließen kein Bedenken trug. Das Raubvolk hielt in der That auch Wort; es unterblieben in diesem Jahre alle räuberischen Feindseligkeiten. Welche Umstände die Piraten zu diesem Seefrieden zunächst bewogen haben mögen, ist unbekannt. Sie scheinen die Zeit der Ruhe aber nur benutzt zu haben, um mit dem Ablaufe derselben in verstärkter Zahl ihr Raubgewerbe in noch größerer Ausdehnung und mit verdoppeltem Eifer fortzusetzen. Sie schwärmten bereits im Frühling des Jahres 1383 in allen Gewässern der Ostsee in solcher Menge umher und fügten den Kauffahrern so bedeutenden Schaden zu, daß der Hochmeister in Preußen mit seinen Hansestädten beschloß, vorerst die Schiffahrt aus seinen Häfen ganz und gar einzustellen, bis die gefahrvollen Verhältnisse auf der See sich ändern würden. Stralsund sowol als Lübeck wandten sich daher jetzt von neuem an die preußischen Hansestädte um eifri-

gere Theilnahme an den Maßregeln zur Sicherstellung der Schiffahrt. Lübeck klagte, daß die Gefahren auf der See durch das immer zunehmende Raubwesen noch nie so groß gewesen und zu befürchten sei, daß sie noch immer höher steigen würden, wenn nicht zeitig kräftige Gegenmittel zur Vernichtung der Räuberscharen in Anwendung kämen. Man sah nun ein, daß es jetzt einer doppelt so großen Anzahl von Friedeschiffen bedürfen werde, um dem Kauffahrer auf der See wieder einige Sicherheit zu verschaffen. Auf einer Tagfahrt der Hansestädte zu Lübeck um Michaelis des Jahres 1383 wurde nun zwar auch, unter vielfältigen Klagen über den von Jahr zu Jahr zunehmenden Schaden des gemeinen Kaufmanns durch die Seeräuber von neuem über einen Plan zur Ausrüstung einer Anzahl von Friedeschiffen berathschlagt und es wurde vorgeschlagen, die Hansestädte Preußens sollten ebenso wie andere Städte für ihren Theil zwei Friedekoggen mit vier Snycken und hundert Bewaffneten stellen. Da sich indeß auf der Tagfahrt auch der König Olav und ein Theil der Reichsritterschaft von Dänemark zur nachdrücklichen Beihülfe gegen das Raubvolk erbieten ließen, die Rathssendboten aber zu einer solchen Verbindung mit Dänemark keine Vollmacht hatten, so mußte die nähere Bestimmung über den zu entwerfenden Plan bis zu einer andern Tagfahrt verschoben werden. Diese fand auch zu Ende des Aprils des Jahres 1384 zu Stralsund statt. Die Hansestädte Preußens lehnten zwar den Auftrag, selbst Friedeschiffe auszurüsten, von sich ab und erboten sich nur den andern Seestädten, im Fall sie solche Schiffe auf die See aussenden würden, zu einer verhältnißmäßigen Beisteuer zur Deckung der

Kosten durch das Pfundgeld; sie erklärten sich auch entschieden gegen eine förmliche Verbindung mit Dänemark; allein sie kam auf dem genannten Tage dennoch zu Stande. Der Handel und die Schiffahrt der skandinavischen Reiche hatten in den letztern Jahren bei der starken Vermehrung der Piraten viel zu sehr gelitten, als daß nicht jetzt auch die Königin Margaretha ernste Maßregeln für nothwendig hätte halten müssen. Es erschienen daher als ihre Bevollmächtigten auf dem Tage der Drost und Reichshofmeister Henning von Pudbus, der Hauptmann Konrad Moltke und mehre andere Reichsräthe. Nach langen Verhandlungen wegen Ersatz des Schadens, den die Hansestädte aus mehren Schlössern Dänemarks durch die darin gehegten Seeräuber erlitten hatten, kam man gegenseitig darin überein: die Königin und die erwähnten Reichsräthe wollten die Städte zur Vertilgung der Seeräuber mit neun Schiffen und hundert Bewaffneten unterstützen, deren zwei die Königin, Henning von Pudbus ebenfalls zwei, Konrad Moltke drei und die übrigen die andern Reichsräthe ausrüsten und jedes mit zehn bis zwölf Wäppnern bemannen sollten. Würden die Städte erfahren, daß auf Schlössern in Dänemark noch Seeräuber Zuflucht fänden und gehegt würden, so sollten die Königin und die Reichsräthe, sobald die Städte eine Kriegsmacht aussenden und die Schlösser belagern würden, diese aufs kräftigste unterstützen. Gewännen sie die Schlösser, so sollten sie so lange in deren Besitz bleiben dürfen, bis ihre Kriegskosten gedeckt sein würden. Diese Foderung machten jedoch die dänischen Bevollmächtigten noch von der Zustimmung der Königin abhängig. Nachdem man sich auf

diese Weise mit den Dänen geeinigt, ward auf der Tagfahrt der Beschluß gefaßt: auf Bitte der gemeinen Städte sollten Lübeck und Stralsund zur Säuberung der See zwei große Friedeschiffe mit zwei Snycken und funfzig Bewaffneten ausrüsten und bis Pfingsten in die See senden, die übrigen Hansestädte sollten ihnen nicht blos die Kosten durch Beisteuern mit bestreiten helfen, sondern zugleich auch mit für den Schaden stehen, den man bei Verfolgung der Piraten zu Wasser und Land erleiden könne. Die Städte Preußens erboten sich jetzt sogleich zu einer Beisteuer von 1000 Mark.

Es gelang auf diese Weise, die See auf einige Zeit wieder mehr zu sichern und das Raubvolk großen Theils zu verscheuchen. Der gute Erfolg bewog die Seestädte, ihre Bemühungen auch im Jahr 1385 noch fortzusetzen. Auf einer Tagfahrt zu Lübeck im Frühling dieses Jahres übertrugen sie die fernere Befriedung der See dem Hauptmanne und nachmaligen Bürgermeister von Stralsund Wulf Wulflam, der bisher über eins der verpfändeten Schlösser auf Schonen die Befehlshaberschaft gehabt hatte. Man schloß mit ihm einen Vertrag, nach welchem er von den Städten ein großes Schiff und so viele Snycken und Schuten, als zu hundert Bewaffneten nöthig seien, erhalten sollte, um damit die Seeräuber von Ostern bis Martini zu verfolgen, wo er sie nur irgend finden möge. Man sicherte ihm ein Jahrgehalt von 5000 Mark zu, wofür er aber selbst allen Schaden an Schiff und Mannschaft und deren Beköstigung tragen sollte. Die Ausrüstung der Schiffe und deren Bewehrung mit schwerem Geschosse und Waffen übernahmen die Städte selbst. Alles, was er an Beute den

Seeräubern abgewinnen könne, solle ihm allein gehören, was dagegen von dem den Seeräubern abgenommenen Raube dem fahrenden Kaufmanne einer Hansestadt erweislich zugehöre, solle an diesen zurückgegeben werden. Seeräuber, die er gefangen nehme, oder solche, die sie hegten, herbergten oder speisten, solle er ohne weiteres richten, d. h. mit dem Tode bestrafen; aber nicht mit Schatzung belegen, oder er solle sie an die Städte senden, damit diese über sie richteten. Jeden, der Seeräuber hause und hege oder sonst begünstige, solle er ebenso verfolgen wie die Räuber selbst, als in gleicher Schuld begriffen. Ohne Genehmigung der Städte solle er keine Seeräuber zu sich nehmen. Die Ausrüstung der dem Hauptmanne zu stellenden Schiffe und Fahrzeuge übernahmen zunächst die Städte Lübeck, Rostock, Wismar und Stralsund; die Kosten sollten durch das Pfundgeld gedeckt werden. Da die Königin von Dänemark und ihr Sohn König Olav die den Hansestädten verpfändeten Schlösser auf Schonen jetzt wiederholt und aufs dringendste zurückfoderten, die Städte dagegen die Räumung derselben standhaft verweigerten, so machte sich Wulf Wulflam zugleich verbindlich, auch seinerseits Alles aufzubieten, daß die Schlösser auch ferner noch im Besitze der Hanse blieben.

Der erwähnte Hauptmann durchstreifte nun fortan die See nach allen Richtungen, mit Ausnahme der Winterzeit, zwei Jahre lang, denn auch im Jahr 1386 ward er von neuem von den Hansestädten in Dienst genommen. Da sich mit ihm auch die vom Könige Olav zur Säuberung der See ausgesandten Friedeschiffe verbanden, so glückte es endlich je mehr und mehr, das Räubervolk

zu verscheuchen und zu vertreiben, denn auch an den Küsten von Dänemark und Norwegen fanden sie nirgends mehr Zuflucht, da Olav seinen Hauptleuten und Vögten den strengsten Befehl ertheilt hatte, den Piraten nirgendswo mehr Aufenthalt zu gestatten, sondern sie überall, wo man sie finde, einzufangen oder zu verfolgen. Es gelang somit, die Schiffahrt auf der Ostsee wieder so weit sicherzustellen, daß man für das Jahr 1386 nicht mehr für nothwendig hielt, ferner noch Friedeschiffe auf die See auszusenden, zumal da König Olav den Städten das eidliche Versprechen gegeben hatte, es über sich nehmen zu wollen, mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht die Schiffahrt durch den Sund völlig zu sichern. Freilich hatten die Städte diesen Erfolg mit bedeutenden Opfern erkaufen müssen. Es wurde im Jahr 1385 über die Kosten Rechnung gelegt. Lübeck allein hatte im Jahr 1383 auf die Ausrüstung der Friedeschiffe 3000 Mark verwandt; Stralsund schlug für zwei Jahre seine Kosten auf 5100 Mark an, die preußischen Städte hatten in zwei Jahren 1562 Mark zugesteuert und so im Verhältniß auch die andern Schwesterstädte der Hanse. Daneben trugen sie auch gerne den Schaden und die Kosten, welche andere Städte bei Verfolgung und Unterdrückung der Seeräuber gehabt hatten. Die Stadt Kalmar z. B. wurde zur Vergütung ihrer zu dem erwähnten Zwecke verwandten Kosten auf einige Zeit von der Zahlung des Pfundzolles in den Hansestädten befreit. Andere erhielten Entschädigung durchs Pfundgeld.

Hätte man nun noch einige Jahre mit gleichem Eifer die bisherigen Bemühungen zur gänzlichen Vernichtung der räuberischen Abenteurer fortgesetzt, so hätte es

kaum fehlen können, die See vielleicht für mehre Jahrzehnde von dem Raubvolke völlig zu befreien, denn vom Jahre 1386 bis 1390 hört man selten noch eine Klage über Seeraub auf den hanseatischen Tagfahrten. Ein großer Theil der Seeräuber hatte sich aufs feste Land geflüchtet, theils in die Gegenden von Lübeck, theils ins Meklenburgische, wo sie auf den Heerstraßen nach Rostock und Wismar durch Auflauern und Beraubung des fahrenden Kaufmanns auf reichen Gewinn rechneten, und sie glaubten sich hier vielleicht jetzt um so sicherer, weil einige Jahre zuvor der Herzog Heinrich von Mecklenburg, ein äußerst eifriger Verfolger der Räuber und Diebe, der selbst mit eigener Hand eine große Menge derselben aufgehängt hatte, gestorben war. Ein anderer Theil des Raubvolkes hatte Zuflucht im Holsteinischen gesucht und fand sie auch bei den dortigen Grafen, die sie mehre Jahre lang hausten und hegten. Während diese Haufen als Straßenräuber den Städten Lübeck, Wismar und Rostock geraume Zeit viel zu schaffen machten, ließ sich König Olav mit den Hauptleuten einer Seeräuberschar, die sich auf der See bis zum Herbst des Jahres 1386 noch erhalten hatte, in Unterhandlungen ein, um mit ihnen, wie früherhin, einen neuen Seefrieden abzuschließen. Es erschienen als solche auf einer Tagfahrt zu Werdingborg, welche der König mit den Rathssendboten der Hanse hielt, Lübeke Schinkel, Detlav Knut, Eler Rantzow, Konrad Hauenschild, Hennecke von Örtzen und einige Andere. Es kam wirklich wieder eine Art von Beifriede zu Stande, den die Räuberhauptleute den Königreichen Dänemark und Norwegen und dem gemeinen Kaufmanne der Hanse und diese dagegen auch ihnen angelobten, mit

der Bestimmung, daß er von dem Theile, welcher ihn nicht mehr halten wollte, vier Wochen zuvor aufgekündigt werden solle.

Da traten im Jahre 1389 in den nordischen Reichen Verhältnisse ein, welche das Raubwesen in der Ostsee von neuem in Schwung brachten und es noch weit furchtbarer machten, als es je zuvor gewesen. König Olav starb im Jahr 1387 im siebzehnten Lebensjahre. Die Regentschaft hatte seine Mutter Margaretha schon immer auch unter dem jungen Könige geführt; sie fügte jetzt nur noch den Namen hinzu und wurde zur Königin von Dänemark und Norwegen ernannt. Da aber Olav der letzte männliche Sprößling des uralten schwedischen Königsgeschlechts der Folkunger gewesen und mit ihm dieser Königsstamm ausgestorben war, so konnte Margaretha auch Ansprüche auf die Krone Schwedens erheben. Diese trug jetzt noch, schon seit dem Jahre 1363, Albrecht von Mecklenburg, Sohn der Schwester des Königes Magnus Erichsson; allein sie schien ihm nicht zu genügen. Schon vor Olav's Tod hatte er mit seinem Vetter, dem Herzog Albrecht von Mecklenburg, einem Sohn der ältesten Tochter des Königes Waldemar III., auf einer Tagfahrt zu Stralsund die Hansestädte um Hülfe angesprochen, um seine Anrechte auf den dänischen Thron geltend zu machen. Wie Margaretha jetzt auch sich mit dem Titel einer Königin von Schweden schmückte, so nahm nun auch Albrecht den eines Königes von Dänemark und Norwegen an und er hielt es für keine allzu schwere Aufgabe, „der Königin ohne Beinkleider, dem Mädchen der Mönche," wie er Margarethen in beleidigenden Scherzen nannte, die Kro-

nen der beiden anderen Reiche zu entreißen. Allein er hatte längst den Haß der Schweden von Jahr zu Jahr immer mehr auf sich geladen. Durch Begünstigung der Deutschen und Zurücksetzung der schwedischen Reichsgroßen, durch Eingriffe in das Besitzthum der Kirche und des Adels, obgleich sie Zurückfoderungen früher angemaßter Krongüter betrafen, und durch verkehrte Maßregeln der Verwaltung hatte er im ganzen Reiche Liebe und Vertrauen verloren. Es trat daher im Jahr 1388 eine mächtige Partei des Adels gegen ihn auf, die im Besitz der vornehmsten Schlösser und festen Plätze des Reichs, der Königin Margaretha die Krone Schwedens anbot. Sie nahm sie an; es kam zum Kampfe. Da ihn Albrecht aber meist nur mit deutschen Hülfsvölkern führen mußte, so konnte er kaum anders endigen, als die Schlacht bei Falköping am 21. Sept. 1389 ihn entschied. König Albrecht, sein Sohn Erich und eine große Zahl von Edeln und Rittern fielen in der Königin Gefangenschaft; da ersterer kurz zuvor geschworen hatte, seine Schlafmütze nicht eher wieder aufzusetzen, als bis er Margaretha überwunden und gedemüthigt habe, so ließ sie ihm jetzt, als er gefangen vorgeführt wurde, zur Rache wegen der Prahlerei eine Narrenkappe aufs Haupt setzen und lud ihn höhnend zur Gevatterschaft der Kinder ein, die sie vom Abte zu Sora zu haben von ihm beschuldigt worden war. Auf ihren Befehl ward er hierauf mit seinem Sohne auf das Schloß Lindholm auf Schonen gebracht, wo er in einem Thurme sieben Jahre lang gefangen saß.

Der größte Theil Schwedens unterwarf sich alsbald Margarethens Herrschaft. Die Hauptstadt Stockholm in-

deß und mehre Schlösser blieben im Besitz der Deutschen, deren Zahl sich unter Albrecht's Herrschaft außerordentlich vermehrt hatte. Der alte Groll unter den Deutschen und Schweden, der längst schon die Bürgerschaft Stockholms entzweit, kam nun zum Ausbruch. Siebzig, oder, nach andern Angaben, zweihundert der vornehmsten schwedischen Bürger, die den Deutschen verdächtig schienen, wurden die Opfer der furchtbarsten Wuth und starben unter unmenschlichen Martern. Stockholm ward hierauf vom Heere der Königin belagert. Hungersnoth sollte die Ergebung erzwingen. Da übernahmen es die Verwandten des gefangenen Königs, die Herzoge von Mecklenburg, an ihrer Spitze vor allen der Herzog Johann, die Hauptstadt zu retten und Albrecht's Partei in Schweden so viel als möglich aufrecht zu erhalten. Mit Beihülfe der Städte Rostock und Wismar ward eine Flotte ausgerüstet, um Stockholm zu befreien. Der Versuch indeß mislang, denn ein Sturm zerstreute sie und vernichtete einen Theil der Schiffe. Bald darauf jedoch erschien Herzog Johann mit einer neuen Flotte vor der Hauptstadt und es glückte ihm jetzt, sie von der Belagerung zu befreien und hinreichend mit Lebensmitteln zu versorgen. Da nun aber vorauszusehen war, daß zu dem langwierigen Kampfe mit der mächtigen Königin der drei nordischen Reiche die Kräfte der Herzoge von Mecklenburg und der Städte Rostock und Wismar auf die Länge nicht ausreichen, daß es bald an Geldmitteln, an Mannschaft, an den nöthigen Schiffen und andern Kriegsbedürfnissen gebrechen werde, so zwang die Noth, auf andere Mittel und Wege zu denken, um der Königin im Kampfe so viel als möglich gewachsen zu bleiben. Was

aber bot sich da den beiden Städten leichter dar, als jene Seeräuberscharen, die theils noch in der See umherschwärmten, theils als Straßenräuber den Städten lange lästig genug gewesen waren. Gab es ein wohlfeileres und zugleich gewandteres Kriegsvolk auf der See als diese kühnen Abenteuerer, sobald man ihnen nur irgendwo Zuflucht und Behausung gestattete? Und hatte nicht gerade Dänemark durch seine Verbindung mit den Hansestädten zur Vertilgung und Unterdrückung dieser Piraten deren Erbitterung und Grimm gegen sich am meisten angeregt? Jeden Falls also schien dieses Raubvolk das geeignetste, um die Königin in unablässigen Angriffen und Einfällen in ihren an allen Seiten leicht angreifbaren Gebieten zu bekämpfen. Während daher die Schiffe von Rostock und Wismar mit Herzog Johann von Mecklenburg noch vor Stockholm lagen, ließen die Behörden der beiden Städte sowol in ihren eigenen als in den nachbarlichen Gebieten den öffentlichen Aufruf ergehen, „daß alle diejenigen, die auf Freibeuterei auf eigene Kosten, Gefahr und Gewinn gegen die Reiche Dänemark und Norwegen abenteuern wollten, um da zu rauben, zu plündern und zu brennen, zugleich aber auch Stockholm mit der nöthigen Zufuhr an Lebensmitteln und Bedürfnissen zu versorgen, sich bewaffnet in Wismar und Rostock einfinden möchten, wo man sie mit Raubbriefen *) versehen und ihnen die Häfen der beiden Städte zur Aus- und Einfahrt öffnen werde, damit sie

*) „Stehlbriefe“ nennt es die Chronik Reimar Kocks bei Detmar Chron. B. I. 494. Köhler Samml. der hans. Geschichte spricht von „Geleit- und Bestallungsbriefen.“

dort ihren gemachten Raub bergen und nach Belieben verkaufen könnten." Zu gleicher Zeit ließ auch Herzog Johann allenthalben bekannt machen, daß er allen solchen, die auf die beiden genannten Reiche auf Abenteuer ausziehen würden, auch seine Häfen Ribnitz und Golvitz offen halten werde. Kaum war dieser Aufruf ergangen, als die alten Raubgesellen aus der See und auf dem Lande sich in bedeutenden Haufen in Wismar und Rostock zusammenfanden, um unter dem Schutze dieser Städte das altgewohnte Handwerk mit größtem Eifer fortzusetzen. An sie aber, die gewissermaßen den Kern eines neu aufzustellenden Räuberheeres bildeten, schloß sich in kurzem noch eine sehr große Anzahl brotloser und arbeitsscheuer Gesellen aus allen Gegenden des Nordens an, vorzüglich theils aus den mecklenburgischen und benachbarten Landen, theils auch aus Schweden, wo sich unter den wilden Wirren der Zeit und dem verheerenden Kriegsgetümmel immer Menschen genug fanden, die gern den Jammer und die Noth der Heimat mit dem abenteuerlichen, freien Raubleben auf der See vertauschten. So strömte je mehr und mehr eine ungeheuere Menge solcher Raubgesellen zusammen. „Es steht nicht zu beschreiben," sagt ein alter Chronist *), „was des losen und bösen Volkes zu Hauf lief aus allen Landen von Bauern und Bürgern, Hofleuten, Amtsknechten und anderem Volke, weil Alle, die nicht arbeiten wollten, sich bedünken ließen, sie würden von den armen dänischen und norwegischen Bauern reich werden." Weil es diesen Raubgesellen mit zur Bedingung für den ihnen zu-

*) Reimar Kocks Chron. a. a. O.

gesicherten Schutz gestellt war, Stockholm so viel als möglich mit Zufuhr und Victualien zu versorgen, und weil sie auch selbst gerne diesen ehrenhaften Zweck ihrer Seefahrten zur Schau trugen, so nannten sie sich Vitalienbrüder, nicht aber, wie manche geglaubt haben, deshalb, weil sie die Schiffe der Kauffahrer auf der See aufgefangen und ausgeplündert hätten, um in ihnen für sich Lebensmittel und Unterhalt zu suchen. Zuweilen findet man sie auch „Liekendeler", d. h. Gleichtheiler, Gleichbeuter genannt, weil sie den gemachten Raub oder den daraus gelösten Gewinn stets zu gleichen Theilen unter die Genossen einer Rotte oder Horde zu vertheilen pflegten. Über die Disciplin oder innere Verfassung dieser Raubgenossenschaften, wenn wir es so nennen dürfen, sind wir nicht weiter unterrichtet. Gewisse Gesetze und Ordnungen mögen wol unter ihnen stattgefunden haben, um eine Genossenschaft als ein Ganzes zusammenzuhalten. Wir wissen wenigstens, daß auch ferner noch, wie bei den schon früher erwähnten Räuberhaufen auf dem Lande sowol als auf der See Hauptleute an der Spitze standen, die mit dem Zügel des Gehorsams ihre Genossen in einer gewissen Zucht hielten und die Raubunternehmungen leiteten und ausführten.

Wir finden die Andeutung, daß man diese Vitalienbrüder gleich anfangs darauf angewiesen, nur die Lande und Leute der Königin von Dänemark durch Raub und Gefangenschaft zu befehden, um letztere dadurch zur Befreiung des gefangenen Königes Albrecht zu zwingen, und außerdem auch alle Diejenigen zu Wasser und zu Lande zu bekämpfen und aufzugreifen, welche die Königin durch Zufuhr von Lebensmitteln, Kriegsbedürfnissen und Mann-

schaft unterstützen wollten, sonst aber keinen Kauffahrer auf der See in irgend einer Weise feindlich zu behandeln und zu berauben. Die Städte Wismar und Rostock erließen daher im Sommer des Jahres 1391 wie an alle hanseatischen Schwesterstädte, so auch an die in Preußen mehre Warnungsschreiben, worin sie diese unter der Meldung der von ihnen zur Bekämpfung der Königin getroffenen Maßregeln ernstlichst ersuchten, den Seefahrer anzuhalten, die Königin in keiner Weise durch Zufuhr irgend einer Art zu stärken und überhaupt allen Handel und Verkehr mit Dänemark und Norwegen vorerst völlig aufzuheben, auf die Gefahr hinweisend, die widrigenfalls dem Kaufmanne auf der See von den Abenteurern drohe, denen sie ihre Häfen geöffnet. Man nahm aber allgemein das anmaßende Verlangen und das ganze Verfahren der beiden Städte mit höchstem Unwillen auf. Die Städte Preußens erwiderten ihnen: ihre Foderung dünke ihnen höchst unbillig, der gemeine Kaufmann sei in diesen Verhältnissen beider Theile Freund, mit ihrem Kriege habe er nichts zu schaffen; wie der fahrende Kaufmann bisher ungehindert Schweden, Norwegen und Dänemark zu Handel und Wandel besucht, so habe auch Preußen ihm stets offen und frei gestanden. Die beiden Städte möchten demnach dafür sorgen, daß der Seefahrer aus Preußen fortan auf der See wie bisher sicher und frei hin und wieder segeln könne und in ihrem Kriege auf keine Weise Schaden erleide. Und wie die Städte, so erklärte auch der Hochmeister des deutschen Ordens dem Herzoge Johann von Mecklenburg: er müsse es höchst übel aufnehmen, wenn seine Städte Rostock und Wis-

mar es wagen sollten, den Handel Preußens nach Dänemark in irgend einer Weise zu stören.

Allein es fruchtete dies alles so wenig, als die Warnung der beiden Städte selbst. Sie mochten das Raubvolk immerhin darauf hinweisen, daß der Raubkrieg nur die Königin von Dänemark und deren Lande und Leute treffen solle; die wilden Raubgesellen unterschieden, nachdem ihnen die Zügel freigegeben waren, bald weder Freund noch Feind. Nur wer sich vor ihnen als Bürger und Bewohner Rostocks und Wismars, oder als Unterthan der Herzoge von Mecklenburg auszuweisen im Stande war, fand bei ihnen Sicherheit und Schonung. Es ward ihr Losungswort: „Gottes Freunde und aller Welt Feinde"; so oft sie einem Kauffahrer auf der See begegneten, galt dies Wort zum Angriffszeichen. Die ganze Ostsee ward im Jahre 1391 von diesen Raubscharen schon angefüllt und nach allen Richtungen hin durchschwärmt. Wo ein Raubhaufe ein einzelnes Schiff erspähte, wurde es eingeholt und, gleichviel ob Freund oder Feind zur Beute bestimmt und angegriffen. So kam es unter andern in dem ebengenannten Jahre zu einem heftigen Kampfe zwischen einer Schar Vitalienbrüder und der Mannschaft eines großen Schiffes aus Stralsund, welches jene kapern wollten, obgleich sie es als ein deutsches und nicht als ein dänisches erkannten. Diesmal indeß mußten sie ihre Raublust bitter büßen. Es gelang der tapfern Mannschaft von Stralsund nach einem äußerst hitzigen Kampfe, den Feind zu überwältigen; über hundert Vitalienbrüder fielen in Gefangenschaft. Man war in Verlegenheit, wie man diese Zahl von Gefangenen auf dem Schiffe so lange sicher in Verwahrung halten könne, bis sie dahin ge=

bracht würden, wo sie ihre Strafe erhalten sollten. Da so viele Ketten, Stöcke und Behältnisse, um die Raubgesellen darin einzuschließen und festzumachen, nicht vorhanden waren und man auch befürchtete, dem verzweifelten Volke könne es vielleicht einmal zur Nachtzeit gelingen, durch Erwürgen der Schiffsmannschaft seine Befreiung zu versuchen, so kam man auf den Gedanken, diesmal die Vitalienbrüder, so zu sagen, mit ihrer eigenen Münze zu bezahlen. Das Schiff nämlich auf der Heimkehr begriffen, hatte eine große Anzahl leerer Tonnen in Ladung. Man holte diese hervor, schlug durch den Boden einer jeden ein Loch, so groß, daß es den Hals eines Menschen umfaßte; dann steckte man in jede Tonne einen der Vitalienbrüder und schlug die Tonne wieder zu, so daß der Kopf außer der Tonne, der ganze übrige Körper sich innerhalb befand. Nachdem man auf solche Weise alle oder doch die meisten eingetonnt, wurden die Tonnen wieder wie gewöhnlich auf einander gestapelt und so die ganze gefangene Räubergesellschaft nach Stralsund gebracht, aber auch dort nicht eher aus ihren Tonnen befreit, als bis man sie auf Wagen an die Stätte führte, wo ihnen sämmtlich die Köpfe abgeschlagen wurden. Die Stralsunder wollten diese Art, die Gefangenen zu verwahren, von den Vitalienbrüdern selbst gelernt haben, die, wie man behauptet, auf diese Weise schon manchen Dänen gemartert und zu Tode gequält hatten.

Solche Strafe aber schreckte höchstens nur den, über welchen sie verhängt war, bis ihn das Todesbeil traf. Die Raublust der Vitalienbrüder nahm von jetzt mit jedem Jahre zu und mit ihr auch ihre Zahl, denn der reiche Gewinn, der den Abenteurern auf ihren ausge-

dehnten Raubfahrten nicht selten zu Theil ward, lockte immer mehre Genossen auf die offene See. Schon im Jahre 1392 war diese fast ganz von ihnen beherrscht. Den eigentlichen Mittelpunkt ihrer Raubherrschaft bildete die Insel Gothland, deren sie sich bereits bemächtigt hatten und wo sie theils an den festen Schlössern und Thürmen, theils in der sonst durch Handel und Verkehr so blühenden Stadt Wisby hinlängliche Zufluchtsorte fanden, um dort die geraubten Schätze in sichern Verwahrsam zu bringen und sich und ihren Schiffen in der Winterzeit oder wenn sonst die See keine Beute bot, ruhigen und sichern Aufenthalt zu verschaffen. Dort vermehrten sie die Zahl ihrer Schiffe durch Kaperei von Kauffahrteischiffen in dem Maße, daß sie nicht mehr allein in einzelnen Schiffen, sondern schon in kleinen Flotten in der See umherschwärmten. Der Rath von Lübeck erließ daher auch an die übrigen Hansestädte die Warnung, man solle den Kauffahrer wegen der außerordentlichen Zahl von Räubern, welche die See jetzt in allen Richtungen höchst unsicher machten, nicht ferner mehr allein, sondern nur in größerer Anzahl oder in Flotten auf die See aussegeln lassen. Danzig und andere preußische Städte hatten im Verlaufe des Jahres 1392 schon zu bedeutenden Schaden durch die Vitalianer erlitten, als daß sie sich nicht gerne zu dem gemeinsamen Beschlusse hätten vereinigen sollen: es solle forthin Niemand mehr in die See und namentlich durch den Sund segeln außer in Flotten von wenigstens zehn Schiffen. Wer diesem Beschlusse zuwider handle, er möge Inländer oder Ausländer sein, solle, sobald er preußisches Kaufgut bei der Ausfahrt gehabt habe, innerhalb fünf Jahren in kei-

nem Hafen des Landes wieder eine Ladung einnehmen dürfen. Ähnliche Beschlüsse faßte man auch in andern Hansestädten; in mehren, z. B. selbst in Lübeck lag die Schifffahrt lange Zeit darnieder; alle Handelsgeschäfte stockten. Die Folge davon war an mehren Orten eine außerordentliche Theuerung besonders derjenigen Handelsgegenstände, welche vornehmlich bisher im Seehandel mit zu den wichtigsten gerechnet wurden, wie Salz, Hering u. dgl. Die Schiffahrt nach Schonen war beinahe drei Jahre hindurch völlig unterbrochen.

Da aber der Raubgewinn auf der offenen See unter solchen Umständen für die einzelnen Räuberhaufen bald immer spärlicher und schwieriger wurde, so suchten sie nun häufig den Seeraub durch Küstenplünderung zu ersetzen. Nicht blos die Küsten Dänemarks und vorzüglich Schonens, wo sie sich bald der Stadt Ellnbogen oder Malmöe's bemächtigten, sie ausplünderten und dann niederbrannten, sondern auch die Küstengebiete von Norwegen, namentlich das durch seinen Handel damals so blühende Bergen wurden von ihnen heimgesucht, beraubt und verheert. Andere Scharen warfen sich nach Osten an die livländischen und esthländischen Küsten, wo ihre Zahl innerhalb zwei Jahren sich bis zu 2000 Mann vermehrte. Auf der Insel Ösel und im Gebiete von Reval landend, verübten sie wiederholt an den dortigen Bewohnern durch Raub und Mord solche Gräuel und erfüllten die Orte, wo sie räuberisch einfielen, durch die Gefangenen und durch die Beute, die sie hinwegschleppten, mit so viel Jammer und Elend, daß man sich endlich genöthigt sah, die Küsten, an denen sie landen konnten, beständig mit stark bewaffneter Mannschaft zu be-

wachen. Als Hauptleute standen dort an der Spitze der einzelnen Raubscharen Henning Manteufel, Zickow, Berkelink, Krasele, Küle, Marquard Preen, Olav Schutte, Heino Schutte, Arnold Stucke, Nicolaus Mylges u. A. Auch dort fand bei ihren Einfällen und Plünderungen Niemand Schonung und Gnade und ihre Zahl wuchs auch in jenen Gegenden dadurch sehr bedeutend an, daß sie alle losen und liederlichen landflüchtigen Gesellen in ihre Raubschiffe aufnahmen, weil es ihnen durch solche Flüchtlinge oft am leichtesten möglich ward, mit der Localbeschaffenheit der Inseln und der Küsten am besten bekannt zu werden. Wie weit aber die Frechheit dieser Menschen und ihre Rücksichtlosigkeit auf Stand und Verhältnisse in ihrem Raubgewerbe ging, erhellt auch daraus, daß mehre der ebengenannten Räuberhauptleute, namentlich Arnold Stucke, Nicolaus Mylges, Marquard Preen und einige Andere es sogar wagten, den Bischof Tordo von Strängnäs an den Seen bei Stockholm mit einem preußischen Kauffahrern geraubten Schiffe zu überfallen, und nachdem sie Alles bei ihm ausgeplündert, ihn mit seinem Hofgesinde gefangen nach Stockholm zu führen, wo er, an Händen und Füßen gefesselt, der Bewachung des Herzogs Johann von Mecklenburg überliefert wurde und so lange im Kerker saß, bis er durch ein bedeutendes Lösegeld seine Freiheit erkaufte. Als der Papst Bonifaz IX. von dieser Frevelthat und dem ganzen gottlosen Raubwesen Nachricht erhielt, erklärte er zwar die Hauptleute der Vitalienbrüder sofort in den Bann; allein wie wenig Bedeutung diese Strafe für sie hatte, ging daraus hervor, daß, als der Erzbischof Heinrich von Upsala vom Papste den Auftrag erhielt, die Schuldigen vom

Bannfluche wieder freizusprechen, sofern sie die Kirche durch angemessene Spenden versöhnen würden, dieses Anerbieten von ihnen ohne weiteres zurückgewiesen wurde, denn was kümmerte es diese Raubgesellen viel, ob im Bann oder nicht im Bann!

Je mehr aber in wenigen Jahren dieses Raubwesen der Vitalianer an Ausdehnung und Furchtbarkeit zugenommen und allen Handel und Verkehr bereits völlig erdrückt hatte, um so mehr drängte sich den Hansestädten die Nothwendigkeit kräftigerer Maßregeln zur Unterdrückung des räuberischen Unwesens von allen Seiten her auf. Man ward freilich auch hierüber anfangs nicht recht einig. Die Hansestädte Preußens, die seit dem Jahre 1392 außerordentliche Verluste erlitten, fanden einen dreifachen Weg möglich; entweder nämlich man müsse den für die Hansestädte so höchst nachtheiligen Streit zwischen der Königin von Dänemark und den Mecklenburgern so bald als möglich beizulegen suchen und dies könne geschehen, wenn die Hansestädte sich darüber vereinigten, unter gewissen mit der Königin und den Mecklenburgern abzuschließenden Bedingungen Stockholm einzunehmen und zu besetzen, und gegen eine angemessene Geldsumme, die zur Bürgschaft gezahlt werden müsse, den König Albrecht aus der Gefangenschaft zu befreien; oder die Hansestädte müßten alle ihre Kräfte vereinigen und alle ihre Kriegsmittel aufbieten, um das Räubervolk in der See ganz zu unterdrücken und, wo man es finde, zu vertilgen; oder endlich, wenn dies beides nicht gelinge, so müsse die Schiffahrt und der Handel vorerst völlig eingestellt werden und vor allem der Handelsverkehr mit Dänemark und Norwegen gänzlich aufhören. Die Städte Preußens

legten diesen dreifachen Ausweg sowol der Königin selbst, als dem Rathe von Lübeck, dem ersten Vorstand der gesammten Hanse, vor. Erstere indeß ließ sich vorerst auf nichts weiter ein, die Freilassung des Königes wies sie geradezu zurück. Lübeck und Hamburg hielten auf die vielfältig von den übrigen Hansestädten, namentlich auch von den Städten der Süder-See an sie ergangenen Klagen über den außerordentlichen Schaden des seefahrenden Kaufmannes mit den Abgeordneten von Rostock und Wismar einen Verhandlungstag im Anfange des Februars 1393. Man verlangte von den letztern mit aller Entschiedenheit, daß sie nicht blos den vielfältigen Schaden, den sie durch ihre verderblichen Maßregeln veranlaßt, wieder vergüten, sondern auch mit Ernst dafür sorgen sollten, daß dem Unwesen in der See ein Ziel gesetzt und fernere Verluste verhütet würden. Sie antworteten indeß: sie ständen mit den drei Reichen wegen Befreiung des Königs Albrecht im Kriege; wenn nun in solcher gefahrvollen Zeit der fahrende Kaufmann hie und da Schaden erleide, so könnten sie dafür um so weniger einstehen, da sie ja gleich anfangs verlangt hätten, man solle dem Kaufmanne den Besuch der drei Reiche eine Zeitlang verbieten, weil dann gewiß auch eine um so schnellere Beendigung der Verhandlungen mit der Königin erfolgt sein werde. Die Foderung der Schadenvergütung glaubte man an die beiden Städte auch deshalb machen zu dürfen, weil sie selbst auch aus dem Raube der Vitalienbrüder, welchen diese in ihre Häfen gebracht, manchen Gewinn gezogen hatten. Allein alle Verhandlungen blieben ohne Erfolg. Auf die Anfoderung der preußischen Städte an Rostock und Wismar, daß sie doch vor

allen die den Vitalianern ertheilte Erlaubniß zum Seeraub zurücknehmen und ihnen ihr gottloses Unwesen ernstlich untersagen sollten, erwiderten sie blos: der verübte Schaden thue ihnen sehr leid und gerne möchten sie fernerem Ungemach, so viel sie könnten, vorbeugen; „aber da gibt es mancherlei Leute, die in unserem Kriege auf eigene Abenteuer fahren, deren wir nicht mächtig sind und denen wir auch nicht steuern können; auch sind da wol mancherlei Häfen in unserer Herren Landen, wo sie aus- und einsegeln, worüber wir ebenfalls keine Macht haben."

Es blieb vorerst nichts anders übrig, als vorläufig die Schiffahrt noch ganz einzustellen. Auf Ansuchen der Lübecker sollte blos den Schiffen, die eben schon befrachtet seien, erlaubt werden, auf ihre eigene Gefahr auszusegeln, jedoch ohne daß die Landesherrschaft oder die Städte sich des Schadens annehmen wollten, den sie auf der See erleiden könnten. Sonst sollte aber kein Schiff bei Strafe an Leib und Gut in die See auslaufen, bis andere Maßregeln zur Sicherheit getroffen seien. Man meldete von Lübeck aus auch dem Kaufmanne in Flandern, England und andern Ländern, daß die Fahrt durch den Oresund bei namhafter Strafe so lange untersagt bleiben solle, bis die Hansestädte darüber eine andere Verfügung bekannt machen würden. Diese neuen Maßregeln zur Zügelung der Raubhorden sollten auf einer großen und zahlreich besuchten Tagfahrt berathen werden, die im Anfange des Jahres 1394 in Lübeck stattfand. Außer den Rathssendboten und Abgeordneten fast aller Hansestädte erschienen auch mehre Räthe des Herzogs Johann von Mecklenburg und besondere Bevollmächtigte der

Städte Rostock und Wismar. Es wurden zuerst von Seiten der Hansestädte Klagen auf Klagen über den schweren Schaden erhoben, den der gemeine Kaufmann bisher aus dem Lande Mecklenburg und den beiden Häfen von Rostock und Wismar durch die große Zahl der Seeräuber theils schon erlitten habe, theils noch jeden Tag erleiden müsse. Man verlangte darüber jetzt eine bestimmte Erklärung von den Mecklenburgern, wie es mit der Vergütung dieses Schadens gehalten werden solle. Sie antworteten: man möge ihnen nur vor allem von Seiten der Städte zur Befreiung ihres Königs Albrecht behülflich sein, dann werde es unfehlbar dessen erste und angelegentlichste Sorge sein, den Städten und dem gemeinen Kaufmanne im Ersatze aller ihrer Verluste nach allen Kräften gerecht zu werden; sollte der König aber vielleicht durch den Tod daran gehindert werden, so erboten sich die beiden Städte selbst die Schadenvergütung über sich zu nehmen. Auch die Mithülfe zur Befriedung der See durch ausgerüstete Wehrschiffe machten sie von der Befreiung Albrecht's aus seiner Gefangenschaft abhängig, weil allerdings ihnen ihre Verhältnisse zu den Hauptleuten der Vitalienbrüder eine Theilnahme an der Säuberung der See, d. h. an einer Bekämpfung und Verfolgung derselben auch nicht einmal füglich zuließen. Auf die wiederholte, dringendste Bitte der Rostocker und Wismarer um eine eifrige Verwendung bei der Königin und um Unterstützung zur Befreiung des Königs und seines Sohnes erklärten sich endlich die sämmtlichen Hansestädte zwar dazu bereit, durch eine Botschaft an die Königin alles anzuwenden, um sie wo möglich gegen eine glänzende Schatzungssumme zur Freigabe der Gefangenen

zu bewegen, schlugen jedoch den Mecklenburgern das Verlangen, im Fall, daß die Königin die Freilassung schlechterdings verweigere, ihr alsbald Krieg anzukündigen, ohne weiteres ab. Auf diese bereitwillige Zusage erboten sich dann auch die Städte Rostock und Wismar: sie wollten in Betreff der Leute, die zur Hülfe ihres Herrn, des Königs, in der See seien, mit Treue und Fleiß aufs möglichste dafür sorgen, daß der Kaufmann aus Freundesland von ihnen nicht beschädigt und befehdet werde; sie hätten zwar bereits allen denen, die in ihren Häfen aus- und einsegelten, vordem anbefohlen, wollten es aber jetzt ihnen von neuem anbefehlen, daß sie dem Kaufmanne, der aus Freundesland in Freundesland segele, in keiner Weise Schaden zufügen sollten; wer gegen dies Gebot handele, solle für sich und sein Gut alles sichern Geleites in ihren Städten und Häfen verlustig erklärt sein. „Gott weiß es selbst", fügten die Mecklenburger endlich hinzu, „was wir gethan haben, um den König und seinen Sohn zu befreien, das ist wahrlich kein Übermuth, sondern unsere eigene Ehre und die bittere Noth haben uns dazu gezwungen und wir konnten es um unserer Ehre wegen nicht lassen."

Da man indeß wohl einsah, daß selbst in dem glücklichen Falle, wenn sich die Königin zur Freilassung des Königs gewinnen lassen werde, dadurch allein noch keineswegs eine Befreiung von der schweren Plage, die alles Leben im Handel und Verkehr auf der See erdrückt hatte, zu erwarten sein dürfte, so beschlossen die auf der erwähnten Tagfahrt versammelten Hansestädte die Ausrüstung einer ansehnlichen Seemacht, um dem Seehandel und der Schiffahrt durch Vernichtung der zahlreichen

Raubscharen wieder sichere und freie Bahn zu eröffnen. Man entwarf dazu folgenden Plan. Um die Vitalienbrüder und überhaupt alles seeräuberische Gesindel nach allen Seiten hin, wo es sich nur finde, zu verfolgen und zu unterdrücken, sollte eine große Anzahl bewaffneter Wehrschiffe auf die See ausgesandt werden. Dazu sollten ausrüsten Lübeck fünf Koggen, jede mit 100 tüchtigen Wäppnern, einer Schute und einer Snycke, Stralsund vier Koggen mit 400 Wäppnern, die Städte Greifswalde, Anklam, Wolgast und Demmin zusammen zwei Koggen mit 120 Bewaffneten, Stettin, Naugard, Gollnow, Garz, Greifenhagen, Damm und Cammin zwei Koggen mit 200 Wäppnern, Kolberg, Rügenwalde, Stolpe, Treptow und Wollin zwei Koggen mit 180 Bewaffneten; die Hansestädte Preußens sollten zusammen zehn Koggen mit 1000 Mann stellen, die von Kampen zwei Koggen und vier Rheinschiffe mit 300 Wäppnern, Dortrecht, Amsterdam, Harderwyk, Stavern und alle an der Süder-See gelegenen Städte zwei Koggen mit 200 Bewaffneten, die von Seeland vier Koggen mit 400 Wäppnern, die livländischen Städte endlich zwei Koggen mit 200 Wehrleuten. In jeder Kogge sollten unter hundert Wäppnern zwanzig gute Schützen und diese mit voller Waffenrüstung und starken Armbrüsten versehen sein. Über diese Rüstung sollten zuerst die versammelten Rathssendboten Bericht an die Räthe ihrer Städte bringen, diese dann aber ihre Gutachten bis vierzehn Tage nach Ostern an den Rath von Lübeck einsenden, damit von da aus die andern Städte benachrichtigt würden, woran sie sich zu halten hätten. Um Pfingsten sollten alle Städte ihre Koggen vollständig ausgerüstet

haben und namentlich die Wehrschiffe von der Süder-See aus Holland und Seeland sich fertig halten, mit der Kauffahrteiflotte aus Holland und England in den Dresund zu segeln, und dort die andern erwarten. Um die nämliche Zeit sollten auch alle Koggen der wendischen Städte, aus Preußen und Livland in gesammter Flotte auslaufen und so eilig als möglich in den Dresund zu kommen suchen, um sich dort mit den Wehrschiffen der Süder-See zu vereinigen. Wenn sich dann alles dort versammelt habe, sollte die ganze Flotte so lange bei den Wehrschiffen bleiben und den Befehlen der Hauptleute folgen, bis diese Urlaub zur weitern Reise geben würden. Man kam ferner auch in den Bestimmungen überein: jede Hansestadt solle ihre Kauffahrer, die durch den Dresund oder sonst wohin segeln wollten, anhalten, sich stets gehörig zu bewaffnen. Jeder Schiffer, Steuermann, Bootsmann oder sonst ledige Schiffsleute, die aus einer Hansestadt sich den Seeräubern zugesellen würden, sollten in allen Städten und Häfen der Hanse für vogelfrei gelten. Sollte eine der obenerwähnten Städte die von ihr gefoderte Hülfe nicht leisten wollen, so sollten deren Bürger und Kaufleute mit den andern Hansestädten keine weitere Gemeinschaft mehr haben, niemand ihnen etwas abkaufen oder verkaufen, sie auch selbst in keinen Hafen mehr einlaufen und da etwas aus- oder einladen dürfen zehn Jahre lang. Die Kosten dieser Wehrrüstung sollten durchs Pfundgeld gedeckt werden, welches man vorerst auf die Dauer eines Jahres von allen denen zu nehmen beschloß, die entweder nicht mit zur Hanse gehörten oder doch zur Ausrüstung dieser Wehre nichts beitrügen, dennoch aber seewärts Handelsgeschäfte betrieben. Über die

Erhebung und Höhe des Pfundgeldes stellte man genaue Bestimmungen fest. Hamburg sollte für ein Jahr wegen der Kosten, die es aufgewandt habe und noch aufwenden müsse, um die Elbe von räuberischem Gesindel zu säubern, von der Zahlung des Pfundgeldes frei sein.

Diese Beschlüsse wurden alsbald von Lübeck allen Städten, deren Sendboten nicht auf der Tagfahrt gegenwärtig waren, mit der ernsten Weisung mitgetheilt, daß man sich streng und genau an dieselben zu halten habe. Man schrieb z. B. den fünf Städten in Pommern, welche Kolberg bei der Ausrüstung der Wehrschiffe unterstützen sollten: „man erwarte von ihnen und fodere sie um des gemeinen Besten willen ernstlich dazu auf von großer Noth und Behuf, der in dieser Zeit sei, daß sie nichts unterlassen würden, um den Kolbergern Beistand zu leisten, denn welche von den fünf Städten dies nicht thue, deren Bürger sollten nach der erwähnten Bestimmung zehn Jahre lang aus jeder Gemeinschaft mit der Hanse verstoßen sein". Wären nun wirklich alle Städte, die bei dem Plane in Anspruch genommen waren, den gefaßten Beschlüssen nachgekommen und hätte man einmüthig alle aufgebotenen Kräfte unter zweckmäßiger Leitung auf das festgestellte wichtige Ziel hin verwendet, so hätte gewiß mit einer Seemacht von 3500 Mann, die nach dem Plane aufgebracht werden konnte, ein ziemlich günstiger Erfolg erwartet werden können. Allein auch jetzt wiederum waren die Städte unter sich nicht einig. Die Hansestädte Preußens, die für sich allein beinahe ein Drittheil der ganzen Wehrmacht aufstellen sollten, erklärten: es dünke ihnen nicht rathsam, so große Kosten blos auf die Befriedung und Säuberung der See zu verwenden,

vielmehr scheine ihnen nothwendig, daß man zugleich mit solcher Seemacht alle Diejenigen, durch deren Schuld der seefahrende Kaufmann so bedeutende Verluste erlitten, dazu zwinge, durch Vergütung des Schadens sich den Städten gerecht zu erweisen. Damit meinten sie vorzüglich die Königin von Dänemark und die Städte Rostock und Wismar. Diese ihre Ansicht meldeten sie nicht blos den Bundesstädten Lübeck, Hamburg und Stralsund, sondern suchten für sie auch die pommerischen Städte, namentlich Stettin und Kolberg zu gewinnen. Obgleich sie indeß nirgends Anklang fanden, indem Stettin sich streng an die Bestimmungen der Tagfahrt zu Lübeck halten zu wollen erklärte, und Kolberg erwiderte: ihr Herr, der Herzog, werde seinen Städten nur dann eine Wehrrüstung erlauben, wenn diese nicht die Königin von Dänemark und deren Reiche, sondern blos die Befriedung der See betreffe, obgleich ferner Lübeck, Hamburg und Stralsund alle Gründe aufboten, die preußischen Städte zu bewegen, zunächst nur den auf der letzten Tagfahrt aufgestellten Zweck bei der Wehrrüstung im Auge zu behalten, sie auf die Gefahren und Nachtheile hinweisend, die aus solcher Uneinigkeit der Städte für alle Bundesglieder zu befürchten seien, obgleich sie endlich auch den preußischen Städten die Hoffnung gaben, man könne sich ja, wenn sich die Königin gerechten Foderungen nicht fügsam zeige, dann immer wegen einer gemeinsamen Verbindung gegen sie noch näher berathen, so gelang es ihnen dennoch nicht, die Städte Preußens von ihrer Ansicht abzubringen, denn diese wiesen alles mit der Erklärung zurück: wolle man zuvor die bedeutenden Kosten auf die Wehrrüstung verwenden und dann erst eine Ver-

bindung der Städte gegen die Königin versuchen, so könnten leicht, wenn man sich über diese nicht vereinigen könne, die erstern ganz nutzlos und ohne Erfolg sein. Sonach trennten sich also die preußischen Städte von der Theilnahme an der Ausführung des entworfenen Plans. Lübeck indeß, Stralsund und die übrigen erwähnten Städte sandten ihre Wehrschiffe, wie verabredet war, gegen Pfingsten auf die See aus und es gelang ihnen wenigstens einigermaßen, die Schiffahrt für den Sommer dieses Jahres gegen die Raubscharen mehr zu sichern, wiewol bei der Verminderung ihrer Streitkräfte die erwarteten größern Erfolge der völligen Säuberung der See nicht erreicht werden konnten.

Mittlerweile waren auch die Königin und die Mecklenburger den Hansestädten mit versöhnlichen Gesinnungen näher getreten. Erstere erklärte den Städten offen, daß sie einen viel zu großen Werth auf deren Freundschaft lege, als daß sie nicht sobald als möglich den Frieden hergestellt sehen möchte; sie legte daher den Städten den Wunsch nahe, daß auf einer von ihnen veranstalteten Zusammenkunft durch sie eine Vermittlung zur Beilegung aller Mishelligkeiten mit den Mecklenburgern eingeleitet werden möge, und um die Städte um so mehr dazu zu gewinnen, erbot sie sich bereit, die Bemühungen derselben zur Vertilgung der Seeräuber und aller derer, die dem gemeinen Kaufmanne in irgend einer Weise beschädigten, verletzten oder beleidigten, mit Rath und Beihülfe nach allen Kräften zu unterstützen. Die Hansestädte nahmen dies Anerbieten gern an und bestimmten einen Berathungstag zu Helsingborg im Juli des Jahres 1394, um da die nähern Friedensbestimmungen, namentlich auch in

Betreff der Freilassung des gefangenen Königs Albrecht weiter zu berathen. Die Mecklenburger aber fanden es jetzt um so mehr in ihrem Interesse, noch vor dieser Verhandlung mit der Königin sich mit den preußischen Städten und dem Hochmeister des deutschen Ordens über die zwischen ihnen obwaltenden Mishelligkeiten auszugleichen, um an ihnen in ihrer Stellung zur Königin einen festern Halt zu gewinnen. Es kam daher ein Vertrag zu Stande, nach welchem Herzog Johann von Mecklenburg und die Städte Rostock und Wismar jenen das Versprechen gaben: man wolle den, dem von Freundesland nach Freundesland fahrenden Kaufmanne von ihren, nämlich der Städte und des Herzogs Leuten, also auch von den Vitalienbrüdern zugefügten Schaden an Schiff und Gut, soviel davon noch vorhanden oder darüber auszuforschen sei, ausliefern und vergüten. Um fernern Schaden zu verhüten, wollten der Herzog und die beiden Städte allen ihren Hauptleuten und allen denen, die in ihrem Kriegsdienste nach Stockholm oder sonst wohin die See befahren, überall verbieten, den von Freundesland nach Freundesland segelnden Kaufmann in irgend einer Weise fortan zu beschädigen bei höchster Strafe am Übertreter dieses Verbotes. Wer forthin den Kaufmann an seinem Eigenthum verletze, diesen Friedensvertrag breche und flüchtig werde, den sollten ihre Hauptleute verfolgen, aufgreifen und gefangen einbringen, um über ihn Gericht ergehen zu lassen. Da endlich in diesem Friedensvertrage alle solche, die von Freundesland nach Freundesland segelten, eingeschlossen sein sollten, nur mit Ausnahme der offenbaren Feinde des Herzogs und der beiden Städte, so schien damit wenigstens der erste Schritt zur

Herstellung einer größern Sicherheit auf der See geschehen zu sein. Es hing freilich das Meiste vorerst noch davon ab, ob auch mit der Königin eine Ausgleichung gelingen, und ob die verschiedenen, auf der Ostsee noch wild und zügellos umherschweifenden Raubhaufen der Vitalianer sich jetzt noch viel um solche Verbote des Herzogs von Mecklenburg und seiner Städte kümmern oder ihr gewohntes Raubhandwerk nicht vielmehr nach wie vor fortsetzen würden.

Was das Erstere, eine friedliche Ausgleichung mit der Königin anlangte, so fand der aufgenommene Verhandlungstag zu Helsingborg wirklich statt und das Friedensgeschäft schien einen glücklichen Fortgang zu gewinnen, denn in der Berathung über die wichtigsten Bedingungen wegen der Freilassung des Königs, wegen der von den Hansestädten zu stellenden Bürgschaft, wegen Bestimmung einer Lösesumme und wegen Besetzung Stockholms verständigte man sich jetzt, da darüber schon viele Verhandlungen vorausgegangen waren, ziemlich leicht. Allein bevor man über die weitere Ausführung der angenommenen Bestimmungen noch ganz einig werden konnte, unterbrach ein zwischen Dänen und Deutschen bis zu Mord und Todschlag führender Zwist, in welchem selbst der Bürgermeister von Stralsund Gregor Schwerting ein Opfer seines Eifers ward, die weitern Verhandlungen und es kam daher, da sie erst später wieder aufgenommen wurden, jetzt noch zu keiner Einigung. Was aber das Seeräubervolk betraf, so kümmerte sich ein großer Theil gar nicht weiter um die politischen Streithändel zwischen den Monarchen und den Städten; sie achteten weder Gesetze noch Verbote; „aller Welt Feinde“, erkannten sie

keinen weitern Herrn über sich an, als den sie sich selbst setzten. Wo Raub zu finden, war ihre Heimat und somit war es die ganze See. Viele kamen nie wieder in die mecklenburgischen Seehäfen zurück und erhielten daher auch nicht einmal Kunde von den dort ergangenen Befehlen und Verboten. Allerdings aber gehörten nicht alle in diese Classe „des vermaledeiten und heillosen Volkes, der Teufelskinder", wie ein Chronist die größere Zahl der Vitalienbrüder bezeichnet.*) Es gab unter ihnen auch solche, die nicht von der wilden und schonungslosen Raub- und Rauflust hingerissen, sondern vielmehr dem nächsten Zwecke und der Bestimmung getreu, zu welchen sie den Mecklenburgern ihre Dienste angeboten, gegen ihre Feinde die Dänen den Kampf mit gerechtern Waffen führten. Zu ihnen gehörte z. B. jener Hauptmann der Vitalienbrüder Meister Hugo, von welchem die Geschichtschreiber unter andern eine Kriegslist erzählen, die nicht wenig dazu beitrug, den Namen der Vitalianer in respectvoller Achtung zu erhalten. Da Stockholm nämlich auch gegen den Ausgang des Jahres 1394 von den Dänen noch eng belagert und ringsum eingeschlossen war und unter den Bewohnern schon große Hungersnoth herrschte, so mußten Wismar und Rostock, wenn nicht bald eine Übergabe der bedrängten Stadt an den Feind erfolgen sollte, darauf denken, sie noch vor einbrechender starker Winterkälte so viel als möglich mit den nöthigen Lebensmitteln zu versorgen. Es wurden zu dem Zwecke acht große Schiffe mit allerlei Lebensbedürfnissen, Getreide, Früchten u. dgl. befrachtet, mit einer hinlänglichen Mannschaft von

*) Reimar Kocks Chron. bei Detmar B. I. 497.

Vitalienbrüdern versehen und die Führung derselben dem Hauptmann Hugo übertragen. Da die Überfahrt wegen widrigen Windes nur langsam von statten ging und die See bei plötzlich eintretender starker Kälte in der Nähe der Küste zufror, so war die Landung unmöglich und die Frachtschiffe mußten demnach in einer gewissen Entfernung von Schweden auf der See liegen bleiben. Sie froren bald ein, weil die Kälte in wenigen Nächten an Heftigkeit außerordentlich zunahm. Da nun aber die Dänen die See dort überall beherrschten, sich auf dem Eise den feindlichen Schiffen schon mehr und mehr nähernten und stürmische Angriffe auf diese zu befürchten waren, so mußte auf ein Mittel gesonnen werden, die Schiffe, denen das feste Eis keine Rückfahrt mehr möglich machte, auf irgend eine Weise gegen den Feind zu retten. Hugo sandte daher zur Nachtzeit auf der gefrornen See eine Anzahl seiner Vitalienbrüder ans Land in eine nahe gelegene Waldung, ließ dort eine bedeutende Menge Bäume und Gesträuch hauen und an die Schiffe heranschleppen. Dies alles wurde dann rings um die Schiffe aufgethürmt und fort und fort mit Wasser übergossen, sodaß sich auf diese Weise bald ein sehr starker Eiswall bildete, der die Schiffe von allen Seiten einschloß und unangreifbar machte. Dennoch wagten es die Dänen, auf dem fester gewordenen Eise sich den Schiffen zu nähern und gewisse Sturm- und Wurfmaschinen, die man Katzen nannte, anzurichten, um damit die Schiffe anzugreifen und zu vernichten. Da ließ eines Abends der Hauptmann in der Nähe der Schiffe, da wo der Angriff der Dänen zu fürchten war, das Eis in einer ziemlich bedeutenden Strecke einstoßen. Das Gewässer

fror in der Nacht nur leicht wieder zu und wurde mit Schnee bedeckt. Als darauf aber am andern Morgen die Dänen, mit dem allen unbekannt, mit eiligem Ungestüm ihre Maschinen den Schiffen zum Sturme näher bringen wollten, brach plötzlich das dünne Eis unter ihnen ein und alle sanken in die Tiefe, während die Vitalianer zum Spott von den Schiffen ihnen zuschrien: Kas, Kas!*) Seitdem wagte es der Feind nicht mehr die Schiffe weiter anzugreifen; sie blieben ruhig liegen, bis bei eintretendem Thauwetter es ihnen möglich ward, mitten durch die umherschwärmenden Feinde in den Hafen Stockholms einzulaufen und die Stadt mit Lebensmitteln zu versorgen.

Gibt uns dieses Ereigniß ein rühmliches Zeugniß von dem ausharrenden und standhaften Muthe dieser Vitalienbrüder, so erhalten wir aus dem Jahre 1394 durch eine von ihnen ausgehende kirchliche Stiftung auch einen Beweis, daß noch nicht alles in ihnen der Weltlichkeit verfallen und auf blos weltliches Dichten und Trachten gerichtet war, und daß wenigstens in Einzelnen zuweilen noch ein frommer Gedanke erwachte. Zehn Hauptleute der Vitalienbrüder nämlich, Herr Rambold Sanewitze und Herr Bosse von dem Kalende, die sich beide Ritter nannten, und Arnold Stucke, Nicolaus Mylges, Marquard Preen, die wir schon früher kennen gelernt, ferner Hartwich Sedorp, Lippold Rumpeshagen, Heinrich Lüchow, Bertram Stockeled und Schiffherr Joseph, welche als Knappen bezeichnet werden, stifteten in einer Kirche Stockholms mit „guter Leute Hülfe“ und aus ihren eige-

*) Wahrscheinlich: Katz, Katz! auf die Maschinen hindeutend.

nen Mitteln eine ewige Messe Gott zu Lobe, zu Ehren des heiligen Kreuzes, des heiligen Blutes, S. Georgs, S. Gertrude und aller Gottesheiligen und dankten damit Gott, der Jungfrau Maria und allen Heiligen, daß die göttliche Gnade sie vor ihren Feinden beschirmt und bewahrt habe. Der Priester Johann Osterburg, dem die zu der Messe vermachten Almosen und Renten überwiesen wurden, erhielt für sein Lebelang die Verpflichtung, in den Meßgebeten des Königs Albrecht, aller der Seinigen, der Stifter der Messe selbst und aller derer zu gedenken, welche sie vermehren und verbessern würden mit Worten und mit Werken. *)

Nun schmachtete König Albrecht schon fünf Jahre lang in trostloser Gefangenschaft und noch eröffneten sich auch mit dem Anfange des Jahres 1395 noch wenig erfreuliche Aussichten zu günstigern Verhältnissen. Überall durchschwärmten die See noch zahlreiche Scharen des wilden räuberischen Gesindels, von allen Seiten her hörte man noch Klagen über Klagen wegen Raub und Mord, theils auf der See selbst, theils an den verschiedenen Küstenlanden, in die das Raubvolk einfiel. Man entwarf daher auch schon in den ersten Tagen dieses Jahres in Lübeck von neuem den Plan zur Ausrüstung einer großen Zahl von Wehrschiffen, um für den Verlauf des Sommers der Schiffahrt und dem Handel wenigstens wieder einige Sicherheit zu verschaffen. Allein die Städte Preußens, obgleich von Seiten Lübecks abermals zur Theilnahme aufgefodert, versagten auch diesmal wieder ihre thätige Beihülfe; sie erklärten auch jetzt wieder: es

---

*) Suhm Historie af Danmark. IV, 585.

dünke ihnen völlig unnütz, so bedeutende Kosten auf die Befriedung der See zu verwenden, bevor nicht auf einem neuen Verhandlungstage sämmtlicher Hansestädte ein fester Plan zur Befreiung des Königs entworfen und mit kräftigem Ernste ausgeführt werde. Nur wenn dies erst gelungen sei und man dann noch es für nothwendig finde, die See durch eine Anzahl von Friedeschiffen zu säubern, versprachen sie mit ihrer ganzen Macht zu diesem Zwecke den übrigen Städten zu Hülfe zu stehen. Die Befreiung Albrecht's galt daher vorerst auch als das wichtigste Ziel, welches zu erreichen man von allen Seiten mit Eifer und Fleiß bemüht war. Es ward als ein wesentliches Verdienst des Hochmeisters des deutschen Ordens und der Städte in Preußen betrachtet, daß die Königin von Dänemark sich durch die Gunst und das Vertrauen, welches sie dem Meister in so hohem Maße schenkte, nach manchen Verhandlungen auf die zuletzt zu Helsingborg entworfenen Bedingungen zu Albrecht's Freilassung geneigt finden ließ. Es wurde daher auf Lübecks, Rostocks und Wismars dringende Bitte von ihm eine Tagesberathung zu Falsterbo eingeleitet, wo um die Osterzeit in Anwesenheit der Rathssendboten und Bevollmächtigten von Lübeck, Stralsund Greifswalde, der Städte Preußens, des Hochmeisters, der Mecklenburger und der Königin die nöthigen Bedingungen zur Grundlage eines Vertrags festgestellt wurden, der bald darauf am Fronleichnamstage zu Lintholm wirklich zu Stande kam und worin im Wesentlichen bestimmt ward: König Albrecht und sein Sohn Erich sollten von der Königin auf drei Jahre in Freiheit gestellt werden, um während dieser Zeit mit Letzterer eine Ausgleichung und Versöhnung zu be-

wirken; erfolge diese nicht, so sollten die sieben Hanse-städte, Lübeck, Stralsund, Greifswalde, Thorn, Elbing, Danzig und Reval dafür einstehen, entweder den König und seine Mitgefangenen wieder in die Hand der Königin zu liefern, oder ihr eine Schatzungssumme von sechzigtausend Mark Silbers zu zahlen, oder auch das Schloß und Gebiet von Stockholm frei und willig ihrer Gewalt zu übergeben. Stockholm solle deshalb sofort diesen Städten als Pfand in Besitz und Verwahr überliefert werden, damit es dann bei ihnen stehe, die Stadt der Königin einzuräumen. Im ersten Falle solle der Friede noch neun Wochen, im zweiten noch ein Jahr und im letzten für alle Zeit bestehen. Wer ihn aber binnen dieser Zeit brechen und verletzen, oder den Handel und Verkehr belästigen und hindern werde, solle einem strengen Gerichte unterliegen u. s. w. Die vier Städte Wismar, Rostock, Wisby auf Gothland und Stockholm mußten sich ausdrücklich verpflichten, ihre Häfen zu schließen und Niemanden ausfahren zu lassen, der die Königin oder den Kauffahrer zur See beschädigen könne. Stockholm ward bald darauf von den Städten besetzt und stark bemannt. Die Befehlshaberschaft über die Besatzung erhielt der Hauptmann Hermann von Halle aus Preußen. Albrecht und sein Sohn, ihrer Haft entlassen, durften sich sicher und frei nach Mecklenburg begeben, und Ersterer begab sich gern dahin, weil er seinem Anrechte auf einen Theil dieses Landes noch keineswegs entsagt hatte.

Durch diesen Friedensvertrag aber stellten sich nun auch die Verhältnisse der Vitalienbrüder ganz anders. Da Stockholm nicht mehr belagert und keine Zufuhr an Lebensmitteln dorthin mehr nöthig war, da ferner auch

der König Albrecht und alle Gefangenen ihre Freiheit wieder erhalten hatten, so verlor das Raubwesen. und Raubleben der Vitalienbrüder auch selbst den Schein einer gewissen Rechtmäßigkeit, den die Erlaubniß der Städte Rostock und Wismar zum Berauben und Plündern aller ihrer Feinde und Widersacher in gewisser Hinsicht dargeboten haben konnte, zumal nachdem jetzt diese beiden Städte jene Erlaubniß förmlich wieder zurücknahmen. So konnten also jetzt auch die Vitalianer nicht mehr wie bisher als Hülfsgenossen der mecklenburgischen Herren betrachtet werden; vielmehr galten sie fortan als offene Feinde alles Friedens, mit denen kein Waffenstillstand mehr abgeschlossen werden durfte. Es galt daher für sie, nunmehr einen Kampf auf Leben und Tod bis zu ihrer völligen Vertilgung.

Schon gegen Ende des April dieses Jahres hatten sich bedeutende Haufen von Vitalienbrüdern aus den Städten Wismar und Rostock, von einem Bruder des Herzogs Johann von Mecklenburg und einigen Rathsherrn aus Wismar geleitet, auf die See geworfen, um nach Gothland zu segeln und sich dieses Eilandes noch vor dem Abschlusse des erwähnten Vertrags und vor der Befreiung des Königs völlig zu bemächtigen. Der Rath von Rostock hatte dies verhindern wollen, allein die dortigen Haufen hatten den Wehrbaum gesprengt und waren mit Gewalt in die See ausgelaufen. Wahrscheinlich waren es diese Scharen oder doch ein Theil derselben, gegen welche zuerst Stralsund eine Anzahl Wehrschiffe aussandte, um den Schaden zu rächen, den die Bürger und Kaufleute der Stadt so vielfach seit kurzem wieder von den Raubgesellen erlitten hatten. Das Glück begün=

stigte sie auf alle Weise; mehre von den Raubschiffen wurden übergesegelt, eine ansehnliche Anzahl von Vitalienbrüdern todt geschlagen und einmal dreißig, dann wieder sechzig und einmal wieder hundert derselben gefangen genommen. Die meisten dieser Gefangenen setzte man nachmals auf einen Pferdestall aus und gab ihnen blos Brot und Wasser oder dünnes Bier, bis sie starben oder an den Füßen völlig verlahmten. Viele von ihnen wurden auch geköpft, denn jede Todesstrafe ward an ihnen darum schon gerecht gefunden, weil es längst schon in den Statuten der Hansestädte festgesetzt war, daß jeder Seeräuber unerbittlich mit dem Leben büßen und keiner gegen eine erbotene Lösesumme wieder freigelassen werden solle. Bald darauf erschien zwar ein Hauptmann der Vitalienbrüder mit einer Anzahl seiner Genossen in der Nähe von Stralsund, um den Tod seiner Freunde durch Raub und Mord zu rächen; allein es glückte den Stralsundern, den Räuberhaufen zu verjagen und den Hauptanführer Moltke nebst mehren andern ebenfalls gefangen zu nehmen. Einige Zeit nachher rüsteten auch die Lübecker eine Flotte von zwanzig großen Hauptschiffen mit einer Anzahl anderer Fahrzeuge gegen die Vitalianer aus und ließen sie, mit starker Besatzung bemannt, unter dem Befehle von vier Hauptleuten bis nach Michaelis hin in der See hin und herkreuzen, so daß im Laufe des Sommers sich nirgends ein Raubschiff auf der offenen See erblicken lassen durfte.

Völlig gesäubert indeß war die See auch jetzt noch keineswegs. Noch im Sommer kam dem Hochmeister in Preußen die Nachricht zu, daß eine große Schar von Vitalienbrüdern sich um den jungen Herzog Albrecht von

Mecklenburg versammeln solle, um die damaligen unruhigen Verhältnisse und Streithändel in Livland zu einem Einfalle zu benutzen, den Orden aus dem Lande entweder völlig zu vertreiben oder doch auf alle Weise zu belästigen und zu bedrängen, und es mochte nur der ernsten Warnung des Hochmeisters, welche dieser eiligst an den Herzog Johann von Mecklenburg, an die Städte Rostock und Wismar und an den Meister von Livland ergehen ließ, zuzuschreiben sein, daß der Plan nicht zur Ausführung kam. Ferner lagen auch mehre Haufen von Vitalienbrüdern theils noch mit Geleits- und Sicherheitsbriefen von den mecklenburgischen Herren, theils auch ohne diese in den Scheeren vor Stockholm und sie wichen von dort auch nicht, als bereits der Hauptmann Hermann von Halle die Stadt eingenommen und ihnen geboten hatte, die See zu räumen, weshalb er sich genöthigt sah, sich von den Städten aus Preußen einige große Wehrschiffe mit der nöthigen Mannschaft zu erbitten, um das trotzige, gefährliche Volk mit Gewalt aus den Scheeren zu vertreiben. Da überdies auch die Engländer und Flamländer jetzt bei den Hansestädten mit schweren Klagen über den Schaden auftraten, den sie bereits von den Seeräubern in früherer Zeit erlitten und immer noch zu erleiden hatten, und da endlich auch die Königin Margaretha von Dänemark von neuem nachdrückliche Beschwerden über die noch immer fortdauernden Belästigungen durch das Raubvolk theils bei den Hansestädten, theils beim Hochmeister in Preußen erhob, beiden ihre Hilfe erbietend, sofern eine neue Flotte von Wehrschiffen zur Vernichtung des räuberischen Gesindels ausgerüstet werden sollte, so beschlossen die Rathssendboten und Abgeordneten

der Städte auf einer Tagfahrt zu Lübeck im Herbst des Jahres 1395, in der Sache ans Werk zu greifen. Man entwarf den Plan zu einer abermaligen Wehrrüstung, wozu Lübeck zwei Schiffe mit 200 Mann, Hamburg ein Schiff mit 50 Mann, Stralsund ein Schiff mit 100 Mann, die Städte Preußens vier Schiffe mit 400 Wehrleuten, die livländischen ein Schiff mit 100 Wäppnern, Campen und die Städte der Süder-See und von Holland und Seeland zusammen zwei Schiffe mit 200 Wehrleuten stellen sollten. Unter hundert Wäppnern sollten wieder dreißig gute Schützen und diese mit starken Armbrüsten bewaffnet sein. Jedes Schiff sollte noch von einer Snycke und einer Schute begleitet werden. Man setzte eine bestimmte Zeit fest, in welcher sich die sämmtlichen Friedeschiffe zu Drakör und dann zu Bornholm versammeln sollten. Man beschloß zugleich, daß auch diejenigen Vitalienbrüder, die in des Königs Albrecht Wehre gelegen und seit dem Friedensvertrage den Kaufmann auf der See nicht weiter beschädigt hätten, kein ferneres Geleit mehr genießen sollten, sodaß überhaupt keinem Vitalianer der Aufenthalt in der See ferner mehr gestattet werden solle. Diesmal nahmen bereitwillig die preußischen Städte eifrigen Antheil an der Wehrrüstung, denn jetzt fanden auch sie es rathsam und nothwendig, alle Mittel aufzubieten, um die See von dem Räubervolke zu reinigen. Um ihnen die Kosten der Rüstung zu erleichtern, ließ der Hochmeister durch alle Städte seines Landes eine Bürger- und Vermögenssteuer erheben, wozu außerdem auch eine neue Erhebung des Pfundgeldes von den einlaufenden Schiffen angeordnet wurde. Auch bei der Königin von Dänemark suchte der Meister für den

Zweck zu wirken, indem er sie von den Maßregeln, welche die Hansestädte durch Ausrüstung von Friedeschiffen auszuführen beschlossen, genau unterrichtete, zugleich bittend, daß auch sie diese Maßregeln dadurch unterstützen möge, daß sie ihren Hauptleuten in den Osterlanden den Befehl ertheile, die Seeräuber forthin nicht mehr so zu hegen und zu beschirmen, wie nach dem, was er erfahren, bisher allerdings immer noch geschehen sei.

Als die Hauptleute der Vitalienbrüder die drohende Gefahr erkannten und bei diesem Zusammenwirken der Streitkräfte der Hansestädte, des Hochmeisters von Preußen und der Königin von Dänemark je mehr und mehr einsahen, daß in der zwischen deren Landen liegenden See ihres Bleibens nicht mehr lange sein könne, schien es ihnen rathsam, vorerst ihren Raub in weiterer Ferne zu suchen, denn den Entschluß, das Raubhandwerk ganz aufzugeben und in das friedliche Altagsleben zurückzukehren, ließ der Reiz des leichten und losen Fehdelebens bei keinem zu. So sammelte sich noch im Herbst des Jahres 1395 eine bedeutende Anzahl von Vitalienbrüdern in der Gegend von Wiborg. Sie mochten sich für solche ausgeben, die in der Wehre des Königs Albrecht von Schweden gestanden. Auf die Klage der Königin Margaretha ward dieser deshalb von Lübeck aufgefodert, dafür zu sorgen, daß von dem Volke weiter kein Schade geschehe; allein er leugnete, daß diese Haufen je zu seiner Wehre gehört hätten. Von dort segelte eine große Schar nach Bergen hinauf, wo der bedeutende Handel ihnen ansehnlichen Gewinn versprach. Unerwartet dort landend, erstürmten sie die Stadt mit leichter Mühe, Feuer und Schwert trieben den größten Theil der friedli-

chen Bewohner zur Flucht; alles wurde ausgeplündert und erst nachdem eine äußerst reiche Beute von Gold und Silber, Kleinodien und Kleidern, Hausgeräth und Fischen zu Schiffe gebracht war, zog das Raubvolk wieder von dannen und segelte nach Rostock und Wismar zu, wo sie beim gewinnsüchtigen Krämer bei den wohlfeilen Preisen ihrer Raubgüter immer noch vortheilhaften Markt fanden, denn es kümmerte, wie eine Chronik sagt, die Bürger dieser Städte wenig, ob das dargebotene Gut mit Recht oder Unrecht gewonnen sei.

Aber auch dort fanden die Raubscharen keinen sichern Aufenthalt mehr. Die Herzoge von Mecklenburg und die Räthe der beiden Städte wiesen sie mit strengstem Ernst aus ihren Häfen hinaus. Es theilte sich daher jetzt die große Schar in drei verschiedene Haufen. Der eine von ihnen, vierhundert Mann stark, segelte gegen Rußland hin und lief dort in die Nu oder in die Newa ein, wo ihm ein großer Raub zu Theil ward. Von dort wollten sie auf einem andern Wege zu Lande wieder rückwärts ziehen; allein es waren ihnen alles unbekannte Gegenden; keiner konnte die rechte Richtung finden; sie irrten auf der See hin und her; wo sie landeten, fanden sie undeutsche Leute, von denen sie nichts erfahren konnten, schlugen viele todt, beraubten sie ihrer Nahrungsmittel und ihres Viehes. Sie trieben sich dort in den Gewässern lange Zeit umher und erzählten nachmals von ihren Irrfahrten manche wunderliche Abenteuer, die uns die Chronisten überliefert haben. Unter andern berichteten sie: sie seien an das heilige Land gekommen, wo man unmäßig viel Volks gesehen; man habe gesagt, daß da die rothen Juden wären. Viele derselben hätten

sie am Ufer todtgeschlagen, aber ins Land zu ihnen einzusprengen, habe man nicht wagen dürfen, denn ihrer seien zu viele gewesen. Nicht weit von jener Gegend hätten sie wilde Menschen gefunden, die ganz mit Haaren bedeckt gewesen seien. Nachdem das Raubvolk dort lange in der Irre umhergezogen war, traf es endlich einen deutschen Menschen, der dorthin entführt worden war. Dieser zeigte ihnen an, welchen Weg sie einzuschlagen hätten, um nach der Richtung der Sonne die Heimat wiederzufinden. So kam endlich nach Jahresverlauf die Hälfte der Raubgesellen zu Land wieder zurück; die andere Hälfte hatten Hunger, Kämpfe und Krankheiten hingerafft. Wahrscheinlich war es Finnland, wo sie die behaarten Menschen gesehen haben wollten, denn daß sie dies Land besucht haben, wird uns auch von andern Chronisten berichtet. Lassen doch manche sie selbst bis Grönland, ja sogar bis an das kaspische Meer ihre räuberischen Irrfahrten ausdehnen. Wie weit sie eigentlich gekommen waren, konnten sie wol selbst kaum sagen, da ihnen Meere nnd Länder, Völker uud Sprachen völlig unbekannt waren.

Ein zweiter ansehnlicher Räuberhaufe warf sich hinaus in den atlantischen Ocean, in den biscayischen Meerbusen und in die spanischen Küstengewässer und brachte auch dort den Seefahrern lange Zeit manchen bedeutenden Schaden. Sonst wissen wir nichts von seinen übrigen Schicksalen. Wichtiger wird für uns ein dritter Haufe von Vitalienbrüdern, an dessen Spitze als Hauptleute Nicolaus Stortebecker, Gottfried Michaelis, gewöhnlich nur Godeke Michael genannt, Wichmann und Wigbold standen; sie liefen mit einer ansehnlichen Flotte und

zahlreicher Mannschaft nach Ostfriesland und fanden dort auch bald eine neue Heimat für ihr einträgliches Raubgewerbe. Kein Land an der Ost- und Nordseeküste war damals durch seine innern Verhältnisse zum Wohnsitz und Zufluchtsort zahlreicher Raubscharen so sehr geeignet, als die durchbrochenen Küstengebiete Ostfrieslands. Da sie eine Zeitlang der Hauptummelplatz der räuberischen Fehdezüge und Raubfahrten des Vitaliervolkes waren, so mag es erlaubt sein, zuvor einen Blick auf die innere Gestalt dieses Küstenlandes zu werfen. Fast alle Friesen ostwärts der Ems standen noch in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts unter der Herrschaft einzelner Häuptlinge; zu diesen gehörten die adeligen Familien Idzinga in Norden, Beninga in Grimmersum und Grothusen, die Allena zu Osterhusen u. a. Unter allen aber waren die angesehensten und zugleich die mächtigsten und begütertsten die vom Broke. Ihr Ahnherr, der norder Konsul Keno vom Broke, soll schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts von den Reiderländern zum Häuptlinge erkoren worden sein. Sein Enkel gleiches Namens, Hilmer's Sohn, hauste auf der festen Burg zu Oldeborg und führte den Titel eines Häuptlings vom Brockmerlande, Marienhaven und Aurichhaven. Er scheint der erste Häuptling des ganzen Brockmerlandes gewesen zu sein. Sein jüngster Sohn Ihmel folgte nach friesischem Rechte auf der Burg zu Oldeborg als Häuptling im Lande nur kurze Zeit und hinterließ nur eine Tochter Adda, deren Hochzeitfeier aber mit Folkmar Allena, dem Häuptling von Osterhusen, der erste Trauertag einer langen unheilvollen Zeit für ganz Ostfriesland war. Die Herrschaft über Brockmerland gebührte nach Ihmel's Tod

Keno's ältestem Sohne Occo, der aber zur Zeit im Kriegsdienste der Königin Johanna von Neapel stand und von dieser lange Zeit keine Entlassung und Erlaubniß zur Reise in die Heimat erhalten konnte, denn es soll sie eine heftige Liebesneigung an den frischen, rüstigen Ostfriesen gefesselt haben. Erst nachdem Occo's beide Schwestern die beschwerliche Reisefahrt vom hohen Norden bis nach Neapel bestanden, um Occo's Gebieterin um die Freilassung des Bruders zu bitten, ließ sich die Königin, zumal nachdem sie vernommen, daß der geliebte Junker mit einem Fräulein seines Landes verlobt sei, geneigt finden, ihm die Reise in die Heimat zu erlauben. Von ihr zum Ritter geschlagen und außerordentlich reich beschenkt, kehrte er im Jahre 1377 in seine väterlichen Lande zurück und trat alsbald als Häuptling die Herrschaft über Auricher- und Brockmerland an. Da brach die wilde Fehde aus, zu welcher Abba's Vermählung mit dem Häuptling Folkmar Allena zu Osterhusen den ersten Anlaß gegeben, denn auch dieser Häuptling erhob jetzt Ansprüche auf einen Theil der Lande, da Ritter Occo sich in den Besitz der ganzen väterlichen Erbschaft gesetzt und selbst einen Rechtsspruch nicht achtete, der wider ihn geschehen war und der Tochter Ihmel's, Abba, einen Theil des Landes zuerkannt hatte. Folkmar Allena warb Verbündete und er fand sie leicht, denn auch die Häuptlinge zu Emden, von Grimmersum, von Grothusen a. a. hatte Ritter Occo theils mehrer ihrer Besitzungen beraubt, theils auf andere Weise beleidigt. Auf seiner Seite stand nur sein Schwager Haro Ayelts, Häuptling zu Faldern. Dennoch gewann er, als es bei Loppersum zum Kampfe kam, den glänzendsten Sieg. Ganz Emserland erlag der Verheerung durch Feuer und

Schwert und die Fehde endete auch noch nicht, nachdem der Häuptling zu Faldern sich mit seinen Feinden versöhnt hatte, denn Ritter Occo hielt immer noch die ganze Erbschaft seines Vaters im Besitz und um sie sich noch mehr zu sichern, begab er sich nach Holland und übernahm vom Herzog Albrecht von Baiern, damals Grafen von Holland, ganz Auricher- und Brockmerland nebst mehren Schlössern als übertragenes Lehen zurück, ward also des Königs Vasall. Den Häuptling von Osterhusen aber schreckte dies nicht; er verstärkte seine Burgen, warb neuen Anhang bei den Schieringern und bei verwandten Häuptlingen und überfiel plötzlich Aurich. Occo, auf die dortige Burg geflüchtet, ward von ihm belagert und bald darauf meuchlerisch überfallen und ermordet im Jahre 1391. Seine Herrschlust, seine Macht und sein Vasallenverhältniß zum Herzog Albrecht Grafen von Holland hatten auf das Haus vom Broke in ganz Friesland großen Haß geladen. Der ganze Adel Ostfrieslands war ihm Feind, keiner aber mehr als der lange von Occo befehdete Propst Hisko, Häuptling zu Emden, der im Gröningerlande eine feste Burg und großen Anhang bei den Schieringern besaß. Mit der Macht und dem Reichthum des Hauses erbten auch jenen Haß Occo's beide Söhne, der unechtgeborene Witzeld oder Witzold, noch vor der Ehe erzeugt, und Keno, den Occo's Gemahlin Foelke geboren. Diese führte, so lange Keno noch minderjährig war, mit Witzold's Beirath als Vormünderin die Regentschaft über Brockmerland. Allein so hoch sie auch anfangs Witzoldn mit unbedingtem Vertrauen beehrte und so groß auch dessen Ansehen beim Herzog Albrecht von Holland war, so brachte doch bald Foelke's tyrannische Herrschaft und grausame

Gesinnung auch zwischen sie Hader und Zerwürfniß. Witzold, mit dem Plane beschäftigt, das väterliche Erbe allein in seine Hand zu bringen, verband sich mit dem Erzfeinde des Brockischen Hauses, dem Häuptling Folkmar Allena zu Osterhusen, sodaß das Haus vom Broke nun auch in sich selbst durch feindliche Kämpfe zerworfen war.

Während aber so Alles dem Hause vom Broke feindlich gegenüberstand, hatten auch vielfach die Häuptlinge der übrigen Lande sich in blutigen und grausamen Kämpfen verfolgt und im ganzen Lande war Zwietracht und Verwirrung. In Rüstringen lag der mächtige Edelmann Hayo Huseke auf seiner Burg bei Esenhamm in wilder Fehde mit Edo Wimken, dem hochangesehenen Häuptling der Rüstringer, und mit den Bremern, die er sich durch Kaperei ihrer Schiffe befeindet. Beide verbündet, schlossen den Feind in einer Kirche und im Schlosse zu Esenhamm ein; sie wurden erstürmt und Hayo Huseke büßte mit einem schrecklichen Tode, denn der Häuptling Edo Wimken, sein eigener Schwager, quälte ihn zuerst durch Hunger fast bis zum gänzlichen Verschmachten und ließ ihn dann mit härenen Stricken mitten durchsägen, zur Strafe, daß er selbst seine Gefangenen meist durch Stricke hatte erwürgen lassen. So war es selbst unter Verwandten damals oft der Zeiten Brauch. Aber auch über Edo Wimken's Leben ging bald der Unstern auf. Nachdem er lange mit Glück mit nahen Häuptlingen und ungehorsamen Edelleuten des Landes gekämpft, fand er es so wenig als die Hauptleute der Vitalienbrüder wider seine Häuptlingsehre, das einträgliche Gewerbe der Kaperei zur See zu betreiben. Den meisten Schaden fügte er den Holländern zu, die ihm lange schon, obgleich vergebens, auf der See auf-

gelauert, denn immer gelang es ihm, in seine gesicherten Häfen einzulaufen, bis er endlich dennoch durch List in die Gefangenschaft eines holländischen Capitains gerieth, der ihn mit nach Holland führte. Vier Jahre brachte er dort als Seeräuber im Kerker zu; nur eine sehr bedeutende Lösesumme seiner Unterthanen konnte ihm wieder die Freiheit verschaffen. Kaum aber frei geworden, begann er, um jene Lösesumme wiederzugewinnen, sein räuberisches Kriegshandwerk gegen die Holländer von neuem und nun mit doppeltem Eifer; er lag mit ihnen seitdem beständig im Kampfe. — So war durch innere Fehden und feindliche Zerwürfnisse seiner Häuptlinge Ostfriesland schon mehre Jahrzehnde hindurch voll stürmischer Bewegungen; dazu nun noch die Kriege zwischen den westerlauerschen Friesen und den Holländern, in welche auch die Ostfriesen mit hineingezogen wurden, dann auch die wilden Factionen und Parteiungen der Schieringer und Vetkoper, die sich mit Feuer und Schwert gegenseitig zu vernichten suchten. So in sich zerrissen, voll kriegerischer Stürme, in völlig aufgelöster Ordnung aller innern Verhältnisse lag Ostfriesland eben damals da, als durch den Friedensvertrag zwischen der Königin Margaretha und den Mecklenburgern und durch die Kraftanstrengungen der Hansestädte zur Säuberung der See den Vitalienbrüdern in den Ostseegewässern mehr und mehr die Aussicht entnommen ward, dort ihr seeräuberisches Gewerbe auch ferner noch in alter Weise fortbetreiben zu können. Welch anderes Land bot sich in seiner Eigenthümlichkeit als Küstenland, mit seinen Häfen, Kanälen und vorliegenden Inseln und selbst in seiner inneren Zerrissenheit und politischen Getheiltheit für ihr Raubhandwerk wol günstiger dar, als das der an See-

raub und Seekrieg schon seit alten Zeiten gewöhnten Friesen; sie kamen dahin und die Häuptlinge Keno vom Brockmerland, Edo Wimken von Rüstringen, Hisko Propst zu Emden, Enno von Norden, Witzold vom Broke, Haro Ayelts von Faldern, Folkmar Allena von Osterhusen, Enno Hails von Larrelt u. a. nahmen sie überall gerne auf, öffneten ihnen ihre Häfen zu freier Aus- und Einfahrt und ihre Schlösser und Burgen zu freiem und sicherm Auf- und Abzug, gestatteten ihnen bereitwillig auch Schiffe und andere nöthige Bedürfnisse, die sie durch Antheile an Beute und Raub sich reichlich vergüten ließen.

Durch diese Theilung und Zerstreuung der großen Masse des Vitaliervolkes hatte das Raubwesen auf der See nur noch an Ausdehnung zugenommen, denn befreit von den Seeräubern war die Ostsee auch jetzt noch keineswegs. Der schon früher erwähnte Hauptmann Arnold Stucke schwärmte im Herbst des Jahres 1395 immer noch an der Spitze einer ansehnlichen Schar von Vitalianern in den Gewässern der Ostsee umher. Hermann von Halle, der Hauptmann von Stockholm, hatte zwar mit ihm eine Art von Frieden abgeschlossen und ihm Geleitsbriefe gegeben; dennoch aber trieb der Raubhaufe Arnold Stucke's sein räuberisches Gewerbe nach wie vor, und auf Gothland fand er überall noch sichern Aufenthalt. Auch unter den Großen Schwedens gab es immer noch manche, die, mit der Ordnung der Dinge unzufrieden, das Vitaliervolk noch gerne an sich zogen und es auf ihren Schlössern und in ihren Gebieten hausten und hegten. Selbst der berühmte schwedische Ritter Algud Magnus, der als einer der Vollzieher des Testaments des schwedischen Reichs-Truchseß Bo Jonsson so bedeutend in die Umwandlung

der Verhältnisse Schwedens mit eingewirkt, hatte eine Schar von Vitalienbrüdern, die von den dänischen Küsten vertrieben war, gesammelt, um, wie Hermann von Halle fürchtete, die Scheren mit ihnen zu besetzen und dort allen fremden Schiffen die Einfahrt zu versperren. Auch selbst der oftmals reiche Seeraub, den die Freibeuter aus der See zurückbrachten, lockte manche vom Adel Schwedens viel zu sehr, als daß sie nicht gerne den Raubgesellen auf ihren Gebieten Schutz und Aufenthalt gestattet hätten. Aber auch in Wismar und Rostock und überhaupt an der mecklenburgischen Küste sah man es immer noch nicht ungerne, wenn reich beladene Raubschiffe dort anlangten, um für billige Preise ihre Raubgüter zu Markt zu bringen. Es fruchtete immer nur wenig, wenn sich Lübeck, wie im Anfange des Jahres 1396 geschah, im Namen der ganzen Hanse theils an die genannten beiden Städte und an den König Albrecht, theils auch an die Königin Margaretha mit der ernsten Mahnung wandte, mit strengeren Maßregeln den Friedensvertrag aufrecht zu erhalten und dafür zu sorgen, daß den Vitalianern nirgends mehr Aufenthalt gestattet und der Verkauf ihres Raubes erlaubt werde. Es erfolgten immer geneigte und gütige Antworten und in der Sache selbst blieb es stets beim Alten.

Zwar verließ im Frühling des Jahres 1396 wieder eine neue Schar von Vitalienbrüdern, denen Hermann von Halle während des Winters in der Gegend von Stockholm Geleit bewilligt hatte, die schwedischen Küsten und lief auf acht Karacken oder großen Schiffen mit einer Anzahl von Schuten unter der Anführung von acht Hauptleuten weiter hinauf in die nordischen Gewässer, um dort

ihr Glück an den Russen zu versuchen; sie hatte zuvor dem Hauptmanne von Stockholm „bei Treue und Ehre" geloben und schriftlich versprechen müssen, daß sie den Livländern und überhaupt dem Kaufmanne der Hanse auf keine Weise irgendwo Schaden zufügen wolle, denn der Hauptmann hatte, wie er selbst erklärte, sie auch schon deshalb nach ihrem Willen fahren lassen müssen, „weil er sie mit keinem Rechte davon abzuhalten vermochte." Allein auch dadurch hatten sich die Gefahren auf der See nur um ein Geringes vermindert. Man erkannte auch jetzt wieder die Nothwendigkeit, mit kräftigeren Mitteln einschreiten zu müssen. Außer Lübeck boten besonders die preußischen Städte nach Verhältniß sehr bedeutende Kräfte auf, um die See so viel als möglich zu säubern. Fünf dieser zuletzt genannten Städte rüsteten unter ansehnlichen Kosten eine Wehrflotte mit vierhundert trefflich bewaffneten Kriegsleuten aus; man zog zuvor von Lübeck Erkundigungen ein, wo sich die Haufen der Vitalienbrüder auf der See am zahlreichsten versammelt hätten. Die Städte Preußens fanden es auch jetzt nicht rathsam, daß man die Hülfe der Königin von Dänemark zur Befriedung der See in Anspruch nehme; es schien ihnen hinreichend, wenn die Königin sowol als König Albrecht nur thätiger dafür sorgten, daß das Vitaliervolk in ihren Landen nicht ferner mehr gehegt und geschützt werde. Nachdem man sich mit den übrigen Hansestädten darüber verständigt hatte, daß mit den Friedeschiffen zugleich auch die Flotten der Kauffahrteischiffe auslaufen, beide sich aber vorerst nicht voneinander trennen sollten, bis sie bei Gothland angelangt seien und dort die aus Preußen mit denen aus Lübeck und den andern Hansestädten sich vereinigt hätten, lichteten die

preußischen Schiffe im Anfang des Juni die Anker zunächst zur Fahrt nach Gothland hinüber. Es war kurz zuvor die Nachricht gekommen, daß dieses Eiland jetzt der Hauptsitz sehr bedeutender Scharen von Seeräubern geworden sei, daß sie dort mehre feste Castelle in Besitz genommen hätten und die Bewohner der Insel sie überall in Schutz und Schirm nähmen. Als indeß die Wehrschiffe aus Preußen unter der Führung ihrer Hauptleute Johannes Mekelfeld und Wilhelms von Oringen in der Nähe von Gothland anlangten, fanden sie dort nur die Friedeschiffe von Lübeck unter der Anführung des lübeckischen Hauptmannes Heinrich Gildehusen, denn die übrigen Seestädte waren wiederum saumselig geblieben. Allein es glückte ihnen doch, theils auf der offenen See eine ansehnliche Zahl von Seeräubern aufzugreifen, theils sich auch bei Hoborg zweier großer und stark bewaffneter Raubschiffe, die eine bedeutende Schar von Raubgefährten zur Besatzung hatten, zu bemächtigen. Man nahm sie mit nach Wisby, um dort näher zu erfahren, welcherlei Leute es wären und dann über sie Gericht zu halten. In Wisby aber traten zahlreich Seefahrer und Kaufleute aus Preußen, Holland und Dortmund als Kläger über die Raubthaten der Gefangenen auf. Vor Gericht bekannten mehre der Raubgesellen selbst, daß sie vor kurzem erst zwei große Schiffe auf der See aufgegriffen, zwanzig Mann von ihrer Besatzung über Bord geworfen und alle übrigen ermordet hätten. Man ließ daher sofort alle gefangenen Seeräuber ohne weiteres hinrichten, ihren Raub vertheilen und ihre Schiffe verbrennen.

Man kam indeß hiebei auch mit der Königin von Dänemark wieder in neue mishellige Berührungen. Auf

die Klagen einer großen Zahl von Bürgern und Kaufleuten aus Kalmar über die vielfältigen Beraubungen ihrer Schiffe auf der See hatten die Hauptleute von Kalmar und Bornholm Andreas Jacobson, Byon Olavson und Hans Nickelson in Verbindung mit der Bürgerschaft von Kalmar ebenfalls eine Anzahl Wehrschiffe ausgerüstet und unter andern auch mit achtzig wehrhaften kalmarischen Bürgern bemannt. Da auch sie die Nachricht erhalten hatten, daß jetzt Gothland der Hauptsitz der Räuberhorden der Ostsee sei, so waren sie gerades Weges vor Wisby gesegelt und hatten die Stadt zur Hülfe aufgefodert, um das Raubvolk auf dem bei Wisby liegenden Schlosse und überhaupt auf dem ganzen Eiland anzugreifen und zu vertreiben. Da indeß auch die Bewohner Wisbys es entweder ebenfalls mit den Räuberscharen hielten oder durch Theilnahme an ihrer Bekämpfung ihre Rachsucht nicht gegen sich aufreizen wollten, so versagten sie ihre Beihülfe und die dänischen Hauptleute mußten sich begnügen, einige Raubhaufen auf der Insel anzugreifen und die übrigen zu zwingen, auf ihren Schiffen die Flucht zu versuchen, wobei aber eine bedeutende Anzahl der Ihrigen verwundet worden war. Auch die preußischen Friedeschiffe, die bereits in der Nähe lagen, hatten die Dänen nicht weiter unterstützt, weil man in Preußen immer schon einer Verbindung mit den Dänen zur Befriedung der See entgegen gewesen war. Dazu kam nun noch, daß unter den von den Friedeschiffen aufgegriffenen und verbrannten Schiffen auch einige dänische gewesen waren, die man für seeräuberische gehalten hatte; das eine davon hatte zu jenen Wehrschiffen aus Kalmar gehört. Die Königin beschwerte sich darüber beim Hochmeister und bei den Dan=

zigern mit dem ernstesten Nachdruck und erhob an beide Ansprüche, die mehre Jahre hindurch Anlaß zu vielfachen Verhandlungen gaben.

Diese Uneinigkeit, dieses mistrauische Verhältniß zwischen den Deutschen und Dänen und der Mangel an Theilnahme der übrigen Hansestädte waren Schuld, daß man nichts von Wichtigkeit gegen die auf Gothland zahlreich hausenden Vitalienbrüder unternehmen konnte, und daß überhaupt die ganze Wehrrüstung ihren Zweck bei weitem nicht erreichte. Statt die Räuberscharen auf dem Eiland anzugreifen, wozu man sich nicht stark genug fühlte, segelten die Wehrschiffe aus Preußen und Lübeck zuerst nach Bornholm, dann weiter westwärts nach Möen und von da an die Mündung der Warnow und vor den Hafen von Golvitz, um etwa dort versteckte Seeräuber aufzusuchen. Endlich liefen sie auch durch den Sund hinauf, um auch dort die Gewässer zu säubern, denn die Königin von Dänemark hatte dem Hauptmann Hermann von Halle gemeldet, daß sich an den dänischen und schwedischen Küsten immer noch bedeutende Raubscharen versteckt hielten, die mit dem Plane umgingen, bei einer irgend günstigen Gelegenheit sich vor Stockholm zu legen und dieses abzuschließen. Manche dieser Raubhorden wurden zwar aus ihren Schlupfwinkeln verscheucht; allein an einem Orte vertrieben, sammelten sie sich bald dann wieder an einem andern. So vernahm man jetzt, daß sich wieder neue Haufen des Raubgesindels, nachdem sie großen Schaden auf der See verübt, ins Gebiet des Grafen von Oldenburg geflüchtet und bei ihm Schutz gefunden hätten und daß auch des schwedischen Königes Albrecht Sohn, Herzog Erich, der sich nach Gothland begeben

hatte, um von dort aus bei günstiger Gelegenheit seine Ansprüche auf Schweden geltend zu machen, neue ansehnliche Rotten von Vitalienbrüdern um sich versammele, mit deren Hülfe er seine Gegner bekämpfen wolle.

Sonach eröffnete sich auch im Jahre 1397 noch keine Aussicht, daß die für Handel und Schiffahrt so nothwendige Ruhe und Sicherheit auf der See hergestellt werden könne; vielmehr ward das Unwesen des fortwährenden Seeraubes für die Hansestädte auch dadurch noch verderblicher, daß nun auch die Engländer der Seeräubereien wegen den erwähnten Städten feindlich gegenübertraten. In Ostfriesland nämlich hatte sich seit einiger Zeit die Zahl der Vitalienbrüder außerordentlich vermehrt theils vorzüglich unter dem Schutze des Propstes Hisko zu Emden, theils auch unter der Begünstigung der Regentin im Brockmerland Foelke und ihres Sohnes Keno vom Broke, sowie nicht minder auch auf den Schlössern Witzold's vom Broke. Stellte doch dieser Letztere allein in diesem Jahre bei seinem Kriege gegen die Holländer nicht weniger als sechshundert Vitalienbrüder unter seine Fahnen. Die vier Schlösser im Brockmerlande, das zum Broke und die zu Wittmund, Aurichhaven und Marienhaven waren ganz von ihnen besetzt. Bei Marienhaven hatten sie die Einfahrt befestigt und vier große gewölbte Pforten mit einer hohen Mauer erbaut, denn ein jetzt verschlammtes Tief ging damals bis an Marienhaven heran; dahin brachten sie ihren ausgeladenen Seeraub auf kleineren Schiffen. Daher hieß noch in spätern Zeiten diese Niederung Stortebecker's Tief, von dem schon früher erwähnten Hauptmanne der Vitalienbrüder Nicolaus Stortebecker so genannt. Der bei Marienhaven von ih-

nen erbaute oder doch erhöhte Thurm mochte ihnen als Warte dienen. Von diesen festen und sicheren Zufluchtsorten aus schwärmten sie dort im Sommer nach allen Richtungen hin. Kein Kauffahrer, er mochte aus Flandern, aus den drei nordischen Reichen oder aus den Hansestädten kommen, war vor ihnen mehr sicher. Aber auch die Engländer hatten vielfältig von ihnen schon bedeutenden Schaden erlitten; so fingen die Seeräuber auch in diesem Jahre ein englisches Kauffahrteischiff auf, welches mit Bunt- oder Rauchwerk und Wachs befrachtet war, woraus die Räuber die Summe von achttausend Nobeln lösten, wiewol der Werth der Ladung wol zehnmal so groß war. Natürlich kam es auch hierüber zu vielen ernsten Klagen. Richard II. von England erlaubte daher den englischen Kaufleuten, sich ihres Schadens an dem Gute und den Schiffen der Hansestädte, wo sie sie fänden und wie sie könnten, zu erholen. Die Kaufwaaren der Hanse wurden bald in allen Städten Englands, wo man durch die Seeräuber Verluste erlitten, ohne weiteres mit Beschlag belegt und häufig auch die deutschen Schiffe auf der See von den Engländern aufgegriffen und ihrer Ladung beraubt. Zwar ersuchten die Hansestädte den König um Wiederaufhebung dieses Gebotes, welches die ganze bisherige Handelsordnung umwarf, ihm vorstellend, daß auch sie selbst schon längst dem Seeraub die bedeutendsten Opfer hätten bringen müssen, woraus schon zu ersehen sei, daß sie an der Beraubung seiner Unterthanen unschuldig seien. Allein da man in England wußte, daß das Unwesen der Vitalianer von den Städten Wismar und Rostock aus zunächst so großen Vorschub erhalten hatte und diese Städte mit dem Hansebund verschwestert

waren, so ließ man sich dort auf keine Weise bedeuten, daß das Raubhandwerk dieser Piraten den Bund gar nichts angehe; man glaubte vielmehr, die Hanse begünstige es, um den Seehandel Englands zu beschränken und zu bedrücken.

Es war somit für die Hansestädte ein neues Interesse eingetreten, um die See von dem wilden Ungeheuer, welches mit tausend Rachen seine Beute erfaßte, wo möglich zu befreien. Man hielt daher auch in diesem Jahre 1397 einen neuen Verhandlungstag zu Lübeck, um sich über zweckmäßige Mittel zu berathen. Auch die Königin von Dänemark hatte von neuem Beihülfe versprochen; Hamburg und Lübeck gaben sich auch alle mögliche Mühe, eine abermalige Seerüstung zur Vertilgung des Raubvolkes zu Stande zu bringen. Allein so viel man sich auf der erwähnten Tagfahrt über die Zahl der zu stellenden Schiffe, über die Art ihrer Ausrüstung u. dergl. hin und her besprach, so kam es doch zu keinem festen Beschlusse und man schob die Unternehmung auf eine spätere Zeit hinaus. Die preußischen Städte hatten an der Berathung nicht einmal Theil genommen. Da somit für dieses Jahr wenig oder nichts zur Befriedung der See zu erwarten war, so mußte man zur Sicherheit der Kauffahrer auch in Preußen wieder zu dem Beschlusse zurückkehren, daß man, bevor die Friedeschiffe nicht von neuem auslaufen könnten, im Jahre nur zu drei mit den Kaufleuten in Flandern, Holland und England verabredeten Zeiten mit größeren Flotten, mit der ersten zu Ostern, mit der zweiten zu Pfingsten und mit der dritten zu Mariä Himmelfahrt die offene See befahren dürfe, was natürlich die Handelsthätigkeit immer sehr beengte und be=

schränkte. Allein es drängte sich doch auch wieder im Verlaufe dieser Zeit doppelt schwer die Nothwendigkeit auf, daß, wenn nicht mehr und mehr alles Handelsleben erdrückt und erstickt werden sollte, größere Kräfte zur Vernichtung des Raubvolkes aufgeboten und zu gemeinsamem Zusammenwirken vereinigt werden müßten. Die Danziger hatten wiederholt auf der See durch Wegnahme und Beraubung ihrer Schiffe bedeutende Verluste erlitten, denn die Vitalienbrüder auf Gothland waren so kühn, daß sie sich nicht selten sogar bis auf die danziger Rhede wagten, um dort ihren Raub einzufangen. Ließ doch selbst der Herzog von Pommern, der im Jahre 1397 mit dem Orden in Preußen im Streite lag, den Vitalienbrüdern, welche Kauffahrer aus den Ordenslanden beraubt hatten oder noch berauben wollten, freie Aus- und Einfahrt in seine Häfen, ins neue Tief bei Rügen und in die Peene zusichern, gestattete ihnen dort freien Markt für ihren Raub und begünstigte sie auf jede Weise, wenn es darauf ankam, dem Orden oder dessen Unterthanen dadurch empfindliche Verluste zu bereiten. Schonend warnte der Hochmeister den Herzog mit den Worten: er könne kaum glauben, daß dies alles den Raubgesellen mit des Herzogs eigenem Wissen und Willen zugestanden worden sei. Schärfer war seine Rüge an die Stadt Stralsund, da er erfahren hatte, daß auch dort die Seeräuber mit ihrem geraubten Gute Zugang in den Hafen und die Stadt erhalten und ihre den Unterthanen des Ordens abgenommene Beute dort größtentheils verkauft hätten. Der Meister erließ daher an die Städte Stettin, Wolgast, Greifswalde u. a. die dringendste Auffoderung, allen ihren Einfluß anzuwenden, um dem räuberischen Unwesen an den

pommerschen Küsten zu steuern, weil, wenn ihm nicht bei Zeiten vorgebeugt werde, leicht noch viel schlimmere Folgen daraus hervorgehen könnten. Auch den Städten Wismar und Rostock wurde auf einer Tagfahrt zu Lübeck im Herbst des Jahres 1397 wiederum der Vorwurf gemacht, daß, ungeachtet ihres im Friedensvertrage gegebenen Versprechens, ihre Häfen für alle, welche den Seefahrer beschädigen würden, zu schließen, dennoch wiederholt aus diesen ihren Häfen Raubgesellen ausgesegelt seien, die bereits dem Seehandel bedeutende Verluste gebracht hätten. Freilich leugneten die beiden Städte, daß dies von ihren Häfen aus geschehen sei; allein dem mochte sein, wie ihm wollte: man sah immer mehr ein, daß durch solche Verbote, den Seeräubern keinen Aufenthalt, keinen Markt, keinen Schutz und Schirm zu gestatten, nirgends viel gewonnen werde; man erkannte, wie schon gesagt, immer dringender die Nothwendigkeit, durch ernste und mehr durchgreifende Maßregeln auf gänzliche Vertilgung des Übels hinzuarbeiten. Trotz der Warnung des Hochmeisters hatte ja doch der Herzog Barnim von Pommern vom Herbst an und den ganzen Winter über einer großen Rotte von Vitalienbrüdern den Aufenthalt im Hafen Peene gestattet, und man hörte bereits, daß sie ihr Raubgewerbe an den preußischen Seefahrern auch im Frühling wieder fortzusetzen gedächten.

Schon diese Umstände hatten die Seestädte wieder zu dem Beschlusse bewogen, von neuem eine starke Wehrmacht auszurüsten und sie auf die See auszulegen, um sie so viel als möglich von den Piraten zu reinigen. Es wurde eine Tagfahrt zu Lübeck ausgeschrieben und alle Hanseglieder dringend dahin eingeladen, weil man ent-

schlossen war, die Sache jetzt mit allem möglichen Ernste anzugreifen. Die Städte Preußens ersuchten daher schon gegen Ende des Jahres 1397 ihren Landesherrn, zu einer abermaligen Ausrüstung einer Anzahl von Friedeschiffen das Pfundgeld wieder erheben zu dürfen. Auch die Königin Margaretha von Dänemark bot von neuem ihre Hülfe dar; sie wies die Hansestädte besonders auf den Hochmeister von Preußen hin, um die Unternehmung mit Erfolg auszuführen; er müsse an die Spitze des Ganzen treten und von ihm müßten die von den einzelnen Städten aufgebrachten Streitkräfte vereinigt und nach einem festen Plane verwandt werden; nur dann sei auch ein erwünschter Erfolg zu erwarten.

Der Hochmeister Konrad von Jungingen aber hatte bereits seinen Plan entworfen, der freilich ein anderer war, als die Königin sich dachte. Wiederholt schon hatte er den Herzog Erich von Mecklenburg, der, wie wir hörten, sich nach Gothland begeben, ersucht, dort die nöthigen Maßregeln zu ergreifen, um die preußischen Seefahrer gegen die Räubereien der Vitalienbrüder aus Gothland sicher zu stellen, und als Erich im Jahre 1397 starb und seine Witwe Sophie, des Herzogs Bogislav VI. von Pommern Tochter, den Hauptmann Swen Sture, der immer schon die Raubzüge der Vitalianer von Gothland aus begünstigt und geleitet, zum Verwalter des Eilandes einsetzte und die Zahl der Seeräuber sich unter ihm noch ungleich stärker vermehrte, weil er allen, die sich dorthin flüchteten, für die Hälfte des eingebrachten Raubes Schutz und Sicherheit gewährte, hatte der Hochmeister das nämliche Gesuch auch an den König Albrecht ergehen lassen, denn da in dem früher erwähnten Friedensvertrage über

den Besitz Gothlands nichts bestimmt worden war, so galt dieser noch als Herr der Insel. Albrecht's Antwort indeß, daß die Zahl der Seeräuber dort viel zu groß und das Eiland schon zu sehr von ihnen überwältigt ei, als daß es in seinen Kräften stehe, sie dort zu vertreiben, hatte den Hochmeister überzeugt, daß keine andere Rettung gegen das freche Raubvolk mehr übrig sei, als sich Gothlands zu bemächtigen und dieses arge Nest der Raubhorden zu säubern.

In diesem Plane bestärkte den Hochmeister auch noch folgender Umstand. Schon im Sommer des Jahres 1396 war es der Königin von Dänemark gelungen, den schwedischen Reichsrath dahin zu vermögen, den jungen Herzog Erich von Pommern, einen Sohn ihrer Schwestertochter Marie, die mit dem Herzog Wratislav VII. von Pommern vermählt war, nachdem er bereits vorher zum künftigen Beherrscher Dänemarks und Norwegens ernannt worden, zum König von Schweden zu erwählen und ihm zu huldigen. An Margaretha's Namenstage im Jahre 1397 war auch schon zu Kalmar die berühmte Union geschlossen, welche für die Zukunft die drei nordischen Reiche unter einem gemeinschaftlichen Scepter vereinigen sollte. Dies sahen aber die Mecklenburger als eine Verletzung der Ansprüche Albrecht's auf den schwedischen Thron an, denen er noch keineswegs entsagt hatte. Da nun Stockholm, weil König Albrecht auf die Auffoderung der Hansestädte wegen Entscheidung für eine der drei ihm gestellten Bedingungen sich für keine bestimmt erklärt hatte, nach Laut des Vertrages schon an die Königin übergeben worden war, so suchten die Mecklenburger vorerst wenigstens noch Gothland zu behaupten, um von da aus wo möglich ihren

Anrechten auf die Krone Schwedens Geltung zu verschaffen. Herzog Johann von Mecklenburg führte daher noch im Spätherbst des Jahres 1397 eine bewaffnete Macht nach dem Eiland hinüber; allein seine Waffen hatten wenig Glück, denn der Hauptmann Swen Sture wirkte ihm an der Spitze der Vitalienbrüder mit aller Kraft entgegen. Zwar suchte auch der Herzog einen Theil dieser streitlustigen Piraten an sich zu locken, indem er ihnen, sofern sie ihm in seinem Kriege Hülfe leisten würden, sicheres Geleit versprach; da indeß der Erfolg seinen Wünschen nicht entsprach, so wandte er sich mit einem Hülfsgesuch an den Hochmeister Konrad von Jungingen, wozu ihm dessen Klagen über den Seeraub, der von Gothland aus verübt werde, erwünschten Anlaß darboten. Es thue ihm leid, ließ er dem Meister durch den an ihn gesandten Ritter Konrad von Görtzen entbieten, daß das Raubwesen von Gothland her dem Orden und dessen Unterthanen bisher so großen Schaden gebracht; er sei daher, um diesem Unwesen zu wehren, nach dem Eiland übergezogen, und alle Hauptleute, die er dort gefunden, hätten ihm das eidliche Versprechen gegeben, ihm mit aller ihrer Macht zur Unterdrückung der Seeräuber beizustehen. So viel er vermöge, werde er alles thun, um den Schaden vergüten zu helfen, der bisher von Gothland her geschehen sei. Den gerechtesten Unwillen aber habe es erweckt, daß die Königin während des bestehenden Friedens einen König in Schweden in dem Herzog Erich aufzustellen gewagt; er habe diesem den Frieden aufgekündigt und deshalb auch die Vitalienbrüder auf Gothland zu sich eingeladen, jedoch nur ihm den Krieg zu Lande und namentlich im Reiche Schweden, keineswegs auf der See mit

führen zu helfen; darum habe er ihnen auch sicheres Geleit versprochen, und es werde dies auch sicherlich dazu beitragen, die See mehr zu befrieden. Der Hochmeister indeß theilte diese Ansicht keineswegs. Statt dem Herzog die erbetene Hülfe zuzusagen, oder auch nur zu erlauben, daß aus seinem Lande Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse nach Wisby und auf die Schlösser in Gothland zugeführt werden dürften, antwortete er ihm mit bedrohlichem Tone: wie man es mit dem Seeraub, mit dem Friedensbruche und mit Denen, welche Seeräuber und Friedensbrecher häuseten und hoften, zu halten habe, das sei alles in den Verhandlungen zwischen dem Könige Albrecht und der Königin begriffen und bestimmt. Ihm stehe es nicht zu, außer diesen Verhandlungen und den darüber abgefaßten Briefen mit Jemand noch andere Verhandlungen einzugehen, sondern er müsse es dabei bleiben lassen, wie es begriffen sei. Auch gehe die Sache keineswegs den Orden allein, sondern zugleich auch alle Hansestädte an. Und weil er des Seeraubes wegen alle Ausfuhr aus seinem Lande verboten habe, so könne er auch keine Zufuhr von Lebensmitteln nach Gothland gestatten. Zu gleicher Zeit wies er auch das wiederholte Anerbieten der Königin von Dänemark, ihn bei seiner etwanigen Unternehmung gegen die Seeräuber mit ihrer Seemacht unterstützen zu wollen, mit dem Bedeuten zurück, die Sache gehe nicht ihn allein, sondern überhaupt alle Glieder der Hanse an; deshalb sei eine Tagfahrt zu Lübeck anberaumt, wo man alles näher berathen und der Königin dann auch über ihre Beihülfe Bescheid geben werde.

Jetzt beschloß aber der Hochmeister, seinem Plane zur Eroberung Gothlands und zur Vernichtung der dortigen

Räuberscharen mit schnellern Schritten entgegenzugehen. Er fand sowol in einem Ordenskapitel als auf einer Tagfahrt zu Marienburg, wo er mit den Gebietigern und den Abgeordneten der preußischen Hansestädte die Unternehmung in reifliche Berathung zog, diese wie jene zu allen Opfern und Anstrengungen bereitwillig. Es ward alsbald mit großer Eile eine Flotte von mehr als achtzig großen und kleinern Schiffen ausgerüstet, welche vier- bis fünftausend Kriegsleute, zum Theil auch Reiterei mit dem nöthigen Geschütz nach Gothland übersetzen sollte. Als eigentlichen Zweck der Unternehmung stellte der Hochmeister die Säuberung der See hin, die Flotte nannte er daher auch Friedeschiffe, und wie dies nicht ohne Absicht, so sandte er um dieselbe Zeit auch einen Botschafter nach Deutschland, der an den dortigen Höfen auseinandersetzen mußte, wie viel der Orden schon seit langen Zeiten durch die Vitalienbrüder von Gothland aus gelittten, wie gefährlich sie ihm vor einigen Jahren schon in dem Streite mit dem Bischofe von Dorpat wegen des Erzbisthums Riga geworden, indem sich dieser mit einer Schar von Vitalienbrüdern, die sich zum Raube nach Livland gezogen, verbunden gehabt, und wie jetzt auch die Herzoge von Pommern ebenso mit diesen Piraten zum Verderben des Ordens in Verbindung ständen und sie hauseten und hegten.

Nachdem sich auf diese Weise Konrad von Jungingen wegen seines Unternehmens vor der Welt gerechtfertigt, lief die Flotte, aufs trefflichste gerüstet, in der Mitte des März von Danzig aus, langte glücklich, während im Lande Gebete für ihre Erhaltung angeordnet wurden, bei Gothland an und legte sich ohne Schwierigkeit in den

Hafen Garn, in dessen Nähe das feste Raubschloß Landskron, ein Hauptsitz der Vitalianer, stand. Die Landung gelang. Funfzig Ordensritter, die der Meister mitgesandt, stellten sich an die Spitze des Kriegsvolkes und sprengten ins Land ein. Auf die Nachricht, daß Swen Sture sich mit den Vitalienbrüdern in die Stadt Wisby geworfen, wo auch Herzog Johann von Mecklenburg mit Erich's Witwe sich aufhielt, und daß er bereits sich der Thore und Thürme der Stadt bemächtigt habe, um sich hier zu vertheidigen, rückten die Hauptleute und Ordensgebietiger gegen sie an. Tiefer Schnee aber machte es unmöglich, das schwere Geschütz herbeizubringen und die Stadt durch eine Belagerung zu gewinnen. Man ließ sich in Unterhandlungen ein, welche Herzog Johann entgegenbot. Es fand drei Meilen von der Stadt am Hafen Garn eine Zusammenkunft zwischen dem Herzog, Swen Sture, den Bürgermeistern von Wisby und den Ordenshauptleuten statt. Man machte dem Erstern manche Vorwürfe darüber, daß er den Seeräubern Schutz und Herberge gewähre, und foderte ihn auf, er solle über sie Gericht halten und sie nach Gebühr bestrafen. Er erwiderte indeß: er sei ihrer nicht mächtig, denn sie hätten mehr Macht, über ihn zu richten, als er über sie. Während man dann aber über die Foderung der Ordenshauptleute, daß Wisby vom Herzoge und den Vitalianern den Hauptleuten eingeräumt werden solle, bis sich der Hochmeister mit dem Könige Albrecht über das Weitere vereinigt habe, mehre Tage lang unterhandelte, brannte und brach das Ordensvolk drei Raubschlösser auf dem Eilande nieder, die Flotte segelte mittlerweile vor Wisby, ein Theil der Kriegsmacht umzingelte die Stadt zu Land und es gelang, sich

ihrer mit Gewalt zu bemächtigen. Nachdem Swen Sture mit mehr als vierhundert seiner Raubgesellen die Flucht ergriffen und alle auf dem Eilande gefangenen Vitalienbrüder gemordet und enthauptet waren, verstand sich Herzog Johann zu einem Vertrag mit den Hauptleuten, worin im Wesentlichen bestimmt wurde: die Stadt Wisby, die Häfen und das ganze Gebiet von Gothland sollten fortan dem Hochmeister, seinem gesammten Orden und allen den Seinigen zu ihrem Orloge offen stehen auf ewige Zeit. Wie sich der Meister mit dem Könige Albrecht darüber weiter vereinigen werde, wolle Herzog Johann es genehmigen. Auch dem gemeinen Kaufmanne der Hanse solle Wisby mit seinem Hafen forthin stets geöffnet sein, um von da aus die See zu befrieden. Nach Ostern sollten Stadt und Land von allen Denen geräumt sein, welche dem Orden, seinen Unterthanen und dem gemeinen Kaufmanne je Schaden zugefügt hätten; nach dem aber solle Keinem mehr sicheres Geleit gewährt sein, weder in der Stadt noch auf dem Lande. Wer den Orden oder die Seinen und den Kaufmann forthin noch beschädige, solle mit der höchsten Strafe gerichtet werden. Alle noch vorhandenen Raubschlösser, aus denen des Ordens Leute und der Kaufmann Schaden erlitten, sollten niedergebrannt und nie wieder aufgebaut werden. Alles geraubte Gut, als Schiffe und Kaufwaaren, die man in der Stadt, in den Häfen und auf dem Lande finde, sollten Denen anheimfallen, die dazu ihr Recht erweisen würden. So war Gothland nun in des Ordens Gewalt; das Raubnest war zerstört. Nachdem man dann auch für die Vertheidigung Wisbys die nöthigen Anordnungen getroffen, zweihundert Bewaffnete mit hundert

Pferden unter dem Befehle von drei Hauptleuten dort als Besatzung zurückgelassen, kehrte die Flotte größtentheils wohlbehalten nach Preußen zurück.

Dabei aber durfte man nun nicht stehen bleiben, um das höhere Ziel, die gänzliche Befreiung und Säuberung der See von dem wilden Raubgesindel zu erreichen, denn es hatten sich aus Gothland wieder eine Menge dieser Raubgesellen auf die offene See geflüchtet, um ihr Raubgewerbe fortzusetzen. Um diese Flüchtlinge aufzusuchen und zu vernichten, ließ der Hochmeister nicht nur einen Theil der Wehrschiffe noch bis Himmelfahrt in der See hin- und herstreifen, sondern er sandte zu demselben Zwecke noch einige Friedeschiffe mit starker Bewaffnung aus, um den verscheuchten Raubhorden nirgends Ruhe und Rast zu lassen, damit sie sich nicht wieder zu größern Scharen sammeln und irgendwo festen Posten fassen könnten. Da aber zu befürchten war, daß der größte Theil des vertriebenen und verfolgten Raubvolkes sich in den Schutz der Herzoge Wratislav und Barnim von Pommern flüchten und dort sich mit den bisher schon in deren Landen und Häfen gehausten Raubgesellen verbinden würden, so ließ der Hochmeister nun sofort durch seine Hauptleute auf Gothland und den Bürgermeister Konrad Letzkau die genannten Herzoge in seinem und der Hansestädte Namen ernstlichst auffodern, die etwa zu ihnen flüchtenden Seeräuber nicht aufzunehmen und nirgends zu hegen und zu schützen. Es kam darauf auch am Freitag vor Himmelfahrt zu Neu-Tief ein förmlicher Vertrag zu Stande, kraft dessen die Herzoge sich verpflichten mußten, um des Friedens willen alle Seeräuber, die den Orden und den gemeinen Kaufmann oder deren Angehörige in der See

beschädigt hätten, sofort von sich zu lassen, sie fortan nie wieder bei der Aus- und Einfahrt in ihre Häfen zu vertheidigen und in Schutz zu nehmen und zur Aufrechthaltung des Friedens und der Freundschaft mit dem Orden und dem gemeinen Kaufmann der Hanse dafür zu sorgen, daß diese von ihren Häfen aus durch die Vitalienbrüder oder andere Seeräuber nie wieder mit Willen der Herzoge Schaden erleiden, wenn es aber geschehe, die Thäter aufs strengste bestraft werden sollten.

Mittlerweile hatten auf der Tagfahrt zu Lübeck um Ostern des Jahres 1398 auch die Hansestädte beschlossen, neue ansehnliche Streitkräfte zur Vernichtung der Piraten in Bewegung zu setzen. Zuerst traten dort die Rathssendboten aus Preußen im Namen des Hochmeisters mit einer Rechtfertigung auf, daß er allein und auf seine eigene Hand seine Wehrschiffe in die See ausgesandt habe; es sei dies nur zum Besten des gemeinen Kaufmanns geschehen, und daß er dieses in solcher Eile gethan, dazu habe ihn die Nachricht bewogen, daß sich die Seeräuber an mehren Orten eilig zum Seeraub gerüstet hätten, sodaß bei längerer Säumniß zu befürchten gewesen, man werde, wenn sich das Raubvolk erst zu Hauf versammelt habe, ihm schwerlich Zügel und Zaum anlegen und seine Raubwuth bändigen können. Auch habe der Kaufmann in Schonen und auf Bornholm, der in der See viel Schaden erlitten, aufs dringendste um Hülfe gebeten, die man ihm nicht habe versagen können. Darauf traten die Rathssendboten der Hanse zur neuen Ausrüstung einer Wehrflotte, die wo möglich alle Vitalienbrüder aus der See verbannen sollte, zu folgendem Beschlusse zusammen: Lübeck solle zu der Unternehmung zwei Schiffe mit 200

Bewaffneten stellen, Hamburg ein Schiff mit 50 Mann, Stralsund, Greifswalde und Stettin mit den oberswinischen und andern benachbarten Städten zwei Schiffe mit 200 Wäppnern, die Städte Preußens ebenfalls zwei Schiffe mit 200 Mann und die von Livland ein Schiff mit 100 Bewaffneten. Die preußischen Städte hätten zwar nach Verhältniß eine größere Zahl ausrüsten sollen; allein im Auftrage des Hochmeisters entschuldigten sich die Abgeordneten damit, daß sie zur Vertreibung des Räubervolkes aus Gothland dem Orden sehr bedeutende Opfer dargebracht. Die beiden Städte Rostock und Wismar sollten von der Theilnahme an der Wehrrüstung ausgeschlossen bleiben, wol aber auf des Hochmeisters ausdrückliches Verlangen wegen ihrer fortwährenden Begünstigung der Vitalienbrüder „härtlich ermahnt und zur Verantwortung vorgeladen werden." Es ward ferner bestimmt: die sogenannten Schiffskinder oder das eigentliche Schiffsvolk sollten nicht mit zu den Wehrleuten der einzelnen Schiffe gerechnet werden; jedes Schiff solle außer seiner erfoderlichen Wehrrüstung noch mit zehn übrigen Armbrüsten versehen und von zwei Snycken oder einer Snycke und einer Schute begleitet sein. Auf Himmelfahrt solle jede Stadt ihre Rüstung vollendet haben; dann sollten die Wehrschiffe von Lübeck und Hamburg, nachdem sie sich mit denen von Stralsund vereinigt, nach Bornholm segeln und dort die aus Preußen und Livland erwarten. Jede Stadt solle ihren Hauptleuten den Befehl ertheilen, die Vitalienbrüder aufzusuchen, wo sie nur irgend zu finden seien sowol diesseits als jenseits des Sundes. Welche Stadt sich weigern werde, die von ihr verlangte Beihülfe zu stellen, deren Schiffe sollten in keiner Hansestadt La-

dung einnehmen dürfen und kein Vogt auf Schonen solle auf irgend einer Vitte ihre Kaufleute schirmen und vertheidigen. Als daher Bremen sich damit entschuldigen wollte, daß es wegen vielfacher Gebrechen zur Wehre nichts beisteuern könne, ward es aufs ernstlichste ermahnt und aufgefodert, die verlangte Hülfe zu leisten, wenn es nicht die angedrohte Strafe über sich ergehen lassen wolle. Die Kosten der Wehrrüstung sollten auch jetzt wieder durch das Pfundgeld gedeckt, dieses daher von Pfingsten an überall erhoben, in den Städten, welche die Friedeschiffe ausrüsteten, gesammelt und Rechnung darüber gelegt werden.

Man sah jetzt wohl ein, daß man wo möglich zu gleicher Zeit durch kräftige Maßregeln nach allen Seiten hin wirken müsse, wenn es gelingen sollte, das wilde Raubwesen auf der See ganz auszutilgen. Als daher auf derselbigen Tagfahrt auch die Königin von Dänemark ihre Beihülfe zur Befriedung der See darbot, dankte man ihr aufs freundlichste und bat sie zugleich, ihren Amtleuten, Vögten und Unterthanen überall den Befehl zu ertheilen, daß, wenn irgendwo an den Küsten ihres Reiches die ausgesandten Friedeschiffe anlangen sollten, man ihnen überall zur Förderung ihres Zweckes behülflich sein möge. So durchkreuzte nun von Himmelfahrt an die Wehrflotte die See nach allen Richtungen hin; wo man versteckte Raubhorden fand, wurden sie angegriffen, aufgefangen und ohne weiteres gerichtet. Je eifriger aber auf diese Weise das Räubervolk im Verlaufe des Sommers durch die Friedeschiffe verfolgt und aus seinen gewöhnlichen Aufenthaltsorten verscheucht wurde, um so mehr war zu besorgen, daß, sobald die Wehrflotte wieder aus der See heimkehren werde, die zerstreuten Raubhaufen sich von

neuem sammeln und in ihre alten Schlupfwinkel zurückkommen würden. Dies befürchtete der Hochmeister auch in Rücksicht Gothlands. Er wandte sich daher an den Rath der Stadt Wisby mit dem Vorstellen: da die Seeräuber und ihre Mithelfer in so kurzer Zeit bei weitem nicht alle hätten vertilgt oder vertrieben werden können, vielmehr zu besorgen sei, daß gegen den Winter, wenn die Friedeschiffe in die Städte heimkehrten, die Piraten sich wieder zu Hauf werfen und in ihre alten Aufenthalte, vorzüglich wol auch nach Gothland zurückkommen würden, weil sie vormals da so bequeme Zufluchtsorte gehabt hätten, so scheine es rathsam, bei Zeiten auf nöthige Maßregeln dagegen bedacht zu sein. Ihm dünke das Beste, daß der Rath von Wisby die Bürgerschaft dahin bestimme, dem Orden zur Unterhaltung einer zum Widerstand gegen das Raubvolk hinlänglichen Streitmacht auf Gothland thätige Beihülfe zu leisten, namentlich das Kriegsvolk mit beköstigen zu helfen, denn für Preußen sei es für längere Dauer zu schwer, so viel Volks dort zu unterhalten, um Gothlands Bewohnern und dem gemeinen Kaufmanne Schutz und Sicherheit zu gewähren. Der Rath von Wisby ging in des Meisters Wünsche ein und so ward Gothland vorerst gegen das Räubervolk gesichert, denn schon im Juni segelten neue Wehrschiffe mit Kriegsvolk unter der Anführung zweier Rathsherren aus Danzig und Königsberg als bevollmächtigte Admirale und Hauptleute mit ausgedehnter Gerichtsgewalt nach Gothland hinüber.

Diese eifrige Verfolgung und Vertreibung der Vitalienbrüder in der Ostsee (denn mit diesem Namen bezeichnete man nun schon alles, was sich überhaupt irgendwo

mit dem Seeraub beschäftigte) hatte jedoch die Folge, daß sich eine noch ungleich größere Zahl in die Nordsee flüchteten und dort mit den früher schon dahingezogenen Raubhorden vereinigten. Nicht blos die Häfen von Ostfriesland, Aurichhaven, Marienhaveu, Emden, Wittmund und das ganze Brockmerland waren von ihnen angefüllt, sondern sie schwärmten auch in Massen vor den Mündungen der Ems, Weser und Elbe umher. Sie griffen nicht blos einzelne Schiffe auf; wie z. B. ein solches aus Danzig, mit wismarischem Bier beladen, welches nach Norwegen segeln wollte, von den Vitalienbrüdern aufgefangen und an seinen Bestimmungsort gebracht wurde, wo sie die Ladung für ihre Rechnung verkauften, sondern sie fielen auch Flotten von zehn bis funfzehn Schiffen an, die aus Frankreich und Spanien Öl, Wein, Wachs, Reis, Honig u. dgl. brachten, und plünderten sie völlig aus. Auch englische Schiffe, die nach Swen segeln wollten, fielen nicht selten in ihre Hände. Dabei waren sie kühn und frech genug, den Lübeckern auf deren Drohungen zur Antwort sagen zu lassen: sie, Gottes Freunde und aller Welt Feinde, würden forthin keines hanseatischen Seefahrers mehr schonen; nur Hamburg und Bremen dürften von ihnen keinen Schaden befürchten, weil sie dahin kommen und dort ab- und zufahren könnten, wann sie wollten. Dem gemeinen Kaufmanne zu Brügge ließen sie melden: wenn man ihnen sicheres Geleit bewillige, um die Hansestädte besuchen und da ihren Verkehr treiben zu dürfen, so wollten sie den Seeraub unterlassen und die See räumen, wo aber nicht, so würden sie den Kaufmann schon wol müde genug machen. Dies alles meldeten die Älterleute zu Brügge dem Rathe von Lübeck

und dieser allen Städten der Hanse zur Warnung für den Seefahrer. Überhaupt kamen von den Alterleuten und dem gemeinen Kaufmanne aus Gent, Brügge, Ipern, und andern Städten Klagen auf Klagen an die Hansestädte über den schrecklichen Verderb, dem der Kaufmann jetzt fast täglich durch das Piratenvolk unterliegen müsse. Sie baten aufs dringendste um Unterstützung und Hülfe zur Vernichtung des gottlosen Raubgesindels, wozu sie selbst auch alle ihre Kräfte aufzubieten versprachen; dabei ersuchten sie die Hansestädte, durch strenge Verbote dafür zu sorgen, daß in den Städten, namentlich auch in Hamburg und Bremen die geraubten Waaren von den Seeräubern unter keiner Bedingung angekauft, vielmehr die Käufer derselben als Mitschuldige der Raubgesellen und als Förderer ihrer Frevelthaten an Leib und Gut aufs nachdrücklichste bestraft würden.*) Am meisten beschwer-

*) Wir wollen als Beispiel nur Einiges aus einem Klagschreiben der Städte Gent, Brügge und Ipern an den Rath von Lübeck, aus Brügge am 24. Mai 1398, hier mittheilen. Sie sagen: Vos scitis, quanta mala quantaque scandala civitatibus, mercatoribus et incolis civitatum maritimarum Hanse theutonice citra aliquot annos et maxime postquam inter magnificos et excelsos principes, Reginam Dacie et Norwegie ex una parte et Regem Swecie et suos fautores ex alia, pax celebrata est, per quosdam vispiliones et maris piratas perpetrata sunt tum in bonorum et mercaturarum inestimabilis pretii rapinis et depredationibus, tum in mercatorum, nauclerorum et nautarum in suis propriis personis diris cruciatibus, a quibus pro tormentorum intollerabilium iaculis thesaurum infinitum extorserunt, et quod detestabilius est, ipsorum mercatorum et nautarum quamplurimos necidarunt et ad maris procellas vivos proiecerunt, ipsos sic

ten sich die Ålterleute der genannten Städte über Witzold vom Brocke, aus dessen Hafen Marienhaven in kurzer Zeit

inhumaniter interimentes. Qui quidem pirate, de malis in mari septentrionali et orientali peractis non contenti, ad occidentis plagas inter scilicet Flandriam et Angliam et circa limites iurisdictionis Flandrie, qui asylum et refugium mercatorum locusque pacis per mundum universum dicti et promulgati sunt, se novissime transtulerunt, ibidem predas varias malaque multa exercentes. Cumque amici carissimi tam nephandos tamque crudeles sceleratores mercature et totius reipublice devastatores vivere dampnabile sit mundo universo, unusquisque bone mentis et maxime qui ex officio esse tenentur iusticie zelatores, vigiles esse debent et intenti, ut tales latrones et sceleratores nequissimi confundantur et a medio deleantur vivendi, idque metuendissimo principi ac domino nostro domino Duci Burgundie Comiti Flandrie nobisque absque civitatum maritimarum de Hansa presidio, quibus locus ipsorum refugii, multo clarius quam nobis liquet, durissimum et quasi impossibile foret, amicitias et fraternitates vestras carissimas affectuose rogamus ac iusticie intuitu requirimus et postulamus, quatenus opem et operam erga civitates prefatas ad hoc exhibere velitis efficaces, ut prefati sceleratores absque protractione aliqua ulteriori interimi valeant et annullari. Dann bitten sie: incolas et subditos dictarum civitatum pertinentiarumque suarum et maxime de Bremen et Hamburg nihilominus coherceri, ut tempore medio spolia dictorum latronum non emant, suscipiant vel procurent, sed potius ipsa ementes aut quomodolibet sibi appropriantes in corporibus et bonis tanquam ipsorum piratarum et vispilionum complices, malitiarumque suarum alitores prout decet puniantur aliisque etiam principibus, civitatibus et locis circumvicinis, dictis civitatibus non subiectis, ne dictos piratas in dominiis suis suscipiant vel spolia sua emant aut emi vel suscipi quomodolibet permittant, scribere, congruisque mediis inducere dignemini.

die Vitalienbrüder den Flanderern auf der See außerordentlichen Schaden zugefügt hatten. Man hatte daher in Flandern auch schon eine Anzahl Schiffe mit einer ziemlich starken Mannschaft zur Vertreibung dieses Raubvolkes auf die See ausgesandt; allein der Versuch war ohne Erfolg geblieben. Die flandrischen Städte wünschten daher und baten dringend, daß die Hansestädte sich mit ihnen zur Bekämpfung der Raubhorden vereinigen möchten.

Die Städte in Preußen konnten sich vorerst noch zu keiner Theilnahme an einer großen Unternehmung entschließen; sie hatten in diesem Jahre schon sehr bedeutende Kräfte zur Säuberung der See aufgewandt; indeß fanden sie bei der Gefahr, die den Seefahrer jetzt in der Nordsee bedrohte, abermals die Verordnung nothwendig, daß die Kauffahrteischiffe nach Flandern stets nur in Flotten segeln, zwei stark bewaffnete Friedeschiffe, jedes mit vierzig Kriegsleuten besetzt, eine Flotte begleiten und schützen, für diese Friedeschiffe ein besonderes Geleitsgeld entrichtet und damit zugleich auch die Hauptleute besoldet werden sollten. Nach Martini aber solle kein Schiff die See mehr befahren dürfen. Thätiger traten zur Bekämpfung der Vitalienbrüder in Friesland mehre andere Hansestädte, namentlich vor allen Lübeck auf; es war dies jetzt noch um so nothwendiger geworden, da der Herzog von Vorpommern soeben mit einer Anzahl stark bemannter Schiffe auf die See ausgelaufen war und statt, wie er vorgegeben hatte, der Königin von Dänemark gegen ihre Feinde zu Hülfe zu kommen, durch den Noresund segelte und dort Kauffahrteischiffe, wo er sie fand, ausplünderte, denn die Mannschaft seiner Schiffe bestand größtentheils aus den Vitalienbrüdern, die er so lange Zeit in seinen Häfen

gehaust und gehegt hatte. Sein Glück dauerte freilich nicht lange, denn es kam ihm bald eine Flotte von Wehrschiffen entgegen und zerstreute sein Raubvolk. Der Herzog kam mit einer kleinen Zahl seiner Raubgesellen nach Stralsund zurück; etwa achtzig derselben hatten sich an die dänische Küste geflüchtet; die Königin ließ sie alle aufgreifen und ohne Ausnahme hinrichten. Ein Theil dieses Raubgesindels aber hatte sich durch die Flucht nach Friesland gerettet und so dort die Zahl der Piraten noch vermehrt. Um so mehr eilten jetzt die Hansestädte, dieses Volk aus seinen Schlupfwinkeln in Ostfriesland sobald als möglich zu vertreiben. Ihre Wehrmannschaft langte gegen Ende des Juni dort an. Ihre Auffoderung an die Häuptlinge, das Räubervolk aus ihren Gebieten zu entlassen, blieb ohne Erfolg. Mehre Burgen wurden belagert; allein sie waren mit den Raubhorden so stark bemannt, daß es unmöglich war, sich ihrer zu bemächtigen. Nur den Häuptling von Rüstringen, Edo Wimken, zwang man endlich zu einem Vertrage. Der Graf Junker Christian von Oldenburg stellte für ihn den Städten Lübeck und Bremen die Bürgschaft aus, daß er binnen acht Tagen alle Vitalienbrüder, jung und alt, so viele er nur irgend in seinem Gebiete habe, von sich entlassen und nie wieder zu sich nehmen wolle, nur mit Ausnahme von vier Vitalienbrüdern, die er bis Ostern noch bei sich beherbergen, dann aber ebenfalls aus seinem Gebiete entfernen sollte. Den Vitalienbrüdern selbst hatte man, wie es scheint, die Bedingung vorgeschrieben, daß sie ihre Schiffe und Waffen zurücklassen, sonst aber frei zu Lande ziehen sollten, wohin sie wollten; nur sollten sie sich fernerhin alles Raubens enthalten.

Die Unternehmung war also nicht in dem Maße geglückt, wie man es erwartet, denn ohne Zweifel hatte man das Vitaliervolk in so bedeutender Zahl, wie man es gefunden, dort keineswegs vermuthet. Aber der Kampf gegen dasselbe konnte jetzt unmöglich aufgegeben werden; nur bedurfte es, um ihn mit größerem Glücke zu führen, stärkerer Kriegskräfte. Man sprach daher die Königin von Dänemark um thätige Beihülfe an, und da man von allen Seiten die Nothwendigkeit kräftiger und ernster Maßregeln erkannte, so kamen auf einem Verhandlungstage zu Kopenhagen in den ersten Tagen des Augusts 1398 die Bevollmächtigten der Hansestädte mit denen der Königin darin überein: die Letztere, die Gebieterin der drei nordischen Reiche, solle bei dem künftigen Kampfe gegen die Vitalianer mit an der Spitze stehen und die Piraten durch die Ihrigen verfolgen und vernichten lassen, wo man sie finde, zu Wasser und Land. Bedürfe sie der Städte Beihülfe, so sollten ihr diese zweihundert Bewaffnete und drei große Schiffe stellen. Zwar bat die Königin, daß diese Beihülfe, wenn sie es verlange, noch verstärkt werden möchte; allein die städtischen Sendboten wollten sich aus eigener Macht nicht dazu verstehen. Beide Theile sollten ihre eigenen Hauptleute ernennen und sie mit solchen Befehlen versehen, daß nicht Mishelligkeiten unter ihnen entständen. Die Städte selbst vereinigten sich dann auch über die Stellung ihrer Wehrmannschaft. Da die Königin eine ansehnliche Streitmacht aufzustellen versprochen hatte, so schien es hinlänglich, wenn Lübeck einen großen Koggen mit 50 Bewaffneten, Hamburg ein kleines Schiff mit 15 Mann, Greifswalde, Stettin und die anderen wendischen Städte ein großes Schiff mit 70 Wehrleuten,

die von Preußen ebenfalls ein solches mit 75 Wäppnern und die von Livland ein kleineres mit 35 Mann ausrüsteten. Weil der Kriegsplan zugleich mit auf die Belagerung der Raubschlösser in Ostfriesland berechnet war, so kam man überein, daß jedes große Schiff auch das nöthige schwere Geschütz mit sich führen solle. Die Ausrüstung sollte um Fastnacht des nächsten Jahres beendigt sein, sodaß die ganze Wehrflotte sich noch vor Palmsonntag zu Bornholm versammeln könne. Endlich vereinigten sich die Städte auch noch dahin, daß, wenn es aus irgend welchen Gründen auch nicht mehr rathsam scheine, an diesem Bündnisse mit der Königin festzuhalten, sie dennoch eine Wehrrüstung für das nächste Jahr und zwar noch einmal so stark, als jetzt bestimmt sei, ausrichten wollten. In diesem Falle aber sollte besonders die völlige Säuberung der Ostsee der nächste Zweck dieser Rüstung sein. Man foderte daher die Städte in Flandern auf, zu gleicher Zeit ebenfalls eine starke Wehrflotte auszurüsten, um dann zugleich auch die Nordsee oder die Westsee, wie man sie damals auch nannte, besonders in den Gegenden von Friesland von den Seeräubern zu reinigen. Diese Bestimmungen aber waren nur von den Bevollmächtigten einer kleinern Zahl von Hansestädten entworfen worden. Mehre andere waren damit keineswegs einverstanden. Kölberg z. B., Stargard und die übrigen sogenannten oberswinischen Städte, welche den Städten Stralsund, Greifswalde und Stettin Beisteuer leisten sollten, verweigerten ihre Beihülfe. Es wurde daher gegen sie die schon früher zu Lübeck festgestellte Strafanordnung geltend gemacht, daß ihre Schiffe in keiner Hansestadt eine Ladung einnehmen und kein Vogt auf Schonen ihre See-

fahrer und Kaufleute auf einer dortigen Bitte schützen und vertheidigen solle. Nur Kolberg ward von der Strafe wieder befreit, nachdem es sich zur Beihülfe verstanden hatte. Ebenso widersprachen die Städte in Preußen jedem Bündnisse mit der Königin von Dänemark und erklärten sich nur dann zur Ausrüstung der von ihnen verlangten Wehrmannschaft bereit, wenn gar keine Verbindung zwischen den Friedeschiffen der Hansestädte und denen der Königin stattfinden werde. Ihre Beihülfe indeß war dem Haupte der Hanse, Lübeck, viel zu wichtig, als daß es sich nicht hätte bemühen sollen, sie durch die Erklärung zu beruhigen: es sei dadurch, daß man sich mit der Königin darüber verständigt, eine neue Wehre in die See zu legen, keineswegs mit ihr ein Bündniß geschlossen, sondern man habe sich nur dahin vereinigt, daß die Königin auf ihre eigene Hand die Vitalienbrüder verfolgen und die Städte desgleichen thun sollten; nur wenn jene die Vitalienbrüder irgendwo in einem Raubschlosse belagern lasse und dazu die Hülfe der Städte bedürfe, so sollten deren Hauptleute bevollmächtigt sein, ihr solche zu leisten; in einem solchen Falle habe auch die Königin sich zur Beihülfe der Städte verpflichtet, ein Verhältniß, welches doch keineswegs ein Bündniß genannt werden könne. Dies genügte den Hansestädten in Preußen. Die Königin gab sich zwar selbst noch viele Mühe, sie zu einer engern Verbindung mit ihr zu gewinnen; sie ließ deshalb nicht blos die um Gothland und Stockholm herumkreuzenden preußischen Friedeschiffe auf eine äußerst gütige und zuvorkommende Weise behandeln, sondern die Städte auch selbst zu einer näheren Vereinigung ihrer beiderseitigen Wehrschiffe auffodern, weshalb sie um genauere Auskunft

hat, wann die Schiffe aus Preußen in die See auslaufen würden. Allein die Städte antworteten: es lasse sich darüber nichts Näheres bestimmen, weil in der Winterzeit wegen Eis die Wehrschiffe aus Livland sich mit denen in Preußen vorerst noch nicht vereinigen könnten.

So sammelte sich nun gegen Ostern des Jahres 1399 eine neue Wehrflotte von Friedeschiffen in den Gewässern der Ostsee. Die Städte in Preußen betrieben die Unternehmung jetzt mit ganz besonderem Eifer. Auch die Königin von Dänemark hatte zur bestimmten Zeit eine Anzahl trefflich gerüsteter Schiffe in die See auslaufen lassen, und da man zuvor schon von allen Seiten her Erkundigungen eingezogen, Danzig z. B. genau auskundschaftet hatte, wo sich noch Vitalienbrüder aufzuhalten pflegten und wohin sich namentlich ein bei Wolgast versammelter Haufe hingeflüchtet habe, so war in kurzer Zeit die Ostsee von dem Seeräubervolke so gesäubert, daß schon im Mai den Seefahrern in Preußen völlig freie Fahrt auf der See gestattet werden konnte. Nur die Fahrt durch den Sund durfte noch nicht anders als in einer Flotte von wenigstens zwanzig Schiffen geschehen, und als dennoch im Sommer einige preußische Schiffe die Fahrt einzeln unternahmen, wurde jedes von ihnen mit einer Mark Goldes bestraft. Übrigens wirkte zu diesem günstigen Erfolge auch das friedliche und freundliche Benehmen mit ein, womit sich die preußischen und dänischen Friedeschiffe, so oft sie zusammentrafen, einander begegneten. Es war seit langen Zeiten das erste Jahr, in welchem in den Gewässern der Ostsee ein für Handel und Schifffahrt günstiger Zustand von Sicherheit und Ruhe eintrat.

Mittlerweile waren auch in den Verhältnissen Ostfrieslands merkliche Veränderungen erfolgt. Der mächtige Häuptling Witzold vom Broke mochte wol eingesehen haben, daß er sich auf die Länge in einem Kampfe mit den Hansestädten und den Städten in Flandern nicht werde halten können. Er hatte sich daher schon im Sommer des Jahres 1398 den erstern zu einem Bündnisse angeboten, sofern sie ihn „zu Gnaden" aufnehmen und alles früher Geschehene in Vergessenheit stellen wollten. Da ihm die Städte indeß, wie es scheint, keine genügende Antwort ertheilt, so hatte er sich bald darauf in den Schutz des Herzogs Albrecht von Baiern, Grafen von Holland geworfen, indem er alle seine Herrschaften, Schlösser und Besitzungen von ihm zu Lehen angenommen und so des Herzogs Vasall geworden war (im September 1398). Dieses Verhältniß benutzend, wandte sich Lübeck nicht nur an den Herzog mit der Bitte, Witzoldn, seinen Lehensmann, sowol zur Entfernung aller noch bei ihm liegenden Vitalienbrüder, als auch zum Ersatz des dem gemeinen Kaufmanne durch seine Schuld von den Seeräubern zugefügten Schadens zu vermögen, sondern man foderte hiezu auch den Häuptling selbst auf. Der Herzog erklärte sich sehr geneigt, da auch er und seine Lande von dem Raubvolke manche schmerzliche Verluste erlitten hatten. Witzold zeigte sich ebenfalls bereitwillig, sich dem Wunsche der Hansestädte zu fügen; indeß stellte er für die Entlassung der Vitalienbrüder aus seinem Gebiete die Bedingung auf, daß man ihn von allem und jedem Schadenersatze zuvor völlig freisprechen müsse. Man war noch in diesen Verhandlungen begriffen und es wurde schon ein näherer Berathungstag anberaumt, auf welchem der Her-

zog als Vermittler die noch obwaltenden Irrungen zwischen den Hansestädten und dem Häuptling ausgleichen sollte, als dieser in einer Fehde mit einem Edelmanne aus dem Normerlande, in die sich auch die Bischöfe von Bremen, Münster und Minden und die Grafen von Oldenburg mischten, mit achtzig seiner Kriegsleute gefangen genommen und enthauptet wurde, am 23. April 1399. So war das Brockmerland von dem Bastard befreit, der auf nichts Geringeres hingearbeitet hatte, als das alte Haus vom Broke in seiner Herrschaft zu stürzen. Nicht ohne Freude vernahmen die Hansestädte seinen Untergang, denn an ihm hatten die Vitalienbrüder bisher immer einen mächtigen Schutzherrn und Gönner gefunden.

Keno vom Broke war jetzt unbestritten alleiniger Herr und Häuptling vom Brockmerlande. Es galt nun aber vor allem, durch Vertilgung oder doch völlige Vertreibung der Vitalianerhorden aus Friesland auch dem Handel nach Flandern mehr Sicherheit und dadurch zugleich regsameres Leben zu verschaffen. Man foderte daher auf einer Tagfahrt zu Lübeck durch eine Botschaft nicht blos die Städte in Flandern selbst zu thätiger Mitwirkung auf, sondern es gingen von da aus auch Befehle an die Vögte von Campen, Zütphen und Harderwyk, sich mit den andern Vögten auf Schonen, namentlich auch mit denen aus England und Brabant zur Aussendung einer Anzahl von Schiffen und Kriegsleuten bereit zu hatten, um die Westsee von dem Raubvolke der Vitalianer so viel als möglich zu befreien. Es fand darauf auch ein neuer Verhandlungstag zu Nyköping statt, auf welchem die Abgeordneten der Hansestädte den mit der Königin von Dänemark geschlossenen Vertrag zur ferneren Bekämpfung der

Seeräuber erneuerten, zugleich aber auch an den Grafen Kurd von Oldenburg, an Keno vom Broke und an die Städte Gröningen und Dokkum die Auffoderung erließen, die Vitalienbrüder sofort und ohne weiteres aus ihren Gebieten zu entfernen und ihnen fortan keinen Schutz mehr zu gewähren. Dies hatte indeß, wie es scheint, wenig Erfolg. Da die Jahreszeit zu einer größern Unternehmung nach Friesland, um mit den Waffen zu erzwingen, was man mit Ermahnungen nicht hatte erreichen können, schon zu weit vorgerückt war, so verschob man die Ausführung eines umfassenderen Planes aufs nächste Jahr, indem man vorläufig die süderseeischen Städte, die in Flandern und mehre andere zu einer Tagfahrt nach Lübeck einlud, um dort über die zu ergreifenden Maßregeln und die nothwendigen Leistungen der einzelnen Bundesstädte nähere Bestimmungen festzustellen. Auch mit der Königin von Dänemark wurden auf einer Tagfahrt auf Seeland noch im Herbst des Jahres 1399 zu fernerer Verfolgung und Vernichtung der Seeräuberhaufen die nöthigen Verabredungen getroffen. In Preußen aber beschlossen die Städte, auf ihre eigene Hand im nächsten Frühling wieder einige Wehrschiffe mit einigen Hunderten von Kriegsleuten in die Ostsee auszusenden, weil zu befürchten war, daß das Raubvolk, durch einen ernsten Kampf aus Ostfriesland vertrieben, sich zum Theil leicht wieder in die östlichen Gewässer flüchten könne.

Die Sendboten der Hansestädte aber waren auf der Tagfahrt zu Lübeck im Anfange des Februars 1400 kaum versammelt und ihre Verhandlungen über eine kräftige Unternehmung zur Vernichtung der Piraten in Friesland hatten kaum begonnen, als dort Almer, Keno's vom

Broke Kaplan, mit einem Beglaubigungsschreiben seines Herrn erschien, mit der Bitte, den Städten im Namen seines Gebieters eine Erbietung vorlegen zu dürfen. In die Versammlung der Rathssendboten zugelassen, erklärte er: Keno, sein Herr, erbiete sich zu der Städte Freundschaft; sie möchten es ihm nicht zu arg ausdeuten, daß er die Vitalienbrüder in sein Gebiet aufgenommen, er habe es aus Noth und Gedrang gethan, weil er den Verlust seines Landes und seines ganzen Vermögens gefürchtet. Er habe jedoch des von ihnen geraubten Gutes nicht genossen; nur aus Noth habe er ihnen die Erlaubniß geben und besiegeln müssen, daß sie die aus der See mitgebrachten Schiffe und Güter in seinen Landen nach ihrem Willen gebrauchen dürften, aber nicht, daß er die Schiffe wieder zu des Kaufmannes Verderb auf die See auslassen solle. Gerne wolle er jetzt die Vitalienbrüder von sich lassen und zwar landwärts und nicht zu Wasser, auch wolle er sie nimmer wieder in sein Gebiet aufnehmen und wenn sie sonst Jemand in Friesland noch ferner hausen und hegen werde, so wolle er bereitwillig gegen solchen den Hansestädten zu Hülfe stehen.

So Keno's Abgesandter. Allein die Hansestädte trauten der so plötzlich veränderten Gesinnung des Häuptlings nicht; sie ahneten bei dem Antrage die arglistige Absicht, auf diese Weise die Städte zu dem Beschlusse zu bewegen, ihre Wehrrüstung gegen Friesland aufzugeben, und sie sprachen diesen ihren Argwohn auch gegen den Kaplan ganz offen aus. Dieser indeß betheuerte nicht nur seines Herrn redlichste Gesinnungen zu des Kaufmannes Bestem und wiederholte sein Gelöbniß, das Raubvolk von Stund an aus seinem Lande hinwegzuweisen, sondern er versprach

auch, in wenigen Wochen von Keno selbst und dessen Freunden einen zuverlässigen Zusicherungsbrief über seine Zusage beizubringen. Mittlerweile richteten die Städte auch an den Grafen Kurd von Oldenburg, da sie benachrichtigt waren, daß er, wie er auch selbst zugestanden hatte, noch immer mehre Haufen von Vitalianern in seiner Stadt Oldenburg hause und herberge, eine abermalige Auffoderung, das Volk aus seiner Herrschaft zu entfernen; sie wandten sich ferner auch an die Stadt Gröningen und an die Häuptlinge zu Westergo, sie benachrichtigend, daß man jetzt alle Mittel aufbieten werde, das Vitalianervolk aus dem Brockmerlande mit Macht zu vertreiben, und sie zugleich ermahnend, dafür zu sorgen, daß es auch sonst nirgends in Ost- und Westfriesland mehr geduldet und geschützt werde. Allein die Hansestädte erhielten weder von diesen, noch vom Grafen eine genügende Antwort. Keno vom Broke stellte nun zwar allerdings an die Bürgermeister und Rathmanne der Hansestädte eine öffentliche Erklärung aus, worin er seine Zusage erneuerte und fest versicherte, daß er und seine Nachkommen, seine Partei und Freunde nun und nimmer wieder solches Raubvolk, welches den Hansestädten und dem gemeinen Kaufmanne so großen Schaden bringe, aufnehmen und hegen würden, und zugleich erklärte, daß, wenn eine andere Partei in Friesland oder auch selbst seine eigene fortan solche Leute hauseten und schützten, er solches mit seinen Schlössern, Landen und Leuten und mit aller seiner Macht abwenden, die Seeräuber überall zu verstören suchen und in Verbindung mit den Hansestädten auch alle Diejenigen mit bekämpfen helfen wolle, welche das Raubvolk irgendwo schützten, vertheidigten und hegten. Es verbürgten sich

für die Aufrichtigkeit und Sicherheit dieses Versprechens zwar auch die Häuptlinge Folkmar Allena von Osterhusen, Haro Aylbisna von Faldern, Siebern, Häuptling zu Lakwert, Imelo Edsardisna von Edelsum, Haro Edsardisna von Greetsyhl, Enno, Häuptling zu Norden, und der junge Haro von Dornum. Allein auch jetzt noch konnten die Hansestädte kein festes Vertrauen gewinnen. Man beschloß daher, unter allen Umständen eine neue Wehrflotte auszurüsten, um sie, wenn es nöthig sei, in die Westsee auszusenden und die aus Friesland geflüchteten Vitalienbrüder dort aufzusuchen. Lübeck, Hamburg, Bremen, Stralsund, die Städte Preußens und Livlands, ferner Campen, Deventer, Zütphen, Harderwyk, Elborg, auch Rostock und Wismar, die man jetzt mit hinzuzog, sollten zusammen zwölf Wehrschiffe mit etwa tausend Wäpnern und überdies noch die nöthige Anzahl kleinerer Schiffe stellen. Sollte es die Noth erfodern, so wollte man auch verschiedene Landesherren um Hülfe ansprechen und Ritter und Knechte mit in Sold nehmen. An die Königin von Dänemark, die sich nicht blos schon auf dem Verhandlungstage zu Nyköping, sondern auch jetzt wieder durch eigene Botschafter zur Beihülfe auch an der Säuberung der Westsee erboten hatte, wandte man sich sogleich und nahm ihren Beistand in Anspruch. Man ersuchte sie aber zugleich auch um ihre Theilnahme an der Ausrüstung einer Anzahl Wehrschiffe, die man in die Ostsee legen wollte, wozu jede der genannten Hansestädte nach Verhältniß Schiffe und Mannschaft stellen sollte. Ostern sollte die ganze Rüstung beendigt sein und bei Bornholm die ganze Flotte sich versammeln. Endlich ward noch beschlossen, daß man von allen den Städten, die zu dieser Wehrrü-

stung für die Ost- und Westsee nicht nach Gebühr beihelfen wollten, doppeltes Pfundgeld nehmen, dagegen die Unterthanen der Königin von Dänemark wegen deren Mithülfe von der Abgabe befreit sein sollten. Die Rathssendboten der Städte in Preußen traten zwar auf der Tagfahrt wegen der Verbindung mit der Königin wiederum scheu zurück und gaben keineswegs zu allen Bestimmungen ihre unbedingte Einwilligung. Allein nach ihrer Heimkehr ward auch auf einer Tagfahrt zu Marienburg mit Genehmigung des Hochmeisters der Beschluß gefaßt, man wolle, wenn nicht gehalten werde, was der Kaplan Keno's vom Brocke zu Lübeck zugesagt, an der Wehrrüstung ebenfalls thätigen Antheil nehmen, und die Danziger sollten die Königin von Dänemark ersuchen, zu der Kriegsunternehmung nach Friesland einen Hülfshaufen von wenigstens 300 bis 400 Mann zu senden.

Bald nach der Tagfahrt zu Lübeck hatten die Hamburger im Auftrage der übrigen Hansestädte ihren Stadtschreiber nach Friesland gesandt, mit der Auffoderung an Keno vom Broke, seinem Versprechen nachzukommen. Der Sendbote aber kehrte mit der Nachricht zurück: Keno selbst habe zwar Alles, was sein Kaplan den Städten zugesagt, aufs pünktlichste erfüllt, die Vitalienbrüder aus seinem Gebiete entfernt und ihnen drei ihrer Schiffe, die sie dem Kaufmanne auf der See weggenommen, für dreihundert Nobeln abgekauft, um sie denen, welche sie verloren, für diese Summe wieder zurückzuliefern; allein damit sei wenig gewonnen, denn mehre andere Häuptlinge, namentlich Edo Wimken von Rüstringen und der Propst und Häuptling Hisko von Emden hätten den größten Theil jener Vitalienbrüder in ihre Gebiete aufgenommen und den

übrigen habe der Graf von Oldenburg Geleit gegeben. Da man hieraus ersah, daß zur Verminderung des räuberischen Unwesens dadurch nichts weiter gefördert, vielmehr zu fürchten sei, daß auch Keno vom Broke das Raubvolk, wenn ihm von Seiten der Städte nicht eiligst Hülfe zukomme, bald wieder bei sich aufnehmen werde, so setzten jetzt Lübeck und Hamburg alles in Bewegung, die übrigen Hansestädte zur schnellen Ausrüstung ihrer Wehrschiffe und Kriegsleute aufzumuntern. Auch die Königin von Dänemark ward zu schleuniger Beihülfe aufgefodert und bei dem außerordentlichen Eifer, womit besonders von den beiden erwähnten Städten die Seerüstung betrieben wurde, stand die Wehrflotte schon um Ostern versammelt da und lief, nachdem sich auch die Wehrschiffe von Gröningen, Campen und Deventer mit ihr vereinigt, unter der Anführung der Rathsherren Henning von Renteln und Johann Krispin von Lübeck, Albert Schreie und Johann Nanne von Hamburg in die See. In die Ost-Ems einsegelnd, griffen sie dort alsbald einen Vitalianerhaufen an; achtzig von diesen wurden im Kampfe erschlagen oder in die See geworfen und über dreißig gefangen genommen und mit dem Schwerte hingerichtet. Darauf zogen sie vor Emden. Der schlaue Häuptling Propst Hisko überlieferte ihnen sofort Schloß und Stadt und wußte die Hauptleute durch sein anscheinend aufrichtiges und ehrliches Wesen dergestalt für sich zu gewinnen, daß sie ihm nicht blos Emden wieder einräumten, sondern auch die Schlösser zu Fallern und Larrelt oder Harle überlieferten. Andere Raubschlösser, wie Wittmund, Grothusen und Luvard, die man mit Sturm nehmen mußte, wurden niedergebrannt und dem Boden gleich gemacht. Im Gan-

zen wurden fünf Raubsitze völlig vernichtet und gegen zweihundert Vitalienbrüder theils im Kampfe erschlagen, theils hingerichtet. Keno vom Broke kam unter sicherem Geleit nach Emden, wo er Schloß und Stadt Aurichhaven den Hansestädten einräumen und Geißeln stellen mußte, die so lange in Bremen bleiben sollten, bis er die Städte in ihren Foderungen wegen Schadenersatz befriedigt haben würde. Zu einem gleichen Vertrage ward auch Aywart, Folkmar Allena's Brudersohn, gezwungen. Es wurde ein Tag zu Hamburg aufgenommen, auf welchem diese und andere Häuptlinge von Friesland erscheinen und sich wegen des Schadens, der durch ihre Schuld seit Jahren den Hansestädten zugefügt worden sei, verantworten und mit ihnen ausgleichen sollten.

Dies alles aber genügte den Hauptleuten der Hansestädte zu völliger Sicherheit noch keineswegs. Man schloß mit achtundzwanzig Häuptlingen des Landes, worunter die vornehmsten Keno vom Broke, Leward von Emden Häuptling zu Norden, Folkmar Allena von Osterhusen, Edo Wimken von Rüstringen, Haro Ayldiena von Faldern, Hisko Propst zu Emden, der junge Haro von Dornum u. m. a. waren, einen förmlichen Vertrag ab, worin es hieß: „Wir Häuptlinge und die Gemeinheit des ganzen Landes Ostfriesland, wie es gelegen ist zwischen der Ems und der Weser, sollen und wollen nimmermehr zu ewiger Zeit Vitalienbrüder oder andere Räuber, die den Kaufmann beschädigen oder beschädigen lassen zu Land oder zu Wasser, in unsern Landen oder Gebieten hausen oder hegen. Geschähe dies von jemand, so wollen und sollen wir mit Rath und That und aller unserer Macht dazu helfen und zu Wasser und Land dazu mitwirken,

daß die Räuber zerstört werden; auch sollen und wollen wir bewilligen, daß alle Kaufleute zu Wasser und Land bei Tag und Nacht frei und sicher fahren und verkehren können, wo es ihnen bequem ist, auf ihren rechten Zoll, den sie von Alters her zu geben pflegen; wollte jemand sie daran hindern oder hindern lassen, so wollen wir solches verbieten und sie vertheidigen mit aller unserer Macht und ganzer Treue. Würde jemand schiffbrüchig in der See binnen Landes oder außen in der See, so soll von dem Gute, welches die Einwohner des Landes oder andere dazu gerufene Leute bergen würden, redlicher Arbeitslohn genommen werden; was aber die Schiffer, ihre Schiffskinder (Matrosen) oder die Kaufleute selbst bergen würden, sollen sie behalten und nichts davon abgeben. Auch sollen alle Privilegien und Briefe, welche den Hansestädten überhaupt oder einer Stadt besonders gegeben sind, fortan in Kraft bleiben und unverbrüchlich gehalten werden."

Nach Abschluß dieses Vertrages kehrte die Wehrflotte in die Hansestädte zurück. Die Unternehmung hatte bedeutende Kosten verursacht; die Lübecker allein schlugen ihren Kostenaufwand für die Ausrichtung und Unterhaltung ihrer Friedeschiffe auf 9350 lüb. Mark an, die ihnen zum Theil von dem Pfundgelde aus Preußen wiedererstattet wurde. Und doch vertilgt war das Räubervolk auch jetzt noch keineswegs. Die Hauptanführer der Vitalienbrüder in Friesland waren, mehre auch mit ansehnlichen Räuberscharen durch die Flucht entkommen. Viele fanden bei den Westfriesen, die eben damals mit dem Grafen von Holland im Kriege lagen, sehr geneigte Aufnahme, indem man das kühne und streitlustige Volk dort

gern als Söldner gegen die Holländer bewaffnete. Andere Haufen hatten sich hinauf an die norwegischen Küsten geflüchtet und schwärmten von dort aus weit auf der See umher, weshalb man die Königin von Dänemark ersuchen mußte, dort die Flüchtlinge aufspüren und vernichten zu lassen, wozu sie sich auch bereit erklärte. Selbst bis nach Calais hin scheinen sich die aus Friesland vertriebenen Vitalienbrüder geflüchtet zu haben, wenigstens hören wir, daß der Befehlshaber von Calais, welches damals im Besitz der Engländer war, sogenannte „Lykendelers" in seinem Solde hatte.

Die Verhandlungen mit dem Häuptling Keno vom Broke zogen sich sehr in die Länge. Er hatte sich zwar mit Volkmar Allena zu Bremen als Geißel gestellt, allein es kam dort ebenso wenig als auf einem Verhandlungstage zu Stade im November des Jahres 1400 über die den Hansestädten zu leistende Schadenvergütung zu einer Ausgleichung, indem die Städte klagten, daß die Zusage, welche Keno's Kaplan ihnen gegeben habe, nicht einmal ganz erfüllt sei. Endlich trat der Herzog von Gelbern ins Mittel, indem er bei den Hansestädten für Keno die Fürbitte einlegte, man möge ihm die den Städten eingeräumten Schlösser in Friesland wieder zurückgeben. Die Städte erklärten zwar nur: sie würden sich gegen den Häuptling völlig redlich und gerecht beweisen, sobald er ihnen wegen des erlittenen Schadens gebührende Gerechtigkeit widerfahren lasse; da sie indeß das schiedsrichterliche Erkenntniß über den Schadenersatz dem Herzog anheimstellten und Keno mit Folkmar Allena ihnen einen Versicherungsbrief ausfertigte, daß sie beide auf einem vom Herzoge anberaumten Tage erscheinen und seinem Aus-

spruche sich unterwerfen, auch den Städten alle Freiheiten und Privilegien, die er oder seine Vorfahren ihnen gegeben, treu und ungeschmälert aufrecht halten würden, so gelang es dem Herzoge endlich, eine Ausgleichung mit den Städten herbeizuführen.

So trat jetzt eine Zeitlang in den Verhältnissen, von denen wir hier reden, ein ziemlich ruhiger Zustand ein. Man hatte lange auf der See nie solche Sicherheit und Ruhe gesehen, als im Jahre 1401 herrschte. Wir hören weder von Wehrrüstungen, noch von räuberischen Angriffen und Plünderungen der Piraten, die jene nothwendig gemacht hätten. Auf Gothland, welches die Ordensritter noch im Besitz hatten, wagten die Vitalienbrüder jetzt nicht mehr, ihre alten Raubsitze wieder aufzusuchen. Anderer Seits hielten auch die Häuptlinge in Friesland fest an dem geschlossenen Vertrage und ließen keinen Seeräuber in ihre Lande mehr zu. Freilich aber dauerte die für den Handel so nöthige Ruhe und Sicherheit auf der See nicht lange. Schon im März des Jahres 1402 fand man in Preußen wieder nothwendig, die Verordnung zu erneuern, daß niemand vor Ostern in die See auslaufen und kein Seefahrer allein, sondern stets nur in einer Flotte von wenigstens zehn Schiffen aussegeln solle unter Strafe von 50 Nobeln. Anlaß hierzu gab wahrscheinlich der pommerische Herzog von Bart, bei dem wieder eine Anzahl von Piraten Schutz und Aufenthalt gefunden hatte, weshalb auch von den wendischen und preußischen Hansestädten beschlossen ward, gegen ihn von neuem eine Wehrflotte in die See zu legen. Auch die Nordsee wurde bald wieder von Räuberhaufen durchkreuzt. Die meisten Hauptleute der Vitalienbrüder waren, wie wir hörten,

durch die Flucht aus Friesland entkommen; mehre hatten sich an der norwegischen Küste umhergetrieben. Vier von ihnen aber, Nicolaus Stortebecker, Godeke Michael, Wichmann und Wigbold, der sich früherhin den Titel eines Magisters der freien Künste erworben hatte, also gerade dieselben, welche vormals die Raubscharen der Vitalianer nach Ostfriesland geführt, hatten jetzt wieder zahlreiche Banden versammelt und sich in Schlupfwinkel auf Helgoland gelegt, weil gerade dort bei der Ausfahrt der Seefahrer aus der Elbe und Weser auf reiche Beute gerechnet werden konnte. Hamburg litt bald von diesem Volke sehr bedeutende Verluste, denn wiederholt wurden die hamburger „Englandsfahrer" sogleich bei der Ausfahrt aus der Elbe von ihm aufgefangen und ausgeplündert. Man beschloß endlich, die Raubnester auf dem Eiland zu zerstören und ließ eine Anzahl Wehrschiffe mit starker Mannschaft unter der Anführung des Rathsherrn Nicolaus Schocke und Simon's von Utrecht, eines im Seekriege sehr erfahrenen Mannes, gegen Helgoland auslaufen. Sie trafen zuerst auf den Haufen, dessen Anführer Wichmann und Stortebecker waren. Als die Raubgesellen die Schiffe heransegeln sahen, freuten sie sich schon der Beute, denn sie hielten sie für Lastschiffe und rüsteten sich schon zur Plünderung. Allein sie fanden sich schwer getäuscht, als die Hamburger rasch auf sie lossegelten und mit den Waffen in sie einstürmten. Es kam zu einem äußerst hartnäckigen und blutigen Kampfe; unter wildem Geschrei wehrte sich das Raubvolk mit wahrer Verzweiflung, denn die Wahl stand nur zwischen Sieg oder Tod. Aber auch das hamburger Kriegsvolk focht mit ausgezeichneter Tapferkeit; es gelang diesem endlich, sich mehrer der Raubschiffe zu bemächtigen, an-

dere wurden in den Grund gebohrt, einige auch retteten sich durch die Flucht. Nach einem alten Kriegsliede verdankten die Hamburger vorzüglich einem ihrer Schiffe, „die bunte Kuh" genannt, den vollständigsten Sieg. Vierzig von den Piraten waren im Kampfe geblieben, siebenzig wurden gefangen genommen, unter ihnen auch die beiden Hauptleute Wichmann und Nicolaus Stortebecker. Bald darauf (ob noch auf der nämlichen Kriegsfahrt, oder auf einer in kurzer Zeit darauf folgenden, darin weichen die Angaben voneinander ab) geschah auch ein Angriff auf den andern Räuberhaufen, an dessen Spitze Godeke Michael und der Magister Wigbold standen; es gelang auch über ihn der Sieg; eine bedeutende Zahl der Piraten wurden erschlagen oder in die See gestürzt und achtzig von ihnen gefangen nach Hamburg geführt. Dort ward die gesammte Zahl der Gefangenen, hundert und funfzig nebst ihren Hauptleuten, öffentlich enthauptet und ihre Köpfe längs am Elbstrande, zum Schrecken ihrer Raubkompane auf der See, auf Pfählen aufgesteckt. Magister Wigbold hatte das Schicksal, alle seine Mitgesellen vor sich enthaupten zu sehen; er war der Letzte, den das Richtschwert traf.

Auch mancher aus den Raubschiffen mitgebrachten Beute erfreuten sich die Hamburger. Alles strömte dahin, wo man theils die einst an der spanischen Küste geraubten Reliquien des heiligen Märtyrers Vincentius, theils den großen silbernen Humpen sehen konnte, den der trinklustige Hauptmann Stortebecker bei sich zu führen und gewöhnlich auf einen Zug zu leeren pflegte. Nur ein Edelmann aus Gröningen war ihm in diesem Meisterstücke der Saufkunst gleich gekommen; von ihm mochte er den

Becher durch Raub oder als Geschenk erhalten haben, denn es stand darauf das Verslein eingegraben:

Jk Jonker Sissinga	Ich Junker Sissinga
Van Groninga	Von Gröningen
Dronk.dees,heusa	Trank dies Gehäuse
In een Fleusa *)	In einem Fleuße (Flusse)
Door myn kraga	Durch meinen Kragen
In myn maga.	In meinen Magen.

Hamburg aber ist dieser glücklichen und siegreichen Unternehmung wegen stolz gewesen bis auf neuere Zeiten herab. Man hat die Lobsprüche gern gehört, die ihm deshalb von ruhmredigen Schriftstellern ertheilt worden sind; gern hat sich die Stadt „die Bezwingerin der Piraten" nennen lassen und wie viel man auf ihr Verdienst um die Säuberung der See gehalten hat, zeigt ihr Bemühen, Bild und Namen des einst weitgefürchteten Hauptmannes Stortebecker auf Münzen zu verewigen.

Allein völlig vom Raubvolke befreit waren die Ost- und Nordsee noch keineswegs; es trat zwar auf einige Zeit wieder einige Ruhe ein, denn die Raubhaufen waren geschreckt und zerstreut, zum Theil auch ohne Hauptleute. So durchschwärmten sie eine Zeitlang die See nur mehr im Einzelnen. Aber schon im Sommer des Jahres 1403 erhielten die Städte in Preußen Kunde, daß sich das Raubvolk zum großen Verderb des seefahrenden Kaufmannes wieder mehr und mehr zu Haufen sammle. Man mußte von neuem darauf bedacht sein, abermals eine Wehre in die See zu legen; Danzig und Elbing sollten

*) So muß wahrscheinlich gelesen werden, denn hensa und Flensa, wie Wiarda Ostfries. Geschichte B. I. S. 371 hat, gibt keinen Sinn.

dazu die Rathsmanne und jede Stadt funfzig Wäppner stellen; es mußte auch schon wieder das Gebot erneuert werden, daß vor Petri Stuhlfeier und nach Martini wegen Unsicherheit der See bei Verlust von Schiff und Gut Niemand aus einem Hafen aussegeln solle, denn selbst bis an die Küsten der nordischen Reiche durfte sich schon kein einzelnes Schiff mehr wagen. Die Sendboten der Hansestädte kamen daher auf einer Tagfahrt zu Kalmar darin überein, daß, wenn irgendwo Seeräuber in der See bemerkt würden, die auf des Kaufmanns Schaden lauerten, so solle jederzeit die zunächst gelegene Stadt alle Mittel aufbieten, sie mit aller Macht zu verfolgen und zu vernichten; die darauf verwandten Kosten sollten nach alter Gewohnheit jedesmal die andern Städte mit tragen helfen. Diese Verordnung sollte vorerst wieder auf vier Jahre gelten. Sie fruchtete indeß nicht viel, denn während des Winters versammelten sich in mehren Gegenden die Vitalienbrüder wieder in so großer Zahl und bedrohten den Seefahrer von neuem mit solcher Gefahr, daß die Rathssendboten der Hansestädte zu Lübeck auf den Frühling des Jahres 1404 eine neue Tagfahrt berufen mußten, um abermals kräftigere Maßregeln zur Befriedung der See zu berathen. Wir wissen indeß nicht, was außer der allgemeinen Genehmigung des schon zu Kalmar gefaßten Beschlusses sonst noch berathen und beschlossen sein mag. Der traurige, unsichere Zustand auf der See dauerte wenigstens auch während des Jahres 1404 noch fort. Kein Schiff durfte aus Preußen nach Swen in Holland segeln, ohne stark mit Wäppnern bemannt zu sein; immer noch konnten die Kauffahrteischiffe nur in Flotten von wenigstens 20 Schiffen auslaufen; vier von den Schiffherren

wurden jedesmal zu Hauptleuten über die ganze Flotte erwählt und jeder Schiffer mußte zuvor schwören, sein Schiff von der Flotte nicht zu trennen. Was aber in der Ostsee nicht die Seeräuber erbeuteten, das raubten unter Mord und Mishandlung die Engländer, die sich immer noch wie früher ihres Schadens, den sie von den Vitalienbrüdern erlitten, an den Seestädten erholen wollten, sodaß in diesen aller Handelsverkehr mit den Engländern streng untersagt werden mußte.

Da kamen im Frühling des Jahres 1405 auch aus Friesland für den Kaufmann der Hanse wieder traurige Nachrichten. Schon im Jahre zuvor nämlich hatten mehre der vornehmsten Häuptlinge des Landes wieder in blutigen Fehden alles in Unruhe und Verwirrung gesetzt. Der mächtige schieringer Propst Hisko zu Emden war unvermuthet in Haiko's des Häuptlings von Faldern Land eingefallen, hatte dessen Schloß zu Faldern, dann aber auch des Häuptlings Folkmar Allena's Burg zu Osterhusen belagert. Auch Keno vom Broke war mit in den Kampf verwickelt, indem er, obgleich er Folkmar Allena's, dieses alten Feindes seines Hauses, Demüthigung wünschte, doch nicht wollen konnte, daß der Propst zu Emden in seiner Macht zu hoch steige und dann auch seiner Herrschaft gefährlich werde. Er hatte ihn daher mit überlegenen Streitkräften nach Emden wieder zurückgetrieben. Kaum aber war hiermit das Signal zur Fehde gegen Folkmar Allena gegeben, als gegen ihn und Haiko von Faldern auch eine Anzahl anderer Häuptlinge wieder in die Waffen traten und sich mit dem Propst zu Emden und den Gröningern verbanden. Nun gelang es zwar Keno, dem Häuptling des Brockmerlandes, bevor noch der Kampf blutiger wurde,

eine Versöhnung herbeizuführen; allein die auf der See umherschwärmenden Banden der Vitalienbrüder hätten kaum von diesen Kriegsunruhen in Friesland Nachricht erhalten, als sie sich wieder zu Hauf an den Küsten des Landes sammelten und der Propst Hisko zu Emden sowol, als Folkmar Allena und Haiko von Faldern nahmen sie, um ihre Kriegskräfte zu verstärken, wieder gern in ihre Dienste auf. Aber sie entfernten sie auch nicht wieder, nachdem die Fehde beigelegt war. Keno vom Brocke, gewissenhaft seines Vertrages mit den Hansestädten eingedenk, sandte an Lübeck alsbald Nachricht; allein man säumte mit der Meldung, welche Mittel man gegen die Wiederaufnahme der Vitalianer ergreifen werde. Keno wandte sich nochmals an Lübeck: „er wundere sich, daß man ihm so lange auf seine Botschaft keine Antwort gegeben und ihm nicht gemeldet habe, welche Maßregeln sie dagegen ergreifen wollten, daß Hisko zu Emden, Folkmar Allena und Haiko zu Faldern von neuem Seeräuber bei sich enthielten und auf die See ausrichteten; eben sei wieder eine Schar aus der See zurückgekommen, welche Schiffe und Gut aufgefangen und in den Hafen zu Faldern eingebracht habe. Seit einiger Zeit hätten sich der Räuber mehr als dreihundert von neuem gesammelt. Jetzt möchten die Städte ihm fest und bestimmt erklären, was sie unter solchen Umständen thun oder unterlassen wollten; er werde ihnen nach seiner Zusage mit aller seiner Macht behülflich sein und alle seine Häfen, Schlösser, und Lande sollten ihnen offen stehen. Würden sie aber sich um nichts bekümmern, so solle ihm freilich sein Schaden leid thun, er müsse dann auch die Geltung der Briefe dahingestellt sein lassen, die er den Städten gegeben und

besiegelt und wolle sich im voraus gegen sie verwahrt haben". Keno hatte in gleicher Weise sich auch an Hamburg, Bremen und Lüneburg gewandt und einen Tag zu Stade vorgeschlagen, um da über die Mittel zu berathen, wie bei Zeiten dem Unwesen gesteuert werden möchte, damit nicht erst noch größerer Schaden und Verderb daraus hervorgehe. Man fand dies allerdings zwar von Seiten der Städte sehr nothwendig; Lübeck und Hamburg suchten auch die Städte in Preußen zu gewinnen, entweder zu gütlichen Unterhandlungen mit den erwähnten Häuptlingen oder zu einer neuen Wehrrüstung, und für die letztere nahm man auch wieder die Beihülfe der Preußen in Anspruch. Diese hatten zwar auch ein naheliegendes Interesse an der Sache, denn der Handel zwischen Preußen und Friesland, besonders zwischen Danzig und den Gebieten von Ostergo und Westergo war nicht nur schon Jahrelang unter diesen betrüblichen Verhältnissen gehemmt gewesen, sondern es liefen auch Berichte ein, daß aus Friesland eine Anzahl Schiffe mit der ausdrücklichen Weisung auf die See ausgesandt seien, vor allem die Seefahrer preußischer Städte, wo man sie finde, aufzugreifen und auszuplündern. Es wurde zwar endlich auch noch im Verlaufe des Jahres 1405 eine Tagfahrt zu Falsterbo gehalten und dort vieles über die Vernichtung des Vitaliervolkes gesprochen, und die Städte Preußens erboten sich auch bereitwillig, die übrigen Hanseschwestern in ihren Unternehmungen zu diesem Zwecke, weil sie nicht selbst wegen großer Entfernung Theil nehmen konnten, mit Geld und Gut nach Gebühr und Ordnung aufs kräftigste unterstützen zu wollen. Allein unter solchen Verhandlungen war das Jahr vorübergegangen, ohne daß

man zur That geschritten war. Es fehlte in den meisten Unternehmungen der Hansestädte an einem kräftigen Zusammenwirken, um dem Übel mit Nachdruck zu steuern.

Mittlerweile hatten Lübeck, Hamburg und Bremen durch ihre Rathssendboten, die sie nach Friesland zu Unterhandlungen mit den Häuptlingen gesandt, nähere Nachrichten erhalten theils über die sehr bedeutende Zahl von Vitalienbrüdern, die sich dort wieder eingenistet, theils über den großen Schaden, den der Seefahrer bereits von ihnen erlitten und täglich noch zu erleiden hatte. Schon in den ersten Tagen des Jahres 1406 traten daher die genannten Städte mit Rostock und einigen andern zu Wismar zu einer Tagfahrt zusammen, um, bevor noch die Raubscharen sich wieder auf die See auslegten, sich über die nöthigen Maßregeln zu verständigen, wodurch dem Übel vorgebeugt werden könne. Da immer größere Gefahr im Verzuge war, so beschloß man, daß nur die größern und näher liegenden Hansestädte die Ausrüstung von Wehrschiffen übernehmen, die entferntern dagegen, wie die in Preußen, jene mit Geld unterstützen und die Kosten mit decken helfen sollten. Dazu erklärten sich diese auch bereit. Auch Keno vom Brocke drang auf eilige Entscheidung, denn er befand sich in einer sehr bedrängten Lage. Mit dem mächtigen Propst Hisko und denen von Emden lebte er noch fortwährend in feindlicher Spannung und mußte mit seinem Anhange von der Widerpartei und besonders von den Vitalienbrüdern, welche diese gegen ihn aufhetzte, sich manches Ungemach und manchen Verlust gefallen lassen. Er hätte sich längst mit seinen Gegnern aussöhnen können, wenn ihm die Sendboten der Hansestädte dies nicht widerrathen und baldige Entscheidung

wegen der von ihm verlangten Beihülfe versprochen hätten. Jetzt schrieb er von neuem an den Rath von Lübeck: „Nach den Briefen, die wir euch gegeben, haben wir uns längst erboten und dazu behäglich erzeigt, euch mit allem, was wir vermögen, zu helfen, und haben daher auch längst vermuthet, ihr würdet euch förderlich daran beweisen, die Vitalienbrüder und ihre Heger und Enthalter zu zerstören. Noch immer aber erhalten wir darüber keine Nachricht. Wollet uns also jetzt durch diesen Boten wissen lassen, ob wir uns noch länger und wie lange noch auf euere Beihülfe vertrösten sollen. Wollet ihr aber dazu nichts thun, daß die Vitalienbrüder aus unserm Lande wieder vertrieben werden, so wollen wir unserer Briefe und der euch oft verheißenen Beihülfe fortan ungemahnt bleiben, unser eigenes Beste wahrnehmen und uns mit Hisko und denen von Emden versöhnen, denn wir müssen darauf denken, daß wir mit unsern Freunden nicht ganz zu Grunde gehen; darum prüfet ungesäumt, was euch nütze ist." So dringend indeß der bedrängte Häuptling um baldige Entscheidung bat, so sandten die Lübecker sein Gesuch doch erst wieder an alle Hansestädte, selbst an die wendischen und preußischen, um ihren Rath und Gutachten zu hören, was in der Sache zu thun sei. Die Meinungen fielen verschieden aus. Mehre, z. B. die wendischen Städte, stimmten dafür, man müsse, um die großen Kosten einer Wehrrüstung zu vermeiden, die Friesen durch gütliche Unterhandlungen zur Entfernung der Vitalianer zu bewegen suchen. Damit waren jetzt auch die preußischen Städte einverstanden; ihnen lag vor allem daran, daß das zwischen ihnen und den Friesländern noch immer obwaltende feindliche Verhältniß zur Förderung

ihres Handels beseitigt werde; nur in dem Falle, daß keine friedlichen Verhandlungen fruchten möchten, stimmten sie zu Gewaltmaßregeln zur Vertreibung der Seeräuber aus den Gebieten der Häuptlinge. Andere Städte dagegen, namentlich auch Lübeck selbst, fanden eine schnelle Wehrrüstung unumgänglich nothwendig, da im April die Vitalienbrüder aus Friesland in die See ausgelaufen waren und sehr bedeutenden Schaden anrichteten. So ging die zu einer Unternehmung geeignete Zeit vorüber, ohne daß irgend etwas von Bedeutung vollführt wurde.

Unterdessen aber war nach Herzog Albrecht's von Holland Tod der Krieg zwischen den Holländern und Friesen von neuem ausgebrochen, den Banden der Vitalienbrüder sehr erwünscht, denn sie benutzten nun die stürmische Zeit wieder um so eifriger, alle Kauffahrteischiffe, namentlich auch die der Hansestädte, auf der See aufzufangen und auszuplündern. Seit Jahren war Friede und Sicherheit in den Gewässern der Nordsee nicht so gänzlich bis auf die letzte Spur verschwunden gewesen, sodaß der Seehandel völlig darniederlag. Es kam nun zwar im November 1406 durch Hamburgs und Lübecks Vermittlung auf einem Verhandlungstage zu Amsterdam zu einem neuen Waffenstillstand zwischen dem jungen Herzog Wilhelm VI. von Holland und den Friesen, der bis zum Herbst 1407 dauern und während dessen auch über den Schadenersatz verhandelt werden sollte, den die Hansestädte von den friesischen Häuptlingen wegen ihrer Aufnahme und Hegung der Vitalianer fodern zu können glaubten; die Städte gaben sich sogar der Hoffnung hin, „daß nun gewiß alle Ausfahrer und Räuberei aus Friesland abgethan werden solle". Allein schon der Frühling des Jah-

res 1407 bewies ihnen, wie sehr sie sich darin getäuscht hatten. Die Sendboten der Hansestädte hatten sich auf einer Tagfahrt zu Lübeck um Pfingsten eben versammelt, als von Keno vom Broke die Nachricht anlangte: es sei wieder ein starker Haufe von Vitalienbrüdern aus einem Hafen Frieslands gegen Norden hin ausgesegelt und neue große Räubereien auf der See zu fürchten. Er bot zugleich seine Mithülfe zur Bekämpfung der Häuptlinge an, die noch fort und fort großen Scharen von Vitalianern in ihren Gebieten Aufenthalt und Schutz gewährten. Die Städte indeß mochten sich vorerst noch zu keinen gewaltsamen Maßregeln entschließen, denn sie standen eben in Unterhandlungen mit zwei Papen oder Geistlichen, die als bevollmächtigte Sendboten der Prälaten, Greetmanne und gemeinen Richter von Ostergo und Westergo zur Verhandlung und Ausgleichung über den von den Städten gefoderten Schadenersatz auf der Tagfahrt erschienen waren. Da man sich jedoch mit ihnen über nichts verständigen konnte, ein neuer Verhandlungstag zu Amsterdam aufgenommen werden mußte und vorauszusehen war, daß die Häuptlinge, besonders Hisko von Emden und Enno von Norden, sich nur schwer oder vielleicht gar nicht zur Schadenvergütung verstehen würden, so fanden die Städte für rathsam, eine neue Wehrrüstung anzuordnen, theils um nöthigenfalls mit nachdrücklichem Ernst gegen die widerspenstigen Häuptlinge auftreten zu können, theils auch um dem Seefahrer gegen die aus Friesland auslaufenden und schon auf der See umherschwärmenden Räuberrotten mehr Sicherheit zu verschaffen. Hamburg, dessen Interesse bei dem gefoderten Schadenersatz am meisten mit im Spiele war, Lübeck und Bremen traten voran; jede von ihnen

mußte in Verbindung mit mehren ihr zugeordneten andern Hansestädten ein großes und einige kleine Schiffe ausrüsten. Die bewaffnete Mannschaft betrug gegen 350 Mann, mit dem Schiffsvolke gegen 400. Die Wehrrüstung sollte im Ganzen drei Monate dauern; die Unterhaltung jedes Wäppners wurde für den Monat auf fünf Mark lübisch berechnet; die Kosten der Wehre sollten wie gewöhnlich durchs Pfundgeld, welches man wieder anordnete, bestritten werden. Jede Stadt, die ihren Beitrag zur bestimmten Zeit nicht einlieferte, sollte außer Kaufmannsrecht gesetzt werden. Keno vom Broke erhielt den Auftrag, so viel es ihm irgend möglich sei, das fernere starke Zusammenströmen der Vitalienbrüder in Friesland zu hindern und den Städten bei etwaniger Zunahme des Raubvolkes die wachsende Gefahr zu melden. Bald traf in Lübeck auch die Nachricht ein: es sei dringend nothwendig, die Wehre aufs schleunigste in die See auszusenden, denn weit über hundert Vitalienbrüder aus Friesland lägen diesseits der Lauersee unfern von Bremen mit zwei großen Raubschiffen, im Begriffe, mit noch mehren Raubgesellen, die sie dort erwarteten, in die See auszulaufen, sobald die Tagfahrt zu Lübeck auseinandergehe.

Jetzt wurden eiligst vier große Schiffe mit der nöthigen Zahl kleinerer Schiffe ausgerüstet und bemannt; von der Elbe aussegelnd, nahmen sie die gerade Richtung gegen Friesland hin. Nun waren kurz zuvor auch Abgeordnete der Hansestädte zum Tage nach Amsterdam ausgesandt worden; es gelang ihnen dort zwar, zwischen dem Herzoge Wilhelm von Holland und den Westfriesen einen Vertrag zu vermitteln, nach welchem diese in Ostergo und Westergo erstern als ihren Oberherrn anerkennen sollten;

allein in Betreff des Schadenersatzes für die Hansestädte wollten sich die Friesen auf nichts weiter einlassen, auch nicht einmal das Versprechen geben, daß forthin keine Vitalienbrüder in Friesland mehr geherbergt werden sollten. Als dies den Hauptleuten der Wehrschiffe gemeldet ward, ließen sie auf der Stelle ihr Kriegsvolk an der Küste Frieslands landen. Keinem kam die Beihülfe erwünschter als dem Häuptling Keno vom Brockmerland, der eben mit dem mächtigen Propst Hisko von Emden in Fehde lag; er verband alsbald seine Kriegsschar mit der der Hansestädte und der Kampf mit den Häuptlingen, die bisher vorzüglich das Vitaliervolk bei sich gehaust und gehegt hatten, namentlich mit Enno von Norden, Enno von Pilsum, Haiko von Faldern und Ayelt von Osterhusen wurde sogleich begonnen. Da die Vitalienbrüder zum größten Theil sich zum Raubgewerbe auf die See begeben hatten, so hielt es nicht schwer, die Schlösser zu Faldern, zu Norden, Pilsum und mehre andere zu erstürmen; sie wurden theils niedergebrannt, theils bis auf den Grund niedergerissen. Vier derselben, Arle, Berum, Grothusen und Osterhusen wurden dem Häuptling Keno vom Broke übergeben, wogegen dieser das Versprechen leisten mußte, den Vitalienbrüdern in keinem Hafen zwischen der Ems und Weser den Zugang zu gestatten oder sie irgendwo zu dulden, diese Häfen aber und seine Häuser, wenn es verlangt werde, den Hamburgern und den übrigen Hansestädten ohne weiteres zu öffnen. Abgeschlossen wurde dieser Vertrag am Bartholomäitage 1407. Die übrigen Häuptlinge mußten sich vorerst zu einem Beifrieden und zur Annahme eines neuen Verhandlungstages im nächsten Jahre zu Emden oder Gröningen verstehen,

um sich mit den Hansestädten wegen des Schadenersatzes zu vergleichen.

Als jedoch die Zeit der Noth vorüber war, wuchs den gedemüthigten Häuptlingen wieder neuer Muth, wozu der Umstand wesentlich mit beitrug, daß die Holländer, schon seit langer Zeit mit den Hamburgern wegen Handelsirrungen im Streit, durch Handelseifersucht getrieben, es nicht dulden zu dürfen glaubten, daß der Einfluß der Hanse auf die Häuptlinge sich so gebieterisch geltend mache. Es erschien daher auch bald eine holländische Flotte an der friesischen Küste und nahm die Burg zu Larrelt ein. Es gelang nun zwar dem Häuptling Keno in Verbindung mit zwei Söhnen Folkmar's Allena, die Holländer wieder zu vertreiben; allein die übrigen Häuptlinge hatten daraus doch erkannt, daß sie bei den Holländern leicht Hülfe und Bundesgenossenschaft gegen die Hansestädte gewinnen könnten. Enno von Norden und Haiko von Faldern traten daher schon im Frühling 1408 in ziemlich kecker Sprache gegen die Hansestädte mit dem Verlangen hervor: man solle ihnen den angeordneten Verhandlungstag verlängern, dann würden sie bis zu nächstem Johannistage den mit den Städten aufgenommenen Beifrieden noch halten, wo nicht, so müßten sie annehmen, der Friede sei von den Städten aufgehoben. Die letztern gaben nach, sandten den Häuptlingen neue Friedensbriefe und verlängerten den Verhandlungstag sogar zweimal.

Ehe indeß dieser Tag noch gehalten wurde, kamen den Hansestädten wieder höchst betrübte Nachrichten zu. Es hatten nicht blos die jungen Grafen von Oldenburg, die mit Bremen in Fehde lagen, eine bedeutende Schar Vitalienbrüder an sich gezogen und in ihr Gebiet aufge-

nommen, um durch sie die Ausfahrt der Schiffe aus Bremen auf der Weser zu hemmen, sondern es waren auch mit Beihülfe der Friesen neue Schwärme von Vitalianern ausgelaufen und hatten sich in kurzer Zeit eines Kauffahrteischiffes aus Preußen, eines aus Stettin, eines aus Campen und zweier aus Hamburg bemächtigt. Ihre Beute war außerordentlich bedeutend, denn alle Schiffe waren stark befrachtet. Der Rath von Hamburg rüstete in aller Eile fünf Wehrschiffe aus und bemannte sie mit dreihundert auserlesenen Kriegsleuten, um das Raubvolk schleunigst zu verfolgen. Es glückte diesem indeß, zuvor noch in der Ems einzulaufen und die genommenen Schiffe in den Schutz des neuen Schlosses zu Faldern zu bringen. Dort wurden bald, nachdem auch mehre Wehrschiffe aus Campen und Amsterdam mit hundert Wäppnern sich mit den Hamburgern vereinigt, die Vitalianer belagert. Hamburg rüstete eiligst noch drei Schiffe mit 150 Wehrleuten zur Verstärkung seiner dortigen Mannschaft aus; man foderte auch Lübeck, die wendischen und preußischen, selbst auch die Städte in Geldern und Holland zu schleuniger Beihülfe auf, denn der Rath von Hamburg hoffte, daß man bei kräftigem Zusammenwirken sich nicht blos der genommenen Schiffe wieder werde bemächtigen und das Schloß zu Faldern erstürmen und vernichten, sondern überhaupt den größten Theil des Vitalianervolkes aus Friesland vertreiben oder gänzlich vertilgen können. Allein eben an einem kräftigen Zusammenwirken fehlte es unter den Städten auch jetzt wieder. Lübeck hatte Beihülfe durch Schiffe und Kriegsvolk zugesagt, leistete sie aber nicht, ebenso die andern osterschen Städte; auf den verheißenen Beistand aus Preußen hatte der Rath von

Hamburg zweihundert Wäppner in Sold genommen und sie vor Faldern gesandt; allein statt der vom Rathe verlangten tausend Nobeln zur Deckung der Kosten sandten die preußischen Städte nur sechshundert. So nur wenig von den andern Hansestädten unterstützt, thaten wenigstens die Hamburger, was ihnen ihren Streitkräften nach möglich war. Das Schloß zu Faldern wurde von ihnen so lange belagert und gestürmt, bis der größte Theil der Vitalienbrüder es zur Nachtzeit verlassen hatte. Als jetzt die Belagerer die Mauern erstiegen, fiel ihnen die geringe zurückgebliebene Besatzung und eine bedeutende Anzahl Schwerverwundeter in die Hände; die meisten dieser Gefangenen wurden nach Hamburg gebracht und dort hingerichtet. Ein Hauptmann der Vitalienbrüder, den man gefangen genommen, ward alsbald enthauptet und aufs Rad geflochten. Nachdem man sich darauf auch der geraubten Schiffe wieder bemächtigt und das Schloß hinlänglich bemannt hatte, zog der Streithaufe, jetzt noch über achthundert Mann stark, auch vor das Schloß Osterhusen und auch dieses ward bald gewonnen und mit Besatzung versehen. Als hierauf der Rath von Hamburg, erfreut über dieses Kriegsglück, noch dreihundert Mann Verstärkung nachsandte, wozu jetzt auch Lübeck einen Theil beigesellte, gelang es dann auch noch, sich der Burgen der Häuptlinge Enno zu Pilsum und Haro von der Greet und mehrer anderer zu bemächtigen. Man brach diesmal keins der gewonnenen Schlösser nieder, sondern besetzte sie alle stark mit Mannschaft, um von ihnen aus die Vitalienbrüder, sobald sie sich nur irgendwo wieder sammeln würden, sogleich mit aller Macht bekämpfen zu können. Die Hamburger hatten in der That jetzt fast noch mehr

geleistet, als je zuvor in einer gemeinsamen Unternehmung ausgeführt worden war; Friesland war fast ganz von dem Vitalianervolke gesäubert. Freilich kostete diese Unternehmung der Stadt Hamburg auch die Summe von nahe an zehntausend Mark; dafür rühmte sich aber auch der Rath auf einer Tagfahrt zu Lübeck: „Hätten wir die großen Kosten und Arbeit nicht aufgewandt, fürwahr die See wäre so schwer von den Vitalienbrüdern bekümmert worden, daß Jahre lang kein Kaufmann hätte daran denken können, die See wieder zu besuchen.“

Die Folge dieser Unternehmung war, daß fast durchs ganze Jahr 1409 hindurch die See von Raubbanden ziemlich frei war; man hörte lange Zeit von keinem weitern Seeraub. Wol aber zeigten sich schon im Winter dieses Jahres wieder versteckte Haufen in Friesland. Keno vom Broke nämlich hatte sich sowol durch seine Stellung zu den Hansestädten als durch die eifrige Verfolgung der Vitalienbrüder wie bei diesen so auch bei den meisten Häuptlingen Frieslands sehr verhaßt gemacht. Nicht nur sein alter Feind Folkmar Allena, mit dem er eine Zeitlang ausgesöhnt war, sondern auch der streitlustige Propst Hisko zu Emden und mehre andere Häuptlinge waren schon im Winter des genannten Jahres gegen ihn in die Waffen getreten. Keno wehrte sich zwar mit aller Entschlossenheit und rief die Hansestädte zur Hülfe auf. Kaum aber hatten die in ihren Schlupfwinkeln verborgen gehaltenen Vitalianer das Waffengetümmel vernommen, als auch sie in Keno's Lande einbrachen, um mit Feuer und Schwert an ihrem Verfolger Rache zu üben. Da erschien auf einer Tagfahrt zu Lübeck Keno's vom Broke heimlicher Rath, der Pape Almer, und bat abermals aufs

dringendste um Hülfe, den Städten vorstellend: Keno habe sich schwer zu beklagen, daß niemand von den Städten ihm wider die Vitalienbrüder zu Hülfe gekommen sei. Seine Freunde und nächsten Verwandte seien bereits von ihren Landen und Leuten vertrieben und diese bestürmten ihn jetzt täglich mit der Bitte, er möge sich um ihres eigenen Besten willen von den Hansestädten trennen. Keno gebe ihnen zwar noch kein Gehör; indeß wenn die Städte ihn fortan ohne Beistand lassen würden, so sehe er sich genöthigt, sich mit seinen Freunden enger zu verbinden und das Bündniß mit den Städten aufzugeben. Die Städte sahen das Gefahrvolle der Stellung Keno's ein; sie erkannten auch die nachtheiligen Folgen, die eine Trennung Keno's mit sich führen werde, zumal wenn dann das Volk der Vitalianer in Friesland wieder freien und sichern Aufenthalt gewinne. Man berief daher zur näheren Berathung neue Tagfahrten; bald indeß konnten die einen, bald die andern Hansestädte nicht erscheinen; es ward alles, wie in den hanseatischen Verhandlungen gewöhnlich geschah, auch jetzt wieder langsam und schleppend betrieben. Keno söhnte sich unterdeß mit seinen Feinden, namentlich mit Folkmar Allena aus und knüpfte auch mit dem Propst Hisko von Emden friedliche Unterhandlungen an. Die Folge war, daß nun auch, wie die Hansestädte im voraus befürchtet, die Vitalienbrüder in Friesland wieder freien Fuß gewannen. Schon im Herbst des Jahres 1409 nahmen sie auf der offenen See mit einemmal dreizehn große Schiffe weg, die mit Wachs und vielen andern Kaufwaaren beladen waren. Sie wußten sie heimlich so unterzubringen, daß niemand erfuhr, wo sie gelandet waren und wo sie die reiche Beute hingebracht hat-

ten. Dies mochte der Anlaß sein, daß man auf einer Tagfahrt zu Hamburg im April 1410 von neuem das Verbot erließ: es solle bei hoher Strafe in keiner Hansestadt irgend jemand geraubtes oder seefundiges Gut ankaufen oder wieder verkaufen. Solche Verordnungen aber fruchteten nicht viel, denn für gute und wohlfeile Waare fanden sich überall Käufer und nach dem Stande des Verkäufers fragte man weiter nicht. Man hielt ferner auf derselbigen Tagfahrt auch wieder Berathungen und faßte Beschlüsse über die Ausrüstung einer Anzahl Wehrschiffe in die Ost- und Westsee; allein es kam auch hierin nichts zur Ausführung.

So blieb man säumig und lässig, während die Vitalienbrüder sich überall wieder einnisteten und ihre Zahl sich immer mehr verstärkte. Die wilden Parteiungen und blutigen Kämpfe der Schieringer und Vetkoper in Friesland, die sich in den Jahren 1410 und 1411 mit Feuer und Schwert verfolgten, konnten natürlich dem Vitaliervolke nicht anders als erwünscht sein. Sie hielten es mit keiner Partei oder vielmehr mit beiden, denn sie gaben sich jedem hin, der ihre Dienste verlangte. Auch Keno vom Broke, der mit an der Spitze der Vetkoper stand, hatte wieder Vitalienbrüder in sein Gebiet aufgenommen, um seinem Gegner, dem schieringer Propst Hisko zu Emden im Kampfe gewachsen zu sein. Er hatte ihrer im Frühling des Jahres 1411 schon über dreihundert in seinem Gebiete und ihre Zahl nahm noch mit jedem Tage zu. Sie dienten ihm aber keineswegs blos in seinen Kämpfen zu Land, sondern liefen auch zum Raube auf die See aus; unter andern griffen sie auch ein reich mit Kaufmannsgut beladenes Schiff aus Danzig auf und führten

die Beute in Keno's Land. Bremen erhielt von Danzig den Auftrag, von Keno die Auslieferung des Gutes zu fodern. Dies geschah auch; allein der Häuptling antwortete: „er habe nicht sonderliche Lust, den Danzigern viel wiederzugeben; er könne sich mit Recht über den schweren Schaden beklagen, den er durch die Schuld der Städte erlitten; jetzt müsse er sich dessen an den Städten wieder erholen." Die Gefahr auf der See nahm bald mit jedem Tage zu, sodaß der Rath von Bremen den Städten Preußens meldete: „es sei jetzt mehr als je zu fürchten, daß bald niemand mehr sich vor den Seeräubern bergen und verwahren könne. Trachte man nicht bei Zeiten darauf, sie zu zerstören, so werde die See in kurzem ganz und gar wüste werden." Die Hansestädte schrieben daher auf den Herbst des J. 1411 wieder eine Tagfahrt nach Lübeck aus, wo neue Maßregeln gegen das so sehr überhandnehmende Raubwesen in Berathung gezogen werden sollten. Die preußischen Städte baten auch dringend um ernste und nachdrückliche Vorkehrungen; sie hatten erst im vorigen Jahre gegen fünfhundert Mark darauf verwandt, um eine Anzahl von Seeräubern aufzusuchen und zu vernichten, die so kühn gewesen waren, bis in den Weichselstrom hereinzusegeln. Sie erboten sich aber auch jetzt wieder zu jeder Beisteuer bereit, die man von ihnen zur Vertilgung des Raubwesens verlangen werde. Vor allem schien es ihnen auch nothwendig, die sogenannten Bergerfahrer zur Bekämpfung und Vernichtung der Seeräuber kräftiger zu unterstützen, denn auch an der Küste Norwegens schwärmte das Raubvolk wieder in bedeutenden Haufen umher. Allein man scheint auf der Tagfahrt nichts von Bedeutung beschlossen zu haben;

wir hören von keiner neuen Wehrrüstung; man rechnete und redete immer nur viel über die großen Kosten, die man bereits auf die Säuberung der See verwandt hatte und kaufmännisch wollte immer jede Stadt ihre Mehrausgabe aufs genaueste ersetzt haben. Auch auf einer sehr zahlreich besuchten Tagfahrt zu Lüneburg im April 1412 begnügte man sich, blos das Verbot zu erneuern, daß bei Leib und Gut niemand den Vitalienbrüdern fortan Aufenthalt oder irgend welche Unterstützung gewähren solle weder an Harnisch, noch Lebensmitteln noch irgend einer andern Sache. Wer dawider handele, solle gerichtet werden, wie sich's gebühre. Man fand ausdrücklich nothwendig, dieses Verbot auch den Städten der Süder-See, Grönigen, Harderwyk, Deventer, Nimwegen, Zütphen, Zwoll, Campen u. a. bekannt zu machen. Es wurde ferner bestimmt: wenn Seeräubern geraubtes Gut wieder abgenommen werde, so sollten Die, welche es gewonnen, und Die, welche die Kosten dabei gehabt hätten, die Hälfte behalten und die andere Hälfte den Beschädigten wiedergeben. Friedeschiffe dagegen, von den Städten ausgesandt, sollten alles den Räubern abgenommene Gut dem Kaufmanne ohne Theilung wiederzustellen. Von thatkräftigen Maßregeln zur Vernichtung der Räuberhaufen war kaum jetzt noch die Rede. Selbst die Verhandlungen auf dieser Tagfahrt mit den Abgeordneten Keno's vom Broke über den Schadenersatz, den die Städte von Keno und dieser wieder von jenen foderten, hatten keinen rechten Erfolg. Da den Städten viel daran gelegen war, des Häuptlings Freundschaft wiederzugewinnen und ihn namentlich zu bewegen, die Vitalienbrüder aus seinen Gebieten wieder zu entfernen und fortan ihnen keinen Schutz

mehr zu gewähren, so schlugen die Rathssendboten mehrer Städte vor, man solle um gegenseitiger Freundschaft willen den beiderseitigen Schaden ausgleichen und sich gegenseitig für quitt erklären; dann sollten die Städte und Keno sich verbinden, um auch Edo Wimken, den Häuptling von Rüstringen, zu Entlassung der Vitalienbrüder aus seinem Dienste und Lande zu gewinnen. Allein die Rathssendboten aus Preußen widersetzten sich dem Vorschlage, denn sie konnten ihren Schaden noch nicht vergessen. Erst auf einer spätern Tagfahrt zu Marienburg überzeugte man sich von den Nachtheilen egoistischer Bestrebungen und man beschloß, um größern Schaden zu verhüten, auf den durch Keno erlittenen Schaden ohne weiteres Verzicht zu leisten.

Weil man nun aber zu einer größeren und allgemeinen Unternehmung gegen das zucht- und zaumlose Raubgesindel weder Lust noch Eifer zeigte, so mußte man in mehren Hansestädten wieder zu dem alten Mittel greifen, Friedeschiffe auszurüsten, obgleich man aus Erfahrung wußte, daß dadurch das Uebel nicht getilgt und das Raubvolk höchstens nur von einem Orte zum andern verscheucht werden könne. Diese Saumseligkeit und dieser Mangel an Eifer der Hansestädte für das gemeine Beste erregte jetzt auch bei dem Herzog und Grafen Wilhelm von Holland großen Unwillen; er gab ihnen diesen in einem Schreiben kund, welches er den hanseatischen Bevollmächtigten zu Nyeborg auf Fünen, wo sie mit dem Könige von Dänemark eine Berathung hielten, überreichen ließ. „Es ist euch nicht unbekannt", schrieb er den Städten, „wie der gemeine gute Kaufmann lange Zeit große, schwere Hinderung und Gebrechen gehabt hat von

allerhand quaden Liekendelern und Seeräubern und von ihren Enthaltern und von denen, die sie stärken und vermehren, was selbst auch Hansestädte, namentlich im Anfange Wismar und Rostock gethan haben, woraus auch unsere Unterthanen, Schiffer und Kaufleute manchen großen, unverwindlichen Schaden erlitten, sodaß wir und unsere Städte und Unterthanen in vergangenen Zeiten manche große Kosten und Arbeit darauf verwandt haben, dem quaden Volke und seinen Enthaltern Widerstand zu thun. Wir und unsere Städte hatten nun unter großen Kosten unsere Räthe auf die Tagfahrt nach Hamburg gesandt, die uns berichteten, daß man dort übereingekommen sei, man wolle es mit Ernst verhüten und verwahren, daß der Kaufmann forthin keine solche Hinderung und Gebrechen erleiden solle. Aber durch die That ist dies nicht erfolgt, denn seit der Zeit sind immer noch allerlei quade Liekendeler und Seeräuber enthalten und sustinirt worden in der Lauersee und anderswo, selbst auch von Hansestädten, namentlich von Hamburg, Bremen und Gröningen, obgleich es in ihrer Macht gestanden hätte, ihnen Widerstand zu leisten, was sie jedoch nicht gethan haben. Vielmehr einige von ihnen haben sie gerne gelitten und gehegt, indem die Räuber allerlei Gut, welches sie unsern Unterthanen und Kaufleuten geraubt und abgenommen, bei ihnen verkauft und zu Geld gemacht, sodaß ihre Bürger, welche die Güter kauften, den quaden Liekendelern und Seeräubern behülflich waren, daß sie wieder zu Wasser kämen, mit Victualien, Harnisch, Schuten, Gewehren und was sie sonst bedürften, wie uns gemeldet worden ist und was wir wohl beweisen könnten, wenn es die Noth erfoderte. Das alles hat uns sehr befrembet, da wir und die Unsern

immer sehr geneigt gewesen, des Kaufmanns Bestes auf alle Weise zu fördern, zu mehren und zu bessern, sodaß wir euch mit allem Fleiße ermahnen und von euch fodern, fortan noch allen euern Rath darauf zu stellen und mit Ernst daran zu gehen, daß dem gemeinen Kaufmann, unsern Unterthanen und andern solche Hinderung und Gebrechen nicht mehr geschehen, denn wir und die Unsern wollen auch gerne das Beste darin bedenken und thun. Würde aber solches nicht geschehen, so müssen wir aus Noth den Unsern erlauben, daß sie Gleiches mit Gleichem vergelten und sich ihres Schadens erholen, was wir nicht gerne thäten, könnten wir dessen nur irgend überhoben sein." Auf diese ernste Auffoderung des Herzogs erwiderten die zu Nyeborg anwesenden Bevollmächtigten: Die Städte hätten bisher ihr Bestes gethan und thäten es noch, um die quaden Liekendeler und Seeräuber aufs nachdrücklichste zu verfolgen und den gemeinen Kaufmann zu stärken und zu beschirmen, wie vormals zu Hamburg beschlossen worden sei; ob aber Hamburg, Bremen und Gröningen, wie der Herzog ihnen vorwerfe, in der Sache säumig gewesen seien, könne man, da ihre Sendboten auf dieser Tagfahrt nicht anwesend, nicht wissen; man werde sie jedoch davon unterrichten. Man hoffe, auch sie würden immer mit allem Fleiße darauf denken und alles anwenden, um „die Quadie und Seeräuber mit vernichten zu helfen und sie auf keine Weise zu stärken." Die Bevollmächtigten meldeten auch alsbald den drei genannten Städten, was ihnen der Herzog geschrieben, und foderten sie auf, sich selbst gegen ihn wegen der gemachten Vorwürfe zu verantworten. Wir sind jedoch nicht unterrichtet,

wie sich die Städte gegen die Anschuldigungen vertheidigt haben.

Jetzt gehen drei Jahre vorüber, in denen wir weder von neuen seeräuberischen Ereignissen auf der See, noch von Bemühungen der Hansestädte zur Vernichtung des Raubvolkes irgend etwas vernehmen. Während dieser Zeit, in den Jahren 1414 bis 1416, lagen in Friesland die Parteien der Schieringer und der Vetkoper, an der letztern Spitze Keno vom Broke, in beständigen Kämpfen gegen einander. Der mächtige Häuptling Folkmar Allena ward ein Opfer dieses Parteikampfes, indem er unter dem Messer eines gedungenen Meuchelmörders in seinem eigenen Hause fiel. Das Vitalianervolk mochte theils in diesen blutigen Fehden, theils vielleicht auch an entfernten Länderküsten, von denen aus uns keine Kunde zugekommen ist, währenddeß mit ihrem Raubgewerbe viel beschäftigt worden sein. Auch der Häuptling Keno überlebte den Kampf der Parteien nicht; er starb, nachdem er mehre Fehden mit der Stadt Gröningen bestanden und in der Belagerung der Stadt kurz vor seinem Tode einen schweren Verlust seiner Mannschaft erlitten hatte, im Jahre 1417 und hinterließ die Herrschaft des Brockmerlandes seinem Sohne Occo, der Jüngere genannt.

Aber schon im Jahre 1416 wurden die Vitalienbrüder von neuem auf die Schaubühne ihres Raublebens hervorgerufen. Der junge Herzog Heinrich von Schleswig und sein Vormund Graf Heinrich von Holstein lagen schon seit Jahren mit dem Könige Erich dem Siebenten von Dänemark im Streit wegen des jungen Herzogs Belehnung mit dem Herzogthum Schleswig, die der König nicht eher ertheilen wollte, als bis ihm zuvor das

ganze Herzogthum mit völligem Rechte übergeben und ihm ganz freigestellt sei, dasselbe zu verleihen, wem er wolle. Es kam darüber zum Krieg, indem Erich mit starker Heeresmacht ins Herzogthum einfiel und sich desselben bemächtigte. Als die Fürsten, auch von den Herzogen von Braunschweig und Meklenburg bedrängt, sahen, daß ihre Streitkräfte gegen die des Königes viel zu schwach seien, ergriffen sie in der Verzweiflung dasselbe Mittel, dessen sich einst die Meklenburger, Rostock und Wismar gegen die Krone Dänemark bedient hatten. Sie erließen Auffoderungen und Einladungen, daß alles lose und ledige Volk, welches zu Raub und Abenteuer auf die drei Reiche ausziehen wolle, sich in ihrem Lande sammeln und in ihren Häfen freie Aus- und Einfahrt finden solle. „Und nach dieser Einladung der Vitalianer", sagt ein Chronist, „kam den Fürsten so viel Volkes zu, daß durch dieses nicht allein die drei Reiche, sondern auch alle Kaufleute, welche die See besuchten, sehr beschädigt wurden."

So waren von Fürsten selbst die Raubgesellen von neuem zu Raub und Plünderung aufgefodert und während nun eben damals auch in dem nördlichen Deutschland ein häßliches, braunes Zigeunervolk unter der Anführung ihrer Obern, die sie Grafen und Herzoge nannten, zwar unter sicheren Geleitsbriefen der Fürsten, aber mit Rauben und Stehlen durch Städte und Dörfer zog und überall alles in Schrecken setzte, durchschwärmten die Piraten die See bald wieder nach allen Richtungen hin. Zwar traten die Hansestädte schon im J. 1416 wieder zu einem Bündniß gegen sie zusammen und wandten sich zu gleichem Zwecke dann auch an mehre Fürsten; allein das fruchtete nicht weiter. Die Raubgesellen fanden überall noch ihre

Helfershelfer und Freunde. Wiederholt war schon auf den Tagfahrten der Ankauf von geraubtem und seefundigem Gute bei hoher Strafe verboten worden und doch traten Kaufleute aus Flandern auch im J. 1417 wieder mit der Klage auf, daß namhafte Bürger in Hamburg, Münster, Osnabrück und Gröningen einen großen Theil der Kaufgüter, die ihnen von Vitalienbrüdern aus Friesland auf der See geraubt worden, ohne Scheu angekauft hätten, während niemand an ihre Bestrafung denke. Geschah es doch, daß Stralsund eine Anzahl Söldner auf die See aussandte, um eine Bande von Seeräubern, die stralsunder Schiffe geplündert hatten, aufzusuchen und zu vernichten. Als sie indeß einigen Kauffahrteischiffen begegneten, machten sie sich über dieselbigen her, mishandelten die Mannschaft auf die schändlichste Weise und warfen viele sogar über Bord. Freilich mußten die Frevler ihre Greuelthat schwer büßen; sie wurden alle aufgegriffen und enthauptet; ihr Hauptmann Linstow ward als Verräther aufs Rad gesetzt und dann als Meineider am Galgen aufgehängt. Auch Ost- und Westfriesland war noch immer von Vitalianerhaufen angefüllt; sie liefen von dort zu großen Scharen aus und fingen alles auf, was ihnen auf der See begegnete. Häufig verbanden sich mit ihnen auch Friesen selbst, um an dem Raubhandwerke Theil zu nehmen. Am meisten litt durch sie jetzt der Seefahrer aus Holland und Flandern; eine bedeutende Anzahl von Kaufleuten aus den Städten beider Länder wurden durch den Seeraub ganz und gar zu Grunde gerichtet. Der Herzog von Holland ließ es zwar nicht an Bemühungen fehlen, seinen Kaufleuten Schutz zu verschaffen; allein die Erfolge waren immer unbedeutend und

vorübergehend. Der Junker Sybold, Hauptmann zu Rüstringen, der eine große Anzahl von Vitalienbrüdern in seinem Gebiete hegte, ließ es, als der Herzog ihre Entlassung foderte, bis zum heftigsten Streite kommen.

Da wandten sich die Städte mit ihren Klagen über das täglich noch überhandnehmende Unwesen der Seeräuberei an den römischen König Sigismund und baten um Schutz und Hülfe. Nach langen Zeiten nämlich, in welchen die römisch-deutschen Kaiser sich wenig um das weit entlegene Frieslaud bekümmert, war er der erste, welcher darauf hinarbeitete, die Friesen wieder unmittelbar zum Reiche zu gewinnen. Er hatte deshalb kurz zuvor an sie ein Schreiben erlassen, daß er sich aus sichern Urkunden habe belehren lassen, wie die Friesen von alten Zeiten her ein freies Volk und niemand unterthänig gewesen, sondern blos zum römischen Reiche gehörten; sie sollten sich daher auch nur an das Reich halten; er werde seinen Kanzler und Kaplan an sie senden, um sie in dieser Sache näher zu unterrichten. Als diese Gesandten indeß ins Land kamen, fanden sie es in drei Parteien getheilt, die eine für den römischen König, die andere holländisch gesinnt und eine dritte jeder fremden Herrschaft widerstrebend. Da indeß bald darauf der Herzog Wilhelm von Holland starb und Friesland sich nun von Holland lossagte, bestätigte Sigismund am 30. Septemb. 1417 den Friesen alle ihre bisherigen Freiheiten und Rechte und sprach über die Partei der Vetkoper, die ihm am meisten entgegen war und an deren Spitze auch Occo, der Häuptling des Brockmerlandes, stand, die Reichsacht aus. Zu gleicher Zeit aber ließ er durch seine Abgeordneten alles aufbieten, um das Land zu beruhigen und die Parteien zu versöh-

nen. Da benutzte aber der Bruder des verstorbenen Herzogs Wilhelm, der zum Bischof von Lüttich gewählte Johann von Baiern, die Zerwürfnisse in Friesland, um eine Partei für sich zu gewinnen. Die der Schieringer trat zu ihm über und übertrug ihm die Regentschaft über Friesland auf zwanzig Jahre. So in sich zerrissen und verwirrt war eben der innere Zustand Frieslands, als Sigismund die Klagen der Städte über das Raubwesen erhielt, welches vorzüglich von den friesischen Küsten aus in der Nordsee betrieben ward. Er sandte den Städten von Basel aus ein Schreiben, worin er ihnen meldete: er habe bereits bewirkt, daß die Städte fortan aus Westfriesland durch die Seeräuber nicht mehr beschädigt werden sollten; er hoffe es auch noch dahin zu bringen, daß sie auch von Ostfriesland aus gegen die Piraten sicher sein würden. Er fodere daher die Städte auf, daß sie, wenn irgend jemand in Friesland sich wider ihn und das heil. röm. Reich erheben wolle und etwa Seeräuber in seinem Gebiete enthalte, seinen dahin gesandten Abgeordneten, dem Ritter Siegfried von Wembingen und seinem Kanzler Nicolaus Bunzlau, mit ihrer ganzen Macht beistehen sollten, weil es sein Wille sei und auch der Städte Bestes es fodere, daß sich Friesland mit den Seestädten der Hanse verbinde und beide Friede mit einander hielten. Die Abgeordneten überbrachten selbst den Städten das Schreiben des Königes auf einer Tagfahrt zu Lübeck im Juni 1418, indem sie zugleich den dort versammelten Rathssendboten eröffneten: schon früher auf Befehl des röm. Königes wegen Klagen, welche diesem von mehren Seiten her vom Kaufmanne wegen der Seeräuberei aus Friesland zugekommen seien, in dies Land gesandt, hät-

ten sie durch ihre Bemühungen es dahin gebracht, daß der größere Theil der Friesen sich in des Königes Gehorsam und des röm. Reiches Unterthänigkeit begeben hätten; daher sei zu hoffen, daß der seestädtische Kaufmann von Friesland aus nicht mehr beschädigt werden würde. Weil jedoch ein Theil der Friesen, der die Ostfriesen genannt werde, mit den Gröningern sich noch nicht in des röm. Königes Gehorsam fügen wolle, so ersuche man im Namen des Königes die Hansestädte, daß sie mit Rath und That zu Hülfe stehen möchten, damit dieser Ungehorsam zu rechter Bekenntniß und pflichtiger Unterthänigkeit gebracht werde. Die königlichen Abgeordneten begaben sich nach Friesland und es gelang ihnen wenigstens einige Zeit, die wildesten Ausbrüche der Parteiwuth zwischen den Schieringern und Vetkopern zu beschwichtigen. Die Hansestädte begnügten sich unterdeß damit, auf der erwähnten Tagfahrt zu Lübeck eine Anzahl alter Verordnungen und Verbote in Beziehung auf das Seeräuberwesen zu erneuern und zum Theil zu schärfen. Unter andern wurde festgestellt, daß jeder, welcher geraubtes Gut gekauft habe und sich mit Unwissenheit entschuldige, diese seine Unwissenheit mit noch zwei Andern beschwören müsse, um von der Strafe befreit zu sein. Ankauf geraubten Gutes oder Begünstigung der Seeräuber in irgend einer Weise ward mit der Todesstrafe verpönt.

Zur Vertilgung des Übels selbst aber fruchtete dies alles nichts weiter. Das Räubervolk war noch in demselben J. 1418 kühn genug, die Weser aufwärts bis vor das Schloß Friedburg zu segeln und es mit Sturm einzunehmen. Der dortige Hauptmann Arnold Buller, ein

Rathsmann aus Bremen, ward von ihnen erschlagen. Auf die Nachricht hievon kam bald darauf aber starkes Kriegsvolk herbei, das Schloß ward wieder erstürmt und zweiundvierzig Räuber, die gefangen wurden, brachte man nach Bremen zurück, wo sie alle enthauptet wurden. Glücklicher in seinem Raubgewerbe war um dieselbe Zeit ein Haufe der Vitalienbrüder, welche die Grafen von Holstein in ihrem Lande hegten. Es war im Anfang des August, als die beiden Bischöfe von Lund und Roschild und mit ihnen auch viele Ritter und vornehme Herren zwei Schiffe ausrüsteten, um sich mit ihren Frauen und Töchtern an den königlichen Hof zu einem glänzenden Hoffeste zu begeben. Alles, was die hohen Herren und Frauen an Kleinodien, Schmuck und Zierath aller Art besaßen, schöne Gewande, Geschmeide von Silber und Gold sollte auf dem Feste zur Schau getragen werden. Allein die gehoffte Freude schlug in große Trauer um. Die beiden Schiffe wurden von einem Haufen Vitalienbrüder überfallen, überwältigt und mit dem sehr bedeutenden Schatz nach Holstein gebracht. Keiner von den Eigenthümern sah jemals wieder etwas von dem Seinigen. Dafür erlitten freilich dieselben Vitalienbrüder in Holstein im Jahre nachher einen schweren Verlust. Lübeck hatte einen Söldnerhaufen auf die See ausgesandt, um insbesondere die Gewässer zwischen den holsteinischen und meklenburgischen Küsten von dem Räubervolke zu säubern. Er traf auch bald auf eine Anzahl von Raubschiffen, die dort umherkreuzten. Es kam zum Kampfe. Die Lübecker aber behielten die Oberhand, schlugen einen Theil der Vitalianer todt und zwangen die übrigen, das feste Land zu suchen. Dort verließen sie ihre Schiffe und liefen vom Femer Sund bis

nach Heiligenhafen. Die Lübecker indeß folgten ihnen nach und ergriffen ihrer zweiundzwanzig Mann; die andern entkamen durch die Flucht. Da die dortigen Bewohner die Gefangenen nicht aus ihrem Weichbildsgerichte losgeben wollten, so sandte der Rath von Lübeck einen Büttel dahin, der sie alle köpfen mußte. Nur der Hauptmann ward nach Lübeck gebracht und dort enthauptet. Damals zwang man auch die beiden Grafen Dietrich und Christian von Oldenburg zu dem Versprechen, fortan in ihrem Gebiete keine Vitalienbrüder oder andere Seeräuber hegen und hausen oder auf irgend eine Weise unterstützen zu wollen.

So oft aber auch das Räubervolk mit dem Halse für seine Raubthaten büßen mußte, neues Glück brachte ihm immer wieder neuen Muth. Schon im J. 1420 war wieder ein anderer Haufe von Vitalienbrüdern kühn genug, sich in die Elbe hinein bis in die Gegend von Hamburg zu wagen und eine Anzahl hamburger Schiffe wegzunehmen, die mit Bier und andern Kaufmannsgütern befrachtet waren. Einen Theil des Raubgutes verkauften sie an die Ditmarsen, einen andern brachten sie anders wohin. Vieles aber führten sie auch auf das Schloß zu Schwalstädt, auf welchem damals der Hauptmann des Herzogs von Schleswig Hartwig Breide die Befehlshaberschaft hatte. Als man in Hamburg von dem allem Nachricht erhielt, wurden in Eile mehre wohlbemannte Schiffe ausgesandt, die das Raubvolk bis vor das Schloß zu Schwalstädt verfolgten. Da aber die Seeräuber dies gewahr wurden, verließen sie aus Schrecken die Burg und flüchteten sich in das Holt. Herzog Heinrich von Schleswig war schwer erzürnt, als er vernahm, daß sein Hauptmann

sein Schloß, wie die Hamburger klagten, zum Raubneste gemacht; er ließ ihm sofort den Befehl überbringen, den Hamburgern das geraubte Gut wieder auszuliefern, wo nicht, so solle es ihm das Leben kosten. Der Hauptmann, den Zorn des strengen Herzogs fürchtend, leugnete, was er gethan, und foderte seinen Herrn selbst auf, das Schloß genau durchsuchen zu lassen. „Findet man des Gutes", sagte er, „auch nur für einen Pfennig, so will ich mein Leben verwirkt haben." Dieser Betheuerung aber traute der Herzog nicht. Das Schloß ward im Beisein der Hamburger in allen Winkeln untersucht und das versteckte Raubgut wiedergefunden. Der Hauptmann würde jetzt, wie der Herzog befohlen, seine Lüge am Galgen gebüßt haben, wenn nicht die Hamburger bei diesem für sein Leben gebeten. Er wurde jedoch auf Lebenszeit des Landes verwiesen.

Mittlerweile hatten die Vitalienbrüder in Friesland unter den Parteiungen der Schieringer und Vetkoper ihr Raubwerk ziemlich ungestört betrieben. Nun hatten sich aber unter dem Schutze der Schieringer bedeutende Haufen von ihnen bei Doccum und dem Schlosse Esumersyhl durch Blockhäuser und andere Befestigungswerke stark verschanzt und liefen mit ihren Raubschiffen in die dortigen Häfen um so sicherer aus und ein. Die Hamburger verlangten die Zerstörung dieser Raubnester. Die Vetkoper hielten deshalb einen Versammlungstag zu Gröningen und es ward beschlossen: die Vitalianer sollten aufgefodert werden, ihre festen Verschanzungen und Wehrhäuser bei Doccum und Esumersyhl innerhalb sechs Monaten friedlich zu übergeben und Friesland zu verlassen, die Festungswerke sollten dann bis auf den Grund vernichtet werden. Wür-

den sie aber diese nicht freiwillig räumen wollen, so sollten sie mit einer Streitmacht aus Ostergo und Westergo und mit Hülfe anderer Verbündeten daraus vertrieben werden. Die Vitalienbrüder aber schlugen das friedliche Anerbieten aus; auf ihre festen Verschanzungen trotzend, wurden sie für Feinde des Landes erklärt. Da wandte sich der Häuptling vom Brockmerlande, Junker Occo vom Broke, an die Hamburger und die übrigen Hansestädte und bat um Beihülfe zur Vertreibung des Vitaliervolkes aus seinen festen Verschanzungen, meldend, daß von da aus dem seefahrenden Kaufmanne fort und fort unermeßlicher Schaden zugefügt werde. Dies geschah im Frühling des J. 1422. Es schien jetzt mehr als je an der Zeit zu sein, in Verbindung mit den Friesen selbst das Seeräubervolk in dem Lande gänzlich zu vertilgen. Hamburg und Lübeck warteten daher nicht erst eine neue Tagfahrt der übrigen Hansestädte ab, sondern eilten so viel als möglich mit der Ausrüstung einer Anzahl Wehrschiffe. Mit tausend auserlesenen Kriegsleuten bemannt, auch hinreichend mit schwerem Geschütz, Belagerungszeug und andern nöthigen Kriegsbedürfnissen versehen, lief die Wehrflotte einige Wochen nach Ostern gegen Westfriesland aus. Nach glücklicher Landung fand die Mannschaft das Blockhaus zu Esumersyhl sowohl nach der Seeseite hin als zu Lande einwärts mit Wällen, Graben und Verschanzungen außerordentlich stark befestigt. Es war außer dem Haupthaufen von vierhundert Raubgesellen, die in der Stadt Doccum lagen, mit hundertundsechzig Mann besetzt. Nachdem die Mannschaft der Hansestädte es rings umlagert, zogen auf die Nachricht ihrer Ankunft auch die Häuptlinge der Partei der Vetkoper diesseits und jenseits der Ems unter der Anführung des

Häuptlings Focko Uken und mit ihnen auch ein Streithaufe aus Gröningen zur Hülfe herbei. Das Blockhaus wurde gestürmt; allein die Vitalienbrüder, bei denen alles auf dem Spiele stand, wehrten sich mehre Tage lang mit äußerster Entschlossenheit, bis endlich ihre Kraft ermüdete und das Blockhaus vom Feinde mit Sturm genommen wurde. Die ganze Besatzung ward gefangen genommen und mit dem Schwerte hingerichtet; nach Einigen betrug die Zahl noch 150 Mann *). Das Blockhaus brach man bis auf den Grund ab. Darauf wandte sich das Kriegsvolk gegen die Stadt Doccum; aber hier fand es beim Feinde nicht den verzweiflungsvollen Muth. Die vierhundert Vitalienbrüder hatten kaum das Schicksal ihrer Genossen bei Esumersyhl vernommen, als sie die Stadt verließen, um in die See zu entfliehen. Die Bürger Doccums ergaben sich dann ohne allen Widerstand. Es ward darauf durch die ganze Stadt eine genaue Untersuchung angeordnet, um alles versteckte Raubgut auszumitteln. Alle Häuser, in denen man solches gefunden, wurden niedergerissen und alle Bürger, die mit den Vitalianern gefeilscht oder sonst in näherer Gemeinschaft gestanden hatten, nach Hamburg und Lübeck gebracht, wo sie im Gefängniß schmachteten, bis ein ansehnliches Lösegeld sie befreite.

Darauf schlossen die Hauptleute des hanseatischen Kriegsvolkes mit einer großen Anzahl von Häuptlingen zur Verbannung und Vernichtung der Vitalienbrüder die nöthigen Verträge ab. Ein solcher lautete unter andern

*) Nach andern Berichten betrug die Zahl der Hingerichteten nur 44 oder 46; die übrigen waren im Kampfe erschlagen.

also: „Wir Heszel von der Gest, Sydze von der Gest, Juwe von der Gest, Sywert (Suffrid) Wiarda, Ummo Wiarda, Poppeke Ziresim, Alteke Vronesna, Douwe Suesna, Fritke Frixma, Rewerd Onnoma, Sippe Nitting machen kund allen Leuten mit diesem offenen Briefe, daß wir gelobt haben, gesichert, geschworen mit leiblichen Fingern zu den Heiligen für uns und unsere Erben, geborene und ungeborene, den ehrsamen Sendboten, Herrn Tiedemann Stein und Herrn Ludwig Krul von Lübeck, Herrn Heinrich Papendorf und Herrn Martin Schwarzkopf von Hamburg zu Behuf ihrer zwei Städte, für die sie nun zur Zeit hier in der Reise sind, und der gemeinen Hansestädte, daß wir nach dem Tage von Datum dieses Briefes die Vitalienbrüder oder andere Räuber zu keiner Zeit mehr enthalten sollen, noch enthalten lassen wollen in unsern Häfen, Häusern und Schlössern oder Gebieten, noch sie beschirmen oder vertheidigen, sondern sie vielmehr verfolgen werden, wie man gegen solche Missethäter zu thun schuldig ist, um sie aus dem Lande zu vertreiben nach aller unserer Macht. Wir geloben auch mit diesem Briefe, daß wir alle Kaufleute fördern und vertheidigen sollen nach allen unsern Kräften ohne alle Arglist." Geschlossen ward dieser Vertrag zu Doccum am Dienstage nach Pfingsten im J. 1422. Als vermittelnde Zeugen waren unter andern gegenwärtig der Häuptling Focko Ukena zu Leer, Otto Kaland, Bürgermeister von Gröningen, u. m. A. Ein gleiches Versprechen gaben den Hansestädten auch die beiden friesischen Edelleute Wibrand Hermana und Sitka Siarda, und endlich verstanden sich zu einem ähnlichen Vertrage auch die Prälaten, Priester, Grietmanne, Richter und Gemei-

nen von acht Kirchspielen aus dem Brockmerland; auch sie gelobten, nicht nur selbst nie wieder Vitalienbrüder oder andere Räuber in ihren Gebieten zu hausen und zu hegen, sondern auch mit Rath und That zu Hülfe zu stehen, um solches Raubvolk, wenn es irgendwo gehaust und gehegt werde, mit aller Macht zu Wasser und Land zu vertilgen, damit der Kaufmann sicher und frei zu Wasser und zu Land Tag und Nacht in ihren Gebieten fahren und verkehren könne.

Nach diesen glücklichen Erfolgen in Friesland kehrte das Kriegsvolk der Hanse nach Hamburg und Lübeck zurück In der letzteren Stadt war um dieselbe Zeit eine neue Tagfahrt versammelt, auf welcher auch neue nöthige Maßregeln zur Unterdrückung des Raubwesens in der Ostsee abermals zur Sprache kamen. Durch den Krieg der Holsteiner mit Dänemark hatte hier das Räubergewerbe wieder frischen Schwung gewonnen. Man zählte im J. 1422 im Gebiete von Holstein nicht weniger als fünfhundert Liekendeler, die im Sommer dieses Jahres dem dänischen Könige sechzehn schwerbeladene Schiffe auffingen und die Beute meist nach Kiel brachten. Auch die Hansestädte hatten durch ihre Raubzüge schon öfter bedeutenden Schaden erlitten und es war jetzt, da ein großer Theil der aus Friesland entflohenen Vitalianer auf der See umherkreuzte, zu befürchten, daß die Gefahren sich noch vermehren würden, wenn nicht bei Zeiten kräftige Maßregeln dagegen wirkten. Man beschloß daher auf der erwähnten Tagfahrt: die Städte Lübeck, Rostock, Wismar, Stralsund, Greifswalde und Stettin sollten eine neue Wehrflotte in die See aussenden und zur Deckung der großen Kosten sowohl in diesen Städten

selbst, als in denen in Preußen, Livland und überhaupt in allen denen, wo es die Hansestädte anordnen würden, sowie auch auf Gothland der Pfundzoll von neuem auf zwei Jahre erhoben werden. Werde es nöthig sein, daß auch die livländischen oder irgend andere Städte, die jetzt an der Wehrrüstung selbst nicht Theil nähmen, für ihre Gegenden Wehrschiffe ausrüsten müßten, um das Volk der Vitalienbrüder zu vernichten, so sollten ihnen ebenfalls die Kosten ihrer Wehre vom Pfundgelde erstattet werden. Übrigens aber solle dieser Pfundzoll, den Schiffer und Kaufmann von allen ihren Gütern bei ihrem Eide entrichten sollten (nur Kaufmannsgut nach Flandern ausgenommen, von welchem in den diesseitigen Städten kein Pfundgeld genommen werden sollte), ausschließlich nur zu der Wehre verwandt werden, welche die Städte in diesem Jahre nach Friesland und in die Ostsee ausgesandt hätten oder noch aussenden würden. Außerdem aber mußten auf derselben Tagfahrt auch ernstliche Maßregeln gegen die Holländer ergriffen werden. Diese hatten wiederum nicht ohne Eifersucht und Misgunst gesehen, wie nachdrücklich und entscheidend sich die Macht und der Einfluß der Hanse in Friesland geltend gemacht. Der hanseatische Seefahrer hatte daher in vielen einzelnen Fällen großen Schaden und Nachtheil durch sie zu erleiden gehabt. Diese feindselige Spannung war auch den Vitalienbrüdern, die aus Doccum hatten entfliehen müssen, nicht lange unbekannt geblieben. Sie hatten sich fast alle nach der Südersee hineingezogen und ihre Hoffnung, bei den Holländern jetzt Schutz und Aufenthalt zu finden, täuschte sie nicht; sie fanden überall, besonders in der festen Stadt Enkhuizen in Nordholland an der Küste der

Süderſee bereitwillige Aufnahme. Die Hanſeſtädte, welche dies als Schmähung und Beſchimpfung ihrer Ehre betrachteten und bald erkannten, daß die Holländer dabei nur ihrem gehäſſigen Handelsneide gefröhnt, faßten ſofort den Beſchluß: alle Häfen und Gebiete der Hanſe ſollten ſo lange den Holländern verſchloſſen und alle Handelsgemeinſchaft mit ihnen aufgehoben werden, bis ſie die Vitalienbrüder aus ihrem Lande wieder entfernt und dem hanſeatiſchen Kaufmanne allen etwa erlittenen Schaden vergütet haben würden. Man ſandte alsbald von Lübeck aus auch eine Botſchaft an den Hochmeiſter in Preußen, um auch dieſen zur Ausführung der erwähnten Maßregel zu gewinnen. Sie hatte ſchnellen und glücklichen Erfolg, denn ſchon im Jahre 1423 begegneten die Holländer den Vitalienbrüdern überall als Feinde. Drei ihrer großen Raubſchiffe wurden von den Holländern und Engländern auf der See angegriffen; das eine, mit vierzig Vitalianern bemannt, ſegelten die letztern in den Grund; das zweite entkam durch die Flucht nach Preußen, wo ſeine Mannſchaft, über dreißig Köpfe ſtark, aufgefangen und bis auf den letzten enthauptet wurde; des dritten Schiffes bemächtigten ſich die Holländer und führten es nach Enkhuizen, wo der Räuber zweiundvierzig unter dem Beile des Scharfrichters ſtarben. Sonach waren im Ganzen abermals hundert und zwölf Piraten, wie der Chroniſt ſich ausdrückt, „eine Spanne kürzer gemacht.“

Da trat von neuem einige Jahre Ruhe ein. Im Jahre 1426 aber gab der noch immer fortdauernde Krieg zwiſchen dem Könige Erich von Dänemark und den Grafen von Holſtein auch den Vitalienbrüdern wiederum Anlaß, mit auf den Schauplatz des Kriegsgetümmels her-

vorzutreten. Während der König nämlich Schleswig und Gottorp mit einem sehr starken Heere und einer bedeutenden Seemacht belagerte, kündigten ihm auch eine große Zahl von Hansestädten den Frieden auf und da diese jetzt ihre Kriegskräfte so viel als möglich verstärken mußten, so begaben sich auch einzelne Haufen von Vitalienbrüdern, die sich bisher dem Kriegsheere des Königes angeschlossen hatten, in den Dienst der Hansestädte; selbst Hamburg, welches sie so lange als Seeräuber verfolgt und bekämpft hatte, nahm sie als Kriegsleute jetzt gerne in seinen Dienst auf; und es zeigte sich bald, wie vortheilhaft sich diese kühnen Raub- und Raufgesellen im Kriege gebrauchen ließen. Über die Kriegserklärung der Hansestädte fast noch mehr als über eine verlorene Schlacht betroffen und geschreckt, hatte Erich alsbald die Belagerung Gottorps und Schleswigs aufgegeben und es kam jetzt darauf an, ihm auch die von ihm besetzte Insel Femern zu entreißen. Es war am Matthäus-Tage des genannten Jahres, als sich etwa zweihundert Vitalienbrüder zu Hauf sammelten und auf dem Eiland landeten. Es gelang ihnen zur Nachtzeit bis an das feste Schloß Glambeck, wo eine dänische Besatzung lag, vorzurücken. Kaum graute der Morgen, als sie das Schloß in größter Heftigkeit zu stürmen begannen und zwar mit so gewaltigem Geschrei, als wenn die ganze Kriegsmacht Hamburgs und Lübecks, sich vor demselben gelagert hätte. Darein mischte sich der unaufhörliche Donner des schweren Geschützes, womit die Mauern unablässig beschossen wurden. Während deß legten einige Vitalianer Leitern an das Schloß an und begannen es zu ersteigen. Die Besatzung, welche nichts weniger als einen feindlichen An-

griff erwartet, gerieth in die größte Angst und Verwirrung, denn sie konnte nach dem gräßlichen Geschrei der Stürmenden und dem lebendigen Feuer der Donnerbüchsen nicht anders glauben, als daß eine sehr bedeutende Kriegsmacht in der Nähe des Schlosses liegen müsse. Da sie keine Hoffnung fassen konnte, daß der König sie von Schleswig aus bald entsetzen werde, so beschloß sie, sich dem Feinde zu ergeben. Sie erhielt mit ihrem Kriegsgeräthe freien Abzug und so fiel das feste Schloß und mit ihm das ganze Eiland in die Gewalt der Grafen von Holstein.

Während aber andere Haufen von Vitalianern um dieselbe Zeit auch immer noch als Piraten auf der See umherschwärmten, nicht selten auch sich an die preußischen Küsten wagten, dort die aus- und einsegelnden Schiffe auffingen, ausplünderten und die Schiffsmannschaft gefangen nahmen, sodaß Schiffe, die aus Lübeck Kaufwaaren nach Preußen bringen sollten, eine bewaffnete Söldnerwehr bei sich führen mußten, um sicher bis an die Weichsel zu gelangen, während noch andere Haufen sich in andern Küstenländern der Ost- und Nordsee in kriegerischen Fehden herumschlugen, in Friesland z. B. der Junker Occo, Häuptling von Brockmerland, wiederum eine Schar von Vitalienbrüdern aus der See an sich gezogen hatte, um sie dem mächtigen und kriegsgewandten Feinde seines Hauses, dem Häuptling Focko Ukena zu Leer entgegenzustellen, in welchem Kampfe sie in der blutigen Schlacht auf den so genannten wilden Äckern bei Venhusen für den unglücklichen Häuptling vom Brockmerland, der gefangen wurde, so tapfer fochten, daß sie beinahe bis auf den letzten Mann aufgerieben wur-

den, während also hier das Kriegswerk, dort das altgewohnte Raubgewerbe die einzelnen Haufen der Vitalianer beschäftigte, spielten die Vitalienbrüder in Holstein im Kriege gegen Dänemark noch immer eine nicht unbedeutende Rolle. Als im Frühling des J. 1428 die Hansestädte und die Grafen von Holstein gegen König Erich eine große Flotte von 260 Schiffen und ein Streitheer von 12,000 Mann aus dem Hafen von Wismar auslaufen ließen, waren darunter auch 600 Vitalienbrüder und andere Kriegsgesellen, die auf eigene Hand zum Raub auf allerlei Abenteuer mit dem Heere auszogen. Graf Gerhard von Holstein war Oberanführer der gesammten Kriegsmacht. Die Flotte lief in den Noresund ein, denn die Erstürmung Kopenhagens war das Ziel der Unternehmung. Es ward zwar keineswegs erreicht, denn die Stadt war so reichlich mit allen nöthigen Kriegs- und Lebensbedürfnissen versorgt, die Besatzung wehrte sich mit solcher Tapferkeit und die Balisten, Katapulten und andere Kriegsgeschosse brachten der feindlichen Flotte so bedeutende Verluste bei, daß Graf Gerhard genöthigt war, ohne Erfolg sich zurückzuziehen. Da trat vor ihn Bartholomäus Vot aus Wismar, der Anführer von 600 Vitalienbrüdern, und bat ihn um die Erlaubniß, mit seinen Kriegsgesellen zu Raub und Schaden im feindlichen Lande auf eigene Hand auf Abenteuer ausziehen zu dürfen. Sie wurde ihm ertheilt. Er landete zuerst auf Schonen und Landskrona wurde überfallen und geplündert; dann segelte er nordwärts hinauf bis vor Bergen. Als die Engländer, die dort des Handels wegen in bedeutender Zahl lagen und sich in den Besitz der früher den Hanseaten zugehörigen Bitten gesetzt hatten, die Ankunft der feindlichen Schiffe wahrnahmen,

segelten sie aus Furcht, daß die Hansestädte mit ihrer ganzen Kriegsflotte herankommen möchten, in größter Eile hinweg. Auch der Bischof von Bergen rettete sich durch die Flucht. Die Vitalienbrüder landeten mit vollem Muthe; die eingeschreckte Bürgerschaft leistete weiter keinen Widerstand. Alles, was der Raublust des Vitaliervolkes zusagte, fiel ihm als Beute anheim. Auch des Bischofs Hof stand den Raubgesellen offen, sie erbrachen seine Kisten und Kasten, seine Liberei und nahmen die kostbarsten Bücher, Gold und Silber, des Bischofs zurückgelassenen Ornat und vieles Andere als Raubpreis ihrer Kühnheit hinweg. Darauf plünderten sie auch eine Anzahl norweger Fischer und Kaufleute aus, die eben mit ihren Fischen und Kaufwaaren nach Bergen zu Markte zogen. Die geraubte Waare bezahlten sie den Eigenthümern mit Schlägen und Mishandlungen und zogen so endlich mit reicher Beute nach Wismar zurück, wo sie für ihren Raub trotz der bestehenden Verbote dennoch glücklichen Markt fanden.

Dort hielt nun der Hauptmann Bartholomäus Vot mit seiner Raubschar Winterlager bis zum Frühling des J. 1429. Da lockte die gemachte reiche Beute zu einer neuen Raubfahrt. Um die Osterzeit steuerte der Hauptmann aus dem Tief von Wismar mit vierhundert seiner Raubgesellen abermals nach Bergen hinauf. Das Glück schien ihm anfangs nicht so günstig, denn vier Tage vorher schon von dem Herannahen der Raubschiffe benachrichtigt, hatten die Bewohner Bergens den Hof des Königes und des Bischofs stark bemannt, um von da aus die Stadt zu vertheidigen. Das Vitaliervolk landete zwar und es kam zum Kampfe. Allein die Bürger schlugen

mehre Tage lang mit äußerster Entschlossenheit das feindliche Volk von ihren Mauern zurück. Da kam eines Tages ein deutscher Junge, der in Bergen wohnte, zum Hauptmanne heran und richtete an ihn die Frage: sind der Euern noch mehr in der See, die, wenn es Noth thut, euch zu Hülfe kommen können? Als der Hauptmann solches verneinte, erwiderte jener: so rathe ich euch, daß ihr schnell von hinnen fliehet und zu Schiffe gehet, denn da man in Bergen schon vier Tage zuvor euere Ankunft wußte, so sind nach allen Orten Boten ausgesandt, um alles, was im Lande wehrhaftig, zu sammeln; das alles kommt zu Schiff gegen euch heran. Auch hat der Hauptmann von Bergen alle kampffähigen Bürger bereits aufgerufen, um in den nächsten Tagen gegen euch auszuziehen. Dann müßtet ihr zugleich zu Wasser und zu Land kämpfen. Ich rathe euch also, daß ihr euch eiligst zu Schiff begebet, dann seid ihr wenigstens vor Denen sicher, die euch zu Land angreifen wollen, und könnt euch gegen Die zum Kampfe vorbereiten, welche gegen euch zu Wasser kommen. Der Hauptmann konnte zwar nicht ermitteln, ob der junge Mensch, was er geredet, aus eigenem Antriebe oder im Auftrage Anderer gesprochen. Aber es schien ihm jedes Falls heilsam, dem Rathe zu folgen; er begab sich mit allen den Seinigen zu Schiff. Kaum war dies geschehen, so segelten wol bis gegen hundert norwegische Schiffe heran, die ausgesandt waren, um die Seeräuber aufzusuchen. Dennoch verlor der Hauptmann nicht den Muth; er sprach seinem Volke Trost und Vertrauen ein, obgleich er dem Feinde nicht mehr als nur sieben Schiffe entgegenzustellen hatte. Es kam zum Kampfe; schon beim ersten Angriffe bemächtigten sich die Normänner eines der

sieben Schiffe mit neunzehn Mann Besatzung. Als jetzt die Vitalianer Leben und Alles aufs Spiel gesetzt sahen, wehrten sie sich gegen den Feind mit äußerster Verzweiflung. Bald fielen zwei der größten feindlichen Schiffe in ihre Hände; nachdem sie die Mannschaft erschlagen, bemannten sie sie mit ihren eigenen Leuten; dann überwältigten sie noch zwei andere größere Schiffe und ließen auch deren Mannschaft über die Klinge springen. Dreihundert der Normänner waren nun schon gefallen. Mit Hülfe dieser größeren Schiffe aber segelten sie eine große Zahl kleinerer Fahrzeuge mit allen Schiffsleuten in den Grund. Da war für die übrigen keine andere Rettung weiter als durch die Flucht. Der Kampf aber war kaum beendigt und der glänzende Sieg gewonnen, als die Vitalienbrüder noch zehn andere Schiffe, die bei ihrer Ausfahrt im Tief von Wismar zurückgeblieben waren, mit neuen Raubgesellen heransegeln sahen. Als sie sich mit ihnen vereinigt, zogen sie zu Hauf wieder vor Bergen, fanden jedoch die Stadt völlig menschenleer, denn das Volk war aus Schrecken wegen des unglücklichen Kampfes auf der See ins Land geflohen. Sie stürmten wieder in des Königes und Bischofs Hof, raubten an Geld, Kleinodien und anderem Gute, was sie nur irgend fanden, nahmen der Normannen Schiffe weg, verproviantirten sie mit Fischen und andern Lebensbedürfnissen und nachdem sie dann endlich des Bischofs Hof in Brand gesteckt und auch viele Häuser in der Stadt in Asche gelegt, zogen sie mit dem ganzen Raub hinweg und kamen wohlbehalten bei Hamburg an. Auch hier gestattete man ihnen jetzt, ihren Raub zu verkaufen, und sie lösten bedeutenden Gewinn daraus.

Kaum war dieser Haufe von seiner Raubfahrt zurückgekehrt, als eine andere Schar von Vitalienbrüdern aus Rostock und Wismar gleichfalls zu Raub und Abenteuer auf die See auslief. Sie traf bald auf ein königliches Schiff, welches den Ertrag der Geldsteuern aus Schweden nach Dänemark überbringen sollte. Es ward von den Piraten angegriffen und es kam zwischen ihnen und der Besatzung, die drei- bis vierhundert Mann betrug, zu einem äußerst hitzigen Kampfe, worin eine große Anzahl Vitalianer verwundet und erschlagen wurde. Sie errangen endlich aber dennoch den Sieg, nahmen 200 Schweden gefangen und brachten den reichen Raub nach Wismar, wo er unter großem Jubel nach der Lickendeler Weise unter allen Genossen vertheilt wurde.

Wie schon hieraus erhellt, duldete man jetzt schon wieder den Aufenthalt der Vitalienbrüder und den Verkauf ihrer Raubwaaren selbst in mehren Hansestädten. In andern dagegen wurden sie noch als Räuber vertrieben und verfolgt. Bei Danzig z. B. wagten mehre Jahre hindurch zahlreiche Rotten dieser Raubgesellen sich bis in die Gegend von Hela, ja selbst bis auf die Rhede von Danzig heran und nahmen so oft die mit Getreide und andern Gütern beladenen Schiffe weg, daß der Rath der Stadt sich endlich genöthigt sah, wieder eine Anzahl Wehrschiffe auszurüsten und sie in die Nähe von Hela zu legen, um das Raubvolk von der Küste zurückzuhalten. An die alten Verordnungen gegen Seeräuber und ihr schnödes Raubgewerbe ward auf den hanseatischen Tagfahrten kaum jetzt mehr gedacht; niemand kümmerte sich mehr darum, sie zu beachten und aufrecht zu erhalten. Überhaupt galt im Verhalten gegen den alten Raubfeind

keine Regel und Ordnung mehr. Das Vitalianervolk selbst war hier Freund, dort Feind. Als im Jahre 1430 während einer Tagfahrt der Städte Lübeck, Wismar, Lüneburg u. a., wo über den Abschluß eines Friedens mit dem Könige von Dänemark verhandelt ward, eine Anzahl dänischer Schiffe in den Belt hineinsegelte, um sich der Insel Alsen, an der östlichen Küste Holsteins, zu bemächtigen, ließen eiligst die Grafen von Holstein das dortige Schloß Sonderburg mit einer starken Mannschaft von Vitalienbrüdern besetzen, und da auch Lübeck, Hamburg und Lüneburg bald noch bedeutendes Hülfsvolk sandten, so ward die Insel so trefflich vertheidigt, daß die Dänen nicht landen konnten und ohne Erfolg zurückkehren mußten. Hatten sich hier die Vitalienbrüder als wackere, tapfere Krieger gezeigt, so bewiesen sie sich im folgenden Jahre gegen Dänemark wieder als furchtbare Seeräuber, denn ein aus Wismar aussegelnder Haufe, an dessen Spitze als Hauptleute Heine von Schouwen und Hans Klockener standen, thaten lange Zeit durch Raub und Plünderung den drei Reichen unermeßlichen Schaden; kein dänisches Schiff, auch selbst die größten nicht, waren vor ihnen sicher. Bemächtigten sie sich eines Schiffes, so musterten sie die Schiffsmannschaft; alle die, welche ihnen für ihre Befreiung wenig oder nichts geben konnten, warfen sie über Bord oder hauten ihnen die Köpfe ab; die Reichen und Vermögenden dagegen hielten sie gefangen, bis sie sich durch bedeutende Geldsummen lösen konnten. „Summa", sagt der Chronist, „der Schaden, welchen diese Leute von Wismar den drei Reichen dies eine Jahr hindurch anthaten, war so groß, daß, wenn alle Hansestädte solchen Schaden den drei Reichen zuzu-

fügen sich vorgenommen hätten, so hätten sie so viel, als durch diese Vitalienbrüder geschah, nicht ausgerichtet. Aber freilich", fügt er dann hinzu, „war damit auch verbunden, daß diese Gesellen von der Art und Gewohnheit der Vitalienbrüder nicht lassen konnten", d. h. daß sie den Kaufmann und Seefahrer der Hansestädte ebenso beraubten und umbrachten, wie deren Feinde. Wie die Hansestädte und die Holsteiner, so hatte auch der König Erich von Dänemark solcher seeräuberischen Schnapphähne viele in seinem Dienste. An der Spitze eines solchen Haufens stand im Sommer des Jahres 1432 ein Ritter, genannt Herr Bruder Swens. Der König selbst bespeiste vorher dieses Räuberhauptmannes Schiffe, als er sich auf die See auslegen wollte, um Schiffe aus Preußen und Livland und überhaupt aus allen Seestädten, die ihm begegneten, aufzugreifen. Zu ihm gesellte sich noch ein anderer Ritter, Erich Krummendik geheißen, der gleichfalls zu Raub auf eigene Abenteuer ausgezogen war. Es dauerte nicht lange, so begegneten ihnen vier reich beladene Schiffe aus Riga. Sie griffen sie rasch an; das eine Schiff entkam mit Beihülfe der Liekendeler aus Wismar durch die Flucht, die drei andern aber fielen den Raubrittern in die Hände, die eiligst ihre reiche Beute mit mehr als hundert Gefangenen nach Dänemark zurückbrachten. Kaum war der Raubgewinn unter die Raubgesellen vertheilt, als die beiden Räuberhauptleute, durch das Glück verlockt, sich von neuem zur Abfahrt rüsteten; ihre Raubrotte hatte sich noch vergrößert, denn die glückliche Beute führte ihnen allerlei loses und lediges Volk zu. Sie steuerten abermals auf die hohe See aus. Mittlerweile aber hatte jenes vierte entflohene Schiff die Nachricht von dem See-

raube nach Lübeck gebracht. Als man hier vernahm, daß die Raubritter sich von neuem in die See gelegt hätten, ließ der Rath mehre Schiffe aus Reval, die eben da waren, und vier seiner eigenen großen Schiffe zum Seekriege in aller Eile ausrüsten, sodaß sie schon nach wenigen Tagen wohl bemannt unter der Führung mehrer seekriegskundiger Hauptleute aus der Trave auslaufen konnten. Unter großen Anstrengungen gegen Wind und Sturm gelang es ihnen endlich sich den dänischen Raubschiffen zu nähern. Der Ritter Erich Krummendik aber verlor alsbald den Muth, als er die großen feindlichen Wehrschiffe herankommen sah, und zog sich mit seinem Volke zurück. Bruder Swen dagegen achtete der Stärke des Feindes nicht weiter; in Hoffnung des Sieges und Gewinnes suchte er die Seinigen zu ermuthigen. „Fürchtet euch nicht, liebe starke Gesellen", redete er sie an, „alle jene Schiffe, die wir sehen, sollen heute noch unser sein; je größer sie sind, desto mehr haben wir Gewinn an ihnen." Als die Wehrschiffe sich ihm näherten, griff er sofort eins der letztern an, weil er am Bord desselben niemand weiter als blos die Schiffsleute und Matrosen sah, denn die Wäppner hatten sich zum Theil niedergelegt, zum Theil unter das Verdeck versteckt. Kaum aber war das Schiff angegriffen, so sprangen sie alle hervor und setzten sich mit ihren Büchsen, Armbrüsten, Streitärten und andern Waffen zur Wehre. Zu gleicher Zeit stürmte auch die Mannschaft eines andern Wehrschiffes auf die Dänen ein; es kam zu einem äußerst heftigen Kampfe, bis es den Wäppnern der Wehrschiffe endlich gelang, auf das feindliche Schiff hinüberzuspringen; viele von den Raubgesellen

wurden im Gefechte erschlagen, gegen 240 gefangen genommen, darunter auch der Ritter Bruder Swen selbst, bei dem man eine Summe von vierhundert Gulden fand. Siegerfreut kehrten die Wehrschiffe nach Lübeck zurück. Als die Nachricht ihrer Ankunft sich in der Stadt verbreitete, zog das Volk in Haufen aus, um den berüchtigten Räuberhauptmann einzuholen. Lübecks Thürme wurden mit den Gefangenen angefüllt. Man behielt sie indeß nicht lange; nachdem man sie alle geschatzt, ließ man sie gegen Lösegeld nach Hause ziehen. Nur der Hauptmann wurde eine Zeitlang noch festgehalten, bis auch er durch eine bedeutende Summe sich loskaufte. Es war dies aber zugleich auch einer der letzten seeräuberischen Kämpfe im holsteinischen Kriege, denn der bald darauf zwischen dem Könige Erich und dem Grafen Adolf von Holstein abgeschlossene Friede setzte auch den Räuberfehden in diesen Gegenden ein Ziel.

Während nun aber die Hansestädte ihre ganze kriegerische Thätigkeit mehre Jahre hindurch fast ausschließlich nur gegen den König von Dänemark gerichtet gehabt, bot ein neues wildes Kriegsgetümmel in Friesland auch den Vitalienbrüdern wieder neue Gelegenheit zu ihrem gewohnten Rauf- und Raubhandwerke dar. Der mächtige Häuptling Focko Ukena zu Leer hatte sich nicht damit begnügt, seinen Feind den Häuptling Occo vom Brockmerlande in der Schlacht zu überwältigen und gefangen zu nehmen; das ganze Brockmerland war ihm zur Beute geworden; die wichtigsten Besitzungen Occo's wurden unter Focko's Bundesgenossen vertheilt, und damit das alte Stammhaus vom Broke gänzlich vertilgt und vergessen werde, hielt er nicht blos den unglücklichen gefangenen Häuptling fort

und fort im Kerker, sondern nahm selbst den Titel eines Häuptlings vom Broke an. Alles mußte ihm im Lande Huldigung und Gehorsam schwören. Schon unter diesen Kämpfen hatten mehre Häuptlinge, wie Imelo von Osterhusen, Imelo Abdena, der seinem Vater dem Propst Hisko als Häuptling zu Emden gefolgt war, Sibeth von Rüstringen u. a. von neuem Räuberhaufen in ihre Lande und zu ihrem Kriegsdienste aufgenommen und die Städte Hamburg, Wismar und Rostock, dieselbigen also, die im Kriege gegen Erich von Dänemark ihre Häfen den Vitalienbrüdern gerne geöffnet, hatten den Häuptlingen deshalb ernst und mit nachdrücklicher Ahndung gedroht. Focko's Macht, Reichthum und Stolz aber, seine unwürdige Behandlung Occo's vom Broke und die Meinung, daß er auf nichts anderes hinstrebe, als sich zum Oberherrn und Regenten von ganz Ostfriesland aufzuwerfen, erweckten ihm bald unter den übrigen Häuptlingen eine große Zahl von Feinden. Sie traten zu einem Bündnisse zusammen und nannten sich „die Bundesgenossen der Freiheit,“ um Focko's aufgetriebene Herrschergewalt zu brechen und den stolzen Häuptling zu demüthigen. Auch hatte dieses Bündniß schon die Folge, daß mehre Lande von Focko's Herrschaft abfielen. An die Spitze des Bundes ward als Bundeshauptmann der Sohn des Häuptlings Enno von Gretsyhl, der wackere Edzard Cirksena gewählt und ihm auch die Verwaltung des Brockmerlandes anvertraut, denn auch dieses war von Focko schon abgefallen. So stand Partei gegen Partei; die mächtigsten Parteihäuptlinge auf Focko's Seite waren sein Schwiegersohn Sibeth oder Siebold Papinga auf dem Schlosse Sibetsburg, Imelo von Osterhusen, Wiarda von Falbern und Imelo Propst

und Häuptling zu Emden. Gegen den Letztern wollte der Bundeshauptmann Edzard die Bundesmacht zuerst wenden, um sich Emdens zu bemächtigen. Da die Stadt sehr fest war und nur von der Seeseite her erobert werden konnte, ihm aber dazu die nöthigen Schiffe mangelten, so schloß er insgeheim mit Hamburg ein Bündniß. Dieses war gerne bereit, sich in die friesischen Händel zu mischen, theils weil es sich gerne Emdens bemächtigen wollte, wo die Seeräuber lange wieder freien Markt für ihren Raub gefunden hatten, theils auch um den Häuptling Imelo dafür zu züchtigen, daß er die Piraten fort und fort in seinem Gebiete hauste und hegte. Eilig sandten daher die Hamburger eine Anzahl Schiffe uach Emden unter dem Vorwande von Handelsgeschäften. Als sie dort angelangt waren, ward Imelo auf eins der Schiffe geladen, bei einem Gastmahle stark berauscht und an Händen und Füßen gebunden nach Hamburg abgeführt, wo er als Heger und Pfleger der Seeräuberei vierundzwanzig Jahre lang im Kerker saß, bis der Tod sein Unglück endigte. Emden fiel darauf den Hamburgern in die Hände; sie überließen zum Schein die Regierung eine Zeitlang Imelo's Mutter, bis nach deren Tod sie solche selbst übernahmen.

So war einer der mächtigsten Anhänger Focko's vernichtet. Bald darauf ward Focko's Burg selbst angegriffen und hart belagert. Beinahe ein halbes Jahr vertheidigte er sich mit äußerster Entschlossenheit, bis endlich die schrecklichste Hungersnoth einbrach und die Burg schon anfing, vom Geschosse der Feinde von obenher über ihm zusammenzustürzen. Da durchschwamm er in finsterer Nacht den Schloßgraben und entfloh ins Münsterland.

Seine Burg fiel in feindliche Hände und wurde geschleift. Er kehrte zwar bald darauf mit fremdem Hülfsvolke noch einmal nach Friesland zurück; allein seine Kraft war gebrochen und er vermochte sich nicht wieder zu seiner Macht emporzuheben. Nachdem hierauf die Hamburger einige feste Burgen, als Leerort und Stickhausen erbaut und stark bemannt hatten, um sich in ihnen sichere Haltpunkte für ihre im Lande liegende Besatzung zu verschaffen, nachdem ferner auch Focko's Sohn Uko, der seines Vaters Partei noch mit zusammenhielt, überfallen und erschlagen worden war, ward Sibeth Papinga's, Focko's Schwiegersohns, Demüthigung und Untergang beschlossen, denn auch auf seinem Schlosse Sibethsburg hatten bisher immer noch zahlreiche Scharen von Seeräubern Aufenthalt und Schutz gefunden. Die Hamburger, Bremer, Sibeth's alte Feinde, und die Oldenburger rüsteten eine ansehnliche Flotte; bei der Überfahrt trafen sie auf eine bedeutende Anzahl Piraten, die eben aus Friesland zum Raube ausgelaufen waren; sie griffen sie an, überwältigten sie, schlugen ihrer viele todt und nahmen andere gefangen, die nachmals in Hamburg ihren Tod unter dem Beile fanden. Als die Mannschaft der Flotte darauf landete, trat ihnen Edzard's Partei, der Bund der Freiheit, zu Hülfe. Da die Mannschaft der Städte allein schon zweitausend Streiter betrug, so ward ihre Kriegsmacht sehr bedeutend. Die Sibethsburg wurde zu Wasser und zu Land belagert und bestürmt. Der Häuptling selbst, der aus der Burg zuvor schon entkommen war, suchte Hülfe bei Focko's Sohn Udo in Norden und mehren Andern seiner Partei. Sie zogen heran, um die Burg zu entsetzen. Edzard aber, der Bundeshauptmann,

ging ihnen mit seinem Streitvolke und dreihundert Schützen aus Hamburg entgegen. Bei Norden oder Bargerbur kam es am 25. Juli 1433 zum Kampfe; der Sieg schwankte lange, bis endlich Sibeth selbst schwer verwundet und seine Scharen überwältigt wurden. Sibeth fiel in Gefangenschaft und Udo von Norden blieb im Kampfe. Sibethsburg ward jetzt erstürmt und bis auf den Grund niedergebrochen. Sibeth überlebte seinen Sturz nicht lange; er starb bald darauf an seinen Wunden. Als nun der Kampf auch gegen die noch übrigen Anhänger Focko's, gegen die Häuptlinge Imelo von Osterhusen, Friedrich von Larrelt, Reddert Beninga von Grothusen u. A. fortgesetzt werden sollte, entflohen sie alle muthlos aus dem Lande theils nach Münsterland, theils nach Gröningerland, wohin sich auch der Häuptling Focko selbst begab. Der Krieg endete somit, weil kein Feind mehr zu bekämpfen war und der Bund der Freiheit, an seiner Spitze Edzard von Greetsyhl, stand nun mächtig da.

Da schrieb der Rath von Lübeck an die Hansestädte in Preußen *): Lieben Freunde! Als wir Euern Ehrsamkeiten im nächstvergangenen Winter schrieben und verkündigten, wie sich viele lose und böse Parteien in Friesland versammelten, um den Kaufmann und gemeinen Wandersmann in der See zu beschädigen u. s. w., darauf Euere Ehrsamkeiten uns unter andern Worten wieder schrieben, daß wir Euch unsern Beschluß und Gutdünken schreiben sollten, wie man solche Hülfe als zur Zerstörung der vor-

*) Wir schließen dieses Schreiben aus dem geheimen Archiv zu Königsberg hier an, weil es über die oberwähnten Verhältnisse noch manchen nähern Aufschluß gibt.

berührten bösen und vergiftigen Parteien am allerbequemsten zu wege bringen möchte. Also, lieben Freunde, war nun die vorerwähnte böse Partei so sehr gewachsen und mächtig geworden, daß sie großen Schaden zur See wärts that an jedermann, den sie überkam, also daß gründlicher Verderb vor Augen war, hätte man dem mit der Hülfe Gottes an der Zeit nicht ernstlich und kräftig mit Mannheit widerstanden, als nun, Gott sei deß gelobt, geschehen ist, denn unsere Freunde zu Hamburg, ansehend und besorgend solchen verderblichen Quat, sind mit großer Macht und Wehre allbereits lange Zeit nach unserem Rathe und mit unserer Hülfe in Friesland gewesen und verstärken ihre Wehre noch von Tag zu Tag und haben mit der Hülfe Gottes Emden, Schloß und Stadt gewonnen, worüber sie Leute verloren haben, doch von der Widerpartei blieben todt wohl bei sechshundert Mann und dazu zwei der Obersten der bösen Partei namhaftiges Geschlechtes und mächtige Hauptleute, und sind nun fort gereiset vor Edenburg, anders genannt Sibethsburg, ein mächtiges Schloß, von wo der Kaufmann und gemeine Wandersmann zur See wärts von alten und langen Jahren her bis jetzt gröblich beschädigt worden ist, und sie sind dem genannten Schlosse so nahe gekommen, daß sie es mit der Hülfe Gottes wohl gewinnen werden, also daß, ob Gott will, Kaufmann, Schiffer und alle frommen Leute zur See wärts verkehrend deß mögen erfreut seyn und auch nach dieser Zeit von solcher bösen Partei behütet und unbeschädigt bleiben. Dieß hat unsern Freunden von Hamburg große Mühe, Arbeit und Verlust ihrer Leute und uns mit großes Geld und Gut gekostet, als das wohl zu vernehmen und kenntlich ist, und kostet noch heutiges Ta-

ges großes Gut, damit sich die von Hamburg in große Last, Borg und Schulden gesetzt haben, wodurch ihre gute Stadt in ewigen Verderb kommen müßte, wenn ihnen und auch uns von den Städten, auf deren Trost, Hülfe und Wiederlage sie das nach unserem Rathe und unserer Hülfe gethan haben, darin keine Hülfe und tröstliche Wiederlegung geschehe, was sehr gegen Redlichkeit und ehrliche alte Gesetze der Städte wäre. Wiewohl nun, lieben Freunde, die von Hamburg und wir mit andern Städten, unsern Freunden, in dieser Gegend gelegen, darüber merklich gesprochen und auch diese Dinge doppelt überwogen haben, so können wir doch keine glimpflichere und bequemere Weise finden, damit die von Hamburg, unsere Freunde und wir kommen möchten zur Wiederlegung dieser vorberührten großen Kosten und auch derer, die wir in Vorzeiten zu Friesland thaten, wie ihr wohl wisset, als daß man einen Pfundzoll auffetzte, zu Brügge in Flandern auszugeben, und bitten Euch, lieben Freunde, mit fleißigem Begehren, daß ihr der von Hamburg und unsern guten Willen, Fleiß, Kosten, Arbeit und Wohlthat, den Nutzen und Profit, der dem gemeinen Gute daraus gekommen ist, ansehet und gebet euern Willen und Vollbort dazu, daß der erwähnte Pfundzoll Fortgang gewinne, auf daß die von Hamburg und wir davon unserer großen Kosten, als wohl redlich und ehrlich ist, gütliche Wiederlage bekommen mögen und auch auf daß wir hier und andere Städte der Hanse, denen daran gelegen ist, das gemeine Gut in seinen anliegenden Nöthen zu beschirmen, desto williger und fleißiger seyen. Wir empfehlen Euch der von Hamburg, unsere und anderer

Städte, unserer Nachbarn, Begehren und Meinung. Dieß haben wir den Städten in Livland, unsern Freunden, auch also geschrieben, die das, als wir nicht zweifeln, wohl mit bewilligen. — Lieben Freunde, als dieser Brief schon bereit war, schrieben uns unsere Freunde von Hamburg, daß sie mit der Hülfe Gottes Sibethsburg gewonnen haben, des Gott gelobt sey. Geschrieben auf des heil. Kreuzes Tag Exaltationis 1433.

Friesland war jetzt beruhigt. Ein Friede, der im J. 1434 geschlossen wurde, enthielt nicht blos eine allgemeine Amnestie aller gegenseitigen Verletzungen und Beleidigungen, sondern gestattete auch allen flüchtigen Häuptlingen die sichere Rückkehr zu den Ihrigen. Der Häuptling Occo vom Broke ward jetzt mit Focko's Einwilligung aus seinem Kerker, in dem er so viele Jahre geschmachtet, befreit. Er, der letzte seines Geschlechtes, starb schon im Jahre 1435 kinderlos zu Norden und das einst so mächtige Haus vom Broke ging sonach mit ihm unter. Auch sein einst so gewaltiger Feind Focko Ukena überlebte ihn nicht lange; er endete sein kampf- und mühevolles Leben auf seiner Burg zu Dickhausen am 29. August 1435, und so waren in wenigen Jahren alle die mächtigen Häuptlinge, die über Friesland so viel Unglück und Verwirrung gebracht, dahingeschwunden. Das Land war von den Seeräubern gereinigt und befreit. Auch das alte Raubleben der Vitalienbrüder hatte jetzt ein Ende, denn wenn auch fortan noch hier und da auf der See einzelne Räuberhaufen umherzogen, so tritt ihr Wesen und Streben nicht mehr in der Eigenthümlichkeit, in der räuberischen Großartigkeit der Vitalienbrüder hervor und in die

politischen Verhältnisse der nordischen Reiche, Städte und Länder greift ihr Raub- und Raufleben nicht weiter ein. Ein klares Bild davon zu geben, wie dies über ein halbes Jahrhundert hindurch durch die Raubhorden der Vitalienbrüder im nordischen Länder- und Städteverkehr geschehen war, ist der Zweck dieser geschichtlichen Darstellung.

II.

Randglossen eines Laien zum Euripides.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

A. Einleitung.

So wie über den Werth und die Rangordnung der drei großen griechischen Geschichtschreiber die verschiedensten Urtheile sind gefällt worden, so auch über die drei großen Tragiker. Manche haben dort einen regelmäßigen Fortschritt vom Unvollkommenen zum Vollkommenen nachzuweisen versucht, während Andere das Aelteste als das Vollendetste bezeichneten und im Ablaufe der Zeit eine wachsende Ausartung zu bemerken glaubten. Noch Andere reden von einem Steigen, Culminiren, Sinken, und sprechen dem in der Mitte stehenden Schriftsteller den Preis zu. Herodot's poetische Natürlichkeit, des Thucydides energische Staatsweisheit, des Xenophon harmonische Einfachheit haben Stimme und Urtheil des Einen oder des Andern gewonnen; während es nicht an Männern fehlte, welche beim Herodot anordnende Kunst vermißten, oder die zu große Absichtlichkeit des Thucydides tadelten, oder den Xenophon der Trockenheit und Parteilichkeit bezichtigten.

Dasselbe finden wir hinsichtlich der Tragiker. Die Erhabenheit des Äschylus, die zusammenstimmende Vollendung des Sophokles, die spruchreiche Gemüthlichkeit des Euripides ist geltend gemacht worden, um jeden von ihnen

an die Spitze zu stellen und die beiden anderen als Nummer zwei und drei unterzuordnen. Eine so große Verschiedenheit der Beurtheilung und Entscheidung treibt zuvörderst den Zweifel hervor: ob bei diesen drei und drei großen Persönlichkeiten von rechtswegen ein gemeinsames gleichartiges, allgemeines Maß anzulegen sei? Ob ein solch abstraktes, ich möchte sagen blos quantitatives Verfahren nicht das Lebendigste, Eigenthümlichste unberücksichtigt lasse? Ob verschiedene Eigenschaften, Qualitäten, als solche wirklich commensurabel sind? Ob neben dem, was sich gleichartig messen und zusammenstellen läßt, das Ungleichartige nicht der genausten Prüfung bedürfe und eben den wesentlichen Charakter eines bestimmten, gegebenen Geschichtschreibers oder Tragikers ausmache?

So wie bei manchen Körpern oder Gegenständen, trotz alles Messens, Wägens und Zerlegens, unzerstörbare, geheimnißvolle Elemente übrig bleiben; so in der Geisterwelt jener Kern und jene Wesenheit großer Persönlichkeiten: von einem Standpunkte aus das unerklärlichste Geheimniß, von dem anderen die lichtverbreitende Offenbarung selbst.

Um bis zu dem Kerne, zu dem Brunnquelle dieser Eigenthümlichkeiten vorzubringen, um ein zugleich allgemeines und besonderes Urtheil aussprechen zu können, haben die philologischen Meister die gründlichsten und scharfsinnigsten Untersuchungen angestellt. Auf diesen Bahnen kann ich kein Anführer, und mag kein Nachbeter seyn. Ich bin vielmehr ein bloßer Theaterfreund, ein Mitglied der kunstlosen Parterregemeine, welche (seit den ältesten, bis auf die neuesten Zeiten) sich um tausend tiefsinnige und wissenschaftliche Erörterungen wenig oder gar nicht be-

kümmert, und nur das berührt, hervorhebt und bespricht was ihre Gedanken und Gefühle ethisch und ästhetisch anregt.

Ich beginne damit die Tragödien des Euripides nicht in der Reihefolge der Ausgaben, sondern in einer anderen vorüberzuführen, welche der innere Zusammenhang, oder die äußere Behandlungsart rechtfertigen dürfte. Am Schlusse dieser zerstreuten Bemerkungen findet sich dann wohl Gelegenheit zu einigen allgemeineren Betrachtungen über den Werth und die Stellung des, in unseren Tagen öfter angeklagten, als vertheidigten Dichters *).

B. Bemerkungen über einzelne Tragödien.

I. Iphigenia in Aulis.

Einige Beurtheiler haben die Iphigenia in Aulis dem Euripides abgesprochen, weil sie für den Dichter zu gut sey. Abgesehen davon, daß dieser Grund das zu Erweisende voraussetzt, könnten umgekehrt anders Gesinnte ihre Ächtheit aus den vorhandenen, oder hineingedeuteten Mängeln erweisen; z. B. daraus, daß der (an sich natür=

*) Vortrefflich bezeichnet Welcker (griechische Tragödien II, 460) Standpunkt und Richtung für eine neue, umfassende und allseitige Beurtheilung des Euripides. Dem Laien fällt es, als einem bloßen Theaterfreunde nicht ein, ultra crepidam hinauszugehen, und seine Plaudereien für mehr auszugeben, als sie sind.

liche und menschliche) Streit zwischen Agamemnon und Menelaos über die Opferung Iphigenia's, mehr im häuslichen, als im Heldenstyle und sogar vor Zuhörern geführt wird. Gewiß tritt in dieser Tragödie der Gegensatz des natürlichen Gefühls, und des offenbarten Gebots lebhaft hervor. Jenes wird von Klytämnestra und Achilleus vertheidigt; dieses (jedoch nicht ohne Schmerz) von Agamemnon. Das glaubende Volk endlich steht auf des weissagenden Kalchas Seite. Fehlt jener Glaube, und hält man, mit Achilleus (v. 956), Weissagungen solcher Art meist für Betrug; so weicht man nur der Gewalt, oder sieht nur Gewalt, die mit gleichen Mitteln zu besiegen sey.

Lobenswürdig ist die Art wie Achilleus seine Hülfe anbietet; zart daß er Iphigenia nicht sehen und dadurch den Schein erwecken will, als bedürfe es eines äußerlichen Mittels seinen Entschluß zu bestimmen; oder als sey Neugier mit im Spiele. Eben so richtig weiset er das erste Gespräch mit Agamemnon der Klytämnestra zu, welches auch (von ihrem Standpunkte aus) vortrefflich durchgeführt ist.

Man hat getadelt: der Charakter der Iphigenia falle auseinander, und die flehende sey von der sich aufopfernden ganz verschieden. Ich kann diesem Tadel nicht beistimmen *). Sehr natürlich bricht die Jungfrau, welche man statt zu dem erwarteten Traualtar, zum Opferaltare führen will, in Klagen und Bitten aus, und hält am Leben fest, das so viel Heiterkeit und Glück versprach.

---

*) Sonst ließe sich dasselbe von der Antigone des Sophokles behaupten.

Als sie aber sieht, daß ihre Rettung vielleicht dem edlen Achilleus den Tod bringen könne, ändert sich schon Standpunkt und Gefühl; wesentlicher wirkt die Überzeugung von der unabwendbaren Nothwendigkeit ihres Todes. Sie will das Unglück großartig ertragen; und aus diesem Willen heraus kommt ihr die Erleuchtung von dem Werthe, der Heilsamkeit, der Erhabenheit ihres Todes; sie geht über in lyrische Begeisterung und erscheint (auch ohne das Wunder ihrer Rettung) in Wahrheit siegreich und verklärt. So ist alles scheinbar Zwiespaltige, in höherem Sinne recht, und aus einem Stücke. Hätte Iphigenia bei der ersten Nachricht von ihrer anbefohlenen Opferung etwa schon sagen sollen: wie sie befehlen, es ist mir sehr angenehm, ich mache mir eine Ehre daraus! Wie unnatürlich, gefühllos, abgeschmackt hochmüthig! Oder hätte sie von Anfang bis zu Ende wimmern und jammern sollen; sie, Iphigenia, die Tochter Agamemnon's, die erste und edelste Jungfrau des glorreichen Hellas?

Wie verhält sich die Fabel von der Opferung Iphigenia's, zu der Erzählung von der Opferung Isaak's? Die Meinung: es sey ein Skandal, daß Götter (Jehova oder Diana) ein Verbrechen anbeföhlen, reicht so kurzweg nicht aus zur Ergründung des Inhalts und der Bedeutung. Bei den Griechen tritt der göttliche Befehl (oder die priesterliche Weisung) mehr heraus als ein Mittel zur Erreichung eines großen äußeren Zweckes, als ein Opfer zur Umstellung der Verhältnisse von Völkern und Staaten. In der jüdischen Erzählung wendet sich Alles mehr nach innen; es ist ein psychologisch-moralisches Experiment, über das Maaß des Gehorsams und der Demuth. Abraham besteht kurzweg die Probe; bei dem Griechen gestal-

tet sich Alles mannigfaltiger: Klytämnestra widerspricht, Agamemnon kämpft für und gegen; nur in Iphigenia löset sich die herbe Dissonanz zu schönem Wohllaut auf; die höhere Fügung und der freie Entschluß verklären sich zu Einem, und während Isaak unthätig und getäuscht zur Schlachtbank geht, tritt Iphigenia bei vollem Bewußtsein heiter und glorreich zum Altar. Die jüdische Erzählung legt allen Nachdruck auf den Gehorsam des Opfernden, die hellenische dagegen auf die freie Beistimmung der zum Opfer Bestimmten.

Klytämnestra scheint nicht von der Rettung Iphigenia's vollständig überzeugt zu seyn (v. 1617). Wäre sie es, so fielen die in anderen Trauerspielen von ihr gegen Agamemnon ausgesprochenen Klagen meist zu Boden; oder sie müßten sich vielmehr auf das gründen, was sie über Tödtung ihres ersten Gemahls und Kindes in dieser Tragödie dem Agamemnon (abweichend von anderen Erzählungen) bereits vorwirft.

II. Iphigenia in Tauris.

Wollen wir auch viele allgemeinere Einwendungen unerwähnt lassen, z. B. über die (wenigstens theilweise) Entbehrlichkeit des Prologs, die Ausdehnung der Erzählungen, die langen Wechselreden Vers um Vers; so zeigt sich doch Euripides in der Iphigenia in Tauris nicht als der am meisten tragische (τραγικωτατος) Dichter. Licht und Schatten ist zerstreut und gespalten und der Stoff aufgelöset und vertheilt, daß es kaum zu einer großen Wirkung und tiefen Empfindung kommen kann. So bezieht sich der weissagende Traum nur auf Orestes, wäh-

rend die Erinnrung an Agamemnon und Klytämnestra zurücktritt und ihr Schicksal nur beiläufig verkündet wird. Auch von Elektra ist erst hintennach die Rede, und nur über Pylades wird am umständlichsten Erkundigung eingezogen. Das Tragische bricht mithin weder zugleich und mit überwältigender Kraft herein, noch ist eine Steigerung desselben vorhanden; vielmehr wird es so zertheilt und abgeleitet, als sollte eine zu starke Erschütterung vermieden werden.

Hie und da tritt der alte Stoff in seiner Herbigkeit heraus; Anderes ist gemildert, oder der Sinnesart der euripideischen Zeit angepaßt. So z. B. daß Iphigenia nicht selbst opfert, daß sie überhaupt Menschenopfer als einen verdammlichen menschlichen Brauch (v. 391), nicht als eine göttliche Anordnung betrachtet u. s. w. Deßhalb, und aus vielen anderen Gründen kann man die Stelle v. 1460 nicht so verstehen, daß Athene in Attika neue Menschenopfer gründen wolle, vielmehr muß dieselbe bloß von einer symbolischen, andeutenden Handlung erkärt werden.

Nahe liegt die Frage: ob Iphigenia in Tauris, nach Charakter, Sinnesart u. s. w. dieselbe sey wie Iphigenia in Aulis? Zuvörderst möchte ich behaupten: es müsse dem Dichter erlaubt seyn, in einer zweiten Tragödie, bei einem neuen Ansatze, gewisse Veränderungen und Modificationen in den Charakteren vorzunehmen. Sie sind hier aber wohl nicht so groß, als sie beim ersten Anblick erscheinen; oder es fehlt doch nicht an Gründen, sie zu erklären. Iphigenia konnte sich keineswegs auf der Höhe der Begeisterung erhalten, zu welcher sie sich in Aulis hinaufgeschwungen hatte. Die großen

Folgen, welche (wie sie hoffte) aus ihrem edlen Entschlusse hervorgehen sollten, sind nicht wesentlich daran geknüpft, und die Rettung vom Tode ist zugleich eine Beraubung des Ruhmes und der Theilnahme. Oder, wenn Diana sie belohnen wollte, warum sie von Ältern, Geschwistern, Freunden, Bräutigam trennen, unter ein rohes Volk verbannen und ihr Menschenopfer als Pflicht und Beruf auflegen, welchem Gräuel sie selbst kaum entgangen ist? Nicht unnatürlich hat sich eine Abneigung gegen die Griechen (insbesondere gegen Helena, die Urheberin aller Übel) im Gemüthe Iphigenia's entwickelt; ja wir dürften uns kaum wundern, wenn neben dem Danke auch Vorwürfe gegen Diana hervorbrächen.

Die Lösung kommt (wie öfter beim Euripides) von oben herab, durch das Auftreten der Athene. Ich kann daran keinen großen Anstoß nehmen, und wenn die Gegenwart es sich, z. B. einige Male in den gluckschen Opern, und sehr oft in den Werken Calderon's gefallen läßt *); so mag es den Athenern noch weniger unnatürlich erschienen seyn. Was jeder sich selbst sagen kann und soll; was wir sonst wohl Vernunft, Ergebung, Schicksal nennen, was sich im Innern vorbereitet und dann äußerlich wird; das stellt Euripides (und auch Äschylos) als Symbol, Offenbarung, als Person vor Augen; und auf dem letzten Zusammentreffen des göttlichen und menschlichen Beschlusses beruht auch die rechte dramatische Lösung. — Freilich liegt in jeder Lösung wiederum eine neue Aufgabe verbunden; es kann zweifelhaft bleiben ob jene eine vollkommene sey, und nicht unerwartete Dis-

*) Z. B. in amado y aborrecido.

sonanzen heraustönen werden. So ist z. B. in der Geschichte der Pelopiden jeder Schluß (wie die Musiker sagen) nur ein Trugschluß; und Euripides nimmt nicht an, daß der Spruch des Areopagus und der Stein Athene's, den Orest ganz und gar gereinigt und beruhigt habe. Ihm wird außer der Buße und Reue, noch eine That abgefordert, eine fromme Unternehmung auferlegt, wie wir Ähnliches selbst in den christlichen Bußsystemen finden.

Wenn Euripides die tragischen Stoffe der Sinnesart seiner Zeit näher rückte, sie modernisirte; so hat dies Göthe in der Iphigenia noch weit mehr gethan. Dies ist zu loben, und nicht zu tadeln; während diejenigen, welche unseres Dichters Werk als ein völlig antikes bezeichnen, ihren Beifall an unrechter Stelle spenden. Schwerlich ist je ein Menschen opfernder Scythenkönig so human und zahm gewesen, wie ihn Göthe darstellt; sowie umgekehrt eine offene Fehde gegen Thoas nicht zum Siege geführt, oder seine Ermordung die wenigen Griechen gerettet hätte. Soll aber ein Götterwort jenen beruhigen, so konnte es ihn auch erretten; mithin hat Euripides wohl die richtige Mitte ergriffen zwischen Göthe und Gluck. Überhaupt wäre es eine anziehende und lehrreiche Aufgabe, die drei Iphigenien von Euripides, Göthe und Gluck, bis ins Einzelne hinein miteinander zu vergleichen, und jede mit ihrem eigenen Maßstabe zu messen. Statt des oberflächlichen Lobpreisens, Unterordnens, Verdammens, müßte die Tiefe und Mannigfaltigkeit der Kunstbehandlung nachgewiesen werden. Wie kann man, werden Etliche ausrufen, eine Oper (diesen Unsinn), in die vornehme, edle Reihe der Tragödien aufnehmen?

Wie kann man (will ich eben so kühn entgegenfragen) wohl zweifeln, daß wir an den gluckschen Opern, die antike Tragödie in ihrer edelsten, musikalisch noch vervollkommten Gestalt besitzen?

III. Hekuba.

Wenige Prologe möchten sich so sehr entschuldigen lassen als der zur Hekuba; denn indem wir dadurch erfahren, was ihr bevorsteht, sie aber es kaum ahnet und dann erst allmählig erfährt, so erhöht sich unsere Sorge, unsere Theilnahme an der unglückseligen Mutter. Dagegen fragt sich: ob denn der Geist Polydor's den Prolog übernehmen kann und soll? — und warum nicht? Er schwebt wie ein dunkler Schatten dem Ganzen, von dem des Tages Licht sich entfernt, vorauf; ihm kommt es recht eigentlich zu umherzuwandeln und von seinem Schicksale auf der Oberwelt zu reden, denn er ist der Unterwelt noch nicht ruhig anheim gegeben, sein Leichnam liegt noch unbetrauert und unbeerdigt.

Kaum hat sich uns hierauf Hekuba als unglückliche Greisin gezeigt und Ahnungen mitgetheilt, so trifft die Nachricht ein, daß Achill's Geist die Opferung ihrer Tochter verlange, und schon naht Odysseus, um sie abzuholen. Hekuba's Mahnung, daß sie ihn einst errettet habe, ist ergreifend; indem aber Odysseus das Wohl des ganzen Volks über seine eigenen Wünsche und seine Theilnahme setzt, indem er zwar jedes nicht vorgeschriebene Opfer als Frevel zurückweiset, aus dem Verachten der Befehle von Helden dagegen das Verderben der Völker herleitet, bringt er auf die entgegengesetzte Seite ein Maaß von

Würde, ohne welche keine tragische Wirkung möglich ist. Dennoch sehn wir nicht, wie das erneute Flehen der Hekuba und die große Erinnerung an seine Kinder, den Odysseus unbeweglich lassen könnte, wenn anders Polyxena, der mütterlichen Aufforderung gemäß, mit allen Gründen welche Lebenslust und Unschuld darbieten, auf ihn eindränge. Aber diese wendet sich in würdevollem Andenken an schönere Zeiten zum Tode, und nur beim Abschiede von der Mutter ergreift sie eine weiblich-zarte, schöne Wehmuth, ohne daß sie jedoch in Schwäche versinkt. Nach der Abführung Polyxenens erschöpft sich Hekuba nicht in Klagen, sondern schweigt nach einem kräftig herben Seitenblick auf Helena, die Urheberin ihrer Leiden; aber der Chor hebt jetzt seinen Gesang an, mit Recht nicht die Hekuba, — an deren Leiden er fast gewöhnt ist — beklagend, vielmehr an das eigene künftige Schicksal denkend. Dies Verbreiten des Interesse wird der Haupthandlung nicht nachtheilig, es erscheint natürlich und zugleich als ein mildernder Ruhepunkt. Aber ist nicht das ganze Stück eigentlich zu Ende? Was soll Hekuba noch leiden? Der Zuschauer denkt ahnungsvoll an Polydoros, er will zunächst wissen, ob Polyxena etwa gerettet ward, oder wenn sie starb, wie sie den Tod litt, und wer die den Alten so wichtige Beerdigung übernahm? Talthybios tritt auf, und da ihm der Anblick der auf der Erde trauernden Hekuba noch nicht gewöhnlich, nicht alltäglich war, so ergreift ihn der Gedanke an die Hinfälligkeit alles Glückes, und mit Recht läßt ihn der Dichter darüber einige bedeutende Worte sagen.

Die treffliche Erzählung vom Tode Polyxenens bewirkt Zweifaches:

Erstens, zeigt sie die Achaier nur dem höhern Befehle, der Pflicht gegen ihren ersten Helden nachgebend, sonst voll schöner menschlicher Theilnahme. Wir können sie über die That nicht mehr verdammen und damit ist die hier sehr schwierige Aufgabe gelöset, die gegenseitigen Verhältnisse würdig erscheinen zu lassen.

Zweitens, Polyxena stirbt einen freien Heldentod, und darin liegt die Versöhnung fürs ganze Stück bis zu diesem Punkte.

Warum schloß nun aber der Dichter nicht an dieser Stelle? Ist nicht die anziehendere Hälfte unbedenklich vorüber? Allerdings ist sie vorüber, und er konnte schließen, aber er mußte es nicht, und gäbe vielleicht zur Antwort: das Trauerspiel wäre dann eher eine Polyxena als eine Hekuba. Für diese ist eine Fortsetzung, eine Steigerung des Tragischen möglich und das Schicksal Polydor's erscheint geschichtlich, örtlich und zeitlich so nahe und richtig damit verbunden, daß es nirgends als an dieser Stelle und zu dieser Zeit zur Sprache gekommen seyn kann. Wir fragen den Dichter weiter: warum Hekuba noch in einem andern seiner Stücke klagend auftrete und so das Gewimmer unendlich werde? Vielleicht würde er erwiedern: wollt ihr mich deshalb, — gegen anderweite Beweise —, einer Armuth poetischer Erfindungen zeihen, so gibt dies eine Untersuchung verschiedener Art; keineswegs aber dürft ihr die Klagen zweier Stücke zusammenrechnen und dann über beide urtheilen, als wären sie eins. Jedes muß selbständig und für sich so beurtheilt werden, als sei das andere nicht vorhanden, und sagt nicht einer eurer größten Kunstrichter: „man höre der Hekuba des Euripides fleißig zu, und tröste sich immer, wenn man sonst

keine Königinnen hat sprechen hören" *). Die Erzählungen vom Heldentode Polyxenens bewirken in Hekuba zunächst eine Ermannung, sie zwingt sich zu allgemeinen Betrachtungen, sie ordnet das Nöthige wegen des Grabmahls, und nur die Erinnerung daß sie auch nicht einmal dieses würdig veranstalten könne, berührt sie von Neuem wehmüthig.

Rasch rückt jetzt der zweite Theil des Stückes vorwärts; Agamemnon erscheint und will zu schleuniger Bestattung Polyxenens auffordern, als Hekuba sich eben von dem Frevel Polymestor's gegen Polidoros überzeugt hat. Natürlich entstehn ihr Zweifel, ob sie in dem Zerstörer ihres ganzen Hauses den Rächer des letzten Sprossen erwarten dürfe; dagegen ist sie hart getadelt worden, daß sie bei anderweiten genügenden Beweggründen zur Theilnahme, an Agamemnon's Verhältniß zu Kassandra und an weibliche Liebesfreuden erinnert. Zur Rechtfertigung des Dichters ließe sich aber wohl sagen:

Erstens, macht sich Hekuba selbst Vorwürfe, daß sie der Cypris erwähnt, und sieht darin keinen Hauptbestimmungsgrund für den König; allein sie will lieber den Vorwurf tragen, etwas Überflüssiges gesagt, als etwas Wirksames übergangen zu haben.

Zweitens, was konnte den neuen Herrscher eher an die alten Feinde fesseln, eher für sie gewinnen, als die neuen Bande der Liebe, und ist es nicht unwürdiger wenn Kassandra als gemeine Beischläferin betrachtet, als wenn vorausgesetzt wird daß der König, welcher das Bett mit ihr besteigt, auch einer edleren Anhänglichkeit an sie und ihr Haus fähig sey?

*) Lessing's Dramaturgie II, 40.

Drittens, tritt dadurch der Gegensatz der Bestimmungsgründe für den König desto schöner hervor, und seine Sorgsamkeit, daß die Hellenen nicht glauben sollen das Verhältniß zu Kassandra leite seine Handlungsweise, zeigt daß es auch ihm nicht unbedeutend erscheine. — Daraus aber erzeugt sich ein neuer Vorwurf gegen den Dichter: wenn Agamemnon also nur als Herrscher auftritt, warum übernimmt er nicht die Bestrafung des Polymestor? Warum überläßt er sie, selbst ohne entscheidende Billigung, der Hekuba und den Troerinnen? Wir antworten: weil den Hellenen, — welche von der Zerstörung Trojas heimkehrten und so eben eine Tochter der Hekuba geopfert hatten —, die Ermordung ihres Sohnes keineswegs als ein Frevel erschien, den sie zu rächen die nächste Verpflichtung hätten; ihnen und dem Könige genügte die moralische Mißbilligung. Wenn aber dort kein hinreichender Grund zur Volksrache statt fand, so war allerdings für Hekuba Recht und Pflicht zur Familien- und Blutrache vorhanden; und das Gefühl des Rechts und der Pflicht, der heiße Wunsch nach Rache, gab dazu auch Kraft und Geschick. Kein Dritter konnte sich in diese Vollziehung einmischen.

Polymestor mußte aber furchtbar bestraft werden, weil er nur dadurch Theilnahme erweckt und zu einer tragischen Person wird; darohne wäre er schlechthin ein Nichtswürdiger. Jetzt erst, nachdem die Rache vollzogen ist und Polymestor den Agamemnon zum Richter aufruft, beginnt dessen Amt, und er übt es nach Anhörung beider Theile. Schwerer als alle anderen Einwürfe ist vielleicht die Frage nach dem eigentlichen Schlusse des Stücks, nach den Gründen und der Bedeutung der Weissagungen

Polymestor's: allein man wird dadurch an die Verkettung aller menschlichen Verhältnisse und die Lehre erinnert, daß vor dem Tode kein letzter Abschluß möglich sey; endlich ist ja der tragische Fabelkreis der Hellenen ein solcher wahrhafter Kreis, daß der Schluß des einen Trauerspiels nothwendig schon in den Anfang des andern hinüberspielt.

Späterer Zusatz.

Wie so oft fehlt auch in der Hekuba des Euripides die volle Einheit und Abrundung und der zweite Theil steht offenbar dem ersten nach, welcher durch edle, großartige, ergreifende Wehmuth kaum von irgend einem Gedicht übertroffen wird.

Warum hat Euripides (diese Frage kehrt besonders ob des geringeren Werthes der zweiten Hälfte immer wieder) nicht mit dem Tode der Polyxena geschlossen? Abgesehen von den bereits gegebenen Andeutungen, der nothwendigen Länge des Stückes, der Bezugnahme auf Hekuba und dgl. läßt sich das Verfahren wohl noch in anderer Weise erklären. Auf hellenischer Seite steht die Opferung Polyxenens, auf trojanischer Seite Polymestor's Bestrafung. Jene ist herber und grausamer, weil das Opfer unschuldig ist, wird aber begründet durch höhere Gebote und anerkannten Glauben. Polymestor hat dagegen seine Bestrafung zwar verdient, allein die Art und Weise, wie Hekuba und die Trojanerinnen dabei verfahren, ist verletzender als das Benehmen der Hellenen und Neoptolem's. Bedenkt man aber, welch unermeßliches Unglück über Hekuba herabstürzte und sie aufreizte, ohne daß sie je thätig, abwehrend und strafend eingreifen konnte; legt man ferner Polyxena's heldenmüthigen Entschluß in

die trojanische Wagschale, so gleichen sich Recht und Schuld, Wahrheit und Irrthum etwa aus. Beide Völker, Trojaner und Hellenen, sollten durch die Doppelfabel einander schmerzlich aber doch würdig gegenübergestellt werden. Nur Polymestor ist Träger und Darsteller der Barbarei, obwohl auch aus seinem Unglück heraus tragische Schatten emporsteigen, und sich über die Gestalt seiner obsiegenden Gegner weissagend hinlagern.

Wollte Euripides das Alles in wechselseitigen Beziehungen lehrreich und ergreifend vorüberführen, so mußten die beiden Hälften vereint bleiben. Doch könnte man hartnäckig weiter fragen: warum er die zweite Hälfte nicht der ersten voranstellte, und eine Steigerung des Adels und der Schönheit, statt der Abschwächung eintreten ließ? Dann würde aber freilich auch das Verhältniß und die Theilnahme Agamemnon's sich anders gestalten müssen, es würde das minder Kräftige dem Schöneren folgen und die Härte Hekuba's, vor dem aufreizenden Tode der Polyxena, weniger begründet und natürlich erscheinen.

IV. Die Trojanerinnen.

Man hat dem Euripides vorgeworfen, daß in seinen Tragödien der Klagen zu viele wären. Wenn man aber dem Ehrgeize, dem Hasse, der Rachsucht so viel Raum einräumt, und ihnen erlaubt sich des Breiteren in allen Richtungen auszusprechen; warum soll Mitleid und Wehmuth auf wenige Worte und Ausrufungen beschränkt und jede Veränderung, oder Variation des Grundgedankens verdammt werden? Es gibt der Schmerzen welche sich durch das ganze Leben hindurchziehen, nur zu viele, und die Tragödie ist der Ort, wo sie fast allein eine künst-

lerische Verklärung und Versöhnung finden können. Wenn bei dem kriegerisch-kühnen Äschylos das Erhabene und Furchtbare in den Vordergrund tritt; so erlaube man auch dem weicheren, zart und tief empfindenden Euripides, seiner Natur zu folgen.

Des Euripides Klagen (wendet man ein) sind weibisch, verzärtelnd, ermattend, abschwächend; man führt die Trojanerinnen als einen Hauptbeweis dieses Vorwurfes an. Mir erscheint der Vorwurf ungegründet, der Beweis ungenügend. Und in gleicher Weise muß ich den Tadel ablehnen, es mangele diesem Trauerspiele an der nöthigen Handlung. Es ist nur der letzte Akt zu der ungeheuren Tragödie von Ilium und seinem Falle. Wohin sich der große Strom dieser einzigen Geschichte auch wende, wie er sich auch vertheile; überall tragen seine Wellen noch blutige Leichen, zerstören Jugend und Schönheit, und überlassen dem Dichter die schwere Aufgabe: das Gestorbene zur Auferstehung zu bringen und Licht über diese allgemeine Nacht des Untergangs zu verbreiten.

Was man Thaten, Ereignisse im gewöhnlichen Sinne des Wortes nennt, sie liegen vor dem Anfange dieses letzten Aktes; was noch folgt, ist der nothwendige Nachhall aller Dissonanzen. Ja wo eine sich lösen will, tritt unausweichbar die zweite, die dritte herein und ergreift jedes theilnehmende Gemüth mit erneuter Kraft. Die Welt des Innern hat auch ihre Handlungen!

Es sey, hat man bemerkt, in dieser Reihefolge kein Fortschritt, keine Steigerung. Der Fortschritt von Einem zum Andern kann nicht geleugnet werden, und wie hier die Steigerung vom Schwächeren zum Stärkeren einzurichten sey, darüber dürften (sofern man die ganze Aufgabe nicht

zurückweisen will) die Stimmen getheilt seyn. Alle Gründe und Elemente der Wehmuth und des Mitleids gehören zu einander, stammen aus einem großen Quelle, bilden ein untrennbares Ganzes. Wer kann sagen: ich leide allein, oder mehr als die Andern? Zu wem kann ich sagen: du leidest weniger? Wer führt oder schließt den Reigen? Kassandra welche, trotz prophetischer Weissagungsgabe, dem entsetzlichsten Schicksale nicht entgehen kann? Andromache, des Gemahls, nun auch des Sohnes beraubt und dem Sohne ihres Todfeindes als Sklavin übergeben? Astyanax, durch wilden Übermuth, oder gemeine Furcht in erster Blüthe der Jugend geopfert und im Schilde seines Vaters (dem einzigen Erbstücke) begraben? Hekuba, der auf Erden nichts geblieben, als ein Reichthum an Schmerzen und Leiden, wie ihn die Welt niemals größer gesehen?

Während dieser Reihefolge dunkler Nachtstücke erhebt sich der Brand von Ilium; es stürzen Mauern und Thürme; vom eigenthümlichen persönlichen Schmerze, wenden sich Alle zur Wehklage über des Vaterlandes allgemeinen Untergang und besteigen die Schiffe um im fernen Lande, unter Feinden zu leben, bis die Noth jeglichen Tages und die Erinnerung an die Leiden der Vergangenheit, die Herzen bricht und den erwünschten Tod herbeiführt! — Wahrlich, hier lernt man begreifen, warum Aristoteles sagt: Euripides sey der am meisten tragische unter allen Dichtern!

Ist denn bei diesen erhabensten Schmerzen von Verzärtelung und Verweichlichung die Rede? Keineswegs! Doch wußte Euripides sehr wohl, daß man nicht in einer Farbe malen kann und soll. Daher stellt er mit philosophischer Weisheit und erhabener dichterischer Begeisterung,

die Seherin Kassandra gleich anfangs der Hekuba und allen Klagenden gegenüber; sie überbietend im Schmerze, und zugleich sie stählend und erhebend. Diejenigen, welche das Unglück heldenmüthig ertragen, sind größer als die es zufügen, die Leiden der Besiegten geringer als die Verbrechen der Sieger, und der scheinbare Untergang verwandelt sich, von höherem Standpunkte aus betrachtet, in Glück und Triumph.

Überhaupt hat Euripides ernste, ja tiefsinnige Gedanken (z. B. v. 884) zwischen die Gefühle hingestreut, um ihnen eine Art von Haltung zu geben, und schon deshalb möchte ich das Gespräch zwischen Helena und Hekuba nicht verdammen. Zuvörderst nimmt Helena zwischen Siegern und Besiegten eine eigenthümliche Stellung ein, und läßt gleichsam einen Blick in eine dritte aber nicht fremde Welt thun. Vielmehr erläutern sich alle Ereignisse an dem in Helena heraustretenden Beispiele, indem sie mit Gewandtheit Mythos, Schicksal, Vorherbestimmung, Götterwille für sich anführt; während Hekuba diese ganze Betrachtungsweise nachdrücklichst verwirft, und Alles auf den menschlichen Boden der Leidenschaft und Zurechnung hinüberführt.

V. Andromache.

Es gibt Schicksale, welche schon in der kürzesten Aufzählung und trockensten Darstellung, das Furchtbarste offenbaren und jedes Gemüth zu tragischer Theilnahme bewegen. So der Gegenstand dieses Trauerspiels. Achilleus tödtet den Hektor, und stirbt durch Paris, dessen Bruder. Andromache, Hektors edle Gattin, wird Skla-

vin des Neoptolemos. Diesem Sohne des Achilleus gebiert sie einen Sohn, was die Eifersucht Hermionens erregt, und den Tod des Neoptolemos herbeiführt. Welche Reihe von Thaten, und (damit nothwendig verbunden) welche Reihe von inneren Kämpfen und Gefühlen müssen sich in den Gemüthern entwickeln.

Das Herbeste, besonders in Hinsicht auf Weiber und Geschlechtsverhältnisse, möchte Euripides (v. 173) den Barbaren zuweisen. Offenbar herrschten aber auch innerhalb der hellenischen Welt Grundsätze, welche den Weibern nicht volles, gleiches Recht zugestanden. Was Gesetz und Sitte verweigerte, suchten die eifersüchtigen, mißhandelten Frauen dann durch List und Gewalt zu erreichen. Von dieser Stelle aus erklärt sich Vieles, was in unsern Tagen einer ganz anderen Beurtheilung unterläge.

Vergleichen wir die griechischen Tragiker, insbesondere den Euripides, mit Homer, so dringt die spätere Ansicht der Völker, oder der Philosophen, über Götter, Sittlichkeit, Ehe u. s. w. selbst in die Behandlung der alten Stoffe ein. Gleichwie diese, wie selbst die beglaubigten Geschichten geändert und umgestaltet werden, so ist auch eine neue Beurtheilung und Würdigung der Thatsachen nicht zu vermeiden.

Die Unparteilichkeit welche Äschylos gegen die Perser, Euripides gegen die Trojaner beweiset, ist dichterisch und moralisch zu loben, und sollte allen denen zum Vorbilde dienen welche irrig meinen, boshafte, oder hochmüthige Verkleinerung des Gegners erhöhe die eigene Größe. Ob die Verhältnisse der damaligen Gegenwart, nicht einige herbe Äußerungen des Euripides wider Sparta und die

Spartaner hervortrieben, läßt sich jedoch in Frage stellen (v. 448.).

Daß Charaktere, wie die des Menelaos und der Helena, allmählig immer strenger behandelt und beurtheilt wurden, hängt mit der stärker werdenden Reflexion und der sich allmählig entwickelnden, so eben erwähnten Weltansicht zusammen. Es ist nicht möglich, die aus edlem, wahrhaft menschlichen Gefühl hervorgehende Entrüstung über Menelaos' Thun und Lassen, beredter und eindringlicher auszusprechen, als dies von Peleus geschieht. Sehr geschickt läßt Menelaos in seiner Antwort das allgemein Menschliche, wie das ganz Persönliche zur Seite, und hält sich an das Volksthümliche, Nationale; welches allein einiges Gewicht in sich trug, obgleich der Antwortende zuletzt dennoch den Kürzern zog und sich beschämt zurückziehen mußte. Mehr zu ihrer Entschuldigung konnte die gereizte und verführte Hermione beibringen. Das Finstere, leidenschaftlich Gewaltsame der Tyndariden und Pelopiden hat Euripides mit Recht nirgends ganz ausgesüßt, oder Recht und Erfolg als gleichbedeutend durcheinander geworfen. Das wahre Übergewicht bleibt, troß aller sie treffenden Unfälle, auf der Seite des Peleus und der Andromache.

Daß Racine in seiner Andromache ganz von Euripides abgewichen ist, gibt an sich keinen Grund gerechten Tadels; daß sich aber, abgesehen davon, gar viel gegen die französische Behandlung sagen läßt, dürfte kaum zu bezweifeln seyn.

VI. Elektra.

A. W. Schlegel hat die Choephoren des Äschylos und die beiden Elektren des Sophokles und Euripides so genau, scharfsinnig und geistreich verglichen, daß es scheint es sei kein Wort abzunehmen, oder hinzuzusetzen. Ja es dürfte für Hochverrath an der Poesie gelten, wenn man es wagte Zweifel gegen die unbedingte Vollendung der sophokleischen Elektra zu äußern. Könnte indeß ein solcher Ketzer oder Hochverräther nicht sagen: es wird verhältnißmäßig in der sophokleischen Tragödie noch mehr gesprochen und weniger gehandelt, als in der euripideischen; die Erfindung der Todesnachricht ist unnöthig, die Erzählung trotz aller Schönheit zu lang, sowie für den besser Unterrichteten unwirksam; der Schluß gewährt keine vollständige Lösung und Beruhigung u. s. w.

Will man diese und ähnliche Einreden auch als ganz unverständig von der Hand weisen; so dürfte doch der Versuch, den Euripides wenigstens gegen einige Vorwürfe in Schutz zu nehmen, oder ihn zu entschuldigen, bescheidener erscheinen und geduldet, wenn auch nicht gebilligt werden.

Allerdings war es kühn, daß Euripides, nach dem Äschylos und Sophokles diesen und andere Stoffe noch einmal behandelte *), daß er sich auf einen Boden begab, wo man geneigt ward, ein anch' io sono pittore, strenger als sonst zu betrachten und zu beurtheilen. Indessen wollte er hiermit keineswegs darthun, daß er d a s s e l b e besser oder auch nur eben so gut machen könne, als seine Mitbewerber; sondern daß man die Aufgabe noch a n-

*) So den Ödipus, die Antigone, den Philoktet.

ders aufzufassen und zu lösen im Stande sei. Was Sophokles dem Äschylos gegenüber durchführte, versuchte Euripides gegen beide; und große Dichter könnten denselben Stoff gewiß auf eigenthümliche und anziehende Weise ein viertes und fünftes Mal verändern und umgestalten.

Der Prolog des Mykenäers bringt uns sogleich auf die Stelle, von wo aus wir das Abweichende und sonst Unverständliche, sogleich übersehen und begreifen können. Aber eben gegen diesen Mykenäer und Alles was sich an ihn anreiht, richten sich die Haupteinwendungen der Kritiker. Dieser Bauer, sagt man, zieht Alles aus der Region der Heldentragödie hinab in das gemeinste Leben, in unnütze häusliche Diskurse und flache Betrachtungen. — Wir wollen nicht alle Reden und Betrachtungen in Schutz nehmen, nicht die Mischung der Stände im Allgemeinen billigen, noch die Tragödien aus geringen Personen und bedeutungslosen Ereignissen aufbauen. Keine Regel ist indessen ohne Ausnahme; wenigstens wußte Euripides, was er mit dieser Ausnahme wollte.

Wenn Klytämnestra der Ermordung Elektra's widersprach, wenn diese ihre Klagen und Vorwürfe niemals unterdrücken konnte, oder wollte; was war natürlicher, als daß man versuchte sie außer dem Hause in einer Weise unterzubringen, welche dem Skandal ein Ende machte, ohne Gefahren herbeizuführen. Mit einer solchen Verheirathung schien die politische Laufbahn der leidenschaftlichen Feindin ein Ende zu nehmen. Wenn des Euripides Fabel auch nicht auf geschichtlicher Wahrheit beruhen sollte, fehlt ihr doch nicht alle geschichtliche Wahrscheinlichkeit; ja selbst die bloße Erfindung kann man nicht überkünst-

lich oder gemein nennen. In unseren Tagen hat Göthe die Katastrophe seiner Eugenia ganz in ähnlicher Weise herbeigeführt, und Louis Philipp vielleicht aus verwandten Gründen die Heirath der Herzogin von Berry befördert.

Diese Ausbeugung des Schicksals der Elektra, diese Verbindung mit einem edeln und doch in keiner Weise ihr gleichstehenden und gleichfühlenden Manne, ist (abgesehen von einzelnen Worten und Zeilen) wahrhaft ergreifend und tragisch, ohne den weiteren Gang der furchtbaren Ereignisse in den höheren Kreisen zu unterbrechen und aufzuhalten. Darin, daß Elektra arbeiten, ihr Schicksal in ganzer Herbigkeit ertragen und zeigen will, offenbart sich ihr Stolz und ihr Haß; es wird zum bedeutenden Fingerzeige für das Folgende. Eben so wird das Idyllische, ja Ärmliche und fast Lächerliche, durch den Gegensatz zum Wehmüthigen; und auf diesem dunkelen Schatten spiegelt sich die Pracht Klytämnestra's desto schärfer ab. Gleicherweise stehen schon früher die Klagen Elektra's, den Aufforderungen des Chors zur Freude gegenüber. In der Rede Elektra's an den ungekannten Orestes (v. 300), und den Wechselreden Elektra's und Klytämnestra's zeigt sich endlich Euripides in seiner ganzen, ihm eigenthümlichen Größe.

Daß Elektra, als sie fremde Männer in der Nähe ihres einsamen Hauses sieht, im ersten Augenblicke Nachstellungen fürchtet, ist so natürlich als daß Orestes sich nicht zu erkennen gibt, bevor er des Mannes und der Umgebungen sicher ist. Die Wiedererkennung durch den Pfleger ist allerdings besser begründet, als wenn sie sich auf Haarlocken und Fußtapfen bezögen, was schon Aristoteles tadelt (Poetik c. 16). Mehr ließe sich gegen die

hinterlistige Ermordung des Ägisthos sagen, wenn man sie nicht als das Gegenstück zu der Agamemnon's betrachten will. Vielleicht hat auch Euripides durch seine Behandlungsweise einiges Licht auf den sonst ganz schwarzen Charakter des Ägisthos werfen und einige Theilnahme für ihn erwecken wollen.

Am Schlusse der Elektra des Sophokles wird Ägisthos zum Abschlachten weggeführt. Ist mit dieser Dissonanz das Stück wirklich ganz zu Ende gebracht; fehlt nicht vielmehr eine harmonische Beruhigung, oder ein ganzes Stück, wie es Äschylos in den Eumeniden gibt. Daß Orestes und Elektra beim Euripides nach der Ermordung ihrer Mutter Reue zeigen, daß ihnen das Orakel des Apollo nunmehr in anderem Lichte als vorher, und nicht als volle Lossprechung erscheint, ist der sinnlichen und sittlichen Natur des Menschen vollkommen gemäß. Es vernichtet keineswegs die Tragödie, sondern zeigt sie erst im größten Maßstabe und unergründlicher Tiefe. Über diese Geheimnisse sprechen die Dioskuren am Schlusse merkwürdige Worte. — Diese erweisen, welche Arbeit des Kopfes und Herzens damals Dichter und Philosophen nicht scheuten, während wir oft Alles leicht aufs Reine und Feine gebracht wähnen, wenn wir jeden Knoten mit dem Worte Schicksal durchhauen.

VII. Orestes.

Man hat den Euripides getadelt, daß er die alten, heiligen, unantastbaren Sagen, Mythen und Fabeln willkürlich verändert habe. Wo gäbe es denn aber eine Sage, oder gar eine Fabel, die unveränderlich wäre, die

man nicht angetastet, oder umgewandelt hätte? Was man also anderen Dichtern erlaubt, ja dem Volke (bis zum Pöbel hinab) nicht verwehren kann, muß man billigerweise auch dem Euripides verstatten. Prüfung und Urtheil wäre also hauptsächlich auf den Werth der Änderungen oder Eigenthümlichkeiten zu richten, ohne sie im Voraus als etwas zu verdammen, das nicht da seyn sollte.

Loben möchte ich es zuvörderst, daß im Orestes die argivischen Männer sich in Bezug auf den Mörder seiner Mutter und ihrer Königin nicht ganz gleichgültig und unthätig verhalten, Urtheil und Strafe nicht bloß den Göttern und Eumeniden zuweisen, sondern selbst eingreifen wollen. Mitleid und Entschuldigung findet sich dagegen bei den argivischen Weibern; kein erkünstelter, sondern ein natürlicher Gegensatz.

Überhaupt ist (wie öfter beim Euripides) Handlung und Gedanke weniger auf dem Boden des Heroischen festgehalten, als auf den Boden des Menschlichen hinübergeführt; wobei allerdings das Erhabene, Übermenschliche zuweilen verschwindet, aber die Tiefe der Betrachtung keineswegs leidet, und andere verborgene, bedeutungsvolle Seiten des menschlichen Gemüths ans Licht gezogen werden.

So läßt Euripides äußerlich kein Furienchor auftreten; die Nemesis, die Furien wohnen vielmehr im Innern der Brust, im Bewußtseyn (ἡ συνεσις v. 394) der That, welche als nothwendig und zugleich als verbrecherisch erscheint. Gewöhnlicher Leichtsinn und scheinbares Raisonnement können dies Räthsel nicht lösen; doch hält diese Schwierigkeit den Euripides nicht ab, aus

der Tiefe seines Dichtergeistes Strahlen in jenes dunkele Land hinauszusenden, welche den Mittelpunkt des Geheimnisses mehr oder weniger enthüllen.

Daß unter so unzähligen Betrachtungen und Lehrsätzen im Euripides, manche flach, oder an unpassender Stelle angebracht sind, läßt sich nicht leugnen? Doch kann man auf ihn mindestens eben so gut, als auf den leichtsinnigeren, weniger gemüthlichen Ariost, Göthe's Wort anwenden:

> Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke,
> Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen.

Wenn von der Ermordung Klytämnestra's gesagt wird: sie sey zwar gerecht, aber nicht schön (δίκαια μὲν, καλῶς δ'οὔ), so läßt dies einen Blick thun in eine Hauptgegend der griechischen Weltansicht, welche vielen anderen Völkern immerdar völlig unbekannt blieb. Die gesammte römische Rechtsentwickelung z. B. hat keine Ahndung, daß die Schönheit in solchen Zusammenhang mit der Gerechtigkeit treten könne und solle, daß es möglich sey diese durch jene zu reinigen und zu verklären. Eine ähnliche bedeutsame Hinweisung findet sich (v. 599) auf den Unterschied von nicht recht und nicht glücklich handeln; oder darauf: daß bei gleichen Gesinnungen, Ursachen und Voraussetzungen, doch sehr verschiedene Folgen hereinbrechen und den Menschen, troß alles theoretischen Trostes, zu Boden drücken können. Oder wäre es etwa dasselbe, wenn Gretchen's Schicksal sich nicht so furchtbar entwickelte, wie der Dichter es darstellt; sondern wenn ihr Faust eine gute Aussteuer gegeben und sie einen anderen Mann gefunden hätte?

Der Wechsel der Ansichten und Gefühle, welcher

aus Orestes hervorquillt ist natürlich, und der Gedanke erschütternd, daß sein eigener Vater ihn vom Muttermorde würde abgehalten haben. Richtig unterscheidet ferner Tyndarus, wie weit Orestes als Rächer seines Vaters gehen durfte, und wo seine eigentliche Schuld, nach menschlich rechtlicher Betrachtungsweise, beginnt. Eben so natürlich ist es, daß Helena zugleich Theilnahme äußert für ihre Schwester, ihren Neffen und ihre Nichte. Was die Gewaltthat auseinanderriß und feindlich gegenüber stellte, ist bei ihr noch ein Einiges, durch Natur und Liebe Vereintes.

Als die Gefahr dringender wird, weiset Orestes auf Apollon als den ersten Urheber der That hin, und das schwer zu lösende Räthsel göttlicher Fügung und persönlicher Zurechnung, drängt sich noch einmal in den Vordergrund. Da sich keine Lösung zeigt, geht Orest männlich gefaßt, Elektra weiblich klagend dem Tode entgegen. Sie will nicht durch die Hand Fremder, sondern in seinen Armen sterben; er weigert sich schaudernd noch mehr Blut zu vergießen. In diesem Augenblicke zeigt der mitschuldige, gewandte, lebenslustige Pylades, einen Ausweg durch Nothwehr, und zugleich die Möglichkeit einer Rache an dem unthätigen, eigennützigen Oheim Menelaos und der hassenswürdigen Helena. Mit der Eröffnung dieses Ausweges verschwindet Niedergeschlagenheit und Wehmuth, die herbe Kühnheit des Geschlechts der Pelopiden tritt bei Elektra und Orestes wieder in den Vordergrund, und man kann die Frage nicht unterdrücken: ob nach so menschlicher Behandlung aller Verhältnisse, die Entwickelung und Lösung nicht ohne Apollon, diesen deus ex machina, möglich gewesen wäre. Indessen weiset auch

er auf die Nothwendigkeit einer neuen gerichtlichen Entscheidung hin; die Berufung geht von Argos, an den Cassationshof nach Athen. Dies Rechtnehmen, dies Plaidiren selbst der Götter vor menschlichen Gerichtshöfen, ist eine sehr sonderbare, auffallende Wendung. Zur Hälfte erscheinen sie selbst verantwortlich, ὑπεύθυνοι; zur Hälfte kann man es betrachten, wie eine Offenbarung des Göttlichen zur Erleuchtung des Menschen.

Der Scholiast tadelt, daß außer Pylades alle Personen in der Tragödie φαῦλοι wären. Heißt dies theilhaft eines Verbrechens, so wäre auch Pylades nicht auszunehmen, wohl aber die am härtesten bedrohte Hermione. Sittliche Reinheit ist aber von den tragischen Personen in der Regel gar nicht zu verlangen; sie sind zugleich rein, und unrein, und gereinigt. Erlaubt man ferner, die erwähnte menschlichere Behandlung der Fabel, so sind die Personen auch nicht zu geringhaltig, wie man φαῦλοι übersetzen könnte. Menelaos spielt öfter (so im Ajax des Sophokles) eine schlechte Rolle; wogegen Helena, über welche in jener Beziehung am meisten zu sagen wäre, ja ihrer legitimen Abstammung halber, gerades Weges in den Himmel erhoben wird!

VIII. Der rasende Herkules.

Die Herakliden und der rasende Herkules haben eine auffallende Ähnlichkeit. In beiden Stücken suchen die Kinder des Herkules ihren Verfolgern zu entgehen, und wenn dort Iolaos über das Schicksal klagt, dann hier Megara und Amphitryon. Die Anmaßung des eurystheischen Boten in den Herakliden, wird von der Härte des

Lykos in dem rasenden Herkules noch übertroffen, ja wir möchten behaupten, diese übertreffe sich selbst und verfehle dadurch ihre Wirkung: denn warum könnte dem Eindringling das Wegräumen künftiger Gegner nicht genügen, warum will er sie grausam verbrennen? Nach dieser Härte, nach der strengen Zurechtweisung des Chors erscheint es sonderbar, daß Lykos ein Gespräch geduldig mit anhört (v. 252) welches die beleidigendsten Äußerungen wider ihn enthält; nimmt man dagegen an er gehe weg und komme erst nachher (v. 331) wieder zurück, so ist dies nicht minder willkürlich, als wenn hier Alles bei Seite gesprochen würde. Auch läßt sich fragen: ob der über Lykos erzürnte, stets über Leibesschwäche klagende, unthätige Chor, durchaus kinderlos, oder ohne allen Einfluß auf seine Söhne war? Ob denn von Seiten der Jüngern gar nicht gegen den Tyrannen gewirkt werden konnte? Nach dem Gesange über die Thaten des Herkules erscheint nochmals Megara mit den Kindern und sagt schöne, rührende Dinge; aber es wäre uns doch lieber gewesen, wenn Herkules schon früher eingewirkt hätte.

Mit dem Tode des Lykos glauben wir endlich zu sicherem Glück gekommen zu seyn, da stürzt durch Here's Zorn gegen Herkules ein schrecklicheres Unglück herein: der Retter wird zum Verderber, der Vater zum Mörder seiner Kinder. Iris und Lyssa treten auf, wohl nicht mit viel wenigerm Rechte als die Eumeniden auftreten. Überhaupt waren diese Personen den Alten nicht abstrakte Begriffe; wenn dagegen neuere Dichter bloße Begriffe zu Personen erheben, so müssen sich diese armen Kreaturen gewöhnlich auf eine erbärmliche Weise zwischen Leben und Tod hinquälen. Der geniale Übergang in dem Gespräche

jener Beiden aus den Jamben zu Trochäen thut die größte Wirkung; wogegen Zweifel entstehen, warum denn der Chor (v. 875) Alles schon im Voraus beklage, was wir erst erleben sollen? Die Erzählung von des Herkules Wuth, von seinem Schlafe, die Furcht vor seinem Erwachen ist furchtbar schön, und wenn man auch die Kriegsmacht des auftretenden Theseus entbehrlich nennen könnte, so bedarf man doch seiner Vermittelung. Wir lassen uns durch die Klagen des Herkules rühren, und finden die Rede des Theseus gegen die Leitung der Götter gewaltig, obgleich nicht prometheisch; die Gegenrede des Herkules möchte dagegen weniger an ihrer Stelle seyn. Endlich folgt dieser dem treuen Freunde zur menschlichsten Stadt, er will sich dort sühnen und das Gethane vergessen. Das gibt einen Schluß, auch keinen ganz schlechten Schluß; aber er steht zurück gegen den Ausgang der Eumeniden und des Oedipus in Kolonos.

Und wie unendlich steht wieder die Bearbeitung des Seneca gegen die Euripideische zurück. Iris und Lyssa sind weggestrichen, dagegen eine prologirende Juno hinzugekommen, welche über die Unzucht des Zeus ein Langes und Breites klagt. Lykus will erst Megara heirathen, dann tödten; Theseus ist gleich Anfangs ohne genügende Veranlassung zur Hand, Herkules wüthet auf der Bühne selbst und Theseus sieht mit den Anderen zu: — Bombast und Schwulst vom Anfange bis zum Ende.

Nur noch eine Bemerkung: Amphitryon ist bald auf die Schwägerschaft des Zeus stolz, bald schimpft er auf ihn, und Herkules versichert verdrießlich, er halte den Zeus nicht für den rechten Vater u. s. w.; kurz Amphitryon erscheint einem Manne gleich, den ein König gefäl-

ligst zum Hahnrei gemacht hat und der sich heute eitel darüber zeigt, morgen sich schämt. Man kann zwar großen Sinn in diese Hahnreigeschichte hineinlegen, aber der natürlichste Gedanke ist gewiß der häufigste: deshalb möchte Amphitryon auf die Neuern nicht leicht eine große tragische Wirkung machen, ja er soll sie nicht machen, und es wird uns ohne diese zweideutige Historie nicht an edlern tragischen Stoffen fehlen.

IX. Die Herakliden.

Die Herakliden sind in gewissem Sinne ein Gelegenheitsstück, und diese Bemerkung führt uns zu nahe liegenden Fragen. Wird ein Stück deshalb schlecht, weil es bei einer äußeren Veranlassung gedichtet ist? Sind alle Veranlassungen nothwendig herabziehend, erdrückend? Können sie nicht erhebend und begeisternd seyn? Ist denn die Gelegenheit immer so eilig, daß dem Dichter keine Zeit bliebe irgend etwas Tüchtiges zu liefern? Hat nicht jedes Stück irgend eine äußere Veranlassung, welche die innere Kraft des Dichters in Bewegung setzt und ihr eine bestimmte Richtung gibt? — Es kann sich unseres Erachtens eben so gut eine erhabene Veranlassung zu einer kleinen Kraft gesellen, als eine unscheinbare Veranlassung mit einer großen Kraft verbinden. Die größte Veranlassung mit der größten Kraft vereint, gäbe dann das vollendetste Kunstwerk; wogegen bei dürftigen Veranlassungen und geringen Kräften, für die Dichtkunst die schlimmste Zeit einbricht. Der Tadel von Gelegenheitsstücken hat im Allgemeinen wohl keinen genügenden Grund, und geht nur daraus

hervor, daß man in der Regel diejenigen so benennt, wo die Veranlassung bedeutender hervortritt, als die Kraft des Dichters, oder seine Geschicklichkeit sie zu benutzen, wo keine freie Erweckung des Gemüthes, sondern eine dramatische Zwangspresse Statt gefunden zu haben scheint. Aber das Mißverhältniß, welches aus der Größe der Veranlassung und einer geringen Behandlung entsteht, gibt den Gelegenheitsgedichten nicht allein den Namen, da jene klein, diese vortrefflich seyn kann, ohne daß man die Benennung änderte; — so wird jeder Göthe's „Was wir bringen", ein Gelegenheitsstück, und ein treffliches Gelegenheitsstück nennen. „Eben deßhalb (könnte aber Mancher erwiedern) weil die Gelegenheit hier durchaus dramatisch ist und so zu sagen mit der Behandlung rein aufgeht; in den meisten Fällen ist dagegen die dramatische Behandlung unnatürlich und das schlechte Stück läßt sich von der gewaltigen Veranlassung nur forthelfen, oder es nimmt den Mund voll, um einem gleichgültigen, unwerthen Ereignisse Wichtigkeit und Würde zu geben. Das Drama ist über oder unter der Veranlassung; mithin jedesmal ein Mißverhältniß vorhanden, und jedesmal dem Stoffe eine Wendung gegeben, welche der Dichter frei von dem Zwange der Gelegenheit nicht gewählt, sondern undramatisch genannt haben würde. Hauptsächlich ist dies bei den Stücken der Fall, welche sich die vornehmsten dünken, den Staat, Staatszwecke und Patriotismus zur Schau tragen, und indem sie die Kunstzwecke unterordnen, das Recht auf ein Kunstdaseyn verlieren."

Wahr, aber nicht durchaus wahr: denn was zuerst die Stücke betrifft, welche etwa bloß Hochzeitens oder Kindtaufens halber an Höfen gemacht worden sind, oder

noch gemacht werden, so sollte der Dichter hiebei den Stoff wohl frei behandeln und nur eine örtliche Nutzanwendung beifügen, welche sich dereinst ohne Zerstörung des organischen Baues herausnehmen ließe. Was ferner die vaterländischen Stücke betrifft, so werden sie zwar mit Recht verurtheilt, wenn geistesarme Dichter damit ihre Blöße bedecken und das Urtheil bestechen oder zurückschrecken wollen; allein es gibt auch eine Theorie der Absonderung aller Kunst vom Staate, welche nicht ein Quentchen mehr werth ist, als das entgegengesetzte Gerede der patriotischen Bettelpoeten. Staat und Religion und Kunst gehen Hand in Hand, und wo diese jene nicht zurückspiegelt, wo die Natur jener nicht aus der Kunst wieder erkannt werden kann, fehlt allen das eigenthümliche Leben. Ein und dasselbe Stück kann nicht chinesisch und hellenisch, brittisch und französisch seyn und soll es nicht seyn, und wer da will daß allen Bäumen eine Normalrinde wachse, der weiß bloß von der Rinde. Das Drama insbesondere kann und soll auf das Volk wirken, es kann vaterländisch seyn, nicht allein unbeschadet, sondern im höchsten Einverständniß mit den Kunstzwecken.

„Zugegeben, aber man soll nur den Patriotismus nicht merken, es soll den Personen nicht auf Rock, Weste und Beinkleidern geschrieben stehn, sie wären Patrioten, und wären da, um Patrioten zu seyn.“ Richtig, sie sollen sich den Patriotismus nicht bloß angezogen haben, sondern wirklich haben; aber wenn sie ihn haben, mag man es auch tüchtig merken, im Drama wie im Epos. Oder wäre in Göthe's Hermann und Dorothea die stete Hinweisung auf Weltbegebenheiten, der deutsche Patriotismus, ein Fehler und nicht vielmehr, — wie ein gro-

ßer Kunstkenner richtig bemerkt —, die erhabenste Begründung des Ganzen? Oder wäre es ein schlechtes Werk, weil man es ein Epos nennen könnte, geschrieben auf Veranlassung der französischen Revolution? Wahrlich, die größte Veranlassung kam hier zum größten Dichter, und der obige Satz findet sich hier bestätigt. Aber auch überall bestätigt, z. B. im Shakspeare und bei den Hellenen. Die Verherrlichung Athens, die Erinnerung an die Thaten, die Verfassung, die Freiheit, die Großmuth tritt, wo sich nur irgend eine Gelegenheit findet, mit Pracht, mit Nachdruck, mit Innigkeit hervor, z. B. in den Persern, den Eumeniden, dem Oedip von Kolonos und in so vielen euripideischen Stücken; was wäre endlich Aristophanes ohne den Staat und die Politik. — Es gab eine Zeit, — hoffentlich ist sie ganz vorüber —, wo viele Deutsche ohne organischen Staat, scheinbar nur um Essens, Trinkens und Beschlafens halber zusammen lebten, ohne Politik oder mit einer falschen behaftet waren, überbescheiden von der Hoheit ihrer Vorfahren und der Herrlichkeit deutscher Nation schwiegen und sich ohne Mühe alles dessen entäußert zu haben schienen, was so auf sie hätte wirken können wie jene Dramen auf die Athener. Dagegen rühmten sie sich der Eigenschaft des weichen Thones, welcher jeden Eindruck fremder Formen willig annimmt und nie halsstarrig widersteht; sie quälten sich weltbürgerlich die Schau- und Schattenspiele aller Völker und aller Zeiten, der Vor- und Mitwelt, zur Bewunderung der Nachwelt vor und auf sich spielen zu lassen! Man soll fremde Naturen erkennen und würdigen, aber nicht mit falscher Selbstverläugnung die seine verhellenisiren, verspanieriren oder gar verhinduen.

Doch zurück zu den Herakliden. Das Stück beginnt rasch und schreitet ohne Abschweifungen vor. Kopreus der Herold des Eurystheus, will Jolaos und die unerwachsenen Nachkommen des Herkules auf athenischem Boden gewaltsam verhaften; er stellt die Hülflosigkeit der Vertriebenen und die Macht seines Herrn einleuchtend gegenüber, und wir fürchten daß die Heiligkeit der Altäre dem nichts gelten werde, welcher so oft gegen das Recht frevelte. Da tritt der Chor zur rechten Zeit dazwischen und als Kopreus auch diesen hart und barsch anredet und es nicht der Mühe werth findet sich mit ihm einzulassen, naht Demophon, der König, vor dem sowohl Kopreus als Jolaos ihre Sache geschickt ausführen. Im Einverständnisse mit dem Chore erklärt sich Demophon für die Herakliden. aus Ehrfurcht vor Zeus, um alter Blutsfreundschaft und Dankbarkeit willen, endlich, weil es der Freiheit Athens unwürdig sey Gewaltthätigkeiten zu verstatten; nur der Weg des Rechts (v. 253) bleibe dem Eurystheus offen. Als aber Demophon über den hartnäckigen Widerspruch des Kopreus erzürnt und im Begriff ist Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, erinnert ihn der Chor athenischer Greise schön an die Heiligkeit des Herolds.

So wären wir über die erste Frage beruhigt, ob Athen sich für oder gegen die Herakliden erklären werde, da tritt eine neue Gefahr hervor: Eurystheus naht mit dem Heere. Es werden indessen Gegenanstalten getroffen und wir vertrauen der guten Sache, bis ein Orakel alle Hoffnungen zerstört: die Götter verlangen das Opfer einer Jungfrau, Athen soll, Athen will es nicht bringen, Athen kann nicht mehr retten. Alle sind rathlos, da

naht Makaria, herzugetrieben von innerer Theilnahme und Herzensangst, hört das Geschehene, entschließt sich zu sterben: und zwar keineswegs so von heiler Haut, es ist keineswegs ein bloßer Einfall; sondern sie weiß in hoher Besonnenheit, daß, und warum es ihr zukommt sich zu opfern, sie freut sich auf den Tod, sie weiset mit Recht den Vorschlag des Jolaos zurück, da das Loos entscheiden zu lassen, wo die freie Opferung nur Werth hat und allein den Göttern genügen kann.

Allerdings erinnert die Opferung Makaria's an die Polyxenens, allein bei mancher äußeren Ähnlichkeit findet sich eine bedeutende innere Verschiedenheit: Polyxena stirbt ursprünglich von außen bestimmt und für fremde Zwecke, Makaria opfert sich dagegen nach eigenem Entschlusse und für die Geliebten. Unbezweifelt hat das Interesse des Stücks damit für uns den höchsten Gipfel erreicht; aber nicht bloß das Interesse nimmt nunmehr ab, sondern auch die Behandlung erscheint mangelhafter. Auf die Nachricht, Hyllos komme mit einem Heere, wird Alkmene gerufen und ihr Vieles erzählt; aber von Makaria's bevorstehendem Tode weiß sie nichts, und erfährt auch nichts. Diese Unnatürlichkeit läßt sich dadurch keineswegs rechtfertigen, daß der Dichter uns Klagen nach Weise der Hekuba ersparen wollte; denn erstens war hier eine Verschiedenheit der Behandlung so gut möglich, als bei Polyxenens und Makaria's Tode, und zweitens sind die langen Reden und Rüstungen des Jolaos weder anziehender noch natürlicher. Wie kommt er auf einmal zu solchem Kriegseifer? und wenn er ihn hat, wenn er nachher noch Heldenthaten üben soll, warum stellt ihn der Dichter so hinfällig dar, anstatt ihn und die Hand-

lung rasch fortzuführen? Sonderbar genug hat man gemeint, diese Umständlichkeit sey fein begründet, weil sich nur dadurch die erforderliche Zeit für die Rüstungen zur Schlacht finde; — und diese Zeit hilft dann auch der Chor redlich hinbringen, welcher gleich Jolaos fechten will, aber sich nicht von der Stelle rührt. Die Beschreibung der Schlacht ist lang aber nicht deutlich, episch aber nicht dramatisch, und weder Demophon noch Hyllos noch Jolaos, lassen sich wieder sehn. Makaria's wird in der Erzählung des Boten an Alkmenen nur so dunkel erwähnt, daß man kaum weiß ob von ihr oder von einem Thiere die Rede ist; aber freilich war dies zweite Nothmittel erforderlich, wenn Alkmene in Unwissenheit bleiben sollte. Für den Zuschauer scheint indessen selbst aus dem Wenigen auf unangenehme Weise hervorzugehn, daß man den einzigen Wunsch der Jungfrau, nicht von Männerhänden zu sterben, keineswegs erfüllt hat.

Das Wunder, welches die Gottheit des Herkules bekräftigen und Jolaos stärken soll, läßt uns kalt; dagegen fragen wir: ob Hyllos denn vor und ohne Opferung Makaria's den Zweikampf mit Eurystheus in der Hoffnung des Erfolgs wagen konnte? War dies möglich, wozu die Opferung? War es unmöglich, wie konnte Hyllos so tollkühn seyn, wie konnte man ihn darüber in Unwissenheit lassen? Eurystheus ist edler als Polymestor, dagegen seine Gefangennehmung und Bestrafung keineswegs von der inneren Nothwendigkeit wie die des thracischen Königs. Diese Art der Lösung ward vom Dichter offenbar nur in politischer Hinsicht und als eine Vorbedeutung für die damalige Gegenwart erwählt; die Athener, im Kriege gegen Sparta, konnten noch eine Fest-

haltung, eine Steigerung des Interesse fühlen, wo wir uns über Mattigkeit beklagen und behaupten müssen, die äußere Veranlassung habe die innere Kraft des Dichters bezwungen und ihn von dem nahe liegenden höhern Kunstzwecke abgeführt.

X. Die Phönissen.

Während Etliche behauptet haben: dies Trauerspiel sey das beste unter allen euripidischen, möchte ich einige Zweifel dem Lobe voranstellen. Was zuvörderst den Prolog betrifft, so will ich nicht allein die, im Allgemeinen dawider aufgestellten Einreden hier zur Seite lassen; sondern auch zugeben, daß er die Unkundigen (als ein gleichsam erläuterter Komödienzettel) oft einfacher und besser auf die rechte Stelle hilft und au fait setzt *), als wenn man diese unentbehrlichen Erläuterungen zerstückelt und an unpassenden Stellen im Dialog anbringt. Künsteleien dieser Art verdienen wohl noch weniger Billigung, als wenn man das, was der Haupthandlung vorhergeht und aus ihr selbst nicht klar wird, eben ganz einfach voranschickt. Konnte aber Euripides die Schicksale des Ödipus nicht als bekannt voraussetzen? War es ferner nöthig dem epischen Prologe der Jokasta, gleichsam einen dialogischen der Antigone und des Pädagogen, und einen dritten lyrischen des Chors folgen zu lassen? Ist nicht hiedurch die ganze erste Hauptabtheilung, oder der erste Akt, mit Vorbereitungen angefüllt, welche die eigentliche Aufgabe und

*) Die Trachinierinnen haben auch einen Prolog und was Ajax (v. 410 u. f.) spricht, läßt sich ebenfalls so betrachten.

Haupthandlung wenig weiter führen. Warum werden die sieben Hauptanführer vor Theben erst vom Pädagogen und nachher vom erzählenden Boten beschrieben; welche beide Versuche hinter der bewundernswerthen Gegeneinanderstellung im Äschylus zurückstehen.

Das Schlußchor des zweiten Akts, welches von der ältern Geschichte Thebens handelt, könnte als Prolog vor dem Prolog des ersten Akts hergesagt oder gesungen, und dem Polyneikos sein Examen der phönicischen Weiber erspart werden. Warum ist überhaupt diesen der Chor zugetheilt, von thebanischen Männern und Weibern aber sonst nirgends die Rede?

Schlachten sind auf der Bühne allerdings schlecht anzusehen, auch wollten die Griechen überhaupt Vieles nicht sehen, was die angeblich Zarteren und Gebildeteren jetzt aushalten. Deßungeachtet fällt es auf, daß der vierte Akt fast ganz mit Erzählungen angefüllt ist, und Antigone im fünften Akt dem Ödipus Manches noch einmal erzählen muß, weil er im vierten nicht mit zugehört hatte; welcher dann nicht unterlassen kann auch noch einmal über seine früheren Schicksale, klagenden Bericht zu erstatten. Das Stück schließt mit einer Art von Prolog zu zwei neuen Trauerspielen, einem unausbleiblichen Ödip in Kolonos und einer Antigone.

Um diesen Tadel zu mildern und näher zu bestimmen, läßt sich andererseits sagen: Jokastens Prolog bezweckt nicht sowohl die Zuhörer mit gewissen Thatsachen bekannt zu machen, als ihre eigene Stellung und Gemüthsstimmung auszudrücken; noch mehr lehrt das Gespräch Antigone's die Verhältnisse und Gefühle kennen, woran sich die lyrischen Ergüsse des Chors sehr natürlich

anschließen. Daß fremde Weiber diese Theilnahme aussprechen, die Stadt aber wüst und leer erscheint, und selbst Polyneikos diese Einsamkeit fürchtet, zeigt schreckhaft die Auflösung aller bürgerlichen Verhältnisse und steigert die bangen Ahndungen. An einem so entschiedenen Charakter wie Eteokles muß alle Beredsamkeit scheitern, und doch mildert die Wendung daß er das Vaterland vertheidige, seine Schuld, und legt tragisch einen Theil derselben in die Wagschale des Polyneikos.

Gewiß ist, ungeachtet aller Zweifel und Bedenken, der Untergang eines ganzen Königshauses und so vieler Helden und Kämpfer tief erschütternd; nur kann man in den Schlußworten des Ödipus: „man müsse sich der Nothwendigkeit unterwerfen", keine volle Lösung erkennen. Vielmehr enthalten sie ein neues Räthsel, schwerer zu begreifen und zu entziffern, als das der Sphinx. Nicht bloß das Furchtbare, sondern auch das kurzweg als unsittlich zu Bezeichnende (Menschenopfer, Mord, Ehebruch, Blutschande u. dgl.) geht in vielen tragischen Fabeln der Griechen nicht vom Menschen und seiner Sündhaftigkeit aus, sondern es wurzelt und entspringt außerhalb seiner Kräfte und seiner Zurechnung. Es wird abwechselnd den Göttern oder dem gestaltlosen Schicksale zugewiesen, was aber, wie gesagt, bei der gewöhnlichen Behandlungsart die Dunkelheit vermehrt, anstatt Licht zu verbreiten.

XI. Die Flehenden.

Das damalige Verhältniß von Athen zu Argos, hatte einen Einfluß auf die Entwerfung dieses Trauerspiels. Es war in gewissem Sinne ein Gelegenheitsstück,

wie die Herakliden, und erlaubte den Athenern, ja allen Griechen ernste Lehren an das Herz zu legen über verdammliche Kriegslust, schlechten Ehrgeiz, Gefahren übermäßigen Reichthums und übermäßiger Armuth, Verführer des Volkes u. s. w. Euripides zeigt sich hiebei keineswegs als feigen, schwächlichen Schmeichler: er dringt auf Tugend und Mäßigung, er lehrt daß nur aus Anstrengungen (v. 577) das wahre Glück erwachse. Er weiß daß der Mittelstand zum Wohle jedes Staates unentbehrlich sey und von ihm Rettung und Erhaltung des Ganzen hervorgehe (v. 244); er ergreift geschickt die Veranlassung, sich über die Licht- und Schattenseiten der Monarchie und der Demokratie auszusprechen. Mag dies Erörtern, dies Differiren, mit der allgemeinen Neigung der Athener und der persönlichen des Euripides zusammenhängen; es ist doch auch ein Weg, dialogisch und dramatisch vorwärts zu kommen, und Wahrheit und Recht zu finden. Wenigstens scheint es mir: dies scharfe, fortschreitende Verfahren sey immer noch dem Rhetorisiren ins Blaue hinein vorzuziehen, welches bei Franzosen und Italienern (und auch bei Deutschen) soviel Beifall gefunden hat. Zurechtweisungen über Staat und Politik, Krieg und Frieden, welche Aristofanes mit kühnem Übermuthe austheilt, werden hier in bescheidener, jedoch deutlicher Weise eingeflochten.

Theseus tritt besonnen und fest auf, sondert unparteiisch das Unrecht des Adrastos, von dem gemeinsam Hellenischen, dem Menschlichen, und will nur dies vertreten und aufrecht halten. Erfüllung der Gesetze löset aber nicht alle Mißklänge und Leiden; es liegt in jener kein allgemeines Heilmittel wider diese, und so lange es Per-

sönlichkeiten gibt, können Abstraktionen und Regeln nicht unbedingt herrschen. Euripides, der über diese unergründlichen und unerschöpflichen Gegensätze so viel gedacht und gefühlt hatte, läßt deshalb Evadne und ihren Vater Iphis mit ihren Doppelansichten und Wünschen gerade in dem Augenblicke auftreten, wo durch Theseus und die Athener alles Wesentliche ausgeglichen, alles Mögliche erreicht schien. Den Kampf zwischen Göttern und Menschen stellt Euripides oft in den Hintergrund, und Menschen sind die Haupteinwirkenden auf Menschen. Ja, noch Späteres vorbildend, legt er den Kampf in das Gemüth des Einzelnen; und so findet Evadne durch freie Selbstbestimmung und Aufopferung für sich die Lösung, für Andere die Belehrung. Darum ist ihr Auftreten kein hors d'oeuvre, ihr Schicksal kein zufälliges; sondern beides gehört zur Gesammtaufgabe und allseitigen Entwickelung.

Unter den vielen, über Euripides herrschenden Vorurtheilen, findet sich auch das: er sey ein ungerechter Feind und Ankläger der Weiber. Allerdings fehlt es bei ihm da nicht an scharfen Bemerkungen, wo sich angemessene Veranlassung darbietet; im entgegengesetzten Falle mangelt es aber auch keineswegs am Lobe. So heißt in diesem Trauerspiele (v. 1101) eine Tochter die größte Freude eines bejahrten Vaters, und Theseus bezeugt (v. 294) daß Weibermund oft Weisheit gesprochen habe. Starke Vertheidigungen der Weiber gegen die Männer finden sich im Ion v. 398 u. 1094, u. s. w. Lassen wir aber all das Einzelne, so wäre der Weiberhasser doch oft ganz aus seiner Rolle gefallen, da er recht eigens darauf ausgeht, Frauen wie Evadne, Polyxena, Hekuba,

Andromache, Alceste, Antigone zu verherrlichen. Will jemand die Medea als Gegenbeweis anführen, so kann man auch Shakspeare um der Lady Makbeth willen einen Weiberhasser nennen. Wenn endlich Euripides in den siebenzehn auf uns gekommenen ächten Trauerspielen, die Chöre vierzehn Mal den Weibern und nur drei Mal den Männern anvertraut; so möchte man daraus um so eher eine Vorliebe für die Weiber ableiten, da in der That mehre Male ein männlicher Chor fast natürlicher, oder wenigstens eben so natürlich gewesen wäre. Sofokles hat in sieben Trauerspielen nur zwei weibliche Chöre, und Aristofanes könnte, aus vielen Gründen, eher als Euripides, ein Weiberfeind genannt werden.

XII. Medea.

Während viele neuere dramatische Werke fast nur auf Überraschung und Effekt berechnet sind, werden diese bei den Alten oft durch Prologe und Bekenntnisse (wie in der Medea) vorsätzlich fast ganz vernichtet. Dort kann die Wirkung groß seyn, aber nur einmal statt finden; hier beruht sie auf tieferer Entwickelung und kann sich nicht abstumpfen. Dem Chore ist deshalb zuweilen die Rolle der späteren Vertrauten zugewiesen; so daß er (die lyrischen und mythologischen Beiwerke zur Seite lassend) über die Sache mitspricht von der es sich handelt, wenn er auch nicht zum eigentlichen Handeln kommt. So verwandeln sich in der Medea die anfänglich allgemeinen Betrachtungen des Chors, bei dringenderen Verhältnissen und steigender Gefahr, in Rathschläge; als ihm endlich der Glaube entsteht: es sey seines Amtes einzu-

greifen und die Verbrechen zu verhüten, ist jedoch Alles schon geschehen und vorüber. Weiter bringen es freilich die vereinzelten Confidenten auch nur selten; sie bewegen sich in der Regel wo nicht willen= doch thatenlos um die entscheidenden Hauptpersonen und dienen nur zu wechselseitiger Abspiegelung.

Medea ist gewiß ein böses Weib, ja eine Verbrecherin; keineswegs aber ohne Veranlassung, keineswegs ohne Kraft und Größe, wie so viele bloß niederträchtige, verruchte Personen, welchen manche neuere Schriftsteller Hauptrollen in ihren Dramen zutheilen. Euripides legt viel Nachdruck darauf, daß Medea eine Barbarin, keine Griechin sey; doch würde sie mit Klytämnestra ungefähr auf gleicher Linie zu stehen kommen. Ursprünglich war jene ein reineres, edleres Gemüth; wenigstens weiset sie selbst darauf hin (v. 225), daß die Schlechtigkeit ihres Mannes und die Gewalt der Ereignisse sie verderbt und hinabgezogen hätten.

Schon das erste Gespräch zwischen der Amme und dem Erzieher versetzt uns sehr geschickt in die rechte Stimmung und läßt die Gefahren der Zukunft voraussehen; noch klarer spricht sich die bedrängte, verwiesene, mit dem Tode bedrohte Medea selbst aus. Doch umfaßt ihr erster Racheplan noch nicht ihre Kinder, und man hofft, es könne vielleicht eine Verständigung mit Jason eintreten. Anstatt zu beschwichtigen, erhöht aber ihre Zusammenkunft den Zorn und die Rachsucht. Ganz natürlich: denn indem Jason die Sache auf einen Boden hinüberspielt, wo Ehe und persönliche Verhältnisse anderen Planen und Zwecken ganz untergeordnet werden, kann er Medea nicht

überzeugen; sie muß vielmehr um desto fester und kühner werden.

Die ganze Tragödie hat einen raschen Fortschritt, einen trefflichen Dialog, eine löbliche Verwickelung. Der Kampf der Leidenschaften ist meisterhaft entwickelt, die Erzählung vom Tode des Kreon und der Glauke furchtbar erhaben, und die Rettung der Medea im Drachenwagen die rechte Lösung.

Dennoch bleiben mehre Zweifel über einzelne Theile des Trauerspiels und einzelne Beweggründe in demselben. Warum entgeht Jason, der Schuldigste, einer unmittelbaren Strafe? Anfangs (v. 374) hat Medea die Absicht, auch ihn zu tödten. Ändert sie diesen Plan, weil sie später ihre Kinder auch diesem Schicksale unterwirft, und scheint ihr die Strafe am härtesten, wenn Jason Alle überlebt?

Sie klagt über den Mangel an Einnahmen, Besitzthümern, Schutz u. s. w.; und kann doch bald nachher die kostbarsten Geschenke machen, und besitzt in ihren Zauberkräften Mittel, jeder Gefahr und Strafe zu entgehen. Sie redet sich auf: sie müsse ihre Kinder tödten, weil Jason sie sonst (nach dem Tode des Kreon und der Glauke) umbringen würde. Warum setzt sie dieselben aber nicht neben sich in den Drachenwagen und errettet sie von aller Gefahr, während sie den Vater durch die bittere Trennung von ihnen bestraft? Unverständig kann man diese und ähnliche Fragen nicht nennen, wohl aber unpoetisch. Hätte sie Euripides berücksichtigt, so wäre eben der Charakter der Medea ein ganz anderer, das als Thatsache Erkannte wäre in Zweifel gestellt und die furchtbare Leidenschaft abgeschwächt worden. Die Kinder eines sol-

chen Vaters werden von einer solchen Mutter gehaßt, sie kann sie nicht zurücklassen und eben so wenig mit ihnen leben.

XIII. Hippolytus.

A. W. Schlegel hat in einer scharfsinnigen Abhandlung für jeden Unbefangenen erwiesen: der Hippolyt des Euripides sey in sehr vielen Beziehungen der Phädra des Racine weit vorzuziehen. Die angeblichen Verbesserungen des Letzten haben das Edlere, Einfache, Natürliche verdrängt, und nicht einmal das Pikante, sondern nur das Widrige, Gemeine und Rhetorische an die Stelle gesetzt. Beim Euripides verräth Phädra ihr Geheimniß nicht selbst dem Hippolyt; sondern es wird gegen ihren ausdrücklichen Befehl von der Amme ausgeplaudert. Der Wunsch obzusiegen und rühmlich zu sterben verläßt sie keinen Augenblick; und sie entschließt sich erst zur Rache, als sie glaubt, ihre Ehre sey darohne gar nicht zu retten. Von gewöhnlicher Eifersucht ist dagegen beim Euripides gar nicht die Rede. Mit Recht tritt Phädra schon am Schlusse des dritten Aktes vom Schauplatze ab, um dem größeren und reineren Charakter Platz zu machen. Solger sagt: (Schriften II, 534) „mir war immer die Pedanterei zuwider, mit welcher Hippolytus den philosophischen Sonderling spielt.“ — Ich kann diesem Vorwurfe nicht beistimmen. Soll ihm denn (wie beim Racine) eine gewöhnliche Liebschaft zugewiesen werden? Oder soll er nur aus Phlegma und Faulheit der Weiberliebe fern bleiben? Er gibt sich nirgends für einen Philosophen und Sonderling, und wenn er in dem Augenblicke wo ihn die Amme

zur Blutschande auffordert, heftiger gegen die Weiber spricht als sonst ein wohlgezogener Mann es wagt, so ist dies wohl sehr natürlich und dramatisch zu rechtfertigen. Tadel würde es nur verdienen, wenn er im Allgemeinen ein erkältetes und menschenfeindliches Gemüth zeigte. Aber selbst in dem Augenblicke wo er schrecklich mißhandelt wird, bleibt er noch edel, liebevoll, gemäßigt, und die Aussöhnung mit seinem Vater ist eine der schönsten, mildesten Auflösungen herber Leiden, die auf der Bühne vorkommen.

Ja meines Erachtens liebt Hippolyt: nur nicht ein Mühmchen oder Kousinchen wie Aricia, sondern eine Göttin, die Diana. Seine Jagdliebe oder Jagdlust ist nicht die eines jungen Feldjägers der Hasen hetzt, oder eines alten Försters der Dachse gräbt: der Mittelpunkt seiner lyrischen Begeisterung ist die schönste aller Jungfrauen die den Olymp bewohnen, und sein keuscher Sinn wird eben von ihrer Jungfräulichkeit am meisten angezogen. Ohne die Bezugnahme auf Diana, würde seine Jagdlust bald verschwinden, und Gefühl und Begeisterung einen anderen Gegenstand der Thätigkeit und des Preises suchen. Daher ist es hart daß Diana ihren Liebling nur rechtfertigt, nicht rettet, und ihr zu spät Kommen damit entschuldigt: bei Götterhändeln sey das System der Nichteinmischung (Nonintervention) angenommen (v. 1328); wovon jedoch auf dem Olympe (wie auf Erden) sonst so viele Ausnahmen sind gemacht worden. Nicht unnatürlich sagt deshalb der Chor in Bezug auf diese Grundsätze: ich zürne den Göttern (v. 1146), und Theseus verlangt: die Götter sollten weiser seyn als die Menschen (v. 120).

Man kann in dieser Richtung noch weiter grübeln. Venus will den Hippolytus dafür strafen, daß er Weiberliebe verachtet. Warum ließ sie nun nicht ihn in unerlaubter und unglücklicher Liebe durch das Wunder entbrennen und zu Grunde gehen, wodurch sie Phädra verführt? Warum diese als Opfer fallen lassen, in einer Weise, welche den Hippolytus vollkommen berechtigt sich noch mehr denn zuvor, von der Venus und den Weibern abzuwenden und sie zu hassen?

Die Lehre: daß man der Liebe nicht widerstehen könne und das Sichunterwerfen der eigentliche Triumph und das Edelste sey — war den Alten fremd. Liebe solcher Art erscheint selten als Beweggrund und Mittelpunkt ihres Lebens und ihrer Tragödien; oder wo etwas Ähnliches (wie hier in der Phädra) hervortritt, gilt es für einen Zwang von außen, welcher Freiheit und Selbstbestimmung vernichtet. Wie so oft beim Euripides, findet sich auch hier (v. 253 u. f.) eine in gewissem Sinne weissagende Stelle. Der Mensch solle selbst in der Liebe Maaß halten, damit nicht Einer dadurch Verderben über Zweie bringe. Wer bis in das innerste Mark der Seele dringen, alle Verhältnisse aufs Genaueste erforschen und durchforschen wolle, gerathe eher in Leid als in Freude, und fördere eher die Krankheit als die Gesundheit. — Liegt hierin nicht der Kern einer Hauptrichtung der neueren Dichtkunst ausgesprochen, von Hamlet an bis zu Woldemar, Werther und den Wahlverwandtschaften? Wenigstens zeigt sich in jener Warnung keine verweichlichende, unthätige Richtung der Sittenlehre.

Und doch erneut sich die Anklage über die Unsittlichkeit des Euripides gerade hier in verstärktem Maaße, weil

Hippolytus v. 612 sagt: die Zunge schwur, der Geist hat nicht geschworen. — Dem Vertheidiger des Dichters kann es jedoch nicht schwer fallen zu zeigen: daß (wie schon Hugo Grotius bemerkte) Hippolytus nur sagen will, er sey getäuscht worden und habe voraussetzen müssen, der Eid beziehe sich auf etwas ganz Anderes. Vers 656 erklärt er aufs Deutlichste er wolle, ungeachtet der Überraschung, sein Wort halten und schweigen. Daß dies nicht bloße Worte sind, sondern der tiefste Ernst zum Grunde liegt, erweiset sein (durch Eidbruch zu vermeidender) Untergang. Selbst Phädra's besseres Bewußtsein zwingt sie (v. 380) sich im Sinne der strengsten Sittenlehre auszusprechen.

XIV. Jon.

Es ist ein starker Beweis für den Werth des Euripides als Dichter, daß Racine's Versuch ihn zu verbessern im Ganzen ohne Zweifel mißlungen ist. Für einen ähnlichen Versuch, den Jon umzuarbeiten, ließe sich zuvörderst anführen, daß dieses Trauerspiel, ungeachtet einzelner großer Schönheiten, dem Hippolytus nachsteht; allein weder Euripides, noch A. W. Schlegel haben die Übelstände ganz hinwegschaffen können, die in dem Stoffe selbst liegen. Die Schwängerung der Kreusa durch den Apoll, die immer wiederkehrende Erzählung des verdrießlichen Herganges, das Paroli des Xuthus, die Versuche, diesen zu beruhigen oder zu betrügen u. dgl. durchdringen die Dichtung beider Bearbeiter mit so viel Unschönem und Widerwärtigem, daß die glänzende Jugend des Jon, die Vater- und Mutterliebe, die Aussicht auf eine große Zu-

kunft, und die vornehmen Reden der Athene oder des Apollo, das Unbequeme und Störende jener Bestandtheile nicht aufheben, oder vertilgen können.

Daß A. W. Schlegel den Chor wegließ, ist für unsere Zeit nicht zu tadeln; zweifelhaft erscheint es dagegen ob damit viel gewonnen ward, daß er die Berichte des euripideischen Boten, den Hauptpersonen in den Mund gelegt? Ja des Erzählens ist überhaupt bei Schlegel noch mehr als bei Euripides. So über die Höhle und das Orakel des Trophonius, und die Bekanntschaft des Xuthus mit der Bacchantin; so der lange Bericht des Xuthus über das Fest, während er eilen sollte die Ermordung des Sohnes, oder der Gattin zu verhindern, so der lange Monolog der Kreusa am Anfange des vierten Akts.

Dadurch, daß Xuthus beim Euripides nach der entscheidenden Entdeckung nicht wieder auftritt, löset sich die Schwierigkeit nicht, sondern sie wird nur auf die Seite geschoben. Eben so wenig hilft der Beschluß (obwohl Götter und Menschen ihn einstimmig fassen): daß man den Gemahl belügen wolle. Denn die, dem tödtlichen Hasse so schnell folgende innige Liebe zwischen Kreusa und Jon, muß ihm unbegreiflich bleiben und im sechsten, siebenten rc. Akte wird es an Hauskreuz nicht fehlen, selbst wenn die von Allem unterrichteten Weiber schweigen und nicht plaudern.

Athene erscheint beim Euripides im Auftrage Apollons, vigore commissionis. Dieser findet es unbequem, sich mit seiner alten Geliebten in Erörterungen einzulassen. Bei Schlegel hat er mehr Muth: er zeigt sich in höchsteigner Person, verweiset Kreusa und auch den vor-

geladenen oder vorgelassenen Xuthus zur Ruhe, behält das letzte Wort, und entfernt sich unter Donner und Blitz ohne weitere Einreden abzuwarten. — Euripides legt dem Chore die Schlußworte in den Mund: die Guten erhielten was sie verdienten, und die Schlechten wären niemals glücklich. Schade nur, daß diese allgemeine Bemerkung gar nicht aus dem Inhalte des Stückes hervorgeht. Charakteristischer sind einige andere Reflexionen, z. B. über die Sklaverei (855) und die Asyle (1314); über den Muth glücklich zu seyn (649); über freie Gaben der Götter und eigenes Ertrotzen derselben (378); über die Art wie Götter und Könige ihre unehelichen Kinder behandeln sollen (445) u. s. w.

XV. Die Bacchantinnen.

Pentheus und seine Mutter Agave halten Bacchus für keinen Gott, dafür straft er beide mit Wahnsinn; Agave tödtet in der Wuth ihren eigenen Sohn ohne es zu wissen, und erkennt erst nachher die Unthat. Wir begreifen nicht, wie Kunstrichter zweifeln konnten, daß dies vom Euripides als ein tragischer Stoff behandelt worden sey, wie sie meinen konnten, das Stück sey wohl gar ein satyrisches Drama. Unbedenklich hat der Dichter ein Trauerspiel gefertigt, ob aber ein schlechthin vollkommenes Trauerspiel, ist eine ganz andere Frage. In der Handlung zeigt sich eine lobenswerthe Einheit. Alles geht ohne Seitenwendungen, ohne Abschweifungen bestimmt zu einem Ziele; die Darstellung ist von einer bewundernswerthen Lebendigkeit, und insbesondere in den Chören ein dithyrambischer Schwung, der dem Kräftigsten nicht nach-

steht, was je in dieser Art gedichtet worden ist. Gleich Anfangs wird die Allgemeinheit des Bacchusdienstes vom Gotte selbst verkündet, dann besingt ihn der Chor der fremden Bacchantinnen mit höchster Pracht und Gewalt, hierauf zeugen selbst Kadmos und Teiresias für die Gottheit des Dionysos: durch dies Alles erscheint der Unglaube der Agave und des Pentheus in desto sträflicherem Lichte.

Allein auf der andern Seite ist der Ernst des Königs, seine Bedenklichkeit gegen den neuen Gott, sehr würdig begründet, und es kann ja uns Christen am wenigsten unerhört oder unnatürlich erscheinen, wenn Jemand einbrechenden Religionsveränderungen mit Kraft und Sicherheit entgegentritt. Die Aufforderung des Kadmos, den Sohn der Semele, selbst wenn es eine Lüge wäre, für einen Gott zu erklären weil dadurch die Verwandtschaft vornehmer werde, erscheint, dem edleren Sinne des Pentheus und jenem höheren Standpunkte gegenüber, fast abgeschmackt; obgleich uns die gleich folgende Erinnerung an Aktäon's Schicksal mit bangen Vorahnungen erfüllt. Ein großer Theil der Ereignisse wird in zwei Erzählungen von bedeutender Länge vorgetragen: immerhin, wir lassen uns dies gern gefallen, wenn die Erzählungen so trefflich und lebendig sind, wenn die Begebenheiten, — wie hier ohne allen Zweifel — nicht auf der Bühne selbst geschehen konnten. Aber liegt denn wirklich allem Erzählen und Handeln eine tragische Verkettung zum Grunde? Ist der Fortschritt nicht mehr äußerlich als innerlich? Wissen wir nicht vom Anfange an, daß Pentheus dem Gotte erliegen müsse? Zugegeben; aber dieses Wissen allein ist ja kein unbedingter Vorwurf,

und wir wissen doch immer noch nicht, wie es geschehen werde." Der Gegner des Pentheus, so sagt man, ist ja nicht der allesvermögende Gott selbst, sondern der Gott in Menschengestalt, und daraus folgt, daß er die Sache nicht mit Gewalt beendigen, sondern den Pentheus dahin bringen will, daß er sich frei überzeuge und glaube. Hierauf erwiedern wir: Dionysos spricht gleich Anfangs nur vom Strafen, nicht vom Überzeugen, und gegen seine ganze Verfahrungsweise möchte sich Manches einwenden lassen. Sie ist zuvörderst nicht rein menschlich, denn er löset sich und die Bacchantinnen durch Gotteskraft von den Banden und vermag Wahnsinn zu erregen. Ferner fragen wir: ob es wirklich zum Zwecke nothwendig war, daß Pentheus und Agave wahnsinnig werden mußten? und ob jener Unrecht hat wenn er dem fremden, keineswegs als Gott erkannten Feinde, nicht mehr nachgeben will, als dem Kadmos und Teiresias? Dionysos der Gott kann Wahnsinn erregen, er kann, ja er soll strafen; wozu aber das täuschende Verbergen, das hinterlistige Anschmiegen, der heimliche Hohn, der bittere Spott? (v. 911, 935.) So bereden, so wirken Götter, ja so wirken edle Menschen nicht. Wahrlich er ist nicht der mildeste Gott (v. 789), er ist mehr als ein harter und eifriger Gott, der (v. 22) um seinen Dienst in Hellas auszubreiten, nicht mit Belehren, sondern mit Strafen beginnt; und mit welchen Strafen, und gegen seine Verwandten! Wir stimmen dem Chore, dem Kadmos bei, welchen die Verschuldung zu gering, die Strafe zu groß erscheint; wir finden die Zweifel des Pentheus keineswegs übereilt, sondern ächt gottesfürchtig und be=

haupten, auf anderem Wege hätte Dionysos den größten Verehrer an ihm gewinnen können und sollen.

Allerdings kann man antworten: das Schicksal will es so! — aber wir glauben hier nicht an diese fernher, unfehlbar wirkende, nothwendige Macht; sondern es kömmt uns vor, als mache Dionysos mit großer Mühseligkeit etwas, was wohl anders hätte seyn können und was uns nur als Schicksal untergeschoben wird. Endlich, wozu redet Dionysos noch hart gegen den armen Kadmos, warum verfolgt er den treu Gläubigen, den er selbst lobte? (v. 10.) Warum stößt er den Greis hinaus unter Fremde und Feinde? Die Entschuldigung dies sey geschichtlich, möchte zuerst ungeschichtlich seyn; und dann gehört ja das Unkünstlerische für den Dichter niemals zur Geschichte. Wenn nicht die hinter Vers 1319 angenommene große Lücke dies Alles gut gemacht hat, so möchten wir in den Schlußworten des Stücks „es ist nun einmal so gekommen", nicht blos eine Schlußformel, sondern auch eine Rechtfertigungsformel sehen; aber freilich eine ungenügende. Wenn auch Dionysos verwandelt, das heißt nicht als voller Gott auftreten konnte und sollte, so folgt daraus doch nicht daß eine würdigere Haltung für ihn unmöglich war; und warum beließ es der Dichter nicht bei seinem göttlichen Verschwinden, nach der wunderbar eindringlich beschriebenen, die Verehrung gegen ihn magisch erhöhenden Götterthat? Warum holte er ihn noch einmal herbei, um Reden zu halten und gerechte Vorwürfe anzuhören, welche in der Sache nichts ändern und zur Lösung nichts beitragen.

Außer diesen Bedenken über die Behandlung des Dionysos, stoßen mehre auf über die Behandlung des

Chors. Er besteht (v. 1023) nur aus fremden Bacchantinnen, Dionysos erzählt sie wären ihm gefolgt und er fordert sie (v. 60) zum Chorgesang auf. Wir müssen annehmen daß die Bacchantinnen dies hören, weil es sonst in den Wind gesprochen wäre und der Gesang auch sogleich beginnt; allein im Fall sie den ganzen Prolog hören, so wissen sie ja daß Dionysos in Menschengestalt zu ihnen spricht, sie kennen den Plan der Rache gegen Pentheus. Dies steht aber durchaus im Widerspruche mit ihrem späteren Benehmen, ihrer Sorge bei Dionysos' Gefangennehmung, der Erwähnung desselben als sey er in fernen Landen (v. 548); es stimmt nicht mit den Reden des menschlichen Dionysos, der zu den Bacchantinnen von dem Gotte wie von einem Dritten spricht. Diese Bedenken lösen sich, wenn man annimmt daß der Chor nicht den ganzen Prolog hört, sondern erst nach dem fünf und funfzigsten Verse auftritt; aber dann fragt sich wieder: weshalb folgten denn die Weiber von Lydien bis Theben einem bloßen Menschen, und woher entstand das, selbst dem Pentheus zu Ohren gekommene Gerücht: Dionysos sey da? (v. 238.) Blieb denn der Chor wirklich ununterbrochen auf der Bühne? Kadmos und Teiresias nehmen ja gar keine Kenntniß von ihm, und doch waren die fremden Bacchantinnen in Theben keine gewöhnliche, unbemerkenswerthe Erscheinung. Nicht weniger fällt es auf daß Pentheus, der gegen die thebanischen Bacchantinnen so äußerst aufgebracht ist, der sie verhaften will, der nach dem Dionysos seine Diener ausschickt, ganz allein gegen die fremden Bacchantinnen so geduldig ist wie ein Lamm; daß er sich von ihnen gute Lehren geben, ja einen langen Chor (v. 368—425)

vorsingen läßt, der ihm sehr anstößig seyn mußte. Oder war Pentheus hinweggegangen, damit sie singen konnten und kam er genau wieder als sie fertig waren? Die Bemerkung, daß sein Zorn sich zunächst gegen das Haupt der Verwirrung und die einheimischen Anhängerinnen richten müsse, dürfte doch kaum eine solche Gleichgültigkeit gegen die ihm keck entgegentretenden Fremden begründen. Eher möchten wir darin eine geheime Andeutung der Macht der Bacchantinnen finden, daß Pentheus nicht einmal die nächsten Umgebungen seinem Sinne gemäß reinigen kann; wenn anders die Erklärung nicht noch natürlicher bleibt, daß der Dichter in Noth war, wie er den Chor los werden und ihn wieder herbeischaffen sollte. Gleich unbegreiflich würde es seyn, warum Pentheus den befreiten Dionysos nicht noch einmal zu fesseln sucht, warum er seinem Versprechen, nicht zu fliehen, (v. 588) Glauben beimißt; erblickte man nicht schon früher in seinen Anstrengungen und seinem Angstschweiße an der Krippe, meisterhaft dargestellte Regungen des Wahnsinns, Spuren der übermächtigen Einwirkung eines Gottes.

Mehre Chöre zeigen eine auffallende Verschiedenheit (v. 850—900, 965—1012) des Styls, ein Theil ist dithyrambisch, der andere unbacchantisch betrachtend; doch muß man billigerweise bedenken, daß unmöglich das ganze Stück in einer Farbe gehalten werden konnte, daß die Trennung in Halbchöre wahrscheinlich den Gegensatz einer Seits heraushob und dennoch anderer Seits wiederum milderte, daß endlich die Begebenheiten auch zu allgemeinen Betrachtungen aufforderten. Wir übergehen minder wichtige Fragen, z. B. über die unerwarteten Weissagungen des Chors (v. 970), über die weit herge-

holten Fragen des Kadmos an Agave, (v. 1263), über den Grund der wunderbaren Herstellung ihres Verstandes, über des Teiresias und Kadmos sicheres Beiwohnen eines Bacchusfestes, über die Fähigkeit der, doch zur Strafe rasenden Bacchanten, Wunder zu thun (v. 693) u. s. w. — Aber ungeachtet aller Ausstellungen, die sich gegen das Stück machen lassen, reißt es doch mit sich fort; das Wunderbare, Enthusiastische, Geheimnißvolle zieht sich regsam und anregend durch das ganze Trauerspiel, und wenn wir einmal die Zweifel über die innere Nothwendigkeit des Ganzen bei Seite setzen, so gibt es wenig erhaben Schrecklicheres und vollkommener Dargestelltes, als den Tod des Pentheus, die Verblendung der Agave, und den Jammer des Kadmos.

Späterer Zusatz.

Vom gewöhnlichen Standpunkte aus, sind die vorstehenden Einwendungen, besonders über die Motive und den Zusammenhang des Stückes, erheblich. Allein was auf jenem Standpunkte als Tadel erscheint, ist erlaubt, ja es wird zum Lobe, wenn man die Bacchantinnen als ein dem Märchenhaften verwandtes Werk betrachtet und das Wunderbare als solches anerkennt, anstatt mit demselben zu rechten. Manche Werke der höchsten Begeisterung und dichterischen Kraft, erheben sich freien Fluges über den mühsamen Grundbau wohlerwogener Motive. Sie bedürfen derselben nicht, weil ihre Beglaubigung und ihr Werth eben auf ganz anderen Anschauungen und Eingebungen beruht.

XVI. Alceste.

Kein Trauerspiel ist so räthselhaft, so schwer zu verstehen und zu begreifen als dieses; sobald man den gewöhnlichen Maßstab der Beurtheilung anlegt. Fast nur die Klagen und der Abschied Alcestens sind in edlem, wahrhaft tragischem Style. Die Veranlassung des ganzen Hergangs, Kampf und Entschluß liegen eigentlich vor und außerhalb der Tragödie; sie beginnt mit der Katastrophe. Der dem Apollon zugewiesene Prolog gibt hierüber keine genügende Auskunft; ja das Gespräch mit dem Todesgotte zeigt ihn schwach und ungöttlich. Oder, müssen die oberen Götter auch die Macht der unteren öfters anerkennen; so liegt doch eine Art Widerspruch darin, daß Apollon den Herkules als den Stärkern anerkennt, und auf ihn als den wahren Retter hinweiset. Anstatt sich an das Nähere anzuschließen, oder dasselbe zu erläutern, spricht der Chor an einer Stelle, wo man es am wenigsten erwartet, nur von Apollon's Hirtenthume und Admetos Heerdenreichthume. Und so ließen sich der Zweifel und Bedenken noch mehre anführen.

Mit dem Auftreten des Herkules kommt allerdings ein neues Element der Thätigkeit in das Stück; anstatt sich jedoch zum Erhabenen hinzuwenden, tritt das Tragische nunmehr fast ganz in den Hintergrund. Obgleich dem Admet das Herz voll war, ging ihm der Mund doch nicht über: er verhehlt dem Herkules seinen Verlust und beide becomplimentiren sich über Wohnung und Speisung. Trotz aller Höflichkeit war Admet innerlich doch wohl ob der unerwarteten Einquartierung übeln Humors, den er nun an seinem alten Vater ausläßt, und ihn,

gleichwie seine Mutter, grob behandelt, weil sie (die alten Leute) nicht für den jungen frischen Herrn Sohn sterben gewollt. Pheres, seiner väterlichen Autorität eingedenk, wäscht hiefür dem Sohne tüchtig den Kopf, und der Chor bemüht sich vergeblich die Eiferer zu beschwichtigen. Ja in seinem Zorne sagt Admet (fast ein irish bull): ich glaube, ich bin aus Sklavenblut, und heimlich der Brust meiner Mutter untergeschoben worden (v. 641).

Unterdessen speiset Herkules allein in dem ihm angewiesenen Flügel der Wohnung, trinkt mehr als nöthig, greift nach allen Sachen, ist grob und gibt den Dienern als Lebemann epikureische Regeln. Endlich erfährt er daß Alceste gestorben ist und wandert muthig von Tische gerade in die Unterwelt, während Admet vom Begräbnisse zurückkehrt und im reuigen Andenken daß er so grob gegen seinen Vater gewesen, pater peccavi (v. 958) sagt. Thanatos, mit welchem anzubinden Apollo Scheu trug, wird von Herkules leicht bezwungen; und dieser treibt, seinem jovialen Charakter treu bleibend, allerhand Spaß mit Admet; insbesondere daß er ihm bis zur Rückkunft aus Thracien ein junges Mädchen nöthigen Falls in seinem Schlafzimmer verwahren solle. Endlich wird Alceste erkannt; sie schweigt aber, entweder weil sie (wie es heißt) erst nach dreien Tageu reden darf, oder weil sie sich nicht sogleich in den scherzhaften Ton der Oberwelt finden kann.

Dies Alles hat der Dichter gewollt, und ohne Zweifel mit Bewußtseyn gewollt. Dann hat er, werden Manche sagen, das Unrechte gewollt, und Begriff und Wesen der Tragödie leichtsinnig zerstört. Könnte denn aber Euripides von diesem leicht ausgesprochenen Verdam-

mungsurtheile nicht appelliren? Es ist viel zu wenig aus der unermeßlichen dramatischen Literatur auf uns gekommen, als daß wir wissen könnten wie die Griechen über die Verbindung des Tragischen und Komischen, des Ernstes und Scherzes dachten, was sie versuchten, wie viel sie sich erlaubten. Das Erhabene und das Geringe geht nach Zeit und Ort und Personen so vielfach nebeneinander und durcheinander, daß nicht die Natur, sondern die Kunst und noch mehr die Kritik, eine Sonderung angeordnet hat. Mag dies als Regel gelten; sie hat aber auch Ausnahmen, wo dann die Nebeneinanderstellung beider Bestandtheile ganz eigenthümliche Lichter zeigt und Schatten wirft. Was sich im Shakspeare und Calderon häufiger findet, hat Euripides wohl schon vorbildlich angedeutet. So ergäbe sich hier, wie so oft, daß er unter den Tragikern der am Meisten weissagende, prophetische ist, und Gestaltungen einer spätern Zeit bereits in höchst merkwürdigen Keimen und Bildern bei ihm zu Tage kommen. Gewiß ist Alceste weder eine Tragödie, noch eine Komödie, noch ein Satyrspiel im gewöhnlichen Sinne, sondern zeigt eine eigenthümliche, sehr merkwürdige Behandlungsweise. Neben dem Adel, der Erhabenheit, der Wehmuth, steht heiterer Scherz und humoristische Parodie, und beide Richtungen und Stimmungen greifen so ineinander, daß weder die eine noch die andere, wenn man sie vereinzelt ins Auge faßt, Natur und Inhalt des Werkes genügend erklärt. Auch ward ja dasselbe nicht als Satyrspiel, sondern anstatt eines Satyrspiels aufgeführt, und das Abweichende von dem Gewöhnlichen schon im Alterthume anerkannt.

XVII. Helena.

Euripides behandelt die Geschichte der Helena in diesem Schauspiele ganz abweichend von Homer und von der gewöhnlichen Ansicht. Ist dies aber erlaubt? und wenn auch kein Verbot dagegen statt findet, läßt es sich rechtfertigen? Und warum nicht? Dieser Theil der mythologischen Fabel hatte weder ein solches kanonisches Ansehn, daß Abweichungen von demselben als religiöse oder ästhetische Ketzereien verfolgt werden dürften, noch ist die Grundlage dieser Behandlung willkürlich vom Dichter ausgesonnen; vielmehr hatte schon Stesichorus diese abweichende Sage benutzt, für welche eine classische Stelle im Herodot zeugt. Die Frage, ob die Behandlung vollkommen ausgefallen sey, darf also wohl mit der andern, ob sie überhaupt zu verstatten war, keineswegs zusammen geworfen werden, und während man leugnet daß hier Frevel gegen die Mythologie statt finde, kann man doch am Stücke selbst mancherlei aussetzen.

Wir wollen nicht mit dem Prolog rechten, der uns Dinge erzählt welche nicht zunächst hieher gehören, und andere dagegen verschweigt die uns mehr angehen dürften; wir wollen nur darauf aufmerksam machen daß selbst hier, wo die Fabel von der gewöhnlichen so sehr abweicht, das Stück dennoch ohne jenen Prolog verständlich bleibt, Euripides also noch andere Gründe für die Prologe gehabt haben muß, als den, sich dadurch bloß die Einleitung, die Exposition zu erleichtern.

Aber warum schloß sich der Dichter nicht näher an die Erzählung Herodot's an, welche Helena in Ägypten läßt, aber an ihrer Stelle ein durch Götter erzeugtes

Schatten- oder Trugbild nach Ilion sendet, welche mit sehr erheblichen Gründen beweiset, daß Helena nie in Troja war. Konnte nun nach Eroberung der Stadt den Griechen nicht endlich die Überzeugung entstehn, daß Helena wirklich in Ägypten zurückblieb? konnte Menelaos nicht durch Berichte veranlaßt werden, sie dort zu suchen? konnten die Hellenen nicht in ihrem Unglauben an die frühern Versicherungen der Feinde von der Abwesenheit Helena's, den selbstgeschaffenen Grund ihrer Unfälle sehen? Allein das gab einen einfachen natürlichen Plan, welcher dem Dichter zu prosaisch erschien, und doch möchte sich vielleicht beweisen lassen, er sey tragischer gewesen. — Wie dies zu beweisen sey? — Zunächst damit, daß in der That des Euripides Helena keine Tragödie geworden ist, daß sich nirgends, — selbst da nicht, wo Helena davon spricht, sie wolle sich umbringen —, eine tragische Stimmung unserer bemeistert. Gehn wir in's Einzelne. Die Fabel ist mehr als fabelhaft: denn daß die Götter den Popanz der Helena nach Ilion gesandt hätten, damit um Nichts und wider Nichts Streit entstehe, scheint uns reine Willkür, keine ächte Schickung, kein πεπρωμενον; der teleologische Zweck (v. 38) dadurch die zu dicht neben einander wohnende Überzahl der Menschen dünne zu machen, will uns noch weniger als göttlich bedünken; das Verlangen endlich, sich für die glücklich conservirte Keuschheit der Helena so ganz außerordentlich zu interessiren, ist wohl für uns zu streng, da ja selbst ihr Gemahl sich darüber zufrieden gegeben hatte. — Aber die Götter wollten einmal ihre Keuschheit durchaus erhalten: — nun gut, wir haben nichts dagegen, finden es aber doch hart, daß man die arme Frau wenigstens ein Dut-

zend Jahre als Strohwittwe allein läßt, damit sie keusch bleibe und die überflüssigen Menschen von der Erde hinweggeschafft werden. Alle diese Willkürlichkeiten fallen nach Herodot's Erzählung weg: da ist kein Popanz, kein überzählig Menschenvolk, keine ungöttliche Einwirkung der Götter, sondern aus einfacher Verknüpfung der Begebenheiten geht Alles natürlich hervor.

Setzen wir aber das Wunderbare bei Seite, sind denn die Menschen, so fragen wir weiter, an ihrer Stelle? Zuerst erscheint Teuker. Woher dieser? Er ist über Ilion unterrichtet, und doch nicht recht unterrichtet; er fragt, wer Herr des Pallastes sey, und weiß es nachher ohne daß es ihm Jemand gesagt hatte (v. 68 und 144); er will Theonoe's Weissagungen vernehmen, kehrt aber sogleich um, als er hört Theoklymenos sey den Fremden nicht hold. Freilich, das Umkehren konnte ihm nicht schwer werden, denn er kam bloß, — wir merken's wohl —, um Helena in Sorgen zu setzen und uns mit ihr. Seltsam aber, daß der Dichter ihn überhaupt bemühte. Der Schiffbruch des Menelaos ist nicht unnatürlich, bei einem veränderten Plane mußte er sogar nach Ägypten steuern; aber daß Teuker anders woher zu derselben Stunde anlangt, setzt uns in Verwunderung, aus der indessen Nichts entspringt was den Tadel vertilgte, der mit dieser Verwunderung nothwendig verbunden ist. Wäre es nicht weit einfacher gewesen, wenn ein aus dem Schiffbruche des Menelaos Entronnener die Nachricht seines Todes gebracht hätte, würde nicht Helena weit bestimmter daran geglaubt haben?

Wenn wir uns über Teuker's Anwesenheit beruhigen, so darf es uns nicht wundern, daß ein altes Weib als

Chorwächterin und Abhalterin der Griechen auftritt; es kam darauf an, daß Menelaos gerade so viel von ihr höre, als Helena vom Teuker. Ist endlich nicht sogar Theonoe entbehrlich? Eine Erkennung beider Gatten ließ sich ohne sie bewerkstelligen, die Hindernisse von Seiten des Königs bleiben mit ihr oder ohne sie, die Hindernisse, welche dagegen von ihrer Seite entstehn, muß sie ja selbst wiederum beseitigen. Ob nun bei diesen Verhältnissen die Theilnahme welche ihre spätere gefährliche Lage erweckt, die übermäßige Verwickelung des Plans aufwiegt, welche durch sie entsteht, wollen wir nicht entscheiden. Helena hält den Menelaos für todt, und dieser kann die Nachrichten welche die Alte ihm über jene mittheilt, nicht begreifen: er weiß nicht, ist die ilische Helena gefangen, ist eine zweite vorhanden, kurz er geräth durchaus in Verwirrung. Helena dagegen erfährt durch die vorlaute Erzählung des Chors von den Weissagungen Theonoe's, Menelaos sey noch am Leben, aber schiffbrüchig. Sie muß in jedem Augenblicke seinem hülfsbedürftigen Auftreten entgegensehn, und doch hält sie unwahrscheinlich den am Altar hülflos Sitzenden, für einen zu gewaltsamen Raub von Theoklymenos Abgesandten. Wenn der König überhaupt hätte Gewalt gegen sie brauchen wollen, so würde er nicht so viele Jahre gewartet, er würde längst zweckdienliche Mittel angewandt und nicht jetzt einen zerlumpten Menschen dazu ausgeschickt haben. Eine eigentliche Erkennung ihres Gatten tritt nach Empfang der Weissagungen Theonoe's nicht mehr für Helena, sondern nur für Menelaos ein; der Dichter wollte zweifache Gemüthsbewegungen haben und trennte das, was leicht zusammengefallen wäre; oder viel-

mehr er machte drei Lösungsstufen, drei Peripetien: erstens durch Theonoe's Verkündung, zweitens durch Helena's und Menelaos' Gespräch, endlich, — denn dieser bleibt zum Theil ungläubig — durch die Nachricht des Boten vom Verschwinden des trojanischen Trugbildes der Helena. Wir glauben auch dies, zu dem Vielen was wir im Stücke glauben müssen, verhalten uns aber umgekehrt wie Menelaos: dieser zweifelt nämlich so an der wahren Helena, wie wir an der falschen zweifeln möchten.

Gern schritten wir nun zu dem vor, was, wie sich ahnen läßt, noch bevorsteht; aber wir müssen es verzeihen, daß die seit so vielen Jahren getrennten Eheleute sich mancherlei erzählen und ganz eigentlich ein Duett mit einander singen, daß Menelaos sich doch auch endlich nach Helenens Keuschheit erkundigt, daß diese ihrem Gatten erst vorschlägt er möge sich nur, wenn ihm seine Haut lieb sey, ohne sie davon machen, daß sie sich aber dann wechselsweise auf Tod und Leben Treue schwören. Es ist ferner nicht genug daß Menelaos und Helena und wir wissen, wie es mit den Dingen steht, auch der Bote will es hören, und er stellt Grundsätze über Orakel und Gottesverehrung auf, die uns beweisen daß es billig war die Wünsche eines so verständigen Mannes zu erfüllen!

Endlich naht die Gefahr für Theonoe; die Allwissende läßt sich aber nicht an der sonst lobenswerthen Auseinandersetzung Helena's genügen, sondern verlangt, auch Menelaos solle reden und zeigen, ob er im Stande sey etwas Tüchtiges vorzubringen. Es geschieht mit rhetorischem Geschick, auch nicht ohne Würde; doch ist Theo-

noe's Antwort noch besser gelungen, und wir wünschen nur, daß ihr der Vorsatz über Festhaltung ihrer Jungfrauschaft eben so gelingen, daß sie in dieser Hinsicht Zutrauen zu sich selb stiffen möge.[1])

Theonoe also will die Gattin dem Könige nicht verrathen, aber mit dieser Sorge ist die andere nicht gehoben, wie wollen sie dem Mächtigen entfliehen? Menelaos — wir sehen es — hat, so schön er auch sprach, die Tramontane verloren, denn es fällt ihm ein den König zu ermorden; — als werde Theonoe dies ihrem Bruder eben so verschweigen, wie den Umstand daß der Fremde kein Bettelmann sey, als habe dieser dadurch Schiffe, Mannschaft u. s. w., als werde er nicht von den Ägyptern unfehlbar todt geschlagen werden. Helena weiset ihn in diesen Beziehungen zurecht, worauf er umgekehrt nun in so viele Bedenken geräth daß sie am Ende ganz billig sagt, er müsse selbst etwelche lösen. Endlich wird der bessere Plan geschickt ausgesonnen und durchgeführt, nebenbei Theoklymenos auch um einiges Gut gebracht; deßungeachtet folgen noch zwei Hauptsachen nach der Entfernung des Menelaos und der Helena. Erstens will der König seine Schwester ihres Schweigens halber tödten und wird nur mit vieler Mühe durch den Chor davon abgehalten; wir für unseren Theil, bleiben jedoch ziemlich gelassen, weil wir wissen daß die noch mehr wissende Theonoe, nicht ihr Verderben auf diese Weise selbst bereitet haben würde. Zweitens erscheinen die Dioskuren und erzählen das, was Theonoe hätte sagen können, oder was der König sich selbst sagen konn-

1) V. 1014. πειράσομαι δὲ παρθένος μένειν ἀεί.

te, nämlich: daß der Himmel es so gefügt, und Menelaos an seine Frau ein näheres Recht habe, als Theoklymenos.

Und was geht nun aus dem Allen hervor? Unbedenklich daß Helena keine vollkommene Tragödie ist. Wie aber, wenn Euripides uns mit diesem Beweise auslachte und behauptete: es solle auch gar keine Tragödie seyn. Daß Helena unter diesem Titel geht, beweiset nur daß es keine Komödie der alten Schule und kein satyrisches Drama ist, daß man nicht so leicht als jetzt für Abweichendes besondere Benennungen erfand: — was ist aber zuletzt am Titel und dem regelrechten Eintheilen und Unterbringen gelegen? Fallen nicht die meisten Fehler dahin, wenn man das Stück als ein Schauspiel mittlerer Art betrachtet? Das Interesse wird hier zwar geweckt und es erscheinen Gefahren, aber wir sind von vorn herein schon gewarnt, uns nicht im tragischen Eifer zu übernehmen; Alles geht zuletzt ohne Unglück ab, auch der König, — wir sind davon überzeugt —, gibt sich zufrieden daß Helena nicht von ihm zur Bigamie gezwungen ward. Der Chor, welcher von Dingen singt, die zum Theil wenig mit dem Stücke zusammenhängen, könnte mit geringen Veränderungen ganz wegbleiben, oder auch, für den Liebhaber solcher Personen, in eine Vertraute verwandelt werden; beides ohne Nachtheil für das Stück. Die Liebe des Theoklymenos endlich, besonders aber die Intrigue gegen ihn, kann im Schauspiele weit eher als im Trauerspiele statt finden. Sehn wir aber noch einen Schritt weiter und nehmen an: Helena sey das Ähnliche, ein Analogon von einer romantischen Oper; so ist jedes Wunder, jede verwickelte Verwickelung, wenigstens

weit eher als auf irgend eine andere Weise, gerechtfertigt und die Vorsätzlichkeit, die Besonnenheit, mit welcher der Dichter überall das Wunderbare, das Verwikkelte vorzieht, beweiset, daß er von den gewöhnlichen Formen durchaus abweichen wollte.

Es sind in der Helena gewiß unbedingte Fehler, welche keine Annahme vertilgt, aber viele beweiset man wohl erst selbst hinein, wenn man sie als Tragödie beurtheilt. So wie der Cyclops als Übergang und Vermittelung verschiedener Kunstformen höchst merkwürdig erscheint, so auch Helena. In ihr liegen die Wurzeln eigenthümlicher Gestaltungen, von ihr aus ließe sich ein Übergang zu sehr abweichenden und merkwürdigen Formen der Neuern nachweisen; die dem Alterthume vielleicht keineswegs so ganz fehlten, als man bei der Dürftigkeit des Überbliebenen annimmt. Aber auch zugegeben, diese Formen waren damals nicht vorhanden, so kann doch jede Erscheinung, welche dahin deutet, nicht doppelten Tadel verdienen, sondern sie muß doppeltes Interesse erwecken.

XVIII. Der Kyklop.

Wären mehre satyrische Dramen auf uns gekommen, so würden wir besser im Stande seyn über ihre Natur, und insbesondere darüber zu urtheilen: ob sie vorzugsweise hervorgingen aus äußeren, geschichtlichen Veranlassungen, oder ob sie in der ächten Kunstentwickelung selbst, eine natürliche und nothwendige Stellung einnehmen und behaupten können.

Betrachten wir den Kyklopen, so ergibt sich deutlich,

daß viele seiner Bestandtheile in einem eigentlichen Trauerspiele gar nicht zu brauchen waren, so insbesondere die trinklustigen, feigen Satyrn. Eben so wenig reicht der nüchterne, und noch weniger der betrunkene Kyklop in jene Region. Andererseits ist das Auffressen der Gefährten des Odysseus, und das Blenden des Polyphem gewiß nicht komisch, oder spaßhaft, so daß es in einem heiteren Lustspiele Platz finden könnte.

Ist denn nun aber diese Mitte des satyrischen Dramas wirklich eine glückliche, und nicht vielmehr eine schwankende, negative; während das eigentlich Positive, Inhaltreiche entweder der Tragödie, oder der Komödie anheimfällt? Wenigstens bleibt es merkwürdig, daß in allen anderweiten Entwickelungen der dramatischen Dichtkunst, nichts erscheint was dem hellenischen Satyrspiele zu vergleichen wäre. Wohl aber tritt in neuern Zeiten das Tragische und Komische viel näher aneinander, erläutert die Mannigfaltigkeit des Lebens, und läßt Lichter und Schatten schneller wechseln, als es die Großheit der sophokleischen Tragödie erlaubt. Was Euripides in der Alceste und Helena wagte, greift mehr in die Zukunft hinein und bildet neue Formen mehr vor, als was die satyrischen Spiele darbieten, oder vermuthen lassen.

XIX. Rhesus.

Wenn man, wie beim Rhesus, auch nur einen Augenblick lang zweifelt, ob er vom Sophokles oder Euripides herrühre, so folgt wohl daraus, daß ihn keiner von beiden geschrieben haben könne. Der Erste unbezweifelt nicht: denn der ganze Bau des Stücks, die

Haltung der Charaktere u. s. w., ist so gar nicht in seiner vollendeten Weise, daß die Ähnlichkeit einzelner Verse und Ansichten keine Erwähnung verdient, oder auf diese Art sich wohl darthun ließe, er habe alle Trauerspiele des Euripides gedichtet. Rhesus ist aber auch kein Werk des Letzten: denn weil alle Verzeichnisse eine euripideische Tragödie unter diesem Namen aufführen, besitzen wir die ächte noch nicht, und wenn ein Paar Sternbilder darin genannt werden, die wohl jeder Hirte kannte, so folgt daraus keineswegs daß sie nur der Schüler des Anaxagoras entworfen haben könne. Will man ferner die Stimme des großen Scaliger für die Unächtheit auch nicht viel gelten lassen, weil er an Seneca's Trauerspielen mehr Gefallen als an den hellenischen fand; so wird doch Valkenaer's Ausspruch in philologischer Hinsicht genügen, und Beck's Nachweisung der Mängel des Stücks erscheint so vollständig, daß sich wenig möchte hinzufügen lassen.

Aber wie, wenn andern Kunstrichtern die eine geringere Meinung vom Euripides hegen, jene Nachweisungen der Mängel gerade als Beweise der Ächtheit gelten? Wir würden entgegnen: Fehler hat Euripides allerdings und selbst große Fehler, aber nicht alle und jede Fehler, nicht hier zu verwickelte Verwickelungen und dort gar keine Verwickelungen, nicht hier übermäßige Rührungen und dort (v. 907) Gleichgültigkeit selbst bei natürlichen Veranlassungen zur Theilnahme. Es erscheinen bei ihm Personen zwar unerwartet, aber sie wirken, wenn sie einmal da sind; er liebt zwar Episoden, aber sie stehn doch nicht ganz vereinzelt, sondern es geht ein verknüpfender Faden durch das ganze Stück: man vergleiche zum Bei-

spiel die beiden Haupttheile der Hekuba mit der Geschichte des Dolon und Rhesus.

Hier läßt sich kaum entdecken, was das Stück eigentlich wolle: erst glaubt Jeder aus der lauten Ankündigung der Wache und dem Muthe Hektor's werde etwas hervorgehn, allein es erfolgt Nichts; dann lassen die breiten Gespräche des prahlerischen Dolon und der sogar ihm zu Ehren angestimmte Chorgesang vermuthen, er solle die Dinge in Bewegung setzen; statt dessen wird später nur gelegentlich gesagt: man habe auf ihn gewartet, er sey aber mit seiner abgeschmackten einfältigen List in's Verderben gelaufen. — Eine an sich gute aber hier unpassende Erzählung von der Ankunft des Rhesus führt zu etwas Neuem, zu großen Reden, wo jener sich gewaltig rühmt und der Chor ihm weit mehr als dem Hektor zutraut; endlich aber gehen Alle zu Bette, wahrscheinlich auch die Wache. Jetzt kommt Odysseus und Diomedes, ohne recht zu wissen was sie wollen, Dolon entfernte sich gerade eine Minute vor Rhesus' Ankunft und kann ihnen mithin darüber nichts beichten, im trojanischen Lager dürfen sie ohne Lebensgefahr nicht viel fragen: da erscheint denn zu ihrem Besten Minerva als Minerva, der arme Paris dagegen, der so gelegentlich hören will ob etwas vorgeht, wird von ihr in Cypris Gestalt sehr zweckdienlich zum Narren gehalten. Hektor, die Wache, der Chor, alle sind abwesend, bis das Gespräch mit Paris zu Ende ist, und währenddessen bringen Odysseus und Diomedes auch Alles mit ungemeiner Behendigkeit zu Stande. Zwar verhört sie der Chor, welcher jetzt wieder zur Hand ist, allein Odysseus gibt sich, — nach einer Lesart —, für Rhesus aus und

wird, so stockfinster ist's, nicht wieder erkannt, obgleich der Chor erst wenige Augenblicke vorher ebenfalls in der Nacht den Rhesus sah und besang: oder nach einer andern Lesart meint die Wache so ganz aus freien Stücken, der ihnen ganz Unbekannte — habe wohl den Rhesus erschlagen! Sie läßt ihn aber dennoch, weil er das Feldgeschrei weiß, mit dessen Pferden davonlaufen. Der Stallknecht des thracischen Königs hatte sich erst zu Bette gelegt, nachdem er die Pferde abgefüttert und den um das Lager schleichenden Kundschaftern zugeschrien hatte, sie möchten sich in Acht nehmen; ward aber, als er später Geschrei hörte und herzueilend sich einmischen wollte, schwer in der Seite verwundet. Deßungeachtet kommt er als Bote, erzählt ein Langes und Breites und sagt zuletzt verdrießlich zu Hektor: er, Hektor, habe den Gastfreund ermorden lassen. Dieser, der früher barsch gegen Äneas war und dann ihm beistimmte, auf Rhesus loszog und vom Chore Lehre annahm, antwortet jetzt: es sey nicht wahr und er habe dazu keine hinreichende Gründe. Dem Chore fallen die Verhörten, dem Stallknechte die umschleichenden Fremden nicht bei, vielmehr geht er fort, und wir, die wir Alles wissen, gingen auch gern; allein da kommt die Muse, Rhesus' Mutter, in der Luft angefahren, erzählt wie sie und ihres Gleichen die Dichter erzögen, wie sie um ihre Jungfrauschaft gekommen sey, wie sie vom Papa Alimente verlangt und dieser das Kind in eine sehr gute Pension gethan habe; Hektor wird über das gar zu viele Reden verdrießlich (v. 952), der Chor hört auch nicht recht hin, und obgleich sonst mit Redensarten gleich bei der Hand, hat er doch keine Lust etwas zu erwiedern. Da fällt endlich Allen das Beste bei,

nämlich: daß der Morgen anbreche und Feinde zu bekämpfen wären; und damit hat das Trauerspiel ein Ende. — Oder vielmehr kein Ende, so wie keinen Anfang und keine Mitte; denn wo fände sich überhaupt das Tragische? Etwa darin, daß ein Spion umgebracht, oder daß ein Feind erschlagen wird? Oder daß eine Muse um ihre Keuschheit kommt? Oder daß Alle eine unruhige Nacht haben?

Das Ganze ist offenbar das Übungsstück eines Schülers, der Homer's trefflichen Gesang dialogisirte; und so haben wir denn eine Reihe nächtlicher Scenen, bei welchen wir hübsch den geschichtlichen Faden, der das Zusammengewürfelte verknüpft, im Gedächtniß behalten müssen. Für Einzelnheiten zeigt jener Schüler zwar Anlagen, weiß aber vom Grundbau einer Tragödie Nichts, und fährt sich so fest daß er mehre Male Götter und Musen herbeiruft, um ihn wieder flott zu machen; eine solche Barmherzigkeit wird aber dem Dichter, der nicht in seinem Reichthum opfernd, sondern ärmlich und hülfsbedürftig auftritt, von Rechtswegen durchaus abgeschlagen.

C. Ergebnisse und allgemeine Betrachtungen.

Es sey erlaubt den vorstehenden Bemerkungen über die einzelnen Tragödien des Euripides, einige allgemeinere Betrachtungen anzureihen.

Jedes größere dramatische Kunstwerk bedarf gewisse Abschnitte, Ruhepunkte, Abtheilungen, Akte, Scenen. Es fragt sich, welche waren den Alten eigenthümlich, und welche finden sich in ähnlicher Weise bei den Griechen und bei den Neuern? Dort wird die Regel aufgestellt, daß mehre Stücke als Trilogien, oder Tetralogien mit einander verbunden waren; während solch Verhältniß in unseren Tagen, nur als sehr seltene Ausnahme hervortritt. Jene griechische Einrichtung, oder Eintheilung beruhte indessen gewiß auf verschiedenen Gründen. Entweder war die Fabel oder Handlung in einem Stücke nicht vollständig zu Ende, sondern nur zu einer Art von Trugschluß gebracht; sie ward deshalb im zweiten Stücke wieder aufgenommen, fortgeführt und erst im dritten, vierten Stücke völlig beendet und abgeschlossen. Oder, wo der Umfang einer Fabel dies nicht verlangte, wurden wohl mehrere Fabeln verwandten und sich erklärenden Inhaltes in den einzelnen Stücken neben einander gestellt. Nicht minder haben die, bei den Wettkämpfen aufgestellten Forderungen auf diese Behandlungsweise hingedrängt, wogegen es zweifelhaft bleibt, ob, ich möchte sagen Reflexionen a priori, wohl die Behandlung eines Gedankens, eines Grundsatzes, einer Leidenschaft, in mehren Tragödien nebeneinander veranlaßt haben.

Gewiß ist es etwas Anderes, ob Stücke nur deshalb zu Trilogien und Tetralogien gerechnet wurden, weil man sie miteinander aufführte, oder weil ihr innerer Zusammenhang Gründe darbot sie als Trilogien, oder Tetralogien nebeneinander zu stellen. Ich kann mich nicht überzeugen daß jene Drei= oder Viertheilung, ein noth=

wendiges, unbedingtes, überall befolgtes Gesetz gewesen wäre.

Manche Trauerspiele des Euripides (z. B. die beiden Iphigenien und Orest) stehen in einem innern Zusammenhange, werden aber nicht derselben Trilogie beigezählt. Die meisten seiner Tragödien erscheinen dagegen so abgeschlossen, daß man kein vor oder nach, kein früheres oder späteres Stück vermißt. Fände man die zum Prometheus, oder den Flehenden gehörigen Tragödien auf; sie würden den Zusammenhang und das innere Wesen der äschyleischen Tragödie mehr aufklären, als wenn die Tetralogien des Euripides wären erhalten worden. Ja diese Tetralogien scheinen keinen nahe liegenden, wesentlichen Zusammenhang nachzuweisen, oder zu bezwecken; es läßt sich vielmehr vermuthen, Euripides habe auch hier einen neuen Weg eingeschlagen, nach Mannigfaltigkeit gestrebt und Entgegengesetztes nebeneinandergestellt. Nur einzelne seiner Stücke scheinen auf eine Fortsetzung (so die Phönissen auf eine Antigone) hinzuweisen.

Ob und wo in den griechischen Trauerspielen Abschnitte anzunehmen seyen, beruht theils auf der Art der hellenischen Darstellung, theils auf dem inneren Bau der Fabel selbst. Wollen wir den Schluß eines Aktes dahin setzen wo die Bühne leer, oder die ausnahmsweise auf ihr bleibende Person doch ganz unthätig war; so findet sich, wie scharfsinnig nachgewiesen ward, der Ruhepunkt oder die Sonderung allemal bei und nach einem, nicht sowohl in die Handlung eingreifenden, als vielmehr nach einem allgemein gehaltenen großen Chore. Obgleich bisweilen schwer zu entscheiden ist, welcher von beiden Klas=

sen ein Chor angehört; erhält jene Regel doch eine neue Bestätigung, wenn wir von der Art und Weise der Aufführung ganz absehen, und nur den Gang der Fabel und die Abschnitte ihrer Entwickelung im Auge behalten. Gewiß hatten die Trauerspiele bei den Griechen (nach unserer Redeweise) nicht gleich viel Akte, und deren Länge war sehr verschieden; gewiß sind die von manchen Herausgebern des Euripides gemachten Abtheilungen sehr willkürlich, und der Schluß eines sogenannten Aktes nicht selten dahin gelegt worden, wo höchstens das zu Ende war, was man jetzt eine Scene zu nennen pflegt. Doch sind dies allerdings Begriffe, welche einer nähern, nicht hieher gehörigen, wissenschaftlichen Begründung bedürfen.

Über die Entstehung und Bedeutung des Chors in der alten Tragödie, ist so viel geforscht und gesagt worden, daß ich einige Bemerkungen nur mit Scheu auszusprechen wage. Wäre jede Tragödie einer Oper, und der antike Chor einem vorzugsweise und wesentlich musikalischen Chore gleich zu setzen, so erklärte er sich von selbst, oder bedürfte vielmehr keiner Erklärung; er wäre für die damalige und für jede andere Zeit, bis auf den heutigen Tag, vollkommen gerechtfertigt. So wie er war, erscheint er aber in der Kunstgeschichte nur bei den Griechen; er ward abgeschafft und nie wiederhergestellt; ja die in unseren Tagen gemachten Versuche einer Erneuung und Wiederherstellung, sind als völlig mißglückt zu betrachten. Hieraus folgt, daß sein Daseyn und seine Natur nicht sowohl auf allgemeinen und nothwendigen Kunstgesetzen, als auf geschichtlichen und volksthümlichen Verhältnissen beruhe. Mag die demokratische Verfassung Athens, mag der Wunsch mitgewirkt haben

beruhigende, allgemeinere Betrachtungen auszusprechen; schwerlich wäre hieraus der Chor entstanden, wenn er nicht in den festlichen Spielen und lyrischen Ergießungen ursprünglich die Hauptsache gewesen wäre, zu denen sich das Dramatische erst hinzu fand und allmählig immer breiter machte.

Fast in keiner griechischen Tragödie führt der Chor durch thätiges Eingreifen die Entscheidung herbei; ja er sagt schon in den Choephoren des Äschylos:

„Laßt uns hinweggehn, denn das Werk wird nun vollbracht,
Auf daß wir schuldlos scheinen mögen dieser That.“

Die Eumeniden können hier kaum als Ausnahme angeführt werden, da sie eigentlich die Hauptpersonen, und keineswegs beruhigende Allgemeinheiten sind, oder freundliches Wohlwollen zeigen. Schon Aristoteles sagt nämlich in den Problemen (XIX, 48) „der Chor ist ein unthätiger Pfleger, oder Sorger, (κηδευτὴς ἄπρακτος). Er zeigt blos Wohlwollen für die Gegenwärtigen.“ Diese Aufgabe ist aber, in der That, kaum eine dramatische zu nennen. Auch rechtfertigen sich die Chöre weniger auf diesem Wege, als durch ihren unabhängigen, großen, dichterischen Werth. Doch blieb die Forderung nicht unnatürlich: sie sollten wenigstens mit den Vorgängen in Zusammenhang stehen. Von dieser Regel weicht Euripides allerdings etliche Male, aber keineswegs immer ab; greifen doch seine Bacchantinnen z. B. mehr in die Handlung ein, als irgend ein Chor. Könnte er (oder einer seiner Freunde) aber nicht zur Rechtfertigung jener Abweichung sagen: Glaubt ihr denn daß ich absichtslos, daß ich aus bloßer Bequemlichkeit, oder aus Unverstand so gehandelt habe? Eher könntet ihr mir den Vor-

wurf machen: ich sey nicht kühn und weit genug vorgegangen, sondern auf halbem Wege stehen geblieben. In einzelnen Fällen (wie in den Bacchantinnen, den Eumeniden, den Flehenden) ist ein Chor natürlich und nothwendig; in vielen anderen ist er nur der traditionelle Überrest einer einst herrschenden, durch den Fortschritt der dramatischen Kunst aber veralteten Form.

Was soll der Chor? An die Bacchusfeste erinnern? Das wäre eine sehr unzeitige Pietät. — Die Demokratie vorstellen, oder geltend machen? Diese Aufgabe wird nirgends wirklich gestellt und gelöset? — Den Zuhörern eintrichtern, wie sie denken und fühlen sollen? Es fehlt ihnen ja aber nicht an eigenem Verstande und Gefühle, auch ergiebt sich die rechte Stimmung und das rechte Urtheil am Besten aus dem dramatischen Handeln selbst. — Den Zuhörer idealisirt in die Tragödie selbst versetzen? Dies gäbe aber doch gewiß ein hors d'oeuvre und Flickwerke. — Das höhere substantielle Bewußtseyn darstellen? Steht denn aber die didaktische Reflexion höher, als das Handeln der Helden? Oder stellen etwa die Eumeniden, Bacchantinnen, Trojanerinnen, dieses substantielle Bewußtseyn dar? Will man umgekehrt lyrische und dithyrambische Ergießungen um ihres eigenen Werthes, um der Mannigfaltigkeit und Pracht, um des Herkommens willen beibehalten; so behauptet Euripides durch seine Praxis: man dürfe sie in freier Unabhängigkeit glänzend dazwischentreten lassen, aber nicht sich oder andern aufreden: bloß erkünstelte Verbindungen, seyen natürlich und nothwendig. Doch genug der, von scharfsinnigen Kritikern als oberflächlich bezeichneten Meinungen und Betrachtungen.

Dennoch liegt es in dem unausweichbaren Fortschritte der dramatischen Kunst daß einzelne Personen, individuelle Charaktere immer mehr in den Vordergrund treten, denken, fühlen, sprechen und handeln. Alle Mehrzahl, alles Gemeinsame, Allgemeine muß dagegen zurücktreten, oder wenn es sich geltend machen soll, und nicht von musikalischen Chören die Rede ist, durch einzelne Personen geltend machen und in ihnen abspiegeln. So könnte man vielleicht Polonius, Rosenkranz, Güldenstern, in gewissen Beziehungen als Repräsentanten einer Mehrheit, eines Chors betrachten.

Wenn Aristoteles den Äschylus lobt, daß er den Chor zurückgedrängt habe, so weiset dies schon auf die Bahn hin, wo selbst das Lyrische dem Einzelnen in den Mund gelegt wird. Und dasselbe ist hinsichtlich des Reflektirenden möglich.

Daß der zahlreiche Chor überall dabei ist, Alles hört, zu Jeglichem sein Wort giebt, liegt keinesweges in der Natur der Dinge; vielmehr muß man sich erst an dies Ungewöhnliche gewöhnen. Wird ihm doch mehre Male von den Hauptpersonen dringend empfohlen nichts auszuplaudern (z. B. im Hippolyt); wogegen er seinerseits jenen räth (so in den Choephoren des Äschylus) nicht zu laut und vorlaut zu seyn.

Wenn die Franzosen den Chor auf die Vertrauten zurückbrachten, so läßt sich nicht sowohl das Verwandeln der Vielheit in eine Einheit tadeln; als daß diese Einzelnen keine lebendige, thätige Personen, sondern oft nur ein Nothbehelf waren, um nicht Monologe gegen die stummen Wände herzusagen. Lehrt doch schon

Horaz: Actoris partes chorus officiumque virile defendat *).

Zwei, oft gleichzeitig aufgestellte Forderungen: der Chor solle thätig seyn, und er solle weise Betrachtungen anstellen; widersprechen sich untereinander. Denn die alten Männer und Weiber sind selten thätig, und die jungen selten weise. Auch läßt sich keineswegs durch alle Tragödien hindurch beweisen, der Chor sey der Ruhigere und Weisere. Die Wehmuth des Chors in den Trojanerinnen, seine Wuth in den Bacchantinnen, hat mit Ruhe und Weisheit gar nichts gemein. Warum soll auch der Chor überall denselben Charakter zeigen? Erhebt er sich nicht zur Individualität und wahrem Handeln, so wird er undramatisch, und gründet seine Rechte und Verdienste im Wesentlichen nur auf die hineintönende, musikalische Lyrik.

Von hier bietet sich der Übergang zu einigen Betrachtungen, über das Verhältniß der Musik zur Dichtkunst, insbesondere zu dem Trauerspiele der Griechen. A. W. Schlegel, Solger und Droysen **), erklären sich wider jede Vergleichung der alten Tragödie mit der neuen Oper; und im Ganzen und Großen muß man ihnen unbedenklich Recht geben, obgleich deshalb noch nicht alle Vergleichspunkte zu leugnen, oder alle Zweifel gehoben sind. Zuvörderst ist zwischen Oper und Oper (zwischen Gluck und Donizetti) ein, wo möglich noch größerer Unterschied, als zwischen einer äschyleischen und

*) Ars poetica 193.

**) Vorlesungen über die dramatische Literatur I, 101. Solger's Schriften II, 523. Droysen's Äschylus I, 190.

einer shakspearischen Tragödie; wenn also die Analogie ungenügend und die Vergleichung lahm erscheint, so kann doch die Annäherung oder Verschiedenheit nicht überall gleich groß seyn. Ferner gingen diejenigen Männer, welche zuerst in Italien den Worten musikalische Begleitung beifügten, ganz eigentlich darauf aus die griechische Tragödie herzustellen, oder doch eine glänzende Vereinigung mehrer Künste, als höchste Stufe der Entwickelung wieder geltend zu machen.

Man mag nun Einfluß, Beschaffenheit und Werth der Musik in den alten Trauerspielen so hoch, oder so niedrig anschlagen als man irgend will; immer bleibt es unleugbar daß Musik und Tanz mit der Dichtkunst in einer Verbindung standen, welche die neue Tragödie gar nicht kennt, ja verschmäht. So bleibt also, trotz aller Verschiedenheit, wenigstens ein Punkt, wo die Zusammenstellung der Oper und der alten Tragödie nicht kurzweg zu verwerfen ist. Vielmehr bietet sich von hier aus Veranlassung zu weiteren Untersuchungen.

Kein Theil des griechischen Trauerspieles (dies nimmt man gewöhnlich an) blieb ohne alle musikalische Zuthat; nirgends war Sprechen und Singen so verschieden und entgegengesetzt, wie in unseren sogenannten Operetten. Gewiß aber konnten Quantität und Qualität des Musikalischen, beim Dialoge und den Chören nicht gleich groß; sie mußten dort wohl geringer, als hier seyn. Nimmt man nun an: das, dem Dialoge hinzugethane Musikalische, sey ohne Harmonie und selbst in der Melodie ohne Entwickelung und Selbständigkeit gewesen; so tritt zunächst die Meinung hervor: man habe durch Flöten, oder andere Blaseinstrumente, den Schauspieler in einem

bestimmten Tone erhalten, oder in einen anderen hinüberhelfen wollen. Ein so höchst einförmiges, völlig kunstloses Mittel, konnte aber nur stören und die Deutlichkeit der Rede nicht erhöhen, sondern vermindern; es konnte eben so wenig in anderer Weise einen tiefen Eindruck hervorbringen. Daher warnt auch Aristoteles (Problem. XIX, 9): nicht durch viele Begleitung die Stimme ganz zu verdecken. Welcher Schauspieler, welcher Vorleser würde eine Hülfe darin finden, wenn ein Instrument neben seiner Rede ununterbrochen, oder in Zwischenräumen c oder g aushielte? Das Erhöhen, oder Sinken der Stimme beim bloßen Sprechen, unterliegt ganz anderen Regeln und Intervallen, als denen der diatonischen oder chromatischen scharf gehaltenen Tonleiter. Bleibt der Redende fest in dem einen ausgehaltenen Tone, so wird dies eine unerträgliche Heulerei; geht er rechts und links nebenbei, so erhöht sich Mißklang und Verwirrung.

Sucht man diesen Übelständen durch die Annahme zu entgehen: die musikalische Hülfe sey nicht einförmig gewesen, sondern habe öfter abgewechselt; dann muß sich die Stimme des Schauspielers im Einklange mit den Flöten bewegt haben, was auf die Dauer nicht minder langweilig und unangenehm klingt. Thut man aber deshalb noch einen Schritt vorwärts, und erlaubt dem Schauspieler von den geblasenen Tönen in mannichfacher Art abzuweichen; wie will man alsdann dem entgehen, was man eben leugnete und als opernartig verwarf, dem Recitativ, der Melodie, ja sogar der Harmonie?

Es ist, wenn wir Inhalt und Würde des tragischen Dialogs betrachten, keineswegs anzunehmen, daß er in

der leichtsinnigen Weise des parlando in neuen italienischen Opern hergeplappert worden sey. Er war (wie Schlegel mit Recht bemerkt) gewiß viel abgemessener und doch auch entfernt von den gelehrten Modulationen unserer Zeit. — Bei dieser Gewißheit, was bleibt dann aber von der zugestandenen Verbindung des Wortes und des Tons? Wie soll man sich die dichterisch musikalische Vermählung denken, da alle bisherigen Versuche auf Unschönes, Störendes, Unmögliches hinauslaufen? Ich bin keineswegs im Stande alle sich hier aufdrängenden Fragen und Schwierigkeiten zu lösen; ich will nur darauf aufmerksam machen, daß sie noch nicht gelöset sind. Und wie wäre dies auch möglich, da ja eine getrennte Betrachtung der alten Musik, ohne alle Beziehung auf Dichtkunst, noch nicht einmal zu sicheren Ergebnissen geführt hat.

Vielleicht kommen wir der Wahrheit am nächsten, wenn wir nicht Alles auf eine einzige Regel und eine durchaus gleichartige Behandlung zurückbringen wollen; sondern zunächst gewisse Stufen, oder ein Mehr oder Weniger der musikalischen Zuthat, selbst beim Dialog annehmen. Manche Theile wurden wohl bloß gesprochen, an anderen Stellen mag die Begleitung wo nicht in einem Tone, doch in einer Tonart fest gehalten haben; oder sie bezeichnete und verstärkte die rhytmische Zeiteintheilung, oder sie trat unabhängiger als Zwischenspiel hervor.

Fern von der Anmaßung das Dunkel dieses Heiligthums aufhellen zu wollen, erlaube ich mir nur, den Eingeweihten noch einige Zweifel vorzutragen. Die Griechen kannten die unwandelbare mathematische Grundlage der

Musik; sie wußten in welcher Reihefolge die Töne entstanden *), und in welchem Verhältnisse sie zueinander standen. Das heißt: in den Verhältnissen von 1, 2, 3, 4 erklang die Oktave, Quinte und Quarte, die Differenz zwischen Quinte und Quarte gab den ganzen Ton, die weitere Zahlenreihe hingegen die große und kleine Terz und durch Umkehrung die kleine und große Sexte. Das Abtheilen der Saiten nach höhern Ziffern führt endlich in Dissonanzen und aus der diatonischen Tonleiter, zu chromatischen und enharmonischen Intervallen. Zwei Tetrachorde bilden die Oktave, der reine Quintencirkel giebt aber zuletzt unreine Oktaven; deshalb muß (gleichschwebend oder ungleichschwebend) temperirt werden. Diese mathematischen Wahrheiten liegen der alten, wie der neuen Musik zum Grunde. Was soll nun aber jene, auf dieser Grundlage erbaut haben? Hier beginnen Zweifel, Unwissenheit und Unglaube.

Erstens, sollen die alten Tonleitern so kleine Intervalle aufgenommen haben, wie wir sie auf unseren Instrumenten niemals ausdrücken, oder ausdrücken können; etwa des Umfangs wie wenn ein Geiger, oder eine Sängerin nicht ganz richtig einsetzen, sondern schieben, ziehen, schwanken, oder wie man das schlechte Verfahren sonst nennen will. Ich kann nicht glauben, daß die Griechen in diesen kleinsten, mit allen übrigen in keinem harmonischen Zusammenhange stehenden Intervallen vorzugsweise Wohllaut gehört, oder vorzugsweise davon Gebrauch gemacht haben. Die diatonische Tonleiter ist keine willkürliche Erfindung; sie muß Allem zum Grunde lie-

*) Aristot. problem. XIX, 23, 35, 42, 51.

gen, was irgend verdient Musik zu heißen. Dieselbe Überzeugung hegt (wie ich erfreut nach dem Niederschreiben dieser Abhandlung sehe) ein großer Kenner, Herr Hofrath Kiesewetter. Er sagt in seiner Schrift über die neuere Musik der Griechen S. 32: „Ich traue den alten Griechen ein viel zu richtiges Gefühl zu, als daß ich mich überreden könnte, sie hätten von dem holprigen chromatischen und von dem träg heulenden enharmonischen Klanggeschlechte, in der Ausübung der Kunst jemals wirklichen Gebrauch gemacht."

Unser Tetrachord ist für dur: c, d, e, f, und für mol c, d, es, f. Als griechische Tetrachorde werden dagegen erwähnt (soweit es sich mit unseren Tonzeichen ausdrücken läßt): e, f, g, a, oder e, f, fis, a; oder e, eis, f, a. Die letzte Abtheilungsweise (1/4, 1/4, 2 Töne) die sogenannte Harmonia (!), soll sich erst verloren haben, als von den Späteren die Kraft und Männlichkeit der Kunst, in leichtes gefälliges Wesen sey aufgelöset und verdünnt worden. Einem heutigen Musiker muß es völlig unbegreiflich bleiben, wie die beiden letzten Formen und Abstimmungen der Tetrachorde größern Werken sollen zum Grunde gelegt werden, wie man diese Intervalle anders als einmal ausnahmsweise und im Durchgange gebrauchen könne. In unseren Tagen hat man, und nicht mit Unrecht, ein Aufopfern männlicher Kraft und Einfachheit, in dem übermäßigen Gebrauche chromatischer und enharmonischer Intervalle gesehen. Auch lebe ich wie gesagt (trotz aller entgegenstehenden Behauptungen) der Überzeugung: die diatonische Musik sey die ältere, niemals ganz verdrängte; obgleich man später mehr chro-

matischen und enharmonischen Schmuck mag hinzugethan haben.

Ein anderer Zweifel entsteht bei den Berichten über die Verschiedenheit des Charakters und der Wirkung der einzelnen Tonarten. Diese Verschiedenheit soll lediglich darauf beruhen, daß jede Tonleiter bei einem andern Tone (d, e, f) beginnt und der halbe Ton, sowie die beiden anderen Töne des Tetrachords in der diatonischen Tonleiter eine andere Lage erhalten. Allerdings ist Anfang der Tonleiter und Lage der Töne nicht gleichgültig und (abgesehen von Chromatik und Enharmonik) erfordert jeder der hierauf gegründeten, sogenannten Kirchentöne, eine andere Behandlung. Allein deshalb den einen kriegerisch, den andern weichlich zu nennen, den einen seiner Sittlichkeit halber zu empfehlen, den andern zu verbieten; — das kann Keinem einfallen, selbst dann nicht einfallen wenn man, zur Schärfung der Charakteristik, die ungleichschwebende Temperatur mit zu Hülfe nehmen wollte. Deßhalb glaube ich daß der Gegensatz der dorischen, phrygischen, lydischen Tonart u. s. w., nicht bloß auf der Stellung der Töne und den mathematischen Verhältnissen beruhte; sondern daß man darunter vielleicht den Gebrauch anderer Instrumente, gewiß anderer Melodien und Rhythmen verstand, oder vielmehr ganz verschiedenartige Kompositionsweisen damit bezeichnete.

Daß übrigens die Zurückführung der Tongeschlechter auf dur und mol, kein Rückschritt oder Verlust sey, sondern uns (schon durch Takt und Harmonie) mehr musikalische Mittel und größere Mannigfaltigkeit zu Gebote stehen, läßt sich erweisen. Nur beruht der Charakter unserer Tonarten (bei der gleichschwebenden Temperatur)

keineswegs auf mathematischen Unterschieden, sondern auf vielen anderen Dingen, deren Entwickelung nicht hieher gehört.

Man hat sich gewundert daß Oktaven, welche die Alten für die schönste Symphonie hielten, von den neuern Tonsetzern verboten würden. Das Unisono der Oktavengänge ist aber nirgends verboten und die Oktave gilt jetzt, wie damals, für die vollkommenste Consonanz. Das Verbot der Oktaven, und noch deutlicher der Quinten, beruht keineswegs darauf daß man nicht mehre Consonanzen hintereinander ertragen könne (denn dies geschieht unzählige Male, in jeder mehrstimmigen Musik); sondern es gründet sich darauf daß widrige Sprünge in fremde Tonarten, daß Querstände von jedem gebildeten Ohre verworfen werden. Quintenfolgen solcher Art, waren auch schon bei den Alten verboten *). Sobald übrigens die, zur Charakterisirung der Tonart unentbehrlichen Terzen hervortreten, können durch Umkehrung die Sexten nicht lange ausbleiben. Wohl aber drängt sich, bei mehrstimmiger Behandlung, die Frage nach dem Consoniren der Quarte hervor; je nachdem sie eben als Quarte, oder als None erscheint.

Wenn es heißt: der Zakynthier Pythagoras habe auf seinem Instrumente, durch leichte Bewegung des Gestelles mit dem Fuße, in der dorischen, lydischen und phrygischen Tonart gespielt; so heißt dies keineswegs, er habe zugleich aus drei Tonarten, d, e, f, symphonisch gespielt; denn welche Intervalle man auch hier verbinden, koppeln will, es gäbe die gräulichste Katzenmusik. Unsere

*) Aristot. problem. XIX, 17, 18, 34, 41.

Pedalharfe erklärt dagegen vollkommen den Hergang. Ohne umzustimmen, oder gar ein zweites, drittes Instrument zu ergreifen, konnte Pythagoras in den zweiten, dritten Ton ausweichen; gleichwie man itzt auf dem Fortepiano aus 24 Tonarten spielen und dahin übergehn kann. Von gleichzeitigen, in Consonanzen oder Dissonanzen nebeneinander herlaufenden Melodien, ist aber in alter und neuer Zeit nicht die Rede.

Eben so wenig glaube ich, daß wenn der Gesang in der äolischen Tonart geht, das Instrument gleichzeitig in der dorischen habe die Melodie führen können. Denn das hieße: die Begleitung habe sich in lauter reinen, oder falschen Quinten nebenher bewegt. Wohl aber könnte der Gesang in d geführt seyn und das Ritornell sich in a angeschlossen haben.

Horaz sagt:

Sonante mixtis [oder mixtum] tibiis carmen lyra
Hac Dorium, illis Barbarum. Epod. IX, 5.

Dies ist gewiß nicht so zu verstehen, daß eine Melodie sich in lauter großen, oder lauter kleinen Terzen nebeneinander herbewegt habe; wohl aber hat eine Verbindung der nächstverwandten Tonarten keine Schwierigkeit. Nimmt man an: das altdorische sei der phrygische, das altlydische (Barbarum) der ionische Kirchenton und stellt beide Tonleitern übereinander, so entstehen Gänge mit großen und kleinen Terzen abwechselnd, wie sie noch täglich vorkommen und keinem Bedenken unterliegen. Wenn bei Verbindung anderer gleich weit von einander entfernten Tonarten auch Quarten hervorzutreten scheinen; so steht dies in Verbindung mit der Benennung der Töne wo z. B.

in gewisser Beziehung cis und des dasselbe und doch wiederum verschieden sind.

Auf diese Betrachtungen und Abschweifungen wird man nothwendig hingedrängt, wenn man sich das Verhältniß der Dichtkunst und Musik in der alten Tragödie deutlich machen will. Doch ich kehre zu meinem Hauptgegenstande zurück. Wo der Chor in gewöhnlichen Trimetern am Gespräche Theil nahm, unterschied sich die musikalische Hülfe oder Begleitung, wohl nicht von der des Dialogs überhaupt. Doch muß man annehmen, daß alsdann nur Einer aus dem Chore, oder mehre nacheinander abwechselnd sprachen. Umgekehrt ist es wahrscheinlich, ja gewiß, daß die großen lyrischen und dithyrambischen Chöre nicht (nach unserer Weise zu reden) lauter Solos gewesen sind; Behandlung und Wirkung stand vielmehr mit der Zahl des Chors in Verbindung, und blöß schweigende Figuranten, traten nicht an die Stelle thätiger Choristen. Diese Gewißheit dürfte übrigens die Schwierigkeiten und Zweifel eher vermehren, als vermindern; zunächst weil sich ein Solo eben eher begreift und erklärt, als ein Chor.

Es läßt sich einerseits nicht leugnen daß die Lyrik der Chorgesänge eine größere Zuthat, eine größere Quantität von Musik zu erlauben, ja zu fordern scheint; andererseits aber verlangen die verwickelten Construktionen und kühnen Übergänge eine außerordentliche Deutlichkeit, damit nichts überhört, damit jedes Wort verstanden werde. In unseren Opern hilft man sich mit dem Textbuche, oder es kömmt (wie nur zu oft) gar wenig auf die schlechten Worte an; hingegen haben die Griechen gewiß den Triumph ihrer Dichtkunst niemals so verwischt, oder über-

täubt. Von fugirtem In- und Übereinandergreifen, von Nachahmungen in derselben Melodie, oder von Verbindung mehrer Melodien, konnte nicht die Rede seyn; denn diese Formen und Kunstmittel waren theils völlig unbekannt, theils hätten sie eben die poetische Wirkung ganz unterdrückt, ja zerstört. Weil man indessen diesen Überreichthum nicht kannte, oder nicht brauchen konnte, folgt noch nicht: daß die musikalische Zuthat fast nur ein Hervorheben des Metrums, ein schärferes und mehr punktirtes Scandiren gewesen sey. Das Metrum kennt nur lange und kurze Silben, im Verhältniß von eins zu zwei, oder (wie wir sagen können) von Vierteln zu Achteln. Gewiß ging man bei der musikalischen Deklamation über dies Verhältniß hinaus, verlängerte Gewichtiges zu halben und ganzen Taktnoten, und stürmte an andern Orten wie in Sechzehnteln, oder Zweiunddreißigtheilen vorwärts.

Wie hoch und wie tief die Instrumente gingen, ist zweifelhaft; der Umfang der Menschenstimme und das Verhältniß der männlichen zu der weiblichen, hat sich dagegen nicht geändert und begränzte den Umfang gewisser Kunstmittel. Fügen wir zu diesen Thatsachen einerseits den Mangel regelmäßigen Taktes, und andererseits den Reichthum an Rhythmen hinzu; so verdeutlichen sich unsere Vermuthungen und Ahndungen über die Musik in der Tragödie, obwohl wir sie nicht bis zur Klarheit erheben können. Insbesondere nicht über die Vielstimmigkeit des Chors. An mehre eigenthümliche durchgeführte, obligate Stimmen, ist nicht zu denken; dann bleibt aber nur die Einstimmigkeit (unisono), oder die Bewegung in Oktaven (all' ottava) übrig, was theils ärmlich erscheint,

theils (bei dem Mangel regelnden Taktes) in freien, oder recitativischen Rhythmen, für viele Personen außerordentlich schwer einzulernen ist. Ja nach einigen Andeutungen in den Problemen des Aristoteles (XIX, 6, 15, 48), sollte man glauben: die Musik oder der Gesang der Chöre, sey eben deshalb viel einfacher und gleichartiger gewesen, als der des Einzelnen; wodurch man jedoch über das Verhältniß des Chors zum Dialog, und der lyrischen Theile des Drama zu den übrigen, in neue Zweifel und Verlegenheiten geräth. Am wahrscheinlichsten ist es, daß ein großer Theil des Dialogs fast ohne alle musikalische Zuthat war; die Trochäen und noch mehr die Anapästen anders behandelt wurden, daß man so zu dem aufstieg was wir Solo oder Arie nennen würden, und endlich der Chor, reicher und zugleich einfacher, ertönte.

Ich komme auf einen anderen, schwierigen Punkt: die Lehre vom Schicksale. Geht dasselbe aus Chaos und Nacht hervor; so ist es eine gedankenlose finstere Macht, höchstens ein Ungefähr. Wo beginnt aber dann (als Gegensatz), die Welt der Freiheit? Sind beide uranfänglich, untergeordnet, gleichgeordnet? Soll das Schicksal nicht bloß mächtiger, sondern auch sittlicher seyn, als Götter und Menschen? Erstreckt es sich allein auf Haupt- und Staatsaktionen, Ermordung von Königen, Untergang von Staaten, oder auch auf Elektra's Verheirathung mit einem Bauer?

Das Fatum (sagt Jacobi) vertilgt nothwendig den Gott*); — daß es Götter erlaubt, zeigt die griechische Tragödie: aber das Wie, und das wechselseitige

*) Werke IV. 1, 220.

Verhältniß ist und bleibt unklar. — Das Schicksal darf nicht bloßer Zufall seyn, sonst konnten die Dinge anders kommen; es darf nicht unbedingte Nothwendigkeit seyn, sonst erscheint ein Kampf unmöglich; es kann nicht ohne Causalverbindung, ohne wirkende Ursach seyn, sonst ist es unvernünftig. Wohin will man nun die unbedingte Vernunft oder Unvernunft legen? In das Allgemeine, oder das Individuelle? Fatalismus und Willkür ist gleich unpoetisch. Bei den griechischen Tragikern herrscht weder die Bestimmung von innen, noch die von außen allein vor, und dies ist das dichterisch Richtige, was sich auch von anderen Standpunkten dawider mag einwenden lassen. Erscheint das Schicksal nicht selbst als Wirkung, als Thun einer höhern, nur nicht überall und in allen Theilen begreiflichen Freiheit und Persönlichkeit, ist es nicht in höchster Stelle dem lebendigen Gotte gleich; so hat die griechische Tragödie zwar eine ästhetische, aber keine ethische und religiöse Lösung. Vor dem Glanze des inhaltreicheren, verklärten Begriffes der Vorsehung, verschwinden alle diese Schattenrisse von Schicksal, Nothwendigkeit und Freiheit. Soll nun die Vorsehung verworfen werden, um die Tragödie zu retten, oder soll man diese preisgeben um der Vorsehung willen? Keins von beiden: auch läßt sich erweisen, daß die christliche Lehre von der Vorsehung *) keineswegs der tragischen Dichtkunst ein Ende mache, oder machen müsse.

Zur Aufklärung der Art und Weise wie sich die drei Tragiker Gottheit und Schicksal dachten, will ich wenig-

---

*) Siehe meine Abhandlung über die Poetik des Aristoteles.

stens einige Stellen aus ihren Werken nebeneinander aufführen.

1) Äschylos.

Es geschehe was verhängt uns vom Geschick ward,
Unumgehbar ist des Zeus ewiger, nie wankender Rathschluß *). —
Wo ist ein freundlich Wort von den Orakeln je
Den Sterblichen gesandt? —
— Es erfüllt das Verhängte sich doch,
Nicht Spend' und Gebet, nicht Zauber beschwört,
Nicht Thränen vertilgen den lauernden Zorn
Der sühnevergessenden Gottheit.

2) Sophokles.

Ein jeder lacht und jammert wies ein Gott ihm schickt. —
Die Gottheit stürzt ins Mißgeschick. —
Durch göttlichen Fluch getrieben. —
Siege stets mit Gott. —
Die Götter haben ihm (dem Ajax) den Tod gesandt,
Der Götter Rath sinnt Alles aus den Sterblichen —
Denn also wars (die Unfälle des Ödipus) den Göttern lieb.
In solch Unheil gerieth ich durch Götterleitung. —
Was der Götter Schluß verhängt, war nie ohne Erfolg. —

*) Flehende 1051. Agamemnon 1124, 68.

Wohl haben in dem was nun sich begiebt,
Ein grausames Loos ihm (dem Herkules) die Göt-
ter verhängt.
Was jetzo geschieht bringt Leid auf uns,
Bringt Schmach auf sie *) —

3) Euripides.

Niemand ist glücklich ohne die Götter. —
Nichts ist stärker als die Nothwendigkeit. —
Ein neues Weh führt über ihn die Gottheit
herauf. —
Dem Verhängniß entfliehen ist verwehrt und nicht
Weisheit verjagt es. —
Götterverhängniß. — Gut ist was Götter und
Geschick an uns gethan. —
Wie magst du denn, ein Sterblicher, dich dem
Geschick
Unmäßig streuben, dem auch Götter nicht ent-
gehen. —
Denn dem Geschick zu weichen, ist Nothwen-
digkeit. —
Denn das Verhängniß ändert auch kein Himm-
lischer. —
Ein schwacher, ungerechter Gott bist du o Zeus.—
Vollbring was Zeus und das Geschick beschlossen
hat. —
Recht übt ein Gott wenn das Geschick es fügt. —

*) Ajax 383, 611, 759, 765, 970, 1037. Ödip in Kolonos 964, 998, 1445. Trachinierinnen 1244.

So lenkte des Schicksals hohe Gewalt *)
Und Apollons unweises Gebot es. —
Wenn Einer die Unsterblichen zu Freunden hat,
Spricht ihm den besten Segenspruch sein eigen Herz.

Es hat zwar große Schwierigkeiten, aus den Worten welche dramatische Dichter ihren Personen in den Mund legen, auf ihre eigenen Überzeugungen zurückzuschließen; doch darf man (bei Betrachtung einzelner Stellen und der Werke überhaupt) wohl mit Recht annehmen: es gehe, bis auf einen gewissen Punkt, durch alle drei Dichter, eine gleichartige Ansicht und Weltbetrachtung hindurch; zugleich aber sondere und gestalte sich dieselbe nach ihrer Persönlichkeit. Des Äschylus Stimme ertönt über das Verhältniß der Menschen zu Schicksal und Göttern, auf eine erhabene, aber meist herbe und schmerzliche Weise; im Sophokles hingegen sind die Dissonanzen zwischen menschlicher Freiheit, göttlichem Willen und Schicksalsführung schön, oder doch so weit gelöset als es vor Christi Geburt dichterisch möglich war. Auch wird bei ihm vorzugsweise Alles auf die Götter bezogen, und es zeigt sich mehr eine höhere Leitung, denn ein unerklärliches Schicksal. Doch konnte auch Sophokles keine Tragödie ohne herbe Dissonanzen auferbauen; sie liegen aber mehr in den Thatsachen und Ereignissen, als daß Bewußtseyn, Zweifel, Lehre, erklärend oder verhüllend hinzuträte.

*) Alceste 968. Herakliden 608, 615. Phönizierinnen 1206. Hippolyt 866. Rasender Herkules 907, 1299, 1337, 312, 348, 732. Elektra 1238, 1163, 1291. Helena 764.

Unbegnügt mit der Volksmythologie, unbegnügt mit bloß dichterischer Wahrheit und Ineinanderfügung, ist das Gemüth des Euripides von den tiefsinnigen Forschungen der weiter schreitenden Philosophie ergriffen. Neben, oder über den hellenischen, vermenschlichten Göttern, fühlt oder zeigt sich die Unentbehrlichkeit einer weisen, oder der Druck einer willkürlich allmächtigen Leitung. Sind diese höheren Räthsel einmal zum Bewußtseyn gekommen, so lassen sie sich nicht mehr übersehen, oder von der Hand weisen; es muß (sofern jene oft unlösbar erscheinen) der Boden, es müssen die Grundsätze des menschlichen Handelns, mit desto größerer Sorgfalt erforscht und desto unwandelbarer festgestellt werden: — eine Aufgabe, welcher Euripides bei den Verwickelungen seiner Tragödien weder entgehen kann, noch will; ja zu deren Lösung er einige Male mehr Raum verwendet, als dichterisch zu rechtfertigen ist.

Wenn wir bei ihm keineswegs immer die volle Harmonie eines abgerundeten Kunstwerks (wie im Sophokles) antreffen; so kann man dies doch im eigentlichen Sinne nicht, mit F. Schlegel *), Mangel an Sittlichkeit nennen: es ist vielmehr unästhetisch, als unethisch. Denn es giebt Werke ohne Kunstwerth, bei trefflicher sittlicher Gesinnung; und Werke von großem Kunstwerthe, welche mit Recht und Sittlichkeit in scharfem Widerspruche stehen. Beides gehört freilich in höchster Stelle zueinander, aber es fällt doch nicht ganz zusammen. Eher kann man dem Euripides vorwerfen: er gehe nicht selten zu gerade auf das Sittliche los, lehre und predige es an passender und un-

*) Werke IV, 37, 80.

passender Stelle; weil ihm das Herz davon voll ist, weil die theoretische Verklärung des Ethischen ihm imponirt, und er fühlt daß sich die damalige Praxis nach der entgegengesetzten Seite hinbewegt.

Leicht findet jeder die Fehler des Euripides, wo er z. B. sich zu breit ergeht, von Dingen spricht die nicht ganz zur Sache gehören, und Bemerkungen anbringt die der Redende in dem Augenblicke wohl nicht ausgesprochen hätte, oder die nur von der Oberfläche des Lebens abgeschöpft sind. Andere Male dagegen stehen diese Bemerkungen in merkwürdigem Zusammenhange mit den damaligen Zeitverhältnissen, oder sie sind für sich angemessen, verständig, tiefsinnig, ja weissagend und in eine andere Welt hineinführend. So in Calderon's Leben ein Traum, wenn Euripides sagt:

τις δ' οἶδεν εἰ τὸ ζῆν μὲν ἔστι κατθανεῖν,
το κατθανεῖν δὲ ζῆν? *)

Überhaupt vergißt man kleinere Ausstellungen obiger Art, über den Reichthum und die Mannigfaltigkeit seiner Fabeln, und seine außerordentliche Kraft das Gemüth in den tiefsten Tiefen zu ergreifen und bis ins Mark zu erschüttern. Wenn Aristofanes den Leidenschaften bloßer Sinnlichkeit so viel Raum einräumt, mag man es dem Euripides um so mehr verstatten die Leidenschaften des Gemüths in vollem Umfange zu entwickeln, da diese ohne Zweifel ein Hauptbestandtheil der tragischen Charaktere sind, und Aristoteles den Euripides eben in dieser Beziehung, den tragischten aller Dichter nennt.

Daß übrigens die Alten den Sophokles und Euri-

*) Platon's Gorgias 492.

pides nicht in einen solchen Gegensatz stellten, als wenn der letzte aller Einheit und Haltung entbehrte und nur im Einzelnen glänzte, geht aus mehren Stellen im Platon hervor. So macht Sokrates im Gorgias *), der Tragödie ganz allgemein den Vorwurf, daß sie hauptsächlich darauf ausgehe Lust zu erregen und den Zuschauern gefällig zu seyn. Er spricht keinesweges den Äschylus und Sophokles frei, um den Euripides einer doppelt zweideutigen und unsittlichen Richtung anzuklagen **). Ferner nennt er die beiden letzten im Phädros nebeneinander und sagt: Wie wenn jemand zum Sophokles, oder Euripides käme, sagend er verstehe über etwas Geringes ganz lange Reden zu sprechen, und auch über etwas Wichtiges ganz kurze, klägliche wenn er wollte, und im Gegentheil wieder furchtbare und drohende und was mehr dergleichen, und sich nun einbildete indem er dies lehrte, die tragische Dichtkunst zu lehren? Phädros. Auch diese o Sokrates, würden glaube ich jeden auslachen welcher glaubte die Tragödie wäre etwas Anderes als eine solche Zusammenstellung dieser einzelnen Stücke, wie sie einander und dem Ganzen angemessen sind.

Diese Stelle giebt mir Veranlassung zu einer, jedoch nicht ganz fremdartigen Abschweifung. Nachdem Sokrates gezeigt hatte daß die Kenntniß einiger Arzneimittel keinesweges hinreicht um ein ächter, wissenschaftlicher Arzt zu seyn, folgt jene Berufung an Sophokles und Euripides als zweites Beispiel, offenbar um in ähnlicher Art das Ungenügende solcher Kenntnisse und Übungen zu er-

*) Gorgias S. 502.

**) Phädros S. 268.

weisen. Statt dessen sagt Phädros in Wahrheit: das lang oder kurz reden u. s. w. reiche hin den wahren Dichter zu machen. Ist denn aber diese Beschreibung der Tragödie und des Dichters genügend? Sollte man nicht den Text vervollständigen, oder irgendwie eine Verneinung einschieben um folgende Erklärung zu erhalten: Sophokles und Euripides würden jeden auslachen, welcher glaubte die Tragödien wären nicht etwas anderes als eine solche Zusammenstellung dieser einzelnen Stücke? Ist ohne diese, ohne eine ähnliche den Sinn verdeutlichende Veränderung, das Folgende verständlich? Sokrates fährt nämlich fort: Sophokles oder Euripides würden jene Erklärer, oder Berichterstatter herunterreißen u. s. w. Wo war denn aber hierzu Veranlassung und Gelegenheit, wenn beide Dichter jene Ansicht genügend gefunden und gebilligt hätten, statt ihr zu widersprechen und darüber zu lachen?

Gegen diese Ansicht ist bemerkt worden: „Alle Kunst soll ponere totum. Daher ist ein Arzt, nicht wer einzelne Heilmittel, sondern wer deren Verhalten zum ganzen Organismus kennt. Eben so ist Tragiker nicht wem einzelne Reden gelingen, sondern wer sie zu einem proportionirten Ganzen zusammenstellt. Musiker nicht wer einzelne Töne hervorbringt, sondern wer Harmonien. Redner nicht wer in einzelnen Wendungen und Vortragsweisen geschickt ist, sondern wer alle zu einer eindringlichen Rede zusammenwirkt. Glaubt einer das Gegentheil so ist er im Irthume, ohne doch die Grobheit zu verdienen, zu der Phädros geneigt scheint." — „Die platonische Stelle (spricht ein anderer Meister) sagt so viel als: Sophokles und Euripides würden lachen, wenn jemand die Tragödie

für eine bloße Sammlung von allerhand langen und kurzen Reden hielt, ohne zu bedenken daß dieselben auch zueinander gehörig passen und ein Ganzes geben müssen."

Diese Erklärungen suchen zu zeigen: daß sich aus der bisherigen Wortstellung bereits der richtige Sinn ergebe, sie legen einen besonderen Nachdruck auf die Schlußworte des Phädros von einer Zusammensetzung der Stücke, wie sie einander und dem Ganzen angemessen sind. Hiemit ist allerdings das Wesen und die Bedingung jedes Kunstwerks im Allgemeinen ausgesprochen; jedoch der eigentliche besondere Inhalt und das Lebensprinzip der Tragödie nicht genau angegeben, und es ließe sich eher ein platonischer Dialog, als ein Trauerspiel nach diesem Recept zusammenkünsteln. Ferner kann man nochmals daran erinnern: daß in allen übrigen, von Platon aufgeführten Beispielen, das Dargebotene immer das Ungenügende ist, bei der Tragödie aber das Genügende wäre. Auch wird der Zweifel verstärkt durch das von Platon in folgenden Worten ausgesprochene, letzte Ergebniß: „So auch würde Sophokles jenem, der sich gegen ihn rühmte, sagen, er habe die Vorkenntnisse zur tragischen Kunst, nicht diese Kunst selbst; und Akumenos der Arzt würde sagen, jener habe die Vorkenntnisse der Heilkunde, nicht die Heilkunde selbst."

Wenn Aristoteles in seiner Poetik (Cap. 6) behauptet: aus bloßem Hinundherreden, Sittensprüchen, Grundsätzen, Gesinnungen, erwachse noch keine Tragödie, sondern die Hauptsache sey Fabel und Handlung; so hat er allerdings Wesen und Inhalt dieser Dichtungsart genauer bezeichnet, als Platon in obiger Stelle, und vielleicht an

eine Berichtigung derselben gedacht. Doch hatte Platon gar nicht die Absicht die Sache hier genau und erschöpfend zu behandeln; und anstatt an seinen Worten zu kritteln, ist es besser sie nach dem Vorgange der Meister günstig, utiliter auszulegen.

In meiner Abhandlung über die Poetik des Aristoteles habe ich darzuthun gesucht, wie dessen Definition zu verstehen sey und behauptet: daß Göthe's ganz abweichende Erklärung, mit den Worten des Philosophen unvereinbar sey, so geistreich und inhaltsreich sie auch sonst erscheinen möge. Göthe *) schreibt hierauf an Zelter: „ich muß bei meiner Überzeugung bleiben, weil ich die Folgen die mir daraus geworden, nicht entbehren kann." — Zelter (der gar kein Griechisch verstand und nicht einmal wußte was Byzanz für ein Ding sey) fügt hinzu: „Aristoteles ist im Ganzen so deutlich, daß es unmöglich scheint ihn nicht zu verstehen. Ich denke mir ihn vollkommen musikalisch." Die letzten Worte sollen wohl imponiren; schwerlich aber hätte Zelter nachweisen können, ob und was er sich an dieser Stelle dabei gedacht habe. Sein halb scherzhafter Bericht, wie ich gleichsam meine ganze Beweisführung zurückgenommen habe, ist in keiner Weise der Wahrheit gemäß. Ich erklärte vielmehr: die Art wie Göthe meine aristotelisirende Betrachtung seiner Werke aufgenommen habe, mache mir Freude; auch fände ich es natürlich genug, daß er sich von einer für ihn brauchbaren Erklärung nicht lossagen wolle. Da er aber durchaus nicht erwiesen habe, daß Aristoteles hiemit übereinstimme, müßte ich in dieser Beziehung bei meiner früheren Ansicht verharren. —

---

*) Briefwechsel V, 355, 367, 371, 381.

An einer anderen Stelle kommt die Wahrheit unseres Gesprächs mehr zum Vorschein, wo Zelter sagt: „Trügen wir unsere Überzeugung auch nur in den Aristoteles hinein, so hätten wir schon Recht; denn sie wäre ja auch ohne ihn vollkommen richtig und probat: wer die Stelle anders auslegt, mag sichs haben."

Ich erwähne beiläufig noch einen anderen Punkt. Friedrich Schlegel sagt*): Aristoteles habe Epos und Tragödie zusammengeworfen, und sey auf Jahrtausende hinaus die Quelle aller dahin gehörigen, grundverkehrten Mißverständnisse geworden. — Der Unschuldige muß viel leiden! Wenn Aristoteles den inneren und äußeren Gegensatz des Epos und der Tragödie auch nicht vollständig entwickelte, so hat er doch die wesentlichste Verschiedenheit ausgesprochen, indem er das Erzählen, dem Dialoge und dem sichtlichen Handeln gegenüberstellte. Und wenn er auch mit Recht behauptet: daß gewisse äußere Mittel für beide Dichtungsarten dieselben sind, wußte er doch daß der Hexameter für die Tragödie nicht paßt, und diese einen ganz anderen Plan haben müsse, als das Epos.

Doch ich kehre zu meinem Hauptgegenstande zurück. Man hat glänzende Schilderungen der Zeiten des Äschylus und Sophokles entworfen, die Zeit des Euripides aber als eine unsittliche, grundverderbte dargestellt. Nun starben aber Sophokles und Euripides in demselben Jahre und sind im Wesentlichen Zeitgenossen, so daß ihre Verschiedenheit nicht auf verschiedenen äußeren Verhältnissen beruht, und eben so wenig die Vollkommenheit, oder Aus-

*) Poetik c. 3, 18. Schlegel's Werke III, 103.

artung dieser Verhältnisse hauptsächlich von ihnen abzuleiten ist. Ihr Leben fiel gleichmäßig in die Zeit der höchsten Ausbildung und der stark hervortretenden Ausartung von Athen. Daß jene den beiden Dichtern sehr vortheilhaft gewesen ist, hat keiner bestritten, daß diese auch den Sophokles ergriffen, niemand behauptet. Desto heftiger ist Euripides angeklagt worden als ein Mitangesteckter, ja als ein Hauptbeförderer der Ausartung und Unsittlichkeit. Ich muß dieser Ansicht nochmals aus mehren Gründen widersprechen. Zuvörderst war keineswegs Alles und Jedes seit den Perserkriegen, oder seit Solon rückwärts gegangen und ausgeartet. Aus der Zeit wo man fast bewußtlos, durch Antrieb der Natur, das Rechte und Würdige ergriff, war man allerdings hinübergegangen in die Zeit der Gegensätze, des gespaltenen Bewußtseyns, und einer Trennung des Glaubens, Wissens und Handelns. Diese Gegensätze sind jedoch schon im Äschylus deutlich ausgesprochen: er bekämpfte oder ertrug sie, oder ward ihrer Herr mit erhabener Seele. Spätere Zeiten forderten und förderten ganz natürlich eine andere Lösung, die mit dem Sinne und den Sitten der Ausartenden und Hinabsinkenden freilich im Widerspruche stand, aber keineswegs immer die schlechtere, sondern auch nicht selten die höhere und tiefsinnigere war.

Gewiß ist es irrig den Euripides als bloßen Sophisten und esprit fort zu bezeichnen. In der allmähligen Veränderung und Umgestaltung der ethischen Ansichten (von Anaxagoras, bis Platon und Aristoteles) lag auch ein Fortschritt; und die ächte Sittlichkeit fast allein in der Zeit des Agamemnon, des Ödipus und ihrer Familien zu suchen und zu finden, wäre nicht viel an=

ders, als sie in die Zeiten der Merovinger, der Brunehilde und Fredegunde verlegen.

Die Gottheit (sagte Solon *), der Weiseste seiner Zeit zu Krösus) ist neidisch und Verwirrung erregend, oder wie man ταραχῶδες übersetzen will. Sokrates sagt hingegen **): kein Gott ist jemals Menschen mißgünstig. Er ist niemals auf keine Weise ungerecht, sondern im höchsten Sinne vollkommen gerecht, und nichts ist ihm ähnlicher, als wer unter uns ebenfalls der Gerechteste ist. — Ließe sich nun nicht aus der Zusammenstellung und Betrachtung dieser früheren und späteren Aussprüche folgern: die jüngere Tragödie müsse viel großartiger, oder doch frömmer und sittlicher seyn, als die ältere? Ließe sich dies nicht um so mehr folgern, da Euripides keineswegs ein Verehrer der Sophisten, sondern des Sokrates war, und von ihm und Platon geehrt ward? Wie aber auch sein Verhältniß zur eigentlich wissenschaftlichen Philosophie sey, gewiß bekämpft er an sehr vielen Stellen die verderblichen Richtungen seiner Zeit, anstatt ihnen zu schmeicheln. Er klagt z. B.:

Keine göttliche Gränze trennt
Edle jetzt von Entarteten;
Wüst umkreisend vermehrt das Leben
Bloß nichtige Schätze ***).

Nur darf man nicht, verkehrter Weise, einzelne, dem Charakter der redenden Personen angemessene Sprüche,

*) Herodot I, 32.

**) Platon's Theätet 151, 126, 176.

***) Der rasende Herkules 665.

ihm zur Last schreiben. Muß sich doch selbst der Chor (welcher angeblich das Allgemeine und allgemein Gültige ausspricht) nach Maßgabe seiner Natur und Stellung verschieden äußern. In obigem Sinne sagt Valckenaer *) vom Euripides: Gravissima religionis capita frequenter attigit. Osor formidolosae superstitionis, quae cives etiam atticos agitabat, de uno Deo universi conditore, de provida divinae mentis circa res humanas cura, de virtutis amore, de anima post funera superstite, de certo scelerum vindice, de praemiis piorum, de rebus divinis in universum sic sensit, ut solus ille poetarum sapuisse dignusque Socratis consortio fuerit visus Christianorum veterum eruditissimo Clementi Alexandrino.

Dem Allem widerspricht A. W. Schlegel **) indem er schreibt: „Aristofanes hat mit unergründlichem Verstande Alles erschöpft, was sich über die tiefe Verderbniß und innere Jämmerlichkeit des Euripides, sowie über den Verfall der Kunst durch ihn sagen läßt." — Wenn man jedoch darüber einig ist, daß der komische Dichter in seinen Wolken nur ein karikirtes Bild des Sokrates gezeichnet hat, warum soll dies hinsichtlich des Euripides nicht auch der Fall seyn? Vielmehr tritt die Karikatur hier noch deutlicher und schroffer heraus, als dort. Überall bewegt sich indessen Aristofanes auf dem Boden dichterischer Heiterkeit und glänzenden Übermuths; er weiß die einzelnen, aus dem Zusammenhange gerissenen Beispiele zu einem ergötzlichen, hellen Spiele zu vereinen. Manche

---

*) Diatribe, praefatio.

**) Kritische Schriften II, 138.

der neuſten Erklärer drehen und preſſen dagegen ſo lange an dieſen kühnen Scherzen, bis ihnen nur ein caput mortuum allgemeiner Reflexion und ſogenannter Wahrheit übrig bleibt. Ja es verflog der Spiritus; das Phlegma iſt geblieben. — Und das Alles geſchieht zu derſelben Zeit, wo man lächerlicher Weiſe den Ariſtofanes, als einen Propheten der höchſten, reinſten Sittenlehre anpreiſet *). Wollte man ſtatt deſſen jene einſeitige, abgünſtige Weiſe heraus und hinein zu erklären, auf den Ariſtofanes anwenden, ſo beſtände ſein Weſen in bloßem, platten Skandale, und ein Tertianer könnte die tiefe Verderbniß und innere Jämmerlichkeit des Calderon erweiſen. Deſſen Prologe vor und in den Stücken, willkürliche Plane und Löſungen, Dei ex machina, lange Reden, künſtliche Debatten, entbehrliche Abſchweifungen, einſeitige Grundſätze, abergläubige Lehren, lächerliche Spitzfindigkeiten, Alles weit über das am Euripides Getadelte hinausgehend; — was bliebe an dem hochgeprieſenen Spanier übrig, wenn man jenes kritiſche Maß, und nur daſſelbe bei ihm anlegte?

Nach den Äußerungen mancher Beurtheiler ſollte man glauben, Euripides ſey Kotzebue der erſte, ja noch viel weniger als dieſer. Wäre Kotzebue im Stande geweſen, auch nur eine Scene von ſolcher dichteriſchen Kraft und Lebendigkeit zu ſchreiben, wie der Tod des Pentheus in den Bacchantinnen, der Polyxena in der Hekuba, oder das Heldenlied der Kaſſandra in den Trojanerinnen; alle ſeine Widerſacher müßten den Hut vor ihm abziehen und

*) Oder viele, zugleich ekelhafte und ſittenloſe Erzeugniſſe der neuſten franzöſiſchen Bühne bewundert.

das Gewehr strecken. Wenn Euripides ein so verderbter, jämmerlicher Dichter ist, woher kommt es denn daß andere gerühmte Dichter noch nach 2000 Jahren seine Tragödien bearbeiteten und umarbeiteten, sie aber fast ohne Ausnahme verschlechterten und nicht verbesserten? Oder glaubt man die Trauerspiele Agathon's und anderer verlorenen Dichter, hätten denen des Sophokles näher gestanden, als die des Euripides? Vielmehr dürfte dieser in Achtung steigen und obsiegen, wenn man ihn mit jenen vergleichen könnte.

Euripides hat seine Wahl in Hinsicht der tragischen Stoffe auf nichts Geringeres gerichtet als Äschylus und Sophokles, und wenn er einzelne Charaktere (z. B. den Menelaos) minder großartig und mehr der neuern, zum Theil sehr wohl begründeten Ansicht gemäß darstellt, oder sich einen Anklang humoristischen Scherzes (z. B. beim Herkules in der Alceste) erlaubt; so entging er wenigstens dem Da capo einer angekünstelten Erhabenheit. Die Tragödie konnte (so erforderten es Zeiten und Personen) nicht auf derselben Stelle verharren; will man aber den Euripides ob seines Verfahrens kurzweg verdammen und den Fortschritt leugnen, welchen es in anderer Beziehung in sich schließt; so müßte diese Verurtheilung noch mehr den Menander treffen, welcher von der überkühnen alten Komödie fast nichts übrig ließ, sondern dieselbe bei ehrlichen Bürgersleuten unterbrachte, damit sie zahm werde und sich bessere.

Nur ein einziges Mal hat Euripides, in der Elektra, einen bloßen Landmann auftreten lassen, und ist wegen dieses Herabsteigens vom hohen Kothurn hinreichend verspottet worden. Was aber von einer Seite als ein Herab-

sinken der Poesie erscheint, schließt diesmal auf der anderen eine dichterische Kühnheit in sich. Ein Prinz mehr oder weniger auf der tragischen Bühne, hätte uns wenig Neues und Merkwürdiges sagen und lehren können; jener edel gehaltene Landmann läßt uns dagegen einen Blick in eine andere, bisher ganz vernachlässigte Welt thun, zeigt eine in der Natur begründete Ebenbürtigkeit und zugleich, mit großem Gewichte, das Trennende der Geburt und der bürgerlichen Einrichtungen. So wie Servius Tullius und Solon durch ihre Klasseneintheilungen, Hohes und Niederes in eine neue vermittelnde Bewegung setzten; so hat Euripides hier auf künstlerischem Boden eine neue Vermittelung mehr als angedeutet.

An sich sind die Personen in den Trauerspielen der drei großen Dichter nicht höher oder niedriger, vornehmer oder geringer; die Verschiedenheit entsteht also aus der Behandlungsweise. Daß Euripides überall die Wendung in das Gemeine, Ordinaire vorziehe, ist kurzweg nicht wahr; ich darf beispielsweise nur an Hippolyt's edlen Sinn, an den großartigen Entschluß der Iphigenia, Makaria und Polyxena, an die Würde des Theseus, an die Weissagungen der Kassandra erinnern, welche an Erhabenheit und Tiefe selbst den äschyleischen auf keine Weise nachstehen. Sogar Lyssa zeigt sich im rasenden Herkules edel gesinnt, bevor sie den unabweisbaren Befehl vollzieht.

Allerdings läßt Euripides bisweilen seinem großen rhetorischen Talente zu freien, jedoch minder freien Lauf als Calderon, Alfieri, viele Franzosen und einige Deutsche; nicht selten mag indessen der, schon von Aristoteles angegebene Grund (Poetik c. 9) mitgewirkt haben: daß die Schauspieler (von denen gutentheils der Erfolg abhing)

lange Prachtreden und Scenen vom Dichter forderten. Dem verweichlichten Geschmacke, welcher keinen tragischen ergreifenden Ausgang wollte (wie man, in unseren Tagen, wohl Hamlet und Lear umänderte) trat Euripides, was Aristoteles lobend bemerkt (Poetik c. 13), mit Nachdruck entgegen. Des Philosophen Tadel: daß er Manches nicht so gut ordne, bezog sich auf dichterische Anordnung, Harmonie und gleiche Haltung, nicht aber auf geringe Gesinnung und anbrüchige Sittlichkeit.

Sophokles ist ein Dichter von abgeschlossener, unbedingter Vortrefflichkeit, der Dichter seiner herrlichen Zeit. Euripides hingehen verschmäht oft die bisher anerkannten Regeln und eine gleichartige Abrundung; denn er vertraut man werde ihn gern in neue Bahnen, in ungekannte Gegenden folgen, und um dieser Entdeckungen in der dichterischen Gemüthswelt willen, es mit einzelnen Irrthümern und Mängeln nicht so genau nehmen. Er ist nicht bloß ein Dichter seiner Zeit, sondern auch der Zukunft. Daher blieb die hohe Vollendung des Sophokles allen spätern Dichtern ein noli me tangere, während so viele sich dem Euripides anschlossen, ohne ihn je zu erreichen. Ein Glück daß dieser seine Natur nicht verleugnete, seinen Nebenbuhlern nicht nachtreten, sie nicht überbieten wollte: ein Original seiner Art ist besser, als irgend eine Copie des Äschylus, oder Sophokles.

Jeder von diesen Meistern (ich schließe wie ich begann) hat seine eigene Natur, sein eigenes Maß, seinen eigenen Werth, und Vorliebe für den Einen, oder den Anderen nach Verschiedenheit des Standpunktes und der Persönlichkeit, ist sehr natürlich. Sie soll aber nicht zu Unbilligkeit und Mißdeutung verleiten, und ob der un-

leugbaren, leicht erkannten Fehler des Euripides willen, seine außerordentlichen Verdienste verkennen lassen. Mit Recht sagt Quintilian (X, 1, 26,) Modeste et circumspecto judicio de tantis viris pronunciandum est, ne, quod plerisque accidit, damnent quae non intelligunt. Ac si necesse est in alterum errare partem, omnia eorum legentibus placere, quam multa displicere, maluerim. Während einige Hyperkritiker aus einzelnen Mängeln, oder gar aus einzelnen bei Aristofanes aufbewahrten Versen, die allgemeine Stümperei, Plattheit und Dummheit des Euripides herausconstruiren, sagt Göthe *) in Bezug auf die Bruchstücke des Phaeton: „ich glaube hier eine der herrlichsten Produktionen des großen Tragikers vor mir zu sehen, wir müssen ehrfurchtsvoll an so köstliche Reliquien herantreten." — Er schreibt nach wiederholtem Lesen des Dichters **): „Des Euripides großes und einziges Talent erregte zwar, wie sonst, meine Bewunderung, doch was mir diesmal hauptsächlich hervortrat, war: das so gränzenlose, als kräftige Element, worauf er sich bewegt. Auf den Localitäten und auf deren uralten, mythologischen Legenden-Masse schifft und schwimmt er, wie eine Stückkugel auf einer Quecksilbersee, und kann nicht untertauchen wenn er auch wollte. Alles ist ihm zur Hand: Stoff, Gehalt, Bezüge, Verhältnisse; er darf nur zugreifen, um seine Gegenstände

---

*) Göthe's Werke XLVI. 39, 49. Noch stärker spricht er sich gegen manche Tadler des Euripides aus in Eckermann's Gesprächen II, 269.

**) Göthe's und Zelter's Briefwechsel VI, 343.

und Personen in den einfachsten Verlauf vorzuführen, oder die verwickeltsten Verschränkungen noch mehr zu verwirren; dann zuletzt nach Maßgabe, aber doch durchaus zu unserer Befriedigung, den Knoten entweder aufzulösen oder zu zerhauen."

Endlich schreibt mir Ludwig Tieck, nachdem ich ihm vorstehenden Aufsatz mitgetheilt hatte:

„Ja, mein Freund, es ist wahr daß es zu meinen Vorsätzen gehört, einmal meine Meinung über die herrlichen Werke des Euripides auszusprechen. In früher Zeit, als ich noch keinen Sinn für Äschylus und Sophokles hatte, war es mir vergönnt, mich an den Gedichten des Euripides entzücken zu können. — Sie erinnern sich meiner Freude über Ihren herrlichen und auch damals schon ketzerischen Aufsatz über den großen Dichter in Ihren Vorlesungen über die alte Geschichte. Nur schienen Sie mir noch zu wenig zu sagen, und so möchte ich Ihrer neueren mir mitgetheilten Darstellung von meinem Standpunkte aus noch mancherlei lobend hinzufügen.

Warum denn nur nach Sophokles den jüngern Dichter messen? Dieser vollendete Künstler zeigt uns nur eine Form: in dieser ist er groß und unnachahmlich. Ob er sie in allen Werken beibehalten? die wenigen überbliebenen können uns darüber nicht belehren. Die Schauspiele des Äschylus sind in der Form mannigfaltig, ein jedes ist anders komponirt und aufgefaßt. So auch Euripides, die fast dreimal größere Anzahl seiner Tragödien belehrt uns über sein Wesen, seine Absicht und Kunst vollständiger. Indem er neue Formen sucht, die Tragödie dem Zuschauenden menschlich näher rückt, ein neues Element erstrebt und es oft findet, anticipirt er gleichsam die

Zukunft und nähert sich mehr wie einmal jener schwärmenden, farbigen Poesie der Neuern, die wir dem Sophokles, Äschylus und den Römern gegenüber die romantische genannt haben. Ich meine, wenn der Fühlende, für Dichtkunst Begabte sich ohne Vorurtheil oder Pedanterie unbefangen den großen Erscheinungen hingibt, so steht Euripides unserer Gefühlsweise näher und ist uns verständlicher, als seine beiden großen Kampfgenossen. Wenn ich seine Gedichte wie von dem Morgenroth einer ahndungsvollen Romantik übergossen nennen möchte, so denke ich vornehmlich an die wundersame Helena, die erhabenen Bacchen, die tief rührende und fast humoristische Alceste, den groß poetischen Hippolyt, dessen Schluß mit dem Hauche der Göttlichkeit himmlisch umweht ist, den azurblauen hellen Anfang des Jon — welche Tragödie die Trojanerinnen, Hekuba, der rasende Herkules! — Wie seltsam von Waldgefühl und Einsamkeit erfrischt Iphigenia in Taurien und Elektra! — Wie kindlich, hell, erhaben Iphigenia in Aulis! — Wie ungeheuer die Phönissen?

War ich so glücklich, mich schon als Jüngling an diesen mächtigen und tiefsinnigen Werken begeistern zu können, so ist bei zunehmendem Alter meine Bewunderung des großen Meisters immer nur gestiegen. Versetze ich mich in seine Zeit und Umgebung, so fällt auch fast jeder Tadel weg, den Philologen und Aesthetiker gegen ihn haben aussprechen wollen. Unsere Kritik, die an neuern großen Dichtern Reflexion und Rhetorik so oft über die Gebühr bewundert, sollte den großen Alten nicht darüber hofmeistern, wenn er diesem Gelüste oft folgt.

Ist freilich der Rhesus für meinen Liebling zu

gut und zu poetisch, und muß ihn die höhere Kritik deswegen dem Sophokles zuschreiben, so ist Alles, was ich gesagt, Geschwätz, und Alles was ich im Euripides glaube gelernt zu haben, inhaltleere Thorheit: denn ich habe in diesem jetzt so oft gepriesenen Dichtwerk immer nur ein Exercitium späterer Zeit sehen können.

Kann unser Dichter nun, neben seiner Größe, tragischen Kraft und klassischen Vollendung noch auf Humor, romantische Malerei und Süßigkeit, auf Entdeckung und Ausführung von poetischen Schönheiten Anspruch machen, die den hochgebildeten Griechen bis dahin fremd waren und doch sogleich mit Freude von ihnen aufgenommen wurden, so ist eine Charakteristik dieses mächtigen Dichters keine leichte Aufgabe. Die Alceste, wo sich die Tragödie fast mit der Komödie vermählt, kann ich bewundern; aber schwer ist es, von dieser Erscheinung das Richtige auszusagen, denn was der Dichter hier gewagt, ist vielleicht noch mehr als Shakspeare unternahm, der niemals seine ächte Tragödie auf diese Weise mit dem Humor vereinigte.

Andeutungen, wie Sie sehn, lieber, treuer Freund, die sich in einem Briefe nicht ausführen lassen. Vielleicht wird mir der Tag von den Musen gegönnt, diese Phantasien der Kritik niederzuschreiben. Göthe wie Hermann konnten auch, jener als Jüngling, dieser als Greis, ihre Bewunderung des Dichters und seiner Alceste nur andeuten. Aber meine erlebten Entzückungen, die seit funfzig Jahren wiederkehren, wird mir keine moderne Kritik wegdisputiren können."

III.

Ueber die Epochen der Geschichtschreibung und ihr Verhältniß zur Poesie.

Eine Skizze

von

Johann Wilhelm Loebell.

An Ludwig Tieck.

Schon längst, mein theuerster Freund, hätte ich Ihnen für die schöne Gabe, mit welcher Sie vor zwölf Jahren unserer Freundschaft ein öffentliches Denkmal gesetzt, ein Gegengeschenk, so gut ich es vermag, machen sollen. Lassen Sie es sich gefallen, jetzt endlich vor dieser Kleinigkeit angeredet zu werden. So weit die Ausführung auch hinter hochfliegenden Plänen zurückbleibt, die ich darüber vor Jahren entworfen, darf sich die Abhandlung doch des Gegenstandes wegen an Sie wenden, da Sie, unter Wenigen ein Meister auf dem Felde des darin besprochenen Zusammenhangs, in seine Tiefen eingedrungen sind, und die herrlichsten Gestalten daraus hervorgezaubert haben. Wie Manches habe ich hier von Ihnen gelernt! Und wie Vieles auch sonst auf angränzenden Gebieten, nicht bloß aus Ihren gedruckten Werken, sondern auch aus den über Alles anre=

genden Gesprächen, die mir Ihre Freundschaft, welche ich zum schönsten Schmucke meines Lebens rechne, in reichem Maße gegönnt hat. In diesem Bewußtsein kann ich der schönen Erfüllung Ihrer damaligen Prophezeiung, „daß die Kraft der Gesinnung uns immer verbinden wird, ohne daß Mißverständnisse, wie sie bei vielen Menschen oft aus Leidenschaft, Eitelkeit oder Verblendung entstehen, uns jemals trennen oder irren können," nur mit der freudigsten Bewegung gedenken.

Bonn, den 25. Juni 1840.

Johann Wilhelm Loebell.

Jede historische Darstellung höherer Art, diejenige nämlich, welche mit den Sachen auch den Geist zeigt, der in ihnen lebt, enthält außer der Abschilderung der reinen Wirklichkeit auch ein Element, welches man ein ideales nennen kann, ich lieber und wie ich glaube bezeichnender ein poetisches nenne, weil es sich sowohl in der Betrachtung und Bildung des Stoffs als in der Form der Rede der Art des Poeten nähert. Beide Elemente bedingen einander, und schlagen ihre Wurzeln in einander; die Geschichte, wie sehr sie auch strebt, die Wirklichkeit unvermischt wiederzugeben, muß von der Poesie, in dem angegebenen, unten näher zu erörternden Sinne, durchzogen werden, so wie umgekehrt die Poesie des Bodens der Wirklichkeit, welcher in der Geschichte enthalten ist, bedarf, ja so in ihm wurzeln kann, daß sie die Stelle der Geschichte vertritt. Und es wird diese Stellvertretung bei vielen Völkern, vermöge des in ihrer Jugendzeit vorzüglich herrschenden poetischen Sinnes, der eigentlichen geschichtlichen Darstellung sogar vorangehen.

Es bedarf daher der Satz, daß die Historiographie in annalistischen Anzeichnungen über merkwürdige Vor-

fälle ihren Anfang genommen hat, der Beschränkung auf die Erscheinung der prosaischen Form derselben, um richtig zu bleiben; wenn damit aber etwa die Quelle der Geschichte als einer Richtung und eines Bedürfnisses des menschlichen Geistes in der Dürftigkeit der ältesten Chronik aufgedeckt sein soll, wird er völlig irrig. Die Chronik kann mit dem Geripppe der Geschichte verglichen werden, aber die Voraussetzung, daß das Gerippe früher da war, als der übrige Leib, würde eine sehr trügerische sein. In den Thieren sind es die Knochen, die den Umriß des Ganzen geben, an die sich die weichen Theile, in denen Leben und Bewegung wohnen, anschließen. Bildet darum aber etwa die Natur im Embryo die Knochen früher als das Herz, den pulsirenden Mittelpunkt des Lebens?

Der Analogie der Natur folgen die großen Erscheinungen auf dem Gebiete der geistigen Cultur, die nicht Producte des berechnenden Verstandes sind, sondern Befriedigung tiefer Bedürfnisse des menschlichen Geistes und Herzens, denen das schaffende Talent entgegenkommt. Wo sie hervortreten, enthalten sie noch nicht die Fülle des Lebens, aber die Keime dieser Fülle, nicht trockne, vom warmen Leben getrennte Umrisse, in die es erst gegossen werden soll.

Es ist oft gesagt worden, daß die Geschichte von der Poesie ausgegangen ist. Für die Griechen hat es namentlich Heyne gezeigt und Creuzer weiter entwickelt. Doch wird es bei einem Versuche, den Zusammenhang, der zwischen Geschichte und Poesie auch in der weitern Entwicklung blieb, nachzuweisen, nicht unzweckmäßig sein, auf diesen Ausgangspunkt zurückzukommen und an ihn anzuknüpfen.

Mythisch-epische Periode.

Zeitalter, in welchen der erfindende und berechnende Verstand die vollkommene Herrschaft über den die Beziehungen der Menschen zu einander durchdringenden Instinct ausübt, achten Gegenwart und Vergangenheit gering gegen die Zukunft. Von dieser erwarten sie eine noch nie dagewesene Höhe der socialen Verhältnisse und die erwünschteste Behaglichkeit des Daseins. Ganz anders die Zeiten der Jugend des Geschlechts, wo die Noth des Lebens noch nicht so überhand genommen hat, um den Menschen zu rastlosem Streben und Ringen zu treiben. Mit Freude und Dankbarkeit hängt er an der Natur, an allen Verhältnissen, unter denen er geboren und aufgezogen ist; dem positiven Boden des Daseins, in den er hineingewachsen ist, der ihn liebend umfaßt und hegt, glaubt er Alles schuldig zu sein. Autorität, Lehre, alte Satzung sind die Leiter und Führer seines Lebens, dankbar blickt er zu den Vätern empor, die sie bewahrt, und was sie selber von den Ahnen empfingen, treu überliefert haben. So werden die Wurzeln aller Größe und Höhe des menschlichen Daseins in der Vergangenheit gesucht. Aus ihr stammt das Gute, das Heilige. Die Anfänge des Geschlechts sind die begünstigteste, die glücklichste Periode, da würdigte Gott die Menschen mit ihnen in unmittelbare Verbindung zu treten, mit ihnen von Angesicht zu Angesicht zu reden, ja die Götter vermischten sich mit den Menschen und erzeugten die Heldengeschlechter, die vermöge dieses Götterblutes allein würdig blieben, über die Anderen zu herrschen. Von jenem goldnen Alter an haben sich in abnehmender Stufenfolge die Zeiten verschlim-

mert, das Beste, dessen sie sich rühmen können, ist ein Abglanz jener immer mehr erblassenden Herrlichkeit.

Wohnt nun das Erhabenste und Theuerste in der Vergangenheit, stammen aus ihr selbst die Lehre und Ueberzeugung, welche den Menschen über das irdische Dasein erheben und ihm ein höheres eröffnen: so wird es auch keine Kunde geben, die wissenswürdiger, anziehender, ein allgemeiner empfundenes Bedürfniß ist, als die von der Vergangenheit, d. i. als die Geschichte. Aber von welcher Art wird diese Geschichte sein? Wird sie in der leblosen Notiz über den Tod eines Königs, die Erhebung eines Oberpriesters bestehen können? Wie vermöchte eine solche jenes Bedürfniß nur irgend zu befriedigen! Wird es eine Geschichte sein können nach unserer Art, welche die Wirklichkeit nach allen ihren kleinsten Zufälligkeiten, nach allen ihren Verwickelungen und Zersplitterungen reproducirt? Selbst wenn jene Zeiten solcher Darstellungen fähig wären, würden sie sie verschmähen, denn die Sehnsucht, die sie zu der Vergangenheit treibt, würde hier eben so wenig gestillt werden. Die Menschen würden hier nur die Noth und die Sorge des Lebens, seinen sich in dem Gewebe von tausend unaufhörlich zerreißenden und wieder anzuknüpfenden Fäden langsam und mühevoll fortwindenden Gang wiederfinden, nicht die Fülle der Erscheinung, die sie anzuschauen und zu umfassen streben. Es wird also eine Geschichte sein, die von dem Verwickelten auf das Einfache, von dem Zufälligen auf das als nothwendig Begriffene, von dem in weiter Ausbreitung Zerstreuten auf das Gedrängte und Zusammengefaßte zu kommen sucht, aber auch von dem gestaltlosen Begriffe auf das Fleisch und Bein der Persönlichkeit.

Die geistige Thätigkeit, die eine solche Geschichte bildet, wird demnach zunächst eine die Wirklichkeit contrahirende, eine abkürzende sein. Sie stellt eine Reihe von Handlungen in einer einzigen Begebenheit, in der ihr Charakter vorzüglich lebendig heraustritt, dar; in dem Stammvater erscheint zugleich der ganze Stamm, in dem Helden zugleich das Heer, das er führt, die innerhalb eines einzigen Moments zauberhaft wirkende Göttermacht faßt die allmählich schaffenden Kräfte der Natur und des menschlichen Geistes zusammen, wie eine nur in der Mitte einer geistigen Bewegung stehende, ja vielleicht in der Wirklichkeit nie vorhanden gewesene Persönlichkeit die Resultate der einen ganzen Staat erfüllenden, über eine Reihe von Menschenaltern verbreiteten schaffenden Thätigkeit. Was aber von der Anschaulichkeit des lebendigen Daseins bei dieser Operation des Concentrirens verloren geht, ersetzt die entgegengesetzte, aber mit ihr auf ein Ziel hinstrebende Thätigkeit des Ausdehnens und Erweiterns. Die schaffende Phantasie umgiebt den allzu unscheinbar gewordenen Kern mit neuer Fülle; was in dem zu allgemein und leer gewordenen Umriß den Sinnen die reiche Gliederung des Lebens nicht mehr zeigt, malt sie aus, frei, aber nicht willkürlich, und nach dem Gesetze innerer Uebereinstimmung, ähnlich der Natur, in deren Bildungen jeder einzelne Theil dem Ganzen, zu dem er gehört, genau entspricht. Mit einem Worte, es wird diese Geschichte eine mythische sein, da eben in diesem wechselnden Contrahiren und Expandiren das Wesen und die Eigenthümlichkeit der mythischen Geschichte gegenüber der wirklichen besteht. Denn was das idealisirende Element, die Verherrlichung des Helden über die schon von ihm gefaßte

Vorstellung hinaus, welche man der Mythenbildung unterzulegen pflegt, betrifft; so ist diese im ächten Mythus nie eine absichtlich gesuchte, sie findet sich nur von selbst durch die in der zusammenziehenden Thätigkeit liegende Abstreifung des Zufälligen und Zurückschiebung des Unvollkommenen, um den Kern desto reiner schauen zu lassen. Uebrigens kommt der objective Inhalt der Geschichte jener Zeiten der mythischen Auffassung entgegen, da in den einfacheren und naturgemäßeren Zuständen und in der ihnen entsprechenden Handlungs- und Denkweise sich auch die Umrisse der Begebenheiten einfacher und übersichtlicher gestalten, und großartige Persönlichkeiten von selbst mehr hervorragen.

So lange nun die Thätigkeit, welche den Mythus erzeugt, eine wahrhaft lebendige ist, aus der innern Beschaffenheit der Zeit ohne bewußte Absicht mit Nothwendigkeit entspringt, wird die Darstellung desselben von selbst Poesie; in so fern er die Erzählung von Begebenheiten enthält, epische Poesie; weil in jener Jugendperiode der Völker jede Rede, die sich über das gemeine und alltägliche Leben erhebt, sich zur Poesie gestaltet, und das mythische Element und das poetische in der engsten Verwandtschaft stehen. Doch müssen wir allerdings die einfachere Gestalt der Sage, die auch schon poetischer Natur ist, von der sich weiter entwickelnden Poesie unterscheiden, welche, ohne jene innere Gesetzmäßigkeit zu verlassen, doch freier spielt und das Gewebe immer größer, reicher und bunter macht.

Kein Volk hat Gedichte, die uns diese Poesie und ihre Auffassungsweise in einer edlern und ausgebildetern Gestalt und auf einer höhern Stufe zeigen, als die home-

rischen. Die Frage nach der Art des historischen Bedürfnisses jener Bildungsperiode und ihrer Befriedigung kann nicht besser beantwortet werden als durch die Hinweisung auf diese ewigen Werke. Die historische Wahrheit der Begebenheiten, die ihnen zum Grunde liegt, wird sich in wenigen Zeilen niederschreiben lassen, aber die Größe und Bedeutung, das Verhängnißvolle aller dieser Thaten und Leiden, die Gemüthsart und die Leidenschaften der Helden, von denen die beiden hervorragendsten, der zornentbrannt und mit gewaltiger Kraft anstürmende und der listenersinnende die beiden Seiten des hellenischen Nationalcharakters auf das anschaulichste und lebendigste repräsentiren, enthalten eine detaillirte Wahrheit, die ihre Gewähr in sich selber trägt. Nehmen wir nun dazu, daß der Dichter in den Sitten- und Lebensschilderungen unabsichtlich das treueste Bild seiner eignen Zeit, einer höchlich zu bewundernden Cultur, Humanität, Milde, Anmuth, entworfen hat, in deren Mitte wir uns versetzt glauben; so werden wir gestehen müssen, daß wir hier unter der Hülle der freiesten Dichtung Geschichte haben, eine vor aller Aufzeichnung wahrer Begebenheiten, ja vor der Auffassung derselben in Geist und Gemüth entworfene, und doch Geschichte.

Alles zusammengefaßt, sieht man, wie sehr auch der Ernst des epischen Dichters seine Hörer anziehen, wie groß das Interesse sein mußte, welches er ihnen einflößte. Es war weit mehr als die Befriedigung eines müßigen Hanges, was sie bei ihm fanden. Er wirkte mit dem ganzen Zauber, welchen das Nationelle übt; in dem Wesen und Thun jener höchst populären Heroen erblickte die Nation sich selbst wieder, während ihre potenzirte Gestalt,

die glückliche Vorwelt, in der sie lebten, sie doch zugleich über das Gemeine und Alltägliche erhob. Eben so fand sie in den dem Heldenalter beigelegten Sitten die hochverehrte und angestaunte Vergangenheit sich auch wiederum verwandt und nahe gerückt.

Als diese poetische Geschichte bei den Griechen in der lebendigsten Blüthe war, gab es neben derselben, und noch mehrere Jahrhunderte nachher, so gut wie gar keine Anfänge einer prosaischen. Alles, was sich von Nachrichten über gemachte Aufzeichnungen finden läßt, beschränkt sich auf die Namen von Siegern in den Kampfspielen, von Königen, Obrigkeiten und Priestern, hier und da vielleicht mit Jahreszahlen, wozu einige Orakelsprüche, Gesetzformeln und Sprüche kommen. Nichts widerspricht der Behauptung des Josephus *), daß die Griechen bis nicht gar lange vor den Perserkriegen die öffentlichen Aufzeichnungen sehr vernachlässigt haben. Kein Wunder, da wol bei keinem andern Volke der leichte und häufige Gebrauch der Schrift so weit hinter einer hohen Culturblüthe zurückgeblieben ist. Otfried Müller, welcher die Nachrichten von jenen Aufzeichnungen in Bezug auf den Peloponnes mit der größten Sorgfalt gesammelt hat **), sagt, wenn wir diese Monumente hätten, würden sie eine unverächtliche Grundlage der Geschichte in den drei Jahrhunderten vor dem Anfang der Historie geben, aber immer nur ein Gerippe. Mir scheint auch diese letztere Bezeichnung zu viel zu sagen, denn zu dem Begriff eines Gerippes gehört doch wol der Zusammenhang. Doch es sei

*) Contra Apion. I. p. 1035. Ed. Colon.

**) Geschichten hellen. Stämme, Bd. II. S. 129.

immer, daß sie ein Gerippe geschichtlicher Kunde wären, gewiß wären sie keines der Geschichtschreibung, keines, wovon diese Fleisch und Leben hätte ansetzen können. Denn wenn die Anzeichnung zu einer erweiterten Darstellung der Begebenheiten führen soll, muß sie doch, wenn auch noch so trocken und dürr, Begebenheiten enthalten, und diese stecken weder in Namenreihen noch in wortkargen Gesetzformeln, wie denn auch die Erhaltung des Andenkens von Ereignissen bei der Nachwelt gar nicht der Zweck dieser Monumente war. Gerade also von dem Volke, welches die Kunst der Geschichtschreibung erzeugt und zu hoher Vollendung gebracht hat, wissen wir es mit voller Gewißheit, daß sie nicht aus dem dürren Äste der Chronik hervorgeblüht ist.

Anders verhielten sich die Dinge im Orient. Dort hatten einige Völker, namentlich die Babylonier, annalistische Nachrichten ihrer Priester, die mehr enthielten als Namen und Zahlen und älter waren als Homer. Ist aber daraus eine historische Kunst hervorgegangen? Wie des Orients Geschichte im objectiven Sinne niemals eine der des Abendlandes vergleichbare gewesen, weil das Mark der lebendigen Erscheinung, die Mannigfaltigkeit des Individuellen, in ihm nie zu einer solchen Ausbildung gediehen ist; so hat er auch im subjectiven Sinne eine Geschichte, wie sie unsern Anforderungen entspricht, nie erhalten, und nie erhalten können; sie war eine Pflanze, die nur auf europäischem Boden und in europäischer Luft gedieh, und eine solche ist sie geblieben. Wol hatte auch die Poesie des Orients historische Elemente, sie treten uns im alten Testamente sehr lebendig entgegen, da aber diese Poesie der realen Gestaltung der Dinge nicht so entspricht wie bei den

Griechen, hat sie sich auch nicht leicht in Geschichte umsetzen können; die prosaischen Nachrichten aber, mit welchen die Asiaten den Griechen vorausgeeilt sind, haben diesen Durchbruch mehr zurückgehalten und verhindert als befördert. Wenn wir die verschiedenen Bestandtheile des alten Testaments mit einander vergleichen, so sehen wir, daß es gerade die poetischen sind, die uns die anschaulichste Erkenntniß gewähren. Die Patriarchen in der Genesis stehen ungleich lebendiger vor uns als die späteren Könige, und weit weniger aus den der Geschichte der letztern gewidmeten Büchern als aus den Propheten lernen wir die innern Zustände des sinkenden Reiches Juda kennen. Auch im Berosus würden wir, wenn wir ihn hätten, eine lebendige Entwickelung vergeblich suchen; die wenigen Fragmente, die Josephus aufbehalten hat, zeigen dies deutlich genug.

Uebergangsstufe.

Das Erblassen und allmähliche Erlöschen des epischen Gedichts bei den Griechen war keine isolirte Erscheinung. Der ganze Geist der Zeit veränderte sich, mit ihm wurde auch das Bedürfniß nach geschichtlicher Kunde ein anderes, und mußte nach einer andern Befriedigung suchen, wodurch allmählich Geister erweckt wurden, welche ihm entgegenkommend die eigentliche Geschichte schufen und ausbildeten. Von welcher Art war nun der Uebergang? Was leitete aus dem einen Elemente in das andere, verwandte, aber doch wesentlich umgestaltete hinüber? War das Interesse, welches man an der epischen Poesie nahm, nicht historischer Art, mußte eine solche Theilnahme jetzt erst neu

geschaffen werden; so konnte die alte Form immerhin erst später abgestreift werden, zuerst mußte, um die neue Erscheinung hervorzurufen, der Inhalt sich verändern: ging aber, wie wir behaupten, aus dem festen Glauben an die Wahrheit der alten Sagen die Befriedigung eines historischen Interesses durch sie hervor; so mußte das Umgekehrte geschehen, der veränderte Zeitgeist zuerst die poetische Form als eine durch überflüssigen Schmuck die Wahrheit verdunkelnde zu beseitigen streben, den Inhalt aber noch eine Zeit lang, als die Wahrheit in sich tragend, gelten lassen.

Und so geschah es. Weit eher als der Glaube an die Wahrheit der mythischen Sage erlosch die Mythen schaffende und ausbildende Geistesthätigkeit; schon die letzten Cykliker haben gewiß den vorgefundenen Sagenstoff einfach, obwohl noch in poetischem Gewande wiedergegeben; eines der ersten Geschäfte der sich bildenden Prosa war es, die in den epischen Gesängen enthaltenen Thatsachen und Ueberlieferungen in dem Gewande einfacher, schmuckloser Erzählung zu fixiren und auf die Nachwelt zu bringen. Dahin war die Absicht der Schriftsteller, welche man Logographen nennt, gerichtet, Strabo und Dionysius stimmen überein, ihre Thätigkeit als eine hauptsächlich darauf beschränkte zu beschreiben. Der Erstere *) sagt von Kadmus von Milet, Pherecydes und Hekatäus: sie haben, in die Fußtapfen der Dichter tretend, das Metrum aufgelös't, den poetischen Inhalt aber beibehalten; der Letztere **) von

*) I. p. 18. B.

**) De Thucyd. Judic. p. 819. Reisk.

den Geschichtschreibern vor Herodot und Thucydides überhaupt, daß sie die Sagen, ganz wie die Ueberlieferung sie enthielt, ohne etwas wegzulassen oder hinzuzufügen, niedergeschrieben. Den Worten Strabo's muß man eine ausgedehnte Bedeutung geben. Nicht bloß die metrische Form müssen die Logographen beseitigt haben, auch nicht bloß den poetischen Schmuck, sondern auch jene reichen Schilderungen von Sitten und Zuständen. Gerade das, was im Homer für uns das historischeste ist, war es für sie nicht, sondern die bestimmten Thatsachen wollten sie aufbewahren. Insofern leiten die cyklischen Dichter, bei welchen dieses Interesse gleichfalls das hervorragende gewesen sein muß, in sie hinüber.

Außer den Dichtern benutzten sie als Quellen die im Munde des Volks lebenden, der ursprünglichen Gestalt des Mythus in vielem Betracht ohne Zweifel näher stehenden Localsagen. Indem solche lebendige Ueberlieferungen als vergängliche erkannt werden und durch die Schrift befestigt werden sollen, entsteht die Litteratur, Erhaltung ist also eine frühere Richtung derselben als Fortbildung. Der Wunsch, seinen Sagen als niedergeschriebenen zu begegnen, war das, womit Griechenland diesen Schriftstellern entgegenkam, was Dionysius so ausdrückt, daß treuliches Wiedergeben von den Erzählern gewünscht worden sei. Was man über authentische Denkmäler, welche die Logographen als historische Quellen benutzt haben sollen, gesagt hat, beruht entweder auf täuschendem Schein *), oder

*) Wie dieser Schein, welchen zwei Stellen in der angeführten Abhandlung des Dionysius erregen können, durch richtige Interpretation aufgehoben wird, darüber sehe man Krüger, **Dionys. Halicarn. Historiographica, p. 70. 74.**

ist als ein sehr unerheblicher und geringfügiger Anfang zu betrachten. Schon der Name, welchen mehrere Logographen ihren historischen Schriften gaben, Genealogien, zeigt, wie sie von den Sagen ausgingen, denn Genealogien waren der Faden, woran diese, immer das Allgemeine in das Persönliche verwandelnd, ihre Kunde anschlossen, und da der Natur der Sache nach nur Heroengenealogien weit zurückreichten, so mußte die Logographie sich damit in die völlig mythische Zeit verlieren. Nicht viel historischer können die von den Logographen mehrfach behandelten Städtegründungen (κτίσεις) gewesen sein; wir wissen ja, wie viele der dahin gehörigen Ueberlieferungen völlig sagenhafter Natur sind.

Auf den ersten Blick möchte man gegen diese Ansicht ein Fragment des Hekatäus anführen, worin er dem Glauben an die Wahrheit der Sagen den Krieg zu erklären scheint. Es bildete den Anfang seines Geschichtswerks und lautet folgendergestalt: „Dieses hier schreibe ich, wie es mir wahr zu sein scheint. Denn der Sagen der Hellenen sind viele und lächerliche, wie mich dünkt.“ Gewiß liegt in diesen Worten ein kritischer Vorsatz, und Hekatäus wird es an dem Bestreben, das Wahre vom Falschen zu sondern, nicht haben fehlen lassen, während seine Vorgänger noch den unerschütterten Glauben an die volle Wahrheit der Ueberlieferung gehegt haben werden. Daß die Kritik des Hekatäus aber auf richtigen Grundsätzen beruht und ihn weit geführt hat, können wir nach dem, was wir sonst von seinem Werke wissen, billig bezweifeln. Die Verwerfung einzelner Erzählungen kann aus dem erwachten Prüfungsgeiste stammen und ihn fördern, aber sie ist ein Schritt mehr zur Skepsis als zur

Kritik, sie kann weiter ausgebildet den ganzen Boden, auf dem die Ueberlieferung ruht, unterwühlen, ohne die Gründung einer neuen geschichtlichen Basis irgend herbeizuführen. Bis zu einer solchen Unterwühlung kam es nun bei Hekatäus nicht, er belächelte einen Theil, wahrscheinlich den größern Theil der Sagen und erklärte sie für Mährchen, den andern Theil behielt er bei und entfernte sich nicht vom logographischen Boden.

Dahin, diesen Boden mit einem andern, historisch ächteren zu vertauschen, wirkte weit mehr das geographische Werk des Hekatäus, eine Frucht seiner weiten Reisen. Den Zustand der Heimath in der Gegenwart beschrieb Niemand, weil man die Bekanntschaft eines Jeden damit voraussetzte, aber in der Ferne lernte man Merkwürdigkeiten der Natur und der Menschenwerke, Seltsamkeiten, Abweichungen von griechischen Natur- und Kunsterzeugnissen, griechischer Sitte und Denkweise kennen, welche für die Landsleute niederzuschreiben der Mühe werth schien. Dadurch lernte man den Blick auf die Gegenwart richten und auf eigene Anschauung und Erkundung als Quelle einer weiteren Ueberlieferung werthen Kenntniß.

Herodot.

Es war nun zunächst der Schritt zu thun, die Begebenheiten einer nahen Vergangenheit auch im Vaterlande in den Kreis des Erforschungswerthen und des durch Erkundung zu Erforschenden zu ziehn, ehe sie der umbildenden Sage anheimgefallen waren. Den Anfang dazu machten diejenigen Logographen, welche in ihren Werken von den gesammelten Sagen auf die Zeitgeschichte übergingen,

was am meisten Dionysius von Milet, Charon von Lampsakus und Hellanikus gethan zu haben scheinen, einfach und kurz und ohne eigentliches geschichtliches Leben, so daß man, wenn irgendwo, in diesen Anhängen zu den logographischen Büchern eine chronikenartige Beschaffenheit der griechischen Geschichtschreibung, die ihrer höhern Ausbildung voranging, sehen kann.

In einem viel umfassendern Sinne zwar es Herodot, welcher jenen Schritt that, und so, daß man ihn mit Recht als den Urheber der wahren Geschichtschreibung betrachtet. Denn indem er die Geschichte der nächsten Vergangenheit treu wiederzugeben strebt, zieht er sie nicht zu dürren und dürftigen Notizen zusammen, sondern entwirft ein Bild von ihr, welches an anschaulicher Lebendigkeit mit einer ächt poetischen Darstellung wetteifern kann.

Herodot steht an der Gränze zweier Weltalter. Das treue Festhalten an Sitte und Tugend der Ahnen beginnt zu schwinden, aber es ist noch nicht in dem Grade geschehen, daß die zerrüttenden und auflösenden Folgen hervortreten, und dem unbefangenen Beobachter die heitere Freude an der Welt und ihrem Lauf trüben können sollten. Die alte Gläubigkeit ist erschüttert, aber die Art des alten Glaubens treibt noch Sprossen. Derselbe für die Gestalten und Formen der den Menschen umgebenden Realität geschärfte Blick, der in dieser Zeit in der bildenden Kunst so große Wunder wirkt, eröffnet der historischen Kunde eine neue Quelle und gibt ihrer Darstellung eine noch ungeahnte Art der Wahrheit.

Herodots unschätzbares Werk ist ein treuer Spiegel dessen, was eine so geartete Zeit von der Geschichte erwartete, und was ein reichbegabtes Talent, den das gleich-

geartete Bedürfniß nicht bloß zum Genießen und Betrachten, sondern auch zum Schaffen trieb, ihr entgegentrug. Verlassen hat er das logographische Element noch keineswegs, aber es ist ein anderes dazugekommen von einer Großartigkeit und Bedeutung, die es überflügelt. Sorgfältig unterscheidet Herodot die Art beider und der Quellen, woher sie stammen; seine Anschauungen, Urtheile und Erkundigungen von den Sagen, die er vernommen und nacherzählt *). Ueber die letzteren finden sich bald Aeußerungen oder Andeutungen von Zweifel, bald nicht. Er ging auf dem Wege des Hekatäus fort, einige Sagen schienen ihm unglaublich, andere nicht. Daß seine Kritik dabei keine helle war, zeigt schon Manches, was er unbedenklich in die ganz historischen Theile seines Werks aufgenommen hat, ohne sich über die Möglichkeit Scrupel zu machen, wie die Zahl des von Xerxes nach Europa geführten Heeres. Angezweifelt aber oder nicht, immer blieb ihm die in der Ueberlieferung erhaltene Sage eine der durch eigene Anschauung und durch Erfragen von glaubwürdigen Zeitgenossen erlangten Kunde zwar keineswegs gleichzustellende, aber doch eine durchaus nicht zu vernachlässigende Quelle der Kenntniß von den menschlichen Thaten und Schicksalen, die Mittheilung bedeutsamer Sagen daher ein nothwendiger Bestandtheil eines historischen Werkes. Daß Herodot sie eingeflochten, um den Beifall der nach lieblichen Mährlein lüsternen Leser zu gewinnen, ist ganz irrig, wie überhaupt die Ansicht, daß er zur Ergötzlichkeit geschrieben habe, gegen welche sich

*) II., 99.

Dahlmann mit vollem Rechte erhebt. Es ist diese Ansicht aus der an sich richtigen, aber falsch gedeuteten und angewandten Vorstellung von der Verwandtschaft des herodotischen Werkes zur Poesie und namentlich zur epischen entsprungen. Man hat auf die Aehnlichkeit des Plans und der Anordnung mit dem Epos hingewiesen, aber diese liegen gar nicht so in der Natur des letztern, daß sie eine innere Uebereinstimmung beweisen könnten. Herodot hat sich so wenig für einen Fortsetzer der epischen Art und des epischen Geistes gehalten, daß er sich vielmehr als in entschiedenem Gegensatz damit befindlich betrachtete, wie schon aus der häufigen Einmischung seiner Person und der Hervorhebung seiner besondern Ansicht hervorgeht. Er will den Leser nicht, wie der Dichter, gefangen nehmen und fortreißen, er will ihn urtheilen lassen. Aber in der Fülle und Anschaulichkeit der Beschreibungen und Erzählungen wollte er nicht hinter ihm zurückbleiben. Nachdem die Geschichte des Gegensatzes mit der Poesie, der in den Logographen hervortritt, des Trockenen und Dürren in der Rede, nicht mehr bedurfte, weil in Stoff und Auffassungsweise ein höherer Gegensatz eingetreten war, konnte sie in der Form zu einem poetischen Element zurückkehren, ja es geschah mit innerer Nothwendigkeit von selbst, so lange noch die schöpferische Kraft vorhanden war, vermöge deren der sich zu einer würdigen Darstellung drängende Stoff die angemessene Form aus sich selbst erzeugt. Was uns im Herodot am meisten als poetisch entgegentritt, ist das aus dem Geiste des sich eben abschließenden Zeitalters stammende über Alles Frische, Unbefangene, Naive der Auffassung, welcher die Naivetät eines Redezaubers entspricht, dem in seiner Art nichts vergleichbar

ist. Es ist ein zwischen den lieblichsten Ufern sanft hingleitender Fluß von durchsichtiger Klarheit, in dem sich die nur von wenigen und seltenen Wolken unterbrochene Bläue eines warmen sonnigen Tages spiegelt.

Wie die Geschichte des Herodot, so stehen auch die Begebenheiten, welche sie beschreibt, an der Scheide zweier Zeitalter. Der Perserkrieg ist die höchste, aber auch die letzte Erscheinung des Griechenthums im alten Stil und Sinn. Man drückt sich schief aus, wenn man sagt, daß Herodot sich diesen Stoff gewählt habe; da die Großartigkeit der Begebenheit ihn so berührt hat, daß er dadurch zum Geschichtschreiber wurde, kann von einer Wahl nicht die Rede sein. Die Logographen hatten fast nur von einzelnen griechischen Städten geschrieben, nicht unnatürlich, da Griechenland vor den Perserkriegen sich politisch nur als ein getrenntes zeigte; diese Kriege ließen es als ein Ganzes erscheinen, dadurch und durch den weltgeschichtlichen Kampf, den dieses Ganze bestand, wurde Herodot weit über jene Schranken hinausgerückt, und wie er die Würde eines in ihm zum erstenmal hervortretenden universellen Geschichtschreibers begriff, zeigt seine große Unparteilichkeit, welche Dahlmann schön und gründlich nachgewiesen hat. Auch war er durch seine Lebensschicksale ganz der Mann, sich über den einseitigen Standpunkt einer Stadt oder eines Stammes zu erheben. In einer Stadt dorischen Ursprungs geboren, wandte er sich später zu den Joniern, in deren Mundart sein Werk geschrieben ist, und nahm nachher an der Gründung von Thurii Theil, zu welcher sich Griechen verschiedener Stämme vereinigt hatten. Das Schauspiel des völlig zerrissenen Mutterlandes war ihm dort, für eine lange Zeit wenig-

stens, genug in die Ferne gerückt, um ihm die Unbefangenheit des Blicks nicht zu trüben.

Thucydides.

Die Vorstellung, daß die Geschichtschreibung unter den Griechen sich allmählich entwickelt habe durch eine Reihe von Stufen, deren jede durch bestimmte Schriftsteller bezeichnet werden kann, welche immer auf einander Rücksicht genommen, erst auf die älteren Logographen die jüngeren, dann auf diese Herodot und auf diesen wiederum Thucydides, ist sehr übertrieben worden. Daß der letztere das Werk des Herodot nicht als ein Muster betrachtet, welches er durch kluge Benutzung übertreffen wollte, räume ich Dahlmann gern ein; man kann ihm sogar zugeben, daß Thucydides jenes Werk gar nicht gekannt habe, obschon der noch so häufig nicht benutzte Anlaß, es zu erwähnen, dies nicht vollständig beweist; absichtliches Verschweigen aus einer persönlichen Stimmung oder sonstigen äußeren Gründen, die darum noch nicht Verachtung des Vorgängers als eines Stümpers in sich schließen, sind nicht ohne Beispiel in der Litteraturgeschichte. Wenn aber Dahlmanns Aeußerung über das Verhältniß Beider, daß Jeder die Mittel und Formen der Darstellung, welche seinem Stoffe zusagten, wählte, so zu verstehen ist, daß sie die Einwirkung des Charakters und Geistes der Zeit auf diese Mittel und Formen ausschließt; so muß ich ihr widersprechen.

Allerdings war Thucydides nur dreizehn Jahre jünger als Herodot, und wie schnell auch der Umschwung in Gesinnung, Weltansicht und Denkweise, den Griechenland

damals erfuhr, vor sich ging, so rasch war er nicht, daß ein solcher Abstand an Jahren bedeutend hätte einwirken können. Wohl aber war er so rasch, daß der Ton der Zeit mit aller ihrer Trübe und Schwere so wie mit ihrer durchdringendern Schärfe der Betrachtung in dem ernsten Sinne des jüngern Mannes vollkommen durchklingen kann, während der ältere durch Gemüthsart und Lebensschicksale hinter dieser Entwickelung zurückbleibt, und sich an die unbefangenere Art, von der seine Jugend noch den letzten verschwindenden Glanz gesehen, so fest saugt, daß sein unter dem Einflusse dieser Weltbetrachtung entstandenes Werk auch ganz in ihren Ton stimmt.

Es ist kein Grund vorhanden, die Nachricht zu bezweifeln, daß Thucydides ein Schüler des Anaxagoras war, welcher in Athen zuerst Sinn und Geschmack für philosophische Betrachtungen erweckte und die Begierde, durch sie Räthsel zu lösen, die der Glaube der Väter nicht aufgeworfen hatte. Mit dieser Richtung waren die sittlich-religiösen Ueberzeugungen erschüttert, ja fast aus den Gemüthern verschwunden, und wenn in den Verfolgungen, die Anaxagoras erfuhr, und in die man gern auch seine Freunde verwickelt hätte, sich die Besorgniß vor den Gefahren zeigt, die dem alten Glauben von den Neuerern drohten, so war doch auch in den Verfolgern dieser Glaube nicht mehr wirksam und thätig, es war nur eine Erscheinung, wie sie sich in der Geschichte bis auf den heutigen Tag wiederholt hat: statt die alte morsch gewordene Gedankenwelt durch ächte Mittel neu zu beleben, glaubt man sie durch Anstemmen gegen neue Ideen retten zu können unter großem Beifall der Beschränkten und der Bequemen. Aber auch in den Richtungen der

vorsokratischen Philosophie war kein Heil zu finden; sie vermochten, um Worte von Brandis *) zu entlehnen, ihren Begriffen keine Glauben entzündende Kraft zu verleihen, ihre Zweifel pflanzten sich fort, nicht die ihnen zum Grunde liegenden Ueberzeugungen. Aber es gab — wie selten diese Ausnahme auch gewesen sein mag — Einzelne, bei welchen diese Zweifel stark genug waren, den Götterglauben zu zerstören, ohne darum einer sophistischen Denkweise Raum zu machen, weil der Glaube an die Kraft und das Heil einer sittlichen Gesinnung in ihnen stehen blieb. Und ein solcher war Thucydides.

Voll von der Gabe der feinsten und schärfsten Beobachtung für das Staatsleben und seine Triebfedern, führt ihn die Betrachtung, daß mit dem beginnenden peloponnesischen Kriege eine Wendung der merkwürdigsten Art vorgeht, recht gemacht, in das Innere desselben zu dringen, auf den Entschluß, ihn der Nachwelt in einem großen Gemälde darzustellen, in das sie schauen möge, wie in einen Spiegel, und die mannigfaltigste Belehrung daraus gewinnen. Die Bilder, die Herodot uns vorführt, sind, von einem griechischen Standpunkt entworfen, doch von einem allgemein menschlichen Interesse erfüllt, es sind nicht sowohl die Staaten, die gegeneinander auftreten, als die Menschen in ihnen; und als Menschen weisen Pflicht, Klugheit und Erfahrung sie darauf hin, Gerechtigkeit und Mäßigung zu üben. Der Grieche war ganz mit dem Staate verwachsen, die Betrachtungsweise des Dichters

*) Handbuch der Geschichte der griechisch-römischen Philosophie, Thl. I. S. 519.

mußte dieses Element zurückschieben, um den natürlichen Menschen ins Auge fassen zu können, und in dem gereiſ'ten Geschichtschreiber, dem die vielen verschiedenen Sitten, die er gesehen, in einer gewissen Zufälligkeit gegründet zu sein schienen, welche den einen Stamm zu dieser Lebensform führt, den andern zu jener, bleibt die erwachende Reflexion auf einem dem Dichter ziemlich ähnlichen Standpunkte stehen. Aber in dem großen Schritte, den sie jetzt weiter thut, wendet sie sich zu dem Leben im Staate hin, als zu der wesentlichsten Bedingung des socialen, in würdiger Thätigkeit hinzubringenden Daseins. Thucydides ist ganz Staatsmann, die Staaten gelten ihm mehr als die Individuen, er sieht in dem Streben eines wohlgelenkten Gemeinwesens, sich durch Klugheit und Kraft über andere zu erheben, kein Unrecht, da jeder größere Staat doch nun einmal entweder vorwärtsschreiten oder zurückgehen muß. Geht aber dieses Streben bis zur Ablegung der Scheu vor Freveln, so zerstört es die Gesinnung, mit dieser das Mark des Handelns, folglich auch den Staat. Wie die Menschen diesem durch Einsicht und Tüchtigkeit förderlich, oder durch Bosheit, Verblendung und Schwäche verderblich werden, das ist der Maßstab, den er an sie legt; und hier ist die erste große Entgegensetzung der geschichtlichen Auffassung gegen die poetische, von einer Bedeutsamkeit, wie im Herodot keine hervortritt.

Ein anderer Gegensatz folgt nicht minder natürlich und nothwendig aus den Zwecken und der Auffassungsweise des Thucydides. Die epische Poesie richtet sich aus den oben beschriebenen Gründen auf die Vergangenheit und trägt das Element der Gegenwart, das sie nicht ent-

behren kann, auf sie über; die Geschichte thucydideischer Art, welche den Menschen in der vollen Realität auffassen und darstellen will, welche der Fortschritt und die wachsende Verwickelung der socialen Verhältnisse geschaffen haben, muß sich an die Gegenwart wenden, Thucydides selbst noch weit mehr als etwa ein moderner Schriftsteller seiner Art, weil die bisherige Art der mündlichen und schriftlichen Ueberlieferung ihm aus der Vergangenheit für seinen Zweck nur Fragmente und Andeutungen darbot, die zu einem Ganzen verknüpfen zu wollen, ganz außerhalb der Bestrebungen und der Fähigkeit des Zeitalters lag. Der Satz also, daß die Geschichtschreibung zu einer prosaischen oder wissenschaftlichen geworden sei, weil sie die Gegenwart zum Stoff erwählt, wird umgekehrt richtiger lauten: der vorherrschend reflectirend verständige Charakter in den Gedanken und Thaten der Menschen führte von selbst auf ein großes Interesse für die Gegenwart und auf die Nothwendigkeit ihrer Betrachtung und Erforschung. Sonst suchte man durch den Ruhm der Vorfahren zu glänzen, man war entzückt, ihn durch den Mund der Dichter zu vernehmen. Jetzt sollte die Gegenwart auch die Quelle des Ruhmes werden, nach dem die Griechen so lüstern waren. Wegen der Großthaten, die wir vor den Augen Aller verrichten, werden wir von den Zeitgenossen und von der Nachwelt bewundert werden, sagt Perikles in der berühmten Leichenrede, wie Thucydides sie ihn halten läßt; wir bedürfen weder eines Homer noch eines sonstigen Lobredners, der mit Worten ergötzt, über die Thaten aber trügt.

Seinen großen Zweck, ein Bild des politischen und sittlichen Zustandes seiner Zeit zu entwerfen, hat Thucy-

dides immer vor Augen; in einer berühmten Stelle des dritten Buches faßt er die Zerstörung aller Tugend und Treue, die er als Folgen des heillosen Krieges betrachtet, in die nachdrücklichsten Worte zusammen, die er auffinden kann. Aber Willkür sollte von diesem Bilde fern bleiben, der Leser sollte mit eigenen Augen sehen und sich aus den einzelnen Umständen überzeugen, daß es ein ganz nach der Wahrheit entworfenes sei. Dazu gehörte ein Fundament von gewissenhafter Erforschung der Wahrheit, wie es noch keiner vor Thucydides gelegt hatte, und wie es damals nur ein Zeitgenosse legen konnte. Als der entschiedenste Gegner alles Sagenhaften tritt er auf, mit unerbittlicher Strenge erklärt er ihm den Krieg. Und hier ist der dritte Punkt, wo der Geschichtschreiber mit vollem Bewußtsein ein der poetischen Historie entgegengesetztes Element ergreift. Darum zerlegt er die Thätsachen in ihre einzelnen Bestandtheile, ein Verfahren, welches ohne das in der Eigenthümlichkeit seiner Darstellung liegende stete Hineinblicken seines ernsten und würdigen Antlitzes zuweilen den Leser ermüden würde. Irre ich nicht, so liegt auch hierin der Grund der seltsam beengenden und zerstückelnden Eintheilung des Stoffes nach Sommern und Wintern, den man bis jetzt nicht befriedigend angegeben hat. Denn hätte es dem Thucydides wol entgehen können, daß eine Anordnung nach inneren Beziehungen den Forderungen des nach Einheit und Verknüpfung des Gleichartigen strebenden Verstandes entsprechender sei? Er aber opferte diesem großen Vortheile den Zweck, dem Leser, zum Behuf einer objectiven Auffassung der Dinge, einen dem Eindruck, den der Zeitgenosse empfing, möglichst gleichen zu bereiten. Darum

darf keine Begebenheit der andern voraneilen, nach kurzen Zeiträumen muß dem Leser das Gleichzeitige als zusammengehörig vor Augen stehen, wie vor der Seele des Zeitgenossen sich aus den von verschiedenen Punkten ausgehenden Erscheinungen das Bild des Ganzen gestaltete.

So weit ging das Bestreben dieses Genius, die Elemente, welche die Geschichte aus der Poesie in sich aufgenommen hatte, auszuscheiden, und mit welcher Energie er es verfolgte, kann keinem Leser, der die Aufmerksamkeit darauf richten will, entgehen. Hat er aber diese Ausscheidung vollständig bewirkt oder bewirken können? Ja hat er es durchaus auch nur gewollt?

Die Sprache des Werkes hat in ihrer dunkeln Kürze allerdings etwas Rauhes und Herbes, eher Zurückschreckendes als Anlockendes, aber doch zugleich etwas ungemein Gemessenes, Ueberdachtes, Prägnantes, Malendes und ist viel zu sehr Abdruck und Spiegel der in ihrer tiefsten Tiefe bewegten und zürnenden Seele des Schriftstellers, als daß man sie einer absichtlichen Vernachlässigung der Redeschönheit und des Wohllauts anklagen kann, wie man den Tonkünstler nicht tadeln darf, der Schmerz und Klage in einer dieser Stimmung entsprechenden und sie erweckenden Weise darstellt. Hierin wird also eher eine poetische Form zu finden sein, als eine der ruhigen Betrachtungsweise, die nur den Verstand in Anspruch nehmen und beschäftigen will, entsprechende. In die Augen fallender ist das Poetische in einzelnen Schilderungen des Schriftstellers und von Alten und Neuern bewundernd anerkannt. Man darf nur die Beschreibung der letzten entscheidenden Seeschlacht zwischen den Athenern und Syrakusern im siebenten Buche lesen, um sich zu überzeugen,

daß Thucydides sich hier ganz an das Gefühl seiner Leser wendet und folglich in die Fußstapfen des Poeten tritt.

Und nun jenes Bestreben, die Wahrheit der Darstellung durch eine Auflösung der Thatsachen in ihre Urbestandtheile vor den Augen des Lesers zu documentiren, hat er es durchführen können? Mit nichten. Nur die wichtigeren Begebenheiten finden wir auf diese Weise behandelt, die unwichtigeren hat er nur kurz berührt und mit wenigen Worten abgethan. Wie konnte er auch anders, wenn er nicht in eine unerträgliche Breite gerathen und dem Leser die Hauptsachen mehr verdecken, als in ihrer Bedeutung vor Augen führen wollte. Unter dem mannigfachen ungegründeten Tadel, welchen die seltsame, eigentlich ganz urtheilslose Beurtheilung des Werkes von Dionysius enthält, scheint mir der fast der unverständigste, daß Thucydides zurechtgewiesen wird, weil er die Beschreibungen bald ausdehnt bald zusammenzieht, bald in erhabener, bald in gesunkener Rede vorträgt. Denn in dieser höchst zweckmäßigen Vertheilung von Licht und Schatten, in dieser Abstufung der Töne zeigt sich in hohem Grade der Meister.

Eben dieses wird doch aber wol Niemand dem wissenschaftlichen Theile der Geschichte vindiciren. Die Erfahrungswissenschaft, die nach erschöpfender Gründlichkeit trachtet, hat kein Recht, an den Thatsachen und der ganzen Fülle der Erscheinungen, die sie zu beschreiben hat, das Geringste zu kürzen, wie unermeßlich ihr auch das Feld erscheinen mag. Ohne Zweifel würde auch der Historiker dem künftigen Forscher, dem er den Stoff überliefert, ein eigenthümlicheres und unabhängigeres Urtheil bereiten, wenn er eben so verführe. Aber eben weil er

nicht ein bloßer Stoffüberlieferer sein will, verfährt er nicht so, sondern geht einen großen Schritt weiter. Und indem er diesen nun thut, den einen Gegenstand in voller Beleuchtung und mit genauer Detailschilderung erscheinen läßt, den andern mehr oder minder im Schatten, mit mehr oder minder angedeuteten Umrissen, den einen in den Vordergrund, den andern in den Hintergrund stellt, handelt er als Künstler, und weil als Künstler durch das Mittel der Rede, als Poet.

Bleibende poetische Elemente.

Mit dem Thucydides ist die Forderung an die Geschichtschreibung, ihren Stoff der sagenhaften Behandlung und der subjectiven Willkür zu entziehen, und die Darstellung aus Bildern, die den Thatsachen völlig congruent sind, entstehen zu lassen, an ihre Gränze gekommen. Insofern kann man sagen, daß Thucydides den Gipfel der Historiographie erstiegen und die ihm gestellte Aufgabe gelöst hat. So sind denn auch die poetischen Elemente, die wir bei ihm nachwiesen, stehen geblieben; wo wir sie vermissen, haben wir es entweder mit trocknen, dürren, geistlosen Erzählern, die den Namen der Geschichtschreiber nicht verdienen, zu thun; oder wir empfinden doch bei denen, welche wir anderer Eigenschaften wegen schätzen, einen peinlichen Mangel, wir fühlen auch unbewußt, daß das Werk hinter den Forderungen, die wir an die Geschichte zu machen berechtigt sind, zurückbleibe.

Aber es ist noch ein anderer, noch bedeutsamerer Punkt vorhanden, der als eine Gleichartigkeit oder doch Aehnlichkeit der Poesie und Geschichte zu betrachten ist,

der aber weniger in der Darstellung hervortritt, als vielmehr in dem Verhältniß des producirenden Geistes zu seinem Stoff, in der Behandlung desselben, in der Art und Weise des Schaffens und Bildens liegt.

Es beruht dieses auf der Unmöglichkeit, den Stoff der Geschichte, welcher aus gegenseitigen Beziehungen der Menschen zu einander und Wirkungen aufeinander besteht, folglich im Reiche des Geistes seinen Sitz hat, dem Betrachter in reiner Objectivität vor Augen zu bringen, wie den Naturgegenstand. Er hat immer den Durchgang durch den Geist des Darstellers gemacht, und hat sich hier nicht nur ohne dessen Zuthun nach Maßgabe seiner Individualität abgespiegelt, sondern wird mit bewußter Absicht in einen für die Darstellung tauglichen Gesichtspunkt gerückt. Indem der Geschichtschreiber die einzelnen Theile des Bildes, welches er entwerfen will, erforscht und betrachtet, bezieht er sie auf einen geistigen Mittelpunkt, mit welchem er sie durchdringt und von welchem sie das Leben empfangen, mit dem sie in dem Abbilde wieder erscheinen. Weit entfernt also bloßer Copist zu sein, ist der Geschichtschreiber Bildner im eigentlichsten Sinne des Worts, ein Bildner, der sich freilich streng an die überlieferte Wahrheit hält, aber immer zugleich aus seinem eignen Geiste suppliren muß, um die Mannigfaltigkeit auf die Einheit, die der Verstand fordert, zurückzuführen, sie aus der gefundenen Einheit wieder hervorgehen zu lassen und zu erklären, weniger allerdings durch ausdrückliche Worte, als durch den Geist der Darstellung. Verfährt denn aber im Wesentlichen der Poet anders? Der Unterschied zwischen diesem und dem Geschichtschreiber besteht nur darin, daß es ihm erlaubt ist, Züge zu er-

finden, welche den Mittelpunkt, auf den er die Erscheinung bezieht, deutlicher ins Licht treten lassen. Auch wenn er ganz erdichtete Personen und Begebenheiten behandelt, muß er denselben Gesetzen folgen, Mannigfaltigkeit und Einheit auf dieselbe Weise miteinander in Uebereinstimmung bringen. Die Einbildungskraft aber, welche ihn jene Züge erfinden und ein unvollkommen überliefertes Bild ergänzen läßt, darf auch dem Geschichtschreiber nicht fehlen, sonst würde es schlecht um ihn stehen, wenn er uns das Wesen von Zeiten anschaulich machen will, von denen wir nur unvollkommene oder entstellte Nachrichten haben, wohin keineswegs blos die mythischen vor der gleichzeitigen Geschichtschreibung fallenden Perioden, sondern auch ein großer Theil der seit dieser Epoche verflossenen Jahrhunderte gehören. Das Wesen der nur auflösenden Kritik gehört dem Verstande an, der kritische Geschichtschreiber, der auch wieder aufbaut und schafft, ist ohne Phantasie nicht denkbar. Kritik und Phantasie, wie sehr diese Geisteskräfte auch entgegengesetzt scheinen, müssen Hand in Hand gehen, wenn aus der Erklärung, Verknüpfung und Ergänzung von Bruchstücken verlorener Werke oder kurzer und an sich ungenügender Berichte ein Bild des Ganzen hervorgehen soll. Aber auch bei einer relativ großen Vollständigkeit der Nachrichten wird diese Operation dem Geschichtschreiber nie ganz entbehrlich sein. Wer sich freilich begnügt, erzählte Thatsachen wieder zu erzählen, wird die Einbildungskraft nicht zu Hülfe nehmen; wer aber, ehe er die Feder ergriff, das Bedürfniß fühlte, die Gestalten, die er auftreten lassen will, erst leibhaftig vor die eigne Seele zu führen — und welcher große Ge-

schichtschreiber hat der dazu erforderlichen Zauberformel entbehrt? — der hat mit Phantasie geschrieben.

Diese Betrachtung steht freilich im vollen Widerspruch mit einem berühmten Ausspruch des Aristoteles. Im neunten Capitel der Poetik zieht der Philosoph eine Parallele zwischen der Poesie und der Geschichte, und nennt die erstere philosophischer und würdiger, weil sie die Begebenheiten darstelle, wie sie nach der Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit hätten geschehen können, die Geschichte aber, wie sie geschehen sind. Er macht also die Geschichte ausdrücklich zu einer trocknen Chronik und muß an Herodot und Thucydides keinen andern Maßstab gelegt haben, als den der Treue, mit der sie die Wirklichkeit copirten. Raumer, welcher in seiner Abhandlung über die Poetik die Würde der Geschichte natürlich verficht, sucht den Aristoteles wegen dieser Geringschätzung der historischen Kunst in den beiden bewundernswürdigen Musterschriftstellern dadurch zu entschuldigen, daß er auf ihre Anordnung, die ihn nicht befriedigt haben wird, hinweist. Aber diese Mangelhaftigkeit selbst zugegeben, hätte sie einem Aristoteles den über die bloße Mittheilung des Geschehenen hinausgehenden Geist jener Werke verhüllen dürfen? Gestehen wir lieber, daß wir uns hier eben so unbefriedigt fühlen, wie bei manchen andern Kunsturtheilen und Kunstansichten der Alten. Es dürfte dieses darin seinen Grund haben, daß in diesen Urtheilen die Poesie zu sehr als bloßes Product des berechnenden Verstandes betrachtet, der Wirkung der Begeisterung zu wenig zugeschrieben wird. Und da ist es denn allerdings wahr, daß sich die Gestaltung der Thatsachen für die Darstellung bei dem Dichter weit mehr als bewußte Operation

betrachten läßt, wie bei dem Geschichtschreiber, in dessen Geiste sie mehr aus innerer Nothwendigkeit entspringt. Immer wird es einer der Hauptunterschiede des Dichters und des Geschichtschreibers bleiben, daß dieser im Bewußtsein, vor Allem und als Grundlage, der Congruenz der Darstellung und der Wirklichkeit nachtrachtet. Würde er aber Gedanken und Streben diesem historisch Wahren widmen wollen, wenn es ihm nicht zugleich als das Wahrscheinliche und Nothwendige erschiene, und als solches zur Anschauung zu bringen wäre?

Wie nun die Poesie die Geschichte, insofern diese eine bildende und darstellende Thätigkeit ist, nie ganz aus ihrem Bereiche entläßt, so wirkt fortwährend ein poetisches Element ganz anderer Art im Stoffe der Geschichte, d. i. in der Ueberlieferung der Thatsachen an den Historiker, ein Element, der Mythenbildung nicht unähnlich, nur schwächer und gebrochener als diese. Es ist die Neigung, die vorzüglich im Volke lebt, auf einzelne hervorragende Häupter, oder auch auf Vereine und einzelne Massen, weit mehr zu häufen, als ihnen gebührt, indem man sie fast allein als thätig denkt; verwickelte Begebenheiten zu vereinfachen, ebenso die Eigenthümlichkeiten von Individuen oder von Völkern in einzelne Charakterzüge zu fassen und in pikante Reden zu kleiden, die Schicksale hervorragender Männer als frappante Situationen aufzufassen, oder auch zu solchen zu bilden, kurz, die Geschichte in das Anekdoten- und Novellenartige zu verwandeln. Der Reiz, der hierin für Die liegt, welche in der Geschichte nur das Einzelne, nicht den großen Zusammenhang sehen, macht, daß in dem Gedächtnisse Vieler oft gerade das am meisten haftet, was vor der

Kritik nicht bestehen kann, und das nicht etwa bloß aus dunkeln und wenig bekannten Jahrhunderten, oder über Begebenheiten, wo mangelhafte gleichzeitige Aufzeichnung der Sage Raum giebt, wie z. B. bei der Gründung der schweizerischen Eidgenossenschaft, sondern auch über die allerhistorischesten Zeiten. Was ist z. B. aus der Geschichte des Columbus bekannter als die Uebereinkunft, die er endlich mit seinem meuterischen Schiffsvolke geschlossen, umzukehren, wenn sich binnen drei Tagen kein Land gefunden haben würde. Und doch lies't man davon bei keinem Augenzeugen, in deren Berichten sie unmöglich fehlen könnte, wenn sie wahr wäre; sie ist apokryph, obschon sie auch Robertson aufgenommen hat. Man darf solche Erzählungen nicht mit reinen Erfindungen müßiger Köpfe in eine Classe bringen. Sie machen Zustände, Stimmungen anschaulich, indem sie sie in eine bestimmte Handlung verwandeln, in dem angeführten Falle z. B. die Unzufriedenheit der zaghaften und beschränkten Schiffsleute, das feste und zugleich klug beschwichtigende Verfahren des Columbus, seine Zuversicht, die der Erfolg krönt. Die Forderung, welche Aristoteles an die Poesie stellt, ist hier erfüllt, es ist die Thatsache, wie sie sich unter den gegebenen Umständen und mit den Charakteren der handelnden Personen nach der Wahrscheinlichkeit hätte ereignen können.

Wie vieles Andere dieser Art ließe sich nicht noch anführen! Wer kennt die trügerische Krücke nicht, durch welche Sixtus V. Papst wurde? Die Kritik Leti's, der die Welt mit dieser artigen Erzählung bekannt gemacht hat, hat Schröckh in seiner Biographie begonnen, ohne damit, wie es scheint, Eindruck zu machen; jetzt, nach=

dem Ranke sie durch Aufzeigung der apokryphen Quelle Leti's siegreich vollendet hat, wird wol Niemand mehr daran glauben. Es knüpft dieser treffliche Forscher eine allgemeine Bemerkung daran, der meinigen ähnlich. Die Historie, sagt er, so wie sie in das Gedächtniß der Menschen übergeht, berührt allemal das Gebiet der Mythologie. Nur kann ich eben dieses mit ihm nicht „auffallend" finden. Vielmehr finde ich es natürlich, ja gewissermaßen nothwendig, daß die Geschichte, so wie sie der Zucht und Obhut der Kritik, die wahrlich nicht mühelos über sie errungen worden ist und nicht mühelos behauptet wird, entwächst, zu ihrer ursprünglichen Quelle und Auffassungsweise zurückkehrt. Es liegt ein starker Beweis für ihre wahre Abstammung darin.

Vermöge der großen Gewalt, welche das Novellenartige auf die Menschen übt, schleicht sich aber auch die aus der Luft gegriffene Erfindung, ja selbst was sich als Erdichtung gibt, in die für wahr geltende Geschichte ein. Saint Real mochte seinen Roman vom Don Carlos immerhin selbst historische Novelle überschreiben, er hat wesentlich dazu beigetragen, der Welt lange die verkehrteste Meinung von diesem Prinzen aufzuheften.

Sehr ungern läßt man berühmte Männer durch den gewöhnlichen und natürlichen Lauf der Dinge aus der Welt gehen. Cicero hat gewiß nur halb Recht, wenn er von einigen griechischen Schriftstellern sagt, sie ließen den Themistokles an getrunkenem Ochsenblut sterben, weil sich bei einer gewöhnlichen Todesart kein rhetorischer und tragischer Schmuck anbringen ließ.*) Es hatte sich vielmehr

*) Brutus c. 11.

schon die ihnen zugekommene Ueberlieferung durch den Reiz des Außerordentlichen so gestaltet. Gustav Adolphs Tod ist viel zu verhängnißvoll, um ihn einer feindlichen Kugel zuzuschreiben. Die Phantasie kann sich bei einem gemeinen Zufall nicht beruhigen. Wie viel mächtiger ist der Eindruck des schauerlichen im Finstern schleichenden Verraths. Kommt nun erst politische Leidenschaft und Parteilichkeit dazu, so ist nichts schwerer als der einfachen Wahrheit den Sieg über jenen unwiderstehlichen Reiz zu verschaffen. Bis auf den heutigen Tag müssen die aus der Mitte einer bedeutsamen Laufbahn gerissenen Fürsten und Feldherren dem Gift erliegen, die in einer bedenklichen Lage rechtzeitig gebornen Prinzen untergeschobene Kinder sein.

Nehmen wir diese Leidenschaftlichkeit und jenen Hang zusammen, so sehen wir, daß auch die verfälschte Zeitgeschichte nicht immer unbedingt als das Werk absichtlicher Entstellung zu betrachten ist. Es giebt Schriften, deren Verfasser, halb von Anderen, halb durch sich selbst getäuscht, die Thatsachen, die sie vorbringen, ziemlich treu wiedergeben, aber durch Hinwegsehen über alles Unbequeme, und durch den Taumel einer falschen Begeisterung über die Wurzeln und Motive der Handlungen verblendet, seltsame Ideale erzeugen. Man sehe nur jene so begierig gelesenen, leider auch geglaubten Lebensbeschreibungen des gestürzten Kaisers an. Nicht nur Großheit, sondern Wohlwollen, Edelsinn, Menschenliebe ist Alles in ihm. Wie Liebe zum Vaterlande allein ihn bewog, es den Händen Unfähiger zu entziehen, wollte er auch andere Völker durch seine Herrschaft beglücken, aber man faßte ihn nicht. Die alte Schlange hörte nicht auf, zu undankbarem Auflehnen wider ihn zu reizen, und doch erlag er zuletzt den Waf-

fen des ganzen wider ihn verbündeten Europa nicht. Nur durch hämischen Verrath konnte er, wie Siegfried, fallen. Wir nennen den ersten Frankenkaiser, wie er im Pseudoturpin erscheint, einen mythischen; und doch dürfte er dem, welchen Einhard beschrieben, kaum unähnlicher sein, als dieses Bild des letzten Frankenkaisers dem wahren.

Es ist das Geschäft der ächten Geschichte, diese Wahnbilder zu zerstören, und nicht immer ein leichtes. Noch lange ist die Wahrheit nicht so ergründet, wie sie es durch den gehörigen Gebrauch der vorhandenen Mittel sein könnte. Aber auch wenn sie es der Hauptsache nach einmal sein wird, wird doch die Geschichte vermöge des, diesem ihrem objectiven Elemente gegenüber als ein subjectives zu bezeichnenden, nicht aufhören, ein Gewebe der Penelope zu sein, wie sie es bisher war zum Erstaunen der Unkundigen und zum Verdrusse Derer, welche nicht begreifen, daß auch hier das Streben größer und fördernder ist, als das Ruhen im Erreichten.

Das Drama und seine Bedingungen.

Nachdem ein Bedürfniß für das Vernehmen wahrer Geschichte entstanden war, welchem Herodot und Thucydides auf eine so großartige und befriedigende Weise entsprachen, war die erzählende Poesie völlig in den Hintergrund gedrängt. Die Bestrebungen, sie neu zu beleben, welche im Jahrhundert dieser Männer, obschon von talentvollen Dichtern, wie Panyasis es war, gemacht wurden, mußten mißlingen. Die alten mythischen Stoffe waren erschöpft und konnten, um den Reiz der Neuheit zu gewinnen, nicht ohne einige Willkür behandelt werden.

Aber nicht nur diese neuen Dichter blieben wirkungslos, auch Homer entzückte nicht mehr, riß nicht mehr fort, wie sonst. Es fehlte der Glaube an die reale Wahrheit des Vorgetragenen, und die ideale Wahrheit der innern Uebereinstimmung vermochte man als eine von jener getrennte nicht aufzufassen. In diesem Gefühle versuchte es Choerilus der Samier, in einer dem Homer an Simplicität nahe kommenden Sprache *), die Perserkriege zu besingen; aber der Versuch, dem Epos die Gegenwart oder nahe Vergangenheit zuzueignen, scheiterte noch entschiedener, weil das, was schon Stoff für die nach möglichster Congruenz mit der Wirklichkeit strebende Darstellung geworden war, hier in eine Form gezwängt werden sollte, welche der Auffassungsart eines längst verschwundenen Culturzustandes angehörte. Auf diese Weise wie auf jene konnte die epische Poesie nur als eine gelehrte und künstliche noch angebaut werden, einem wahren, in dem Bildungszustande der Nation liegenden Bedürfniß nicht mehr entsprechen. Als die Lyrik in ihrer Blüthe die lebhafteste Theilnahme fand, hatte sie nicht versäumt, sich gleichfalls des historischen Elements zu bemächtigen, aber der Natur der Sache nach konnte es in ihr nie mehr als Nebenwerk sein. Sollte nun der Poesie, so lange sie noch eine lebendige aus frischem Quell rinnende war, dieser große Grundbestandtheil bewahrt werden, so mußte sie sich eine neue Form dafür suchen, und diese war das Drama.

Den Glauben, der für den epischen Dichter verloren ist, bringt der dramatische für sich von neuem hervor, in=

*) *Naeke*, De Choerili aetate etc. p. 65.

dem er durch die kühnste aller poetischen Fictionen die Entfernung in Zeit und Raum aufhebt und den Zuschauer sehen läßt, was jener ihm nur erzählt. Denn wenn er sich dieses unermeßlichen Vortheils mit Einsicht, Begeisterung und Kunst zu bemächtigen weiß, so nöthigt er für die Stunden, in denen sein Zauber waltet, den Zuschauer, an ihn zu glauben, das heißt, die Wirkung der unmittelbaren Anschauung wird zu einer so mächtigen und unwiderstehlichen, daß das Bewußtsein der Täuschung ganz in den Hintergrund tritt, der Antheil an dem gegenwärtigen Vorgange aber bis in die Tiefen der Seele dringt und sie erfüllt. Indem der Dramatiker die Begebenheiten auf ihre ganze Ursprünglichkeit zurückführt, verbindet er die für den spätern Epiker getrennten Glieder der erscheinenden Wirklichkeit und der idealen, poetischen Forderungen gemäßen Wahrheit wieder unmittelbar. Die Form des Gedichts gibt dem Zuschauer die dazu erfoderliche Geistesrichtung, denn wer einer Erzählung zuhört, ist es sich bewußt, wenn er nicht kritisch auflöst, den Gedanken vom Erzähler zu empfangen, wer dem vor seinen Augen Vorgehenden zuschaut, will selbstthätig das Gemüth der Handelnden erforschen und das Innere mit dem Aeußern verknüpfen. Diese Stimmung des Zuschauers, die als eine zweite, innere Täuschung zu betrachten ist, zu erhalten, die Spiegelung der Handlung in der Seele des Dichters zu verdecken, darum Alles an lebendige Handlung zu knüpfen, um aus Handlungen, nicht aus Schilderungen und Entwickelungen von Gemüthszuständen die Einheit des Ganzen hervorgehen zu lassen — ist die tiefste Kunst des Dramatikers, das, was ihn am wesentlichsten vom erzählenden Dichter unterscheidet.

Wegen des großen Einflusses, den Geschichte und Drama auf einander üben, sei es erlaubt, bei den Bedingungen des letztern hier noch zu verweilen.

Erwägen wir, daß zur dramatischen Poesie diese beiden Erfordernisse gehören: das eines lebendigen, poetisch-geschichtlichen Sinnes und Bedürfnisses, und das des klarsten Auges für geistige Individualitäten und der geübtesten Fähigkeit, sie ganz aus ihnen selbst heraus darzustellen; so ergiebt sich, daß es nur gewisse Gränzepochen im Leben der Völker sein können, wo sie recht aus dem innersten Triebe des Zeitgeistes heraus gedeiht. Denn die Cultur hat entweder den Höhepunkt, wo die Kunst der vollsten Aneignung des von dem geistigen Urstrome des Traditionellen und Typischen frei gewordenen Objects fähig ist, noch nicht erreicht; oder, wenn er erreicht ist, geht das Verlangen nach Uebereinstimmung zwischen dem Natur- oder Geschichtsobject und der künstlerischen Darstellung schnell in eine platte Wirklichkeitsforderung über, welche den poetischen Sinn schwächt und endlich tödtet.

An und für sich aber wird die Berührung und Begegnung dieser beiden Sinnesarten und Fähigkeiten noch keineswegs hinreichen, eine Blüthe der dramatischen Poesie hervorzurufen, es muß eine besondere Richtung und Beschaffenheit der Nation vorhanden sein, die sich dieses Glückes erfreuen soll. Wenn nämlich schon die Poesie überhaupt das allgemein Menschliche nur in dem volksthümlich Besondern auffassen und darstellen kann, so ist dies ganz besonders in der dramatischen der Fall, deren Gestalten ja nothwendig wie die lebendigsten so die individuell abgegränztesten sein müssen. Vollkommen wahr und treffend kann aber ein Volk solche nationelle Bilder

nur von sich selbst entwerfen, es muß also die Eigenthümlichkeit desselben eine würdige und bedeutsame, von Cultur und Geist durchdrungene sein; und wenn die Schilderung mit wahrer Lust und Freude, mit jenem innigen Behagen geschehen soll, die zur Frische des Kunstwerks gehören, so ist dazu erforderlich, daß das Volk auf seine Eigenthümlichkeit mit einem gerechten, stolzen Selbstgefühl blickt, welches das Glück und die Vorzüge keines andern Volkes beneiden darf, da es in ihr ein befriedigendes Gut besitzt.

Nur da, wo bei einem höher begabten Volke jene Gränzepoche der Geistesrichtungen mit einem solchen Selbstgefühle zusammentritt, sind die Bedingungen zu einer Schaubühne, an der das Volk durch Genuß und Antheil selbst schaffend wirkt, vorhanden. Ich sage einer Schaubühne, denn wo immer die dramatische Poesie naturgemäß und großartig hervortrat, hat sie in der bestimmtesten Beziehung zu einem realen Theater gestanden.

Hieraus geht hervor, warum eine wahre und ächte Blüthe des Dramas zu den seltensten Erscheinungen in der Culturgeschichte gehört, und wie einerseits Ernst, Einsicht, Begeisterung, denen das vaterländische Gefühl fehlt, andererseits eine hohe Meinung von der eignen Nation, welcher der ächte poetische Schwung fehlt, nur Annäherungen zu einer Blüthe des Theaters bilden können, wo im erstern Falle ein zu großes Uebergewicht des idealen Elements über das reale, im letztern das Umgekehrte stattfinden wird. Auch wird dadurch klar, warum die Griechen, bei welchen beide Elemente sich durchdrangen, erst zur Zeit der Perserkriege ihr großes Drama erzeugen

konnten, und warum es mit dem peloponnesischen wieder erlöschen mußte.

An einem andern Orte *) habe ich nachzuweisen gesucht, daß die, wenn sie sich in reichen mannigfaltigen Erscheinungen entfaltet, nicht minder als die des Dramas seltene, Blüthe der bildenden Kunst sich gleichfalls nur da findet, wo die beiden Perioden der jugendlichen Begeisterung und die der Mühe um genaue Auffassung der Dinge in ihrer objectiven Wahrheit durch Berührung ineinander übergehen, daß aber dies nicht durch die vorherrschende Richtung auf das Nationale, sondern vielmehr durch den das rein Menschliche erkennenden und hervorhebenden Blick bedingt ist. In der That ist unter den modernen Völkern keines, welches den Doppellorbeer eminenter Erzeugnisse auf beiden Gebieten davongetragen hätte. Nur den Griechen war dies vergönnt, weil sie beide einander scheinbar widersprechende Erfodernisse in sich vereinigten. Denn das war das Einzige, das ist das Unerreichbare der alten Hellenen, daß sie die eine Richtung nicht auf Kosten der andern ausbilden durften, daß sie in beiden zugleich groß waren. Nie hat ein anderes Volk den allgemeinen Typus der Menschheit, ihre edelste Form und Schönheit so rein dargestellt wie die Griechen, und doch hatten andererseits ihre Kunsterzeugnisse auch wiederum ein so entschieden nationales Gepräge, wie kaum die eines späteren, weil sie auf kein anderes blickten, wie unmittelbar oder mittelbar die folgenden Culturvölker auf sie.

Ich komme von dieser Abschweifung auf die Historie

*) Reisebriefe aus Belgien, S. 289 fg.

zurück. Das Element derselben muß im Drama vorwalten wie im Epos; denn wie ein tief liegendes inneres Bedürfniß, große Begebenheiten in einem würdigen Spiegel zu erblicken, auf einer frühern Culturstufe zum epischen Gedicht führte, so auf einer spätern ein ähnliches Bedürfniß zur dramatischen. Dort verwandelte sich die Geschichte auf dem poetischen Gebiete in Epos, hier in Drama. Und wie der Sinn, der sich der Vergangenheit des Heroenzeitalters, der mythischen Periode zuwandte, zwar nicht mehr mit der alten Kraft wirkte, aber doch noch immer lebendig war, fand auch die Tragödie Boden und Stoff am natürlichsten in derselben Periode. Nur bei Begebenheiten so colossaler Art, daß die Verwickelungen, welche ihren Platz in der prosaischen Geschichte gefunden hatten, sich von den großen Umrissen leicht ablösen ließen, konnte die tragische Dichtung auch die Gegenwart darstellen, wie Aeschylus in den Persern. Oder es wurden gerade diese Verwickelungen, an denen die Gegenwart sich abmüht, allein hervorgehoben und in poetischer Weise auf ihren Ursprung, auf die mangelhafte, belachenswerthe Seite des menschlichen Daseins zurückgeführt. Sie fielen daher der komischen Dichtung zu, die also auch in ihrer Art auf historischem Boden steht.

Andererseits wurde auch wieder die Geschichtschreibung wesentlich von der dramatischen Poesie berührt, und erst von diesem Standpunkte aus läßt sich die Charakteristik des Thucydides vervollständigen. Denn auch in seinem Werke ist der dramatische Geist, der die Poesie umgestaltete, lebendig, mag nun die in der Zeit liegende Richtung auf dem verwandten Felde Aehnliches hervorgetrieben haben, oder mochte der Eindruck der großartigen Dich-

tungen, die der Jugend des Geschichtschreibers die würdigste Geistesnahrung boten, mächtig genug gewesen sein, in die Farbe und Haltung seines Werkes zu dringen. War doch die Zeit mit der dramatischen Auffassungsweise und Form so erfüllt, daß sie zur philosophischen Darstellung den Weg fand; wie hätte die Geschichte sich ihrem Einflusse entziehen mögen! Es lebt aber das dramatische Element im Thucydides innerlich in der großen Objectivität des Werkes, vermöge welcher der Autor sich fast ganz zurückzieht, und dem Leser die handelnden Personen und streitenden Parteien selbst vorführt; in der Form in den Reden, welche vermöge dieser Betrachtung wol eine tiefere Bedeutung gewinnen, als man ihnen gewöhnlich giebt. Die Unterredung zwischen den athenischen Abgeordneten und den Meliern im fünften Buche ist eine ganz dramatische Scene. Mag der Geschichtschreiber sich in den mitgetheilten Reden auch noch so sehr an die Nachrichten über den Inhalt der wirklich gehaltenen angeschlossen haben; er konnte nicht umhin ihnen aus seinem eignen Geiste Zusammenhang, Rundung, Farbe und Form zu geben.

So ist also die Geschichtschreibung bei den Griechen nicht bloß aus der Poesie hervorgegangen, sondern auch, so lange sie noch reifte und wuchs, unter dem Einflusse der Entwickelung und des Stufenganges derselben geblieben.

Die späteren Griechen.

Auch das hat Thucydides mit der Blüthe des Dramas gemein, daß eine Geschichte seiner Art und Kunst

nur entstehen konnte an der Gränze, wo das Vorwalten des Instincts und der Contemplation in das Vorwalten der Reflexion übergeht. Nach seinen Zeiten fehlt diese Durchdringung, die historische Kunst wird mehr gesucht, als daß sie ein Product des die Geschichte in seiner Weise auffassenden und darstellenden Zeitgeistes wäre. Wahrhaft große Geister sind immer beides: besondere Geschenke der günstigen Gottheit und Gipfelpunkte der in der Zeit verbreiteten und herrschenden Ideen; in den Perioden der Reflexion, des Sinkens, tritt das letztere Element zurück, die Individuen trennen sich von ihrer Zeit und schlagen besondere Wege ein. Wir sehen daher schon bei den Griechen fortan die Geschichtschreiber ihre Zeitalter weit weniger als früher repräsentiren, und bei den andern Völkern prägt sich auch die Nationalität in ihnen weniger scharf aus, weil jede höhere historiographische Thätigkeit unmittelbar oder mittelbar, bewußt oder unbewußt, von den Griechen abhängt. So hört denn mit dem Thucydides die Bezeichnung der Epochen der Geschichtschreibung auf, zusammenzufallen mit der Schilderung ihrer ersten Meister; daher darf auch dieser Versuch über jene nun kürzer werden und den angekündigten Charakter der Skizze tragen, über den er bis jetzt, um das Princip, von dem er ausgeht, zu begründen, hinausgegangen ist.

In den Perioden sinkender Nationalkraft zeigt sich das Talent nicht nur herabgestimmt, sondern auch mit sich selbst entzweit; der Weg, den es zu verfolgen hat, steht ihm nicht mehr mit unzweifelhafter Gewißheit vor Augen. Die Reflexion spaltet die großartige Einheit von Stoff, Gedanken, Zweck, Darstellung in verschiedene Richtungen. Dies ist der Geist, unter dessen Einflüssen

Xenophon zum Geschichtschreiber wurde. Als praktischer Philosoph will er das Staatsleben und dessen Entwickelung nicht von der im Volke gegebenen historischen Basis, sondern von Theorien und Idealen abhängig machen, ein Bestreben, welches der unbefangenen Auffassung geschichtlicher Verhältnisse nicht förderlich ist, den Blick für sie vielmehr abstumpft. Darum gehen auch die politische Lehre und die historische Composition, die im Thucydides ein Ganzes bilden, bei ihm getrennt aus einander. Denn einen so reichen Stoff die Zeit, die er geschichtlich behandelte, für Staatslehren auch darbot, er wußte ihn für diesen Zweck nicht zu gebrauchen, er bedurfte eines Ideals und schrieb die Cyropädie, die man mit Unrecht einen historischen Roman genannt hat, da die Erdichtung und Ausschmückung nicht zu Gunsten des poetischen, sondern des didaktischen Elementes geschehen ist. Schon daraus erklärt sich das Dünne, oft Dürftige in den hellenischen Geschichten, dann aus der — um mich gelinde auszudrücken — verschobenen Stellung Xenophons zu seiner Vaterstadt. So verderblich wirkte die unglückliche Parteiung der Zeit auf die Geschichtschreibung, die sie in Zweifel, Schwanken, Halbheiten brachte, wie den Staat selbst. Wie ungleich vorzüglicher ist Xenophon da, wo das politische Interesse in den Hintergrund tritt, in der Beschreibung des Feldzugs, der Griechen aus Barbarenhänden rettete! Hier hat er sich als Mensch wie als Autor ein schönes Denkmal gesetzt, obschon die Gattung der historischen Memoiren, die er hier gründete, sich für die moderne Zeit doch weit mehr eignet, als für die antike, wo sie auch zu den Erscheinungen des sich trennenden und spaltenden Lebensganzen gerechnet werden muß. Ueberhaupt war es eine

Zeit des ersten Hervortretens von Keimen und Gestalten, die auf die Zukunft hindeuteten, wo sie mit ihrer weitern Entfaltung und Entwickelung auch erst ihre Rechtfertigung erhalten konnten.

Bei aller anmuthigen Einfachheit und Natürlichkeit der Sprache fehlt der xenophontischen Darstellung der volle kräftige Brustton, der aus einer andern Betrachtungsart und einer andern Persönlichkeit des Schreibenden hätte stammen müssen, womit zugleich das poetische Element zurückgedrängt war, und von den Lesern nicht anders als schmerzlich vermißt werden konnte. Wie nun der oberflächlicher gewordene Sinn stumpf ist für die Unterscheidung des Inneren und Aeußeren, glaubte die Historiographie die Kraft und den Schwung, die ihr abhanden gekommen, wieder finden zu können in der damals mit so großer Vorliebe betriebenen Rhetorik, wo Stil und Geschmack in Gewandung und Faltenwurf ersetzen sollten, was den Formen der nackten Glieder an Großheit, Freiheit und Frische fehlte. Die Rhetorik bedurfte, um einen würdigen Stoff zu gewinnen, der Geschichte ebenso, wie diese jener; die meisten Schüler des Isokrates waren Geschichtschreiber *). Die wenigen erhaltenen Fragmente und die Urtheile der Alten reichen nicht hin, uns von der Art und Kunst dieser Autoren eine vollständige Vorstellung zu geben; das aber können wir im Allgemeinen aussagen, daß sie in dem Gewählten des Ausdrucks und der Sprache, in dem mit Studium und Absicht angebrachten und vertheilten, zuweilen jedoch schon an das Ueberladene und

*) *Ruhnken*, Hist. crit. orat. gr. p. LXXXIII.

Schwülstige streifenden, Redeschmuck das Künstlerische der Geschichte gesucht haben müssen. Aber in der beginnenden Manier kann außer dem Verführerischen auch noch etwas Großes liegen, und vielleicht würden wir mehr als in den Fragmenten davon spüren, wenn uns ein ganzes Buch des Theopompus übrig geblieben wäre, der an Kraft seinen Meister übertroffen hat. Der überschwengliche Reichthum dieses Geschichtschreibers an Abschweifungen und Episoden kann in seinem Stoffe und seiner Behandlungsweise die Erklärung und Rechtfertigung nicht finden, die dem Herodot zu gute kommen; es zeigt dieser Reichthum vielmehr deutlich den Rhetor und Sophisten, der vor Allem liebt sich über anziehende Gegenstände mannigfacher Art vernehmen zu lassen, ohne Rücksicht auf die Gesetze der historischen Anordnung und Einheit. Aber dieser Sinn war wol damals überhaupt schon ziemlich verschwunden. Auch hat es Theopompus, um die Leser anzuziehen und zu ergötzen, nicht verschmäht, viele mythische und fabelhafte Erzählungen einzuflechten, die er ohne Zweifel, um der Kritik nicht zu verfallen, viel entschiedener wie Herodot als solche angegeben haben wird, wodurch sie denn aber nur um so einleuchtender als müßiges und ungehöriges Beiwerk erscheinen mußten. So zeigte sich denn in dem von ihm angeschlagenen, unstreitig viel nachgeahmten Tone die bestimmteste Abweichung von den Grundsätzen und der Art des Thucydides.

Dagegen suchte sein Zeitgenosse und Mitschüler Ephorus eine Verbindung des mythischen Sagenstoffes mit der Geschichte, aber auf die willkürlichste Weise, indem er nämlich, wie Otfried Müller sagt: „mit der Verkennung des Sagencharakters überall historischen Zusammenhang

hineinzwängte und dann die Lücken der Tradition durch Raisonnement zu ersetzen strebte." So ist er das Haupt einer Schule geworden, die es verschuldet, daß Diejenigen, die ihrer Willkür entgegenstreben, von Vielen am meisten der Willkür angeklagt werden.

Lust an Prunk, an schönem kunstvollen Redeerguß, Gewalt über die Sprache, Schaustellung einer gewiß oft sehr bedeutenden Virtuosität in einzelnen Schilderungen, ohne daß sich das Einzelne zu einem künstlerischen Ganzen rundete, wird im Allgemeinen der Charakter der Geschichtschreibung zur Zeit Alexanders gewesen und ziemlich weit über die Diadochenzeit hinaus geblieben sein, mit einem nach der verschiedenen sittlichen Gesinnung der Schriftsteller sehr verschiedenem Maße von Treue und Wahrheit.

Gegen diese herrschende Richtung erhob sich nun der Schriftsteller, über den es uns nach langer Zeit wieder vergönnt ist, ein selbständiges Urtheil zu fällen, Polybius. Es darf nicht Wunder nehmen, daß er fast alle Geschichtschreiber, die er anführt, bekämpft, da er den Zustand der Historiographie in seiner Zeit als einen krankhaften, durch falsche Rhetorik äußerlich übertünchten, innerlich aber von sophistischer Lüge angefressenen betrachtet, und gern die Gelegenheit ergreift, die ganz entgegengesetzten Grundsätze und die Methode, denen er folgt, ins Licht zu setzen. Wie Thucydides auf Wahrheit dringt gegen Die, welche leichtgläubig Sagen für Geschichte nehmen, so Polybius gegen Die, welche sie aus Gleichgültigkeit oder Parteilichkeit vernachlässigen, oder der Wirkung, die sie beabsichtigen, aufopfern. Am merkwürdigsten ist hier eine Stelle *),

*) II, 56.

wo er dem Phylarchus vorwirft, er habe es in seiner Geschichte darauf angelegt, durch pathetische Schilderungen von Jammerscenen, Thränen und Klagen, die Leser zu rühren und zum Mitleid zu bewegen. Phylarchus, meint er, sei hier in das Gebiet der Tragödie übergegangen, und setzt bei dieser Gelegenheit die Zwecke der Tragödie und der Geschichte einander so entgegen, daß jene den Hörer für die Gegenwart erschüttern und auf sein Gemüth wirken, diese den Wißbegierigen für alle Zukunft unterrichten und überzeugen, jene vermittelst des Ueberredenden und Einnehmenden, diese durch die Wahrheit wirken wolle. Man hört hier jenen Satz des Aristoteles durchklingen, auf den Polybius durch mannigfache Erfahrungen von dem falschen und verderblichen Uebergreifen der Geschichte auf das Gebiet der rhetorisch wirkenden Poesie wohl mit mehrerem Rechte kommen konnte, als der Stagirit selbst; nichts desto weniger verkannte auch er, daß das Wahre, in großartiger Einfachheit hingestellt, nicht minder erschüttern und das Gemüth in Anspruch nehmen wird, als das Wahrscheinliche, welches der Dichter sucht und bildet, wenn der Geschichtschreiber dieser Region des menschlichen Daseins und seiner Schicksale nicht etwa mit Absicht aus dem Wege geht. Dies ist aber eben die Vorstellung des Polybius, daß sie gar nicht in den Bereich des reinen Geschichtschreibers gehöre. Die großartige Idee der Wahrheit, die beim Thucydides in ihrer Reinheit auftritt, war bei ihm zu einem erstarrten und einseitigen, daher nüchternen Begriffe geworden. Dahin führte ihn seine Weltbetrachtung, und auf diese die große, höchst imponirende Erscheinung seiner Zeit, die Erringung der Weltherrschaft durch Rom. Zu zeigen, wie dieses

wunderbare Ereigniß sich zugetragen, welche Ursachen es herbeigeführt, ist, wie er selbst schon im Eingang sagt, der Hauptzweck seiner Geschichte, und am Schlusse weist er nochmals auf diese Einsicht, als auf die schönste und nützlichste Frucht seiner Mühe hin *). Nun leitet er alle Erfolge Roms von seinen Staatseinrichtungen, die Güte der Verfassungen und Sitten überall von der Weisheit der Gesetzgeber, die das Zweckmäßigste anzuordnen wußten, her. Den Einfluß natürlicher Ursachen leugnet er nicht, glaubt aber, daß es nur klug angewendeter Mittel bedürfe, um ihn zu überwinden und zu beseitigen **). Ist nun der berechnende Verstand zum obersten Princip der Weltbegebenheiten gemacht, so darf man diesen Berechnungen nur folgen, um alle ihre Gründe zu enträthseln. Darum sehen wir den Polybius so sehr auf die Hervorhebung der ursachlichen Momente dringen, deren Entwickelung er das vorzüglichste Erforderniß der Geschichtschreibung nennt ***). Dadurch wurde er der eigentliche Urheber der sogenannten pragmatischen Geschichte, welche, so wichtig und bedeutungsreich das Element auch ist, das sie hervorhebt, doch der Tiefe wie der Unbefangenheit der geschichtlichen Darstellung den empfindlichsten Abbruch thut, indem sie die Wirkungen des fort- oder zurückschreitenden Zeitgeistes, des Völker-

*) Script. vet. nova coll. e Vatican. cod. Ed. Maio. T. II. p. 461.

**) Man sehe z. B. was er IV, 21. von dem natürlichen Charakter der Arkader und von der Wirkung der Musik auf sie sagt.

***) III, 32.

lebens, das Geheimnißvolle in den individuellen Richtungen, alle in der Tiefe gährenden Kräfte ignorirt, oder in den Hintergrund schiebt. Söhnt Polybius selbst für diese Einseitigkeit aus durch seine Einsichten, seinen hellen Blick und scharfen Verstand, die zuweilen eine Aussicht auf Dinge gewähren, die außerhalb des Kreises seiner bewußten Absicht liegen; so tritt sie in manchem seiner Nachahmer als eine unleidliche Zerstörerin aller Unmittelbarkeit, alles echten historischen Geistes auf.

Ob Polybius eine eigentliche Schule gestiftet, kann wegen der vorherrschenden Richtung auf das Rhetorische billig bezweifelt werden, aber von großem Einfluß waren seine Lehre wie sein Beispiel, wie besonders in neueren Jahrhunderten, die ihn übermäßig verehrten, so auch schon im Alterthum. In den Forderungen, welche Cicero in einer bekannten Stelle *) an die vollkommene Geschichtschreibung stellt, wird die Regel des Polybius sehr entschieden hervorgehoben. Und so muß man sich die folgende griechische Geschichtschreibung als eine zwischen dem rhetorischen und dem pragmatischen Elemente bald schwankende, bald beide zu vereinen und zu verschmelzen strebende vorstellen, mit sinkender, doch zuweilen durch besondere einzelne Talente über den umgebenden Strom des Verfalls hervorragender Kraft und Virtuosität, leidlich zum Theil noch bis in die byzantinische Zeit hinein.

Wir haben daher hier nur noch eines Geschichtschreibers besonders zu erwähnen, des Plutarch nämlich, weil er einen eignen Weg einschlug, und vermöge des-

*) De orator. II, 15.

selben in der modernen Zeit einer der vielgelesensten und einflußreichsten Schriftsteller des Alterthums geworden ist. In der Schrift „Ob die Athener durch Krieg oder durch Weisheit berühmter gewesen", wo er der von Simonides herrührenden Vergleichung der Malerei und der Dichtkunst erwähnt, zieht er, gewiß nicht ohne einen Seitenblick auf Polybius und die durch ihn eingeschlagene Richtung, die Geschichtschreibung ausdrücklich zur Poesie, indem er aus ihr seine Beispiele schöpft und von ihr vor allem poetische und malerische Wirkungen fordert. Derjenige sei der beste Geschichtschreiber, dessen Erzählung Gemüthsbewegungen und Personen zur Anschauung bringt wie ein Gemälde. Thucydides wenigstens, fügt er hinzu, hat immer nach einer Darstellung gestrebt, welche den Hörer zum Zuschauer macht und in dem Leser die Leidenschaften und Erschütterungen hervorruft, die der gegenwärtig Gewesene empfand; worauf er Beispiele aus diesem Schriftsteller anführt. Mit keiner geringern Autorität also als der eines solchen historischen Heros waffnet sich Plutarch, um der Geschichte die poetischen Bestrebungen und Wirkungen zu vindiciren, welche die Verstandes- und Nützlichkeitsforderung mächtig und mit Erfolg zurückgedrängt hatte.

Er selbst rang zwar nicht nach der eigentlich historischen Palme, aber in seine Biographien, in welchen er um so eher einen freiern Weg einschlagen zu dürfen glaubte, zog er ein Element, welches wir von einer andern Seite her ein dem Poeten und seinem Bedürfniß verwandtes nennen dürfen. Der Standpunkt nämlich, auf den sowohl die Betrachtung des tiefen Verfalls alles politischen Lebens als seine eigne Richtung und Ansicht

ihn stellten, ordnete die Verhältnisse der Menschen im Staate ihrer sittlichen Beschaffenheit unter, und bestimmte danach die Bedeutung und das Interesse der Geschichte. Daher jene von ihm so reichlich eingestreuten Züge, welche den Staatsmann und Helden nicht als Glied, Leiter und Führer einer socialen Verbindung, sondern als Menschen zeichnen. Die Poesie aber, die ihn gleichfalls so auffaßt und der anderen Beziehungen sich nur bedient, um dem Individuum eine bestimmte, scharf begrenzte Gestalt zu geben und den Einfluß der äußeren Verhältnisse auf das rein Menschliche zu zeigen, findet in denselben Zügen den ihr angemessenen Stoff. Dieses individuelle, persönliche Leben macht sich zwar überall geltend, aber in den Großthaten und ihren Erfolgen wird es oft nicht entdeckt und bemerkt, und Plutarch hat gewiß Recht, wenn er in der Einleitung zum Alexander sagt, daß eine wenig bedeutende Handlung, eine Rede, ein Scherz von einem Charakter oft ein besseres Bild geben, als mörderische Schlachten und Städtebelagerungen. Aber mit dem ernsten und strengen Antlitze, wie sie dem Thucydides erschien, auftretend, verschmähte die Muse der Geschichte solche Charakterzüge, ein mal weil sie eben die Wirkungen der Handlungen auf die socialen Verhältnisse in den Mittelpunkt zu stellen gebot, dann weil die Wahrheit solcher einzelnen Sittenzüge und Reden so schwer zu ermitteln ist. Plutarch dagegen entfernte sich von dieser Strenge theils in der bestimmten und bewußten Absicht, seinen auf das Sittliche gerichteten Zweck dadurch zu fördern, theils unbewußt fortgerissen von demjenigen Interesse an diesem Bestandtheile der Geschichte, welches man uns ein halb poetisches zu nennen erlauben mag. Denn es liegt in diesen Anekdoten,

frappanten Handlungen, novellenartigen Begebenheiten etwas so allgemein Ansprechendes, ja es ist ein so wesentliches Bedürfniß, sich große Männer menschlich dadurch näher zu rücken und begreiflich zu machen, daß die Kritik hier nie einen vollständigen Sieg davontragen, vielmehr das ewige Recht dieser Erzählungen, auf das menschliche Gemüth zu wirken, sich immer wieder geltend machen wird. Weniger weil Plutarch überhaupt Charaktere treffend zu zeichnen verstand, als weil er auch mit diesen Mitteln zeichnete, haben seine Biographien einen so außerordentlichen Beifall gefunden. Den Menschen zu begreifen, wie sein Wollen, Streben, Handeln durch so viele außer ihm liegende Einflüsse der Natur und des Geistes, durch sein Volk, dessen Charakter und Entwickelung, die herrschende Richtung der Zeit, bedingt sind, das ist die Sache eines ernsten und mühevollen Studiums; ihn zu betrachten, wie er auf seiner Persönlichkeit ruht, eine Erholung für Freistunden, welche ernsten und heiteren Spielen des Geistes und den Gebilden der Phantasie den willkommensten Anknüpfungspunkt darbietet.

Die Römer.

Von anderer Art als bei den Griechen sind bei diesem Volke die Anfänge der Geschichte gewesen. Hier finden wir sehr früh priesterliche Jahrbücher, die wir uns als äußerst dürr und trocken vorzustellen der Natur der Sache nach ein Recht hätten, wenn sie auch nicht ausdrücklich so beschrieben würden. Und gesetzt auch, daß die echten der alten Zeit im gallischen Brande nicht untergegangen seien, man folglich an ihnen bis in die Periode

der Könige hinein eine unverächtliche Grundlage für eine chronologische Geschichtsübersicht gehabt habe; ein im Volke vorhandenes historisches Bedürfniß lebendiger Art können sie nicht befriedigt haben. Vielmehr bezeugen Art und Inhalt der überlieferten Geschichte der ersten Jahrhunderte, daß es neben ihnen Sagen und Erinnerungen poetischer Färbung gegeben hat, unzweideutig; wenn schon der Streit darüber, ob diese Ueberlieferungen in Liedern, epischen Gesängen mehr oder weniger ähnlich, erhalten worden sind, oder nicht, schwerlich auf eine entscheidende Weise zu schlichten ist. Ueberhaupt bleibt, wohin man sich bei der Beantwortung dieser Frage auch wenden möge, immer etwas Räthselhaftes in Bezug auf die Urquellen der ältern römischen Geschichte übrig. Es kommt in den Nachrichten über die Verfassungsentwickelung vor der gallischen Zerstörung Umständliches vor, welches man weder als unecht und ersonnen betrachten, noch füglich, sei es als aus annalistischen Aufzeichnungen, oder aus Liedern, oder aus lobrednerischen Familienberichten geschöpft ansehen kann.

Wie dem auch sei, die Verbindung eines annalistisch-prosaischen und eines sagenhaft-poetischen Elements hat in Rom bei dem Eintritt der historischen Ueberlieferung in die Litteratur vorgewaltet; Form und Darstellung waren dürr und herbe, auch für die Erzählung der Sagen kam Alles auf den Inhalt an, so daß man die Uebereinstimmung, welche Cicero zwischen diesen ältesten Geschichtschreibern und den griechischen Logographen findet, vollkommen begreift. Dennoch hat allmähliche Entwickelung aus der einfachen Wortkargheit der alten Chronik an der Bildung der höhern römischen Historiographie wenig Antheil gehabt, da diese aus griechischen Mustern hervor-

gegangen ist, welche erst Cicero's Zeitgenossen mit einer Kraft zu assimiliren und mit einer Virtuosität sich anzueignen verstanden, von der die früheren Geschlechter bei aller Kenntniß jener Literatur noch weit entfernt gewesen waren. Das nationell Eigenthümliche in Sinn, Auffassungsweise und Darstellung, welches die römischen Meister in die griechischen Formen gossen, würden sie ohne jene ungelenken Vorgänger wol ziemlich auf dieselbe Weise hineingebracht haben, so daß der Einfluß derselben nur als ein untergeordneter erscheinen kann.

Daher findet, nachdem diese vollkommene Ausbildung der Rede einmal eingetreten ist, innerhalb der Grenzen der sich über anderthalb Jahrhundert erstreckenden Blüthenperiode der römischen Historiographie keine Entwickelung und Aufeinanderfolge verschiedener Stilarten und Tonweisen Statt; Alles hängt von der individuellen Stimmung des Schriftstellers, seiner persönlichen Richtung, seinem besondern Talente ab. Nur am Schlusse der Periode läßt sich im Tacitus die Zeit und ihr Einfluß spüren. Cäsar und Sallust waren Zeitgenossen, Livius schon ein Jüngling, als Jener starb, und wie verschieden sind sie doch! Naturgemäßer Entwickelung nach hätte Livius dem Sallust vorangehen müssen. Dieser Letzte ist, wie die Alten schon bemerkten, der römische Thucydides, auch hat er so sehr gestrebt es zu sein, daß er bei aller sonstigen Vortrefflichkeit doch keineswegs die Eigenthümlichkeit in die Historiographie gebracht hat, die man von dem Urheber ihrer classischen Vollendung unter den Römern erwarten sollte. Es ist in der Haltung des Thucydides etwas an den römischen Ernst Streifendes; vielleicht ist Sallust seinem Muster näher gekommen, als einer von den Griechen,

die ihn zum Vorbild genommen; den Eindruck der Größheit und der erhaben ruhigen Seelenstimmung, der uns aus diesem entgegentritt, gewährt er freilich nicht. Cäsar ist als Memoirenschreiber bedeutender als Xenophon; in der außerordentlichen, seiner Zeit sonst fern liegenden Einfachheit und Leichtigkeit der Sprache, ohne dabei irgend, sei es in das Nüchterne oder in das Geleckte zu verfallen, ein ungemeiner Künstler.

Den Livius hat Quintilian dem Herodot gegenübergestellt, ein Urtheil, welches auf den ersten Blick wenig für sich zu haben scheint: da der Grieche uns in seinem Werke das einfachste Abbild des Geschehenen und Erkundeten gibt, mit keinem andern Schmuck, als der sich auf das natürlichste von selbst dazu findet; der Römer hingegen voll Studium, Absicht und feiner Berechnung der Wirkung ist, beide daher die verschiedensten Epochen der Abspiegelung von Weltereignissen in Schriftwerken repräsentiren. Sehen wir aber hiervon ab, und auf die Stimmung hin, die beide Schriftsteller in dem Leser erwecken, so bleibt so viel wahr, daß darin kein Römer dem Herodot so nahe kommt als Livius. In Beiden nämlich treten die Beziehung der einzelnen Welt- und Lebensbilder auf das Ganze, der Ernst, die Schwere des Gedankens zurück gegen die Frische, Lebendigkeit und Anmuth, mit welchen jene einzelnen Bilder hervortreten. Die Schilderungen des Livius locken mit einem unwiderstehlichen Zauber, das Prachtvolle, Volltönende seiner Sprache ist mit einer wunderbaren Lieblichkeit verschmolzen, sein Mund ist der süßeste, durch den die Muse der Geschichte je gesprochen. Schön und richtig hat Niebuhr ihn mit den Malern der venetianischen Schule verglichen,

er hat ihren Glanz, ihre schwellende Fülle, ihre Weichheit; auf gewisse Weise erinnert er aber auch an Correggio, da auch das Schmerzvolle, ja Düstre durch das heitere Licht seiner Farbengebung gemildert erscheint. Rhetor ist Livius allerdings, insofern er den Schmuck sucht und ihn reichlich anbringt, aber geadelt ist das rhetorische Element durch den großartigen Sinn des Autors und das Maß, welches das Gesuchte und Schwülstige fern hält; es ist eine bewundernswürdige Linie, auf welcher er hier steht. Ueberhaupt haben sich die Römer durch groß und edel gehaltene Rhetorik ein unsterbliches Verdienst um die Geschichtschreibung der folgenden Zeiten erworben. Innerlich regiert und geleitet aber ist Livius von zwei anderen Elementen. Zuerst von dem poetischen. Mit Poesie ist sein Werk in dem oben angegebenen Sinne ganz durchdrungen, und so sehr ist seine Seele damit erfüllt, daß kritische Forschung, welche die Bilder, die er vorführen will, in ein ungewisses Licht rücken oder ganz auflösen könnte, wenig Raum darin findet. Innere Beziehung und Bindung aber gewinnen diese Bilder und Gestalten durch das zweite Element, das Vaterländische, welches bei den Römern eine ganz andere Geltung gewinnen mußte, als je bei den Griechen stattfinden konnte. Diese sahen ihre Nation fast unaufhörlich zerrissen und entzweit; jene durch alle Kämpfe ihrer Stände und Parteien doch immer die Einheit der großen Roma hindurchstrahlen, die in der Herrschaft über andere Nationen eine so bedeutende Realität und Wirksamkeit gewonnen hatte. Nicht also jenes großartige Schweben über dem Gegenstande, wie es sich bei Herodot und Thucydides findet, darf man bei Livius suchen, vielmehr finden wir den Schriftsteller ganz hin-

gegeben jener Selbstüberschätzung, durch welche sich das römische Volk zur Unterdrückung anderer berufen glaubte, einem Patriotismus voll Parteilichkeit, die wir ihm aber seiner persönlichen Stellung wegen leicht vergeben, da er ohne Selbstsucht mit Begeisterung auf dem Altare des Vaterlandes opfert. Darum wohnt dieser Begeisterung auch eine Kraft bei, die selbst in späten Zeiten und unter anderen Nationen wiederum Wärme erzeugt, und darum hat auch bei diesen die so stark aufgetragene parteiische Farbe des Livius seiner großen Popularität keinen Eintrag zu thun vermocht.

Mehr als die übrigen römischen Geschichtschreiber durch die Zeit, in der er lebte, bedingt, steht Tacitus da. Dieses Zeitalter, von eben so vieler Ermattung als Sünde, eben so vieler Feigheit als Gräueln erfüllt, konnte von einem fühlenden und tiefen Geiste nicht ohne den Wiederschein der Schmerzen, die ihm die Versenkung in dasselbe erregte, also nicht ohne eine starke Färbung von Subjectivität und nicht ohne Pathos beschrieben werden. Der Zorn und das Mitgefühl, welche die Seele dieses großen Geschichtschreibers stets bewegen, lassen in seinen Werken einen sentimentalen Ton durchklingen, der dem Alterthum sonst fremd ist, und der in dieser einzig dastehenden Verbindung mit großartiger Gewissenheit, Gedrungenheit, Gravität und inhaltschwerstem Wortausdruck seinen Werken den eigenthümlichen Reiz und Zauber gibt, welche den denkenden Leser in so hohem Grade an sie fesseln. Ob dem Geschlechte, unter welchem Tacitus schrieb, Belehrung noch frommen würde, stand dahin; hervorgehen konnte sie nur aus schwerer geistiger Züchtigung, welche ohnehin als ein nothwendiger Act der Gerechtigkeit erschien. So

mußte sich dem Tacitus ganz von selbst die Vorstellung von einer strafenden und rächenden Befugniß der Geschichte bilden; sie sitzt zu Gericht und spricht ihr unbestechliches Urtheil im Namen der Zukunft, eine Idee, die auch schon in moderne Vorstellungsweisen hinüberspielt.

So bilden diese beiden Zeitgenossen, Plutarch und Tacitus, die letzten unter den Alten, welche die Geschichtschreibung eigenthümlich und unabhängig auffaßten, indem sie, jeder in besonderer, ja entgegengesetzter Weise, von dem in der lebendigen Periode der antiken Welt herrschenden Geiste abwichen, einen Uebergang zur modernen, zu ihren Bestrebungen, Vorstellungen, Richtungen und Neigungen.

Das Mittelalter.

Auf dem Gebiete der Geschichtschreibung aber gestalteten sich diese der modernen Welt eigenthümlichen Ideen und Richtungen am wenigsten zu besonderen Formen. Ist die neuere Zeit auf irgend einem Felde vom Alterthume abhängig und zugleich hinter ihm zurückgeblieben, so ist es auf dem historiographischen der Fall, in sofern nicht bloß von Gedanken, Einsichten, Kritik, umfassenden Kenntnissen, sondern von der Darstellung in dem Geiste und der Form eines Kunstwerks die Rede ist. Eine Charakteristik der Epochen der Historiographie, welche sich vorzugsweise auf diesen Standpunkt stellt, kann daher mit dem Alterthume füglich abschließen; das hier noch Folgende verzichtet auf jeden andern Anspruch, als auf den, welchen einzelne Bemerkungen machen dürfen. Eine eigentliche Geschichte der modernen Geschichtschreibung hat ein ganz

anderes Ziel zu verfolgen. Sie bildet eine schöne, aber, wenn sie mehr sein soll als eine durch tönende Phrasen bedeckte Zusammenstoppelung fremder Urtheile, sehr schwierige und mühevolle Aufgabe, deren befriedigender Lösung noch eine lange Reihe einzelner Forschungen und Monographien vorangehen muß.

Die umgebenden, stoffartigen Verhältnisse und der in den Völkern herrschende Sinn wirkten schon im Beginn der mittelalterlichen Geschichtschreibung auf ihre Form und Gestaltung weit weniger ein, als die letzten Erscheinungen der erlöschenden antiken, wie ich neulich an einem andern Orte näher zu erörtern Gelegenheit gehabt *). Sie wurde am meisten gepflegt auf romanischem Boden, dessen Cultur die absterbende römische ist. Lange ehe die Barbaren kamen und herrschten, war sie barbarisch geworden durch Ermattung des Geistes und der Fähigkeit, durch dürre Trockenheit und Geschmacklosigkeit. Von Menschenalter zu Menschenalter wird der Verfall größer und beklagenswerther, es wachsen Gleichgültigkeit für die Aufbewahrung des Geschehenen, Unfähigkeit zu beobachten, das Beobachtete in Gedanken zusammenzufassen, für die Gedanken Wort und Ausdruck zu finden. Im siebenten Jahrhundert ist die niedrigste Stufe erreicht, die ärmlichen und verwirrten Nachrichten, welche Gleichzeitige über die Begebenheiten desselben aufgesetzt, gleichen der Rede des kindisch gewordenen, kaum mehr verständlichen Greises.

Als nun Sinn für Bildung und Streben danach sich wieder zu regen begannen, sehen wir zwar schon unter

*) Gregor von Tours und seine Zeit S. 443 fg.

den Zeitgenossen Karls des Großen auch die Geschichtschreibung einige edlere Früchte tragen, aber tiefe Wurzeln zu schlagen und ein rechtes Leben zu gewinnen, vermochte sie nicht.

Wol konnte das Mittelalter auf den Gebieten der Religion, der Philosophie, der Kunst eigenthümliche Blüthen treiben, Genien erzeugen, Virtuositäten hervorrufen; denn hier genügt es, wenn der bevorzugte Geist in eine Richtung ganz versenkt und von Begeisterung für sie erfüllt ist. Aber um die Geschichte mit Glück zu bearbeiten, ist ein Einheitspunkt erforderlich, in dem sich die Bestrebungen verschiedener Art vereinen und von dem Schriftsteller zusammenfassen lassen, und dieser fehlte im Mittelalter, wenigstens im Bewußtsein der in seiner Mitte Lebenden. In der Zeitferne mag man seine verschiedenen Töne sich zu einem Accord verschmelzen, seine Dissonanzen sich in Consonanzen auflösen hören, die Mitlebenden konnten, um im Gleichniß zu bleiben, nur dem Fortgange der einzelnen Stimmen folgen.

Während im Alterthum das Leben im Staate und der Göttercultus in der engsten Verbindung standen, forderte im Mittelalter die sich der Religion hingebende Richtung mehr ein Abwenden von dem Staate und seinen Interessen als Theilnahme an ihnen. Die socialen Verhältnisse der Kirche traten den politischen feindlich entgegen; auch die edelsten Gemüther konnten Versöhnung zwischen beiden nicht finden. Und innerhalb des Staatslebens trat der tief wurzelnde Hang, die kleineren und engeren Kreise der Provinz, der Stadt, der Corporation mit Vorliebe zu umfassen und ihnen die besten Kräfte zuzuwenden, einem großartigen Interesse für das Ganze, für

das Reich hemmend in den Weg. Hier gab es nicht nur, wie in der alten Welt, Parteien, die auf demselben Boden stehend und nach demselben Ziele strebend, miteinander rangen, sondern man befand sich von vorn herein auf ganz anderen Gebieten, zog von den Höhepunkten, auf die man sich gestellt, ganz andere Kreise um sich. Wie hätte man da zu einem historischen Grundton kommen können! In den Zeiten vorherrschender Reflexion kann der nach Einheit strebende Verstand das sich in der Wirklichkeit Spaltende für die Darstellung zu einem Ganzen vereinen; den Perioden der Contemplation müßte es sich schon von selbst als ein solches darbieten, um in der Schilderung ein Abbild zu erhalten.

Auf die Gestaltung der Form und Darstellungsweise mußte ein anderer Zwiespalt noch hemmender wirken. Der Einfluß der antiken Cultur hat auf die moderne höchst ersprießlich und befruchtend gewirkt, ihr Elemente zugeführt, die sie aus sich selbst nie erzeugt haben würde; aber die naturgemäße Entwickelung der ihr eigenthümlich und ursprünglich zugehörenden hat sie verhindert. Der Kampf und das Schwanken, welche dadurch entstanden, zeigten sich besonders auf dem Gebiete der Geschichte nachtheilig. Neben der annalistischen Thätigkeit der gelehrten Geistlichen in der gelehrten Sprache erhielt sich im Volke das Andenken an hervorstrahlende Begebenheiten in sagenhafter Weise, und fand als epische Poesie Form und Darstellung, aber nicht so durchgreifend und mit so allgemeiner Theilnahme wie bei den Griechen, weil bei einem großen Theile gerade der Gebildeten das poetisch-historische Interesse durch jene prosaische Bearbeitung geschwächt oder absorbirt war. Zwei Richtungen und Formen, jede einer ganz andern Ent-

wickelung angehörend, durchkreuzten sich und thaten ihrem Gedeihen gegenseitig Eintrag. Darum konnte aus dieser Poesie, so großartig sie auch war, keine prosaische Geschichte wie bei den Griechen sich entwickeln; es stand diese vielmehr auf einer Grundlage, die bei den romanischen wie bei den reingermanischen Völkern keine nationale war. Da nun auch der Anbau dieser Historiographie zu kämpfen hatte mit der Beschränktheit des Gesichtskreises der Schreibenden, der Einseitigkeit ihres Standpunkts und ihrer Bildung, ihrer Unkenntniß und Geschmacklosigkeit, ihrer Unfähigkeit, ein Organ zu handhaben, welches zu durchdringen und sich anzueignen, es der Zeit an Sinn und Gewandtheit fehlte; so mußte selbst das Bessere, was hier geleistet wurde, zu einem matten Nachhall der Alten werden: und wenn sich auch einige wenige Schriftsteller, wie etwa Hugo Falcandus und Saxo Grammaticus, über dieses Maß erhoben, so blieben sie doch auch von einer, der veränderten Sinnesart und den veränderten geistigen Bedürfnissen irgend entsprechenden eigenthümlichen Entwickelung der Form weit entfernt. Ueber die Zeit, die der ihrigen vorangeht, begnügen sich diese Schriftsteller größtentheils ihre Vorgänger auszuschreiben oder in Auszüge zu bringen, und da sie zu diesem Behufe meistens von ihrer eigenen Erinnerung aufsteigend bis in die Zeiten der untergehenden antiken Welt zurück einen gleichzeitigen Chronisten an den andern reihen können, so stehen sie auf einer Grundlage wahrer, von Entstellungen und traditionellen Umgestaltungen freien Geschichte, welche das geringe Maß von kritischem Gefühl, das sie besaßen, ihnen nicht gewährt haben würde. Diejenigen, welche keine solche Vorgänger hatten, weil sie auf Zeiten zurück-

gingen, wo die Schicksale der germanischen Stämme noch von keinem Mitlebenden aufgezeichnet waren, schöpften, wie Paulus Diaconus und Saxo Grammaticus, aus Volkssagen und Liedern, und webten so ihren Werken einen reichhaltigen logographischen Bestandtheil ein, poetischer als er sich ohne Zweifel bei den griechischen Logographen fand, weil sie nicht wie diese darauf ausgingen, statt des ganzen Reichthums der Sage trockne Auszüge zu überliefern.

Naivetät und Unbefangenheit der Auffassung wird man von der Geschichtschreibung des Mittelalters am ersten erwarten, aber diese Eigenschaften wurden eben durch das fremde Organ, dessen man sich bediente, getrübt, und obschon die Meisten durch die Barbarei des Lateins, das sie schrieben, gegen die fremde Vorstellungsweise mehr gesichert waren, als sie es bei einem Eingehen auf seine echte Eigenthümlichkeit geblieben wären; so mußte doch die Unmittelbarkeit des Ausdrucks, welche die vaterländische Sprache gewährt, verloren gehen. Als aber das sich über immer weitere Kreise verbreitende Interesse für Cultur die Ausbildung der Vulgarsprachen für die Prosa herbeiführte, hatte sogleich, ja fast vor allen anderen Gebieten, die Geschichte ihren Antheil daran. So findet sich denn wie bei Snorro Sturleson, so bei Villeharbouin, Joinville, Froissart, Villani, Muntaner und Anderen die dort vermißte Unmittelbarkeit und Naivetät des Sinnes und der Behandlung in größerem oder geringerem Grade, oft mit einer Tüchtigkeit und Frische, die für den Leser eben so anziehend und wohlthuend, als für den Forscher fruchtbringend sind. Den Herodot aber, mit dem sie sonst nach der Anschauungs- und Behandlungsweise auf einer Linie

stehen würden, erreicht doch keiner dieser Schriftsteller. Dazu fehlt ihnen die Rundung, das Weiche, der Farbenglanz, welche bei diesem unvergleichlichen Geschichtschreiber mit der alterthümlichen Einfachheit wunderbar verschmolzen sind. Von ihnen stehen den latein Schreibenden so wie dem Charakter der antiken Geschichtschreibung am nächsten die Italiener, da deren Prosa sich so entschieden unter dem Einflusse der römischen Sprache und ihrer Structuren bildete, und das Land voll von Erinnerungen an die alte Welt und ihre Herrlichkeit war; wie denn Giovanni Villani von sich selbst erzählt, daß ihn der Anblick der Stadt Rom, als er sie bei dem Jubiläum des Jahres 1300 besuchte, und der Gedanke an die Meister, die ihre Großthaten verewigt, zu dem Entschlusse gebracht haben, in dem Stil und nach dem Muster jener Autoren die Begebenheiten seiner Vaterstadt der Nachwelt zu überliefern.

So wenig ließ der Einfluß der alten Welt, das Gefühl, daß in der Großheit und Meisterschaft ihrer Formen eine ewige Schönheit liege, die moderne Welt los. Und wie viel stärker wurde dies Gefühl noch, als es sich seines Grundes klarer bewußt wurde, als der mächtig gewordene Trieb, in die Tiefen der Alten zu dringen, den Sinn für ihre Formen aufschloß und ihr rechtes Verständniß herbeiführte; und beides, Trieb und Einsicht, die Fähigkeit hervorrief, sich der Art und Kunst der römischen Blüthezeit mit einer Virtuosität und einem Geschmacke zu bedienen, als seien jene Formen zu neuem Leben aus ihren Gräbern hervorgestiegen!

Die classische Schule der Modernen.

Das Ringen um die alte Redekunst und der Geschmack dafür hatten in ihrer früheren Periode die Bildung der neueren Sprachen, wenn auch fremdartig und zum Theil im Widerspruch mit ihrem eigenthümlichen Geist gefärbt, doch im Ganzen gefördert und gehoben; in der zweiten Periode war dieser Einfluß ein hemmender, da viele der fähigsten Geister der Ueberzeugung lebten, die Redekunst der Römer könne auch nur in ihrer Sprache, als der edleren, erhabneren, kraftvolleren erreicht werden. Ein Glaube, der einzeln stehend freilich weder Bestand hätte gewinnen, noch Früchte bringen können, wenn nicht die beim Uebergange aus dem Mittelalter in die neuere Zeit herrschende Sinnesart und Anschauungsweise überhaupt sich zu der antiken zurückgewandt und dadurch eine Färbung erhalten hätte, welche die Schwierigkeit, sich in einer fremden Sprache nicht etwa nur mit Geschick auszudrücken, sondern die ganze Kraft und Fülle seiner Gedanken darin niederzulegen, sehr erleichtern mußte. Was innerlich jene Gedankenfärbung war, stellte sich äußerlich dar als das von einem fast ausschließlichen, begeisterten Studium der alten Meister unterstützte und gehobene Talent, ihren classischen Stil mit glücklicher Leichtigkeit nachzuahmen, ein Umstand, den Diejenigen übersehen, welche jetzt von demselben Pfropfreis noch immer dieselben Früchte erwarten, ohne zu bedenken, daß nun ein ganz anderer Baum dasteht, auf den es gesetzt werden muß.

Hatte nun schon im Mittelalter fast Alles, was sich der höhern Geschichtschreibung mehr oder weniger näherte, sich nach der Sonne der Alten hingewendet, Einige mit

vollem Bewußtsein und nicht ohne eigne Kenntniß der hochgepriesenen Meister, Andere, die sie nur von fern her kannten und wie im Dämmerlichte erblickten, doch in ihre Bahnen gezogen; so mußte der Einfluß jenes tiefen Eindringens in das classische Alterthum, welches man die Wiederherstellung der Litteratur genannt hat, auf die Geschichtschreibung ein um so größerer und bedeutenderer sein. Neben jener Pflege, die sie in den Muttersprachen fand, hatte die lateinische nicht aufgehört, als Organ für sie zu dienen, im vierzehnten Jahrhundert wird die bessere Schreibart allgemeiner, im funfzehnten tritt sie in ihr volles Licht. Beginnend etwa mit dem Leonardus Aretinus und hinabsteigend bis auf Grotius, findet sich eine über alle Länder Europa's, welche die litterarischen Bestrebungen theilten, verbreitete, höchst ansehnliche Reihe von Schriftstellern, die ihre in der Schule der besten Alten gebildete Redekunst — wobei sich nach individueller Neigung und Ueberzeugung der eine mehr an dieses, der andere an jenes Muster anschloß — und ihre Meisterschaft in der Behandlung der lateinischen Sprache an der Geschichte erprobten; nicht wenige mit entschiedenem Glück. Jovius, Foglieta, Johann Michael Brutus, Sepulveda, Mariana, Osorius, Belcarius, Thuanus, Sleidanus, Buchananus und so manche Andere, die hier genannt werden könnten, Männer, wenn auch an Gesinnung, Wahrheitsliebe, Treue und Parteilosigkeit verschieden, waren doch alle durch Geist und Geschmack ausgezeichnet, wohl vertraut mit den Forderungen, welche die Alten an eine historische Composition als an ein Kunstwerk machten, und bemüht, sie nach dem Vorgang und Beispiel ihrer Meister durch Fluß und Leben der Darstellung wie durch zweckmäßige Vertheilung

von Licht und Schatten zu befriedigen. Dem Inhalte nach ist wissenschaftliche Kritik nicht eben ihre glänzende Seite. Die Philologen jener Jahrhunderte drangen durch glücklichen Instinct in das Alterthum ein, ihr genialer Blick machte es ihnen verständlich; den Schriftstellern über die Geschichte der modernen Völker hingegen fehlte der Sinn für das Mittelalter, der nöthig ist, es auslegen zu können. Daher ihre Behandlung der früheren Jahrhunderte, wenn sie sie berühren, das bei weitem Schwächere in ihren Werken ist; die ihrer eignen Zeit aber durch Scharfblick, Geist und Urtheil zu dem Besten gehört, was auf diesem Felde überhaupt geleistet ist. Manche zeigen eine Unparteilichkeit, wie man sie von der durch so heftigen Meinungskampf zerrissenen Zeit kaum erwarten sollte. Mehr kann ihnen das Hineinspielen in einen Pragmatismus vorgeworfen werden, zu welchen sie und Spätere sich durch die übermäßige Verehrung des Polybius und seines Princips verlocken ließen.

Bei allem dem aber kann ihre Epoche doch nur als eine glückliche Wiederbelebung der antiken Historiographie auf einer gewissen mittlern Stufe ihrer Beschaffenheit, nicht als eine durch Eigenthümlichkeit des Geistes und der Form ausgezeichnete betrachtet werden. Um eine solche zu bilden, hätten diese Männer sich weit mehr in den geistigen Mittelpunkt ihrer Zeit stellen und aus diesem heraus schreiben müssen. Dazu fehlte ihnen aber noch weit mehr die Orientirung, das Bewußtsein von der Möglichkeit eines solchen Standpunkts, als die Fähigkeit, ihn aufzufinden, wenn die Entdeckungsreise dahin einmal unternommen worden wäre. Auch wurde eine recht treue Abspiegelung des geistigen Kerns und Centrums der Zeit

in dem Geschichtschreiber durch die einseitige Begeisterung für das Alterthum, durch den, wenn auch mit noch so vielem Geschick gelegten und gefalteten, doch immer fremdartigen Mantel, in den man sich gehüllt hatte, gehindert. Darum mußte diese Historiographie auch der großen Befugniß entsagen, sich aus dem Volksleben zu erfrischen und wiederum dieses zu beleben und zu heben. Wirken konnte sie nur auf den Kreis der Eingeweihten, ihre Wurzeln nur schlagen in den Boden einer gelehrten Schulbildung, welche an Frische und mächtiger Schöpfungskraft die nationelle Entwickelung niemals erreicht. Und darum tritt auch das poetische Element bei diesen Autoren so zurück, weil es, wie die echte Poesie selbst, des Zusammenhangs mit dem Volksleben nie entbehren kann. Diesen Zusammenhang finden wir im Livius, daher die zündende Kraft, die ihm beiwohnt, während alle ihm auch noch so künstlich nachgebildete Rhetorik von dem Verstehenden genossen, ja bewundert werden kann, aber, weil sie von jener Wurzel losgerissen ist, nicht zu begeistern und fortzureißen vermag.

Die in den Landessprachen abgefaßten Geschichtsbücher standen größtentheils nur eben dadurch dem Volke näher, nicht durch Methode, Stil und Geist. Vielmehr flossen diese aus jenem herrschenden Geschmacke so in sie über, daß sie oft nicht viel anders wie Uebersetzungen oder Bearbeitungen lateinischer Originale klingen, wie Guicciardini, Paruta, Davila und viele andere Italiener. Wie aber stehen Machiavelli und Sarpi da? Sollten die Werke dieser großen Geister nicht Anspruch darauf machen dürfen, als eine durch einen besondern und neuen Charakter hervorstrahlende Epoche der Historiographie betrachtet zu

werden? Schwerlich auch sie, obschon sie an Eigenthümlichkeit und Tiefe des Geistes leicht alle Geschichtsbücher ihres Jahrhunderts, in welcher Sprache sie auch geschrieben seien, übertreffen. Machiavelli hat seinen Standpunkt weit über Polybius genommen und überflügelt ihn durch Kraft, Genialität, Klarheit, Durchschauung der Verhältnisse bis in ihr inneres Mark hinein, aber antik dem Geiste und Kerne nach bleibt seine Geschichtschreibung, da er weder ein anderes Ziel als sie verfolgt, nämlich das Heil der Menschen vor allem Andern als von dem Maße ihrer sich in den Staatsverhältnissen offenbarenden Weisheit abhängig darzustellen, und dieses auf keinen anderen Wegen zu erreichen strebt. Vom Thucydides, dem er sonst am meisten zu vergleichen ist, unterscheidet er sich durch größere Klarheit und Faßlichkeit; da er weniger als dieser von Resignation über das Unvermeidliche erfüllt ist, mehr noch zu ermuntern und neu zu beleben hofft. Vergleicht man die eingestreuten Reden mit denen dieses Meisters, so kann man den Vorzug des Griechen, sich einer Kunstform zu bedienen, die ihm aus dem Boden der Entwickelung seines Volkes entgegenwuchs, recht anschaulich erkennen. Denn die griechischen Reden sind nur Steigerung und Ausbildung der wirklich vorhandenen und gebrauchten Weise, die florentinischen hingegen Meisterstücke echter Beredtsamkeit, aber nicht Nachbildungen einer so vorhanden gewesenen, sondern nach Form und Stil frei geschaffene. Was Sarpi betrifft, so wurde er durch seinen Stoff freilich von der antiken Welt abgeführt; einigermaßen kommt er ihrer Betrachtungsweise aber dadurch wieder nahe, daß er innerhalb der religiösen Interessen die socialen doch ganz besonders in den Vorder=

grund rückt. Für die Form sich eine neue Bahn zu brechen, konnte er in seinem Geiste kein Bedürfniß empfinden. Die Großheit, Leidenschaftslosigkeit, Klarheit, Ruhe, die Einfachheit und Schmucklosigkeit der Sprache, die wir in seinem unvergleichlichen Werke finden, zeigen, daß er sich die Auffassungs- und Abspiegelungsart der besten Alten auf das innerlichste zu eigen gemacht hat. Merkwürdig ist es übrigens, daß diese beiden großen nichtprotestantischen Geschichtschreiber, die von sehr verschiedenen Standpunkten aus und auf sehr verschiedenen Gebieten die Entwickelung der socialen Verhältnisse als den Mittelpunkt des geschichtlichen Lebens bezeichnen, darin übereinkommen, daß in ihren Darstellungen der römische Hof als der Mittelpunkt des antisocialen Elements erscheint.

Auch in den anderen Landessprachen schrieben die ausgezeichnetesten Historiker nach dem antiken Musterstil, bald kunstreicher, wie der Holländer Hooft, bald einfacher und dadurch nationaler und populärer, wie der Portugiese Barros. Andere schlugen zwar den chronikenartigen Volkston an, aber mit zu wenig Anmuth und Reiz, um der classischen Schule gegenüber Bedeutung gewinnen zu können. Ein Schriftsteller von Mark, Kraft und historischer Tiefe, der statt nach antiker Wortpracht nach höchster Simplicität und Naivetät des Ausdrucks und der Sprache ringt, wie Comines, gehört zu den größten Seltenheiten.

Shakspeare.

Mitten unter allem diesem Glanze, dieser reichen Fülle der Historiographie ging ihr poetisches Element am

leersten aus, weil der einheimische Volkston zu trocken, der vornehm classische zu fremd und rhetorisch prunkend war. Aber Historie und Poesie sind zu innig verwandt, als daß sie in den Zeiten, wo die letztere ein echtes Leben hat, nicht nach Berührung streben sollten. Im Mittelalter hatte das epische Lied ganz naturgemäß historischen Gehalt; jetzt, wo dieser Glanz verblichen war, geschah wiederum, was einst in Athen, daß das Drama diesen Gehalt an sich zog, aber die Berührung war inniger, weil eine großartige nationale Historie nicht daneben bestand, das Drama daher sich desto entschiedener an ihren Platz stellen konnte.

Am freiesten, kühnsten und tiefsten hat sich das moderne Drama unter einer wesentlich germanischen Nation entwickelt, wo die Poesie als eine volksmäßige sich von dem Einflusse des latinisirend antiken Elements mit allen seinen verführerischen Reizen am unabhängigsten erhalten konnte; und zwar unter der germanischen, welche von dem Realismus des romanischen Wesens genug in sich gesogen hatte, um in dieser großen Uebergangszeit ein schönes Gleichgewicht von Streben und Befriedigung, Kampf und Ruhe, Ernst und Heiterkeit, Grübeln und Genießen, Melancholie und Leichtsinn zu erzeugen. England unter einer angebeteten Königin, die seinen Kräften eine große Richtung gab, fühlte sich stolz und stark, und regte mächtig die Schwingen zum höchsten Fluge. Der Protestantismus, für den es kämpfte, war stark genug, die Geister von drückenden Fesseln zu entledigen, aber noch war jene Gestalt desselben, welche sich vom Leben und seiner Heiterkeit abwenden zu müssen glaubt und die freien Spiele der Kunst tödtet, nicht zur Herrschaft

gelangt. Es war eine Zeit kurzer, aber desto reicherer Blüthe, die alle Bedingungen zum Nationaldrama in dem oben entwickelten Sinne in sich trug, und das Glück wollte ihr so wohl, daß es in ihr einen der ersten Genien aller Zeiten geboren werden ließ, der sich dieser dramatischen Elemente mit dem erstaunlichsten Erfolge zu bedienen wußte.

Jedes Schauspiel ist Umwandlung einer Erzählung, die ursprünglich als unter ihrer eignen Form vorhanden betrachtet werden muß. Es kann nicht anders sein, als daß das entschiedene Bewußtsein von dieser Umwandlung, als eines bestimmten Actes der schaffenden poetischen Thätigkeit, den dramatischen Dichtern als ein höchst vortheilhaftes erscheint; sonst hätten die größten unter ihnen, denen doch Niemand ein reiches Maß von Erfindungskraft und Phantasie wird absprechen wollen, sich nicht am meisten und liebsten an vorhandene als Erzählung überlieferte Stoffe gehalten, da es auf den ersten Blick scheinen sollte, als störte diese Rücksicht die freie Verfolgung ihrer Zwecke. Unter den sämmtlichen Dramen Shakspeares sind nur etwa drei, deren gegebener Stoff sich nicht nachweisen läßt. Nun läßt sich bei den Dichtern der anderen Nationen, auch bei den Spaniern, in dem Verhältniß der dramatischen Bearbeitung zu dem Stoff eben kein Unterschied spüren, wenn er erdichtet, oder wenn er historisch ist, wol aber bei Shakspeare. Die Erfindung des erzählenden Dichters, die Novelle, die im mythischen Lichte erscheinende Geschichte behandelt er mehr oder weniger frei; in der Bildung der wahren Geschichte zum Drama aber bindet er sich möglichst an die wahre Begebenheit. So poetisch also erscheint dem großen, die Tiefen des Lebens mehr

als je ein Sterblicher in Poesie übertragender Dichter die Geschichte, daß sie ihm, je wahrer sie ist, je weniger seines Schmuckes zu bedürfen scheint, und nur die Poesie hält er für würdig, die Geschichte zu behandeln, die ihre Zwecke zu erreichen weiß, indem sie die Begebenheit nur abzuschreiben scheint. Wie die größten Historiker des Alterthums die Adern ihrer Werke von poetischen Säften schwellen ließen, ohne daß sie darum aufhörten, Geschichte zu sein, so sind Shakspeare's Schauspiele voll von Geschichte, ohne weniger Poesie zu sein. Durch die Betrachtung und Vergleichung beider ergänzt und befestigt sich erst die Ueberzeugung von der innigen Verwandschaft beider Elemente.

Sieht man in den eigentlich historischen Stücken Shakespeare's, den englischen und römischen, von einigen komischen Gruppen ab, welche dem tragischen Ernste als Gegenbild dienen sollen, insofern also auch die volle Wahrheit des Lebens ergänzen; so kann man fragen: was in ihnen ist nicht Geschichte, was nicht Poesie? Die vereinte Kraft beider prägt uns die Natur der in ihnen vorgeführten Personen und ihre Schicksale von Jugend auf so tief und mächtig ein, daß, wenn bei abweichenden Ueberlieferungen in der englischen Geschichte die kritische Forschung sich für eine andere als die vom Dichter angenommene erklärt hat, dennoch diese in unserer Vorstellung die Oberhand behält. Diesen Eindruck bekennt ein Mann von sich, der die besten Kräfte seines Lebens an die möglichst scharfe Ermittelung historischer Wahrheit gesetzt hat *).

*) Niebuhr, Römische Geschichte Thl. III. S. 592.

Die Willkür in der Behandlung historischer Stoffe für das Drama täuscht sich, wenn sie glaubt, dadurch ihre Idee klarer und anschaulicher zu machen; gerade durch seine große Treue ist Shakspeare hier unendlich weiter gekommen, als sie; ja er hat dadurch, daß er sichs zum Ziel gesetzt, diese Idee vermöge ihrer wirklichen Erscheinung zur Anschauung zu bringen, Aufgaben gelös't, die zu den tiefsten der Historie in ihrer eignen Gestalt gehören, und deren Lösung nie auf befriedigendere Weise gelungen ist. Denn es hat ihn dieser Weg in das innerste Mark der Begebenheiten geführt, wo die wahre Unparteilichkeit erst möglich wird. Er verwandelt sich in eines Jeden Gemüth, er zeigt sich nie bitter oder leidenschaftlich gegen das Unrecht, er läßt Alles, was demselben zu gute kommen kann, mit der ganzen Fülle seiner erstaunlichen Beredsamkeit hervortreten, um durch den Kern der Gesinnung, durch die Früchte der böswillig, schwach oder unbesonnen vollbrachten That ein desto überzeugenderes Gericht zu üben. Hierin verfährt er ungleich historischer als manche berühmte Geschichtschreiber, die schon vom Anfang ihrer Erzählung an Licht und Schatten nach der Gunst oder Ungunst, die sie erwecken wollen, vertheilen. Shakspeare's Darstellung hingegen scheint Denjenigen seine beste Gunst zuzuwenden, die sich durch ihre That am nachdrücklichsten selbst richten. So begiebt er sich im Cäsar von vorn herein des unermeßlichen Vortheils, des Dictators Genie, Großheit, Menschlichkeit, Milde hervorstrahlen zu lassen, um die Mörder in Nachtheil gegen ihn zu setzen; von allem dem, von der Lichtseite der Zukunft, die sich Rom von ihm versprechen durfte, ist kaum im Vorbeigehen die Rede; die Republicaner hingegen legen

uns ihren Freiheitssinn, ihren Männermuth mit der größten Ausführlichkeit, in den schönsten Worten dar. Desto entschiedener entwickelt sich die Ueberzeugung, daß das halb frevelhaft, halb unbesonnen vollführte Unternehmen durch die Schuld seiner eigenen Urheber fällt, sie selbst richten ihre That, da der Gesinnung die Ueberlegung, der Ueberlegung die Gesinnung fehlt. Und was ist der großartigen Unparteilichkeit zu vergleichen, mit welcher in Richard II. die Geschichte durch den Mund des Dichters zu Gericht sitzt! Wenn der Jammer des von Allen verlassenen und verhöhnten Königs, die in den Staub getretene Größe, die Verletzung der geheiligten Majestät das tiefste Mitgefühl erwecken, wenn die letzten Acte als die beredtste Schutzschrift erscheinen, die je zu Gunsten der Legitimität gemacht ist; so ist dagegen in den ersten Acten das Gegenbild gegeben, und nichts gespart, um das volle Maß von Leichtsinn und Pflichtvergessenheit hervorzuheben, die einen solchen Abfall möglich und erklärlich, ja fast unvermeidlich machen. Alles mit so kräftigen und leuchtenden, als wahren und gemäßigten aus der Natur der Verhältnisse und Begebenheiten hergenommenen Farben. Wo ist der Historiker, der aus einer solchen echt historischen Behandlung eines geschichtlichen Stoffs nicht mit dem bestimmtesten Bezug auf die Lösung der Aufgaben, die er sich gestellt, lernen könnte!

Mehr dem Poeten als solchem eignend, doch gleichfalls sehr lehrreich für den denkenden Historiker ist die Art, wie Shakspeare eine lange Reihe verwickelter Begebenheiten zu einem kurzen übersichtlichen Gemälde gestaltet, in welchem die Einheit des Gedankens klar hervortritt. Doch läßt sich dies mit wenigen Worten nicht schildern,

es muß im Einzelnen beobachtet und zergliedert werden, das sorgfältigste Studium dieses Verfahrens ist mindestens ein überaus genußreiches, wenn man auch mit den darin liegenden Aufschlüssen über das Verhältniß von Poesie und Historie weiter nichts anzufangen wüßte. Nur das sei hier bemerkt, daß das großartige Abkürzen, das Zusammenziehen von Raum und Zeit, wodurch die Handlung in eine gewisse Mitte zwischen Wirklichkeit und Symbol tritt, nicht ohne Aehnlichkeit mit der Mythenbildung ist, daß diese Aehnlichkeit sich aber auch hierauf beschränkt, indem der tiefe Sinn, mit dem der Dichter in das Innere der Geschichte drang und das Wirkliche in seinem Verhältniß zur Idee faßte, ihn zu einem strengen Festhalten aller Grundzüge der Wahrheit führte, die der Mythus so oft bis auf einen unscheinbaren Kern verflüchtigt.

Um in einem solchen Sinne fortgeführt zu werden, war diese innige Vermählung von Poesie und Geschichte zu sehr an das Genie Shakspeare's geknüpft. Ihre Wirkung ist aber für alle Zeiten Dem gesichert, der sich ihr unbefangen und ohne Vorurtheil hingeben will.

Unfruchtbare Zwischenzeit.

Wenn seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts Oberflächlichkeit, Geist- und Geschmacklosigkeit, Steifheit und Herrschaft des Conventionellen auf den meisten Gebieten der Litteratur ihre verderblichen Folgen zeigten; so entging die Geschichtschreibung schon diesem allgemeinen Loose nicht, sie erfuhr aber auch besondere Hemmungen der bedeutendsten Art. Das herrschende System der ab-

soluten Monarchie stumpfte mit dem Sinn für staatsbürgerliche Verhältnisse und ihre Bedeutsamkeit auch die Theilnahme an den mächtigsten Bewegungen der Weltgeschichte und an deren Zwecken ab: und da sich in der vorigen Periode die Form der Historiographie ganz in den Dienst der antiken Redekunst begeben hatte; so zog nun das Verschwinden der ins Große gehenden, genialen Philologie, an deren Stelle eine ängstliche Mühe um das Aeußerliche und Kleinliche trat, auch ihren Fall nach sich. Jenes Talent der Darstellung erlosch mit dem Sinn für das Grandiose seiner Haltung und ließ die Geschichtschreibung in trauriger Formlosigkeit zurück.

Das Bestreben, den Alten nachzueifern, hatte zu umfassenden Unternehmungen angefeuert, und die Mühe um die Darstellung, da sie nicht ohne Begeisterung war, auch der Auffassung des Stoffes einen ernsten und würdigen Charakter gegeben. Jetzt wurde das Interesse ein ganz äußerlich stoffartiges, und indem man sich nicht mehr bestrebte, die Forderung künstlerischer Darstellung zu befriedigen, verschwand auch der Sinn für historische Composition und höhere Würde der Geschichte. Alles ging in vereinzelte Bestrebungen auseinander, und was die geistvolleren Schriftsteller leisteten, zeigte durch die gewählte Form schon, daß es jene Ansprüche aufgab. Es waren theils Denkwürdigkeiten, theils gelehrte und kritische Untersuchungen über einzelne Punkte, beides also Vorarbeiten zu geschichtlichen Werken, nicht Geschichte selbst. Was sich für eine solche gab, war in der Regel die Arbeit beschränkter Köpfe, die es im sechzehnten Jahrhundert nicht gewagt haben würden, mit den Meistern dieser Zeit in die Schranken zu treten. In geist- und leblosen, über

Alles langweiligen Compilationen reihte man Thatsachen an Thatsachen, oft aus der zweiten und dritten Hand geschöpft und zuweilen selbst ohne das Verdienst, unter den Vorgängern die besseren und zuverlässigeren Führer gewählt zu haben. Die wenigen mit gelehrten Kenntnissen und einigem kritischen Sinn Ausgerüsteten, die sich mit solchen allgemeinen Arbeiten befaßten, erhoben sich doch nicht entweder über wässrige Breite, oder über Formlosigkeit der Darstellung. Die Verachtung, welche dieses dem Studium der Geschichte zuzog, trug dazu bei, den mit vornehmer Miene darauf blickenden historischen Skepticismus zu begünstigen, der ohnehin im negativen Charakter der Zeit lag und sich auch auf dem Gebiete der Philosophie geltend machte.

Und doch war es grade der tiefsinnigste Skeptiker jener Zeit, der nach einem langen Zwischenraum zuerst wieder ein historisches Werk schrieb, welches Forderungen an Form und Geist befriedigte. Aber eben weil Hume's Skepticismus ein viel tieferer war als der voltairische, konnte eine spöttische Behandlung der Geschichte nicht seine Sache sein, vielmehr legte er zwar den allerdings irre führenden Maßstab seiner Weltbetrachtung an die Ereignisse und Bestrebungen der früheren Jahrhunderte, aber mit würdigem Ernst, mit Ruhe und Besonnenheit. Darum hat sein Urtheil freilich nur da Bedeutung, wo allgemeine Grundsätze ohne Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit der Zeiten, ihrer Denkart und geistigen Bedürfnisse, geltend gemacht werden können, in solchen Fällen aber hört man in Hume den scharfen Denker nie ohne Belehrung reden. Hätte ihn seine abstracte Betrachtungsweise nicht über die Nothwendigkeit eines gründlichen

Quellenstudiums getäuscht, würde sich ihm für Manches ein anderer Standpunkt von selbst aufgedrängt haben. So aber begnügte er sich viel zu sehr, die Früchte des Fleißes sammelnder und bearbeitender Vorgängen zu ernten, aus dem von ihnen gegebenen Material Resultate und Betrachtungen zu ziehen, und ihre matte und schleppende Darstellung in eine lebendige, fließende und geschmackvolle zu verwandeln. Hume's Sprache, ein wahrer Spiegel seines Geistes, ist eben so bestimmt als klar, durch große Einfachheit und schmucklose Natürlichkeit einnehmend. Sein Landsmann Robertson steht ihm in der Auffassung und Behandlung des historischen Stoffes nahe, sein Verstand ist weniger eindringend, aber auch seine Einseitigkeit weniger scharf; die meisterhafte Darstellung ist nicht völlig so einfach, aber durch größere Anmuth und Lieblichkeit lockender.

Das bedeutende Verdienst, der Geschichtschreibung nach langer Zeit wieder Würde und Haltung gegeben und sie durch echte Beredsamkeit belebt zu haben, kann man diesen beiden Schotten eben so wenig absprechen, als den Wunsch unterdrücken, daß ihr ungemeines Darstellungstalent und ihr feiner Geschmack den folgenden Generationen geblieben wären. Doch finden wir in ihnen keine neue oder zu neuem Leben erweckte, großartige, von Innen heraus wirkende Idee, die sich fruchtbringend und zum Streben, Ringen, Bilden anregend hätte erweisen können.

Gibbon und Johann von Müller.

Wenn ich Gibbon nicht, wie es gewöhnlich geschieht, mit Hume und Robertson zu einem Triumvirat zusam-

menstelle, so kommt das von der Ueberzeugung, daß der Weg, auf den seine Eigenthümlichkeit und sein Stoff ihn brachten, ein von dem durch Jene eingeschlagenen wesentlich und durchaus verschiedener war, und daß er auf die Gestaltung der folgenden Historiographie weit mehr gewirkt hat als sie."

Man hat geglaubt, Gibbon durch die Benennung eines veredelten Voltaire zu charakterisiren, ohne zu bedenken, daß er, obschon die Bedeutung des Germanenthums und die Hoheit des Christenthums von ihm verkannt wurden, doch ganz erfüllt ist von der Idee der Würde der Geschichte, während der Franzose von allem wahrhaft Großen und Tiefen in der Entwickelung des Menschengeschlechts nur Kunde nimmt, um es zu verlachen und zu verhöhnen. Das Gefühl, welches Gibbon, als er unter den Ruinen des Capitols sitzend Barfüßermönche im Tempel des Jupiter die Vesper singen hörte, zu dem Entschluß, seine große Composition zu unternehmen, begeisterte, tönt durch das ganze Werk hindurch. Die Stimmung ist, wenn auch durch eine gewisse Heiterkeit verdeckt, wehmüthiger, elegischer Art, ausgehend von dem Schmerze, der Trauer des Schriftstellers um den Untergang des Alterthums mit seinen unersetzlichen Vorzügen, seiner Großheit, Harmonie, Klarheit, seinem Gleichgewicht des Geistigen und Sinnlichen, an deren Stelle er nur Barbarei, Roheit und eine trübsinnige Weltansicht getreten sieht. Die Sehnsucht nach der dahingeschwundenen Herrlichkeit trübt ihm den Blick für das Große und Tiefe in den nunmehr zur Herrschaft gelangten Kräften und die Unbefangenheit der Auffassung, aber die einseitige Beschränktheit des Urtheils über allgemeine Er=

scheinungen wird selten oder nie zu ungerechter Verkennung von Individuen, selbst nicht eifernder Orthodoxen, wenn sich ihren Tugenden eine rein menschliche Seite abgewinnen läßt, wie die Charakterschilderung des Athanasius schon allein beweist. Gibbons Ansichten von Kirchenthum und Feudalinstitutionen berühren sich mit denen des modernen Liberalismus, aber seine Gesinnung und Wünsche sind so wenig umwälzerisch, daß er sich in den Denkwürdigkeiten seines Lebens ausdrücklich zu Burke's Grundsätzen über die französische Revolution bekennt *).

Von der Geschichtschreibung, welche sich mit einer klaren Darstellung der Ereignisse begnügt, und es dem Leser überläßt, das Ergebniß zu ziehen, ist die gibbonsche ziemlich das Gegentheil. Dieses aber erzeugte sich mit einer gewissen Nothwendigkeit in einer Zeit, welche mit raschem Fluge vorwärts eilend die Muße nicht fand, in dieser objectiven Weise zu genießen und zu lernen, sondern den tiefern Inhalt der Thatsachen schon als gereifte geistige Frucht zu brechen begehrte. Gibbon unterbricht seine Erzählung nicht bloß durch Reflexionen, sondern er geht größtentheils von einer allgemeinen Betrachtung, einem Gedanken aus, mit dem er den Bericht durchdringt, so daß dieser zwischen Erzählung und Reflexion in der Mitte steht, zuweilen, um vollkommen verstanden zu werden, schon anderweitige Kenntniß der Thatsache fordert. Verliert die Darstellung dadurch an Unmittelbarkeit, Einfachheit, Natürlichkeit, so entschädigt sie dafür durch eine Fülle von Geist und von lichtvollen Bemerkungen. Ein

* Miscellaneous works, Ed. in 4. Vol. I. p. 181.

feines ironisches Lächeln, welches dem Erzähler oft um die Lippen schwebt, übt einen eigenen Reiz. Gegenstände, die sonst durch ihre Trockenheit ermüden, oder durch die dunkele Schulsprache, in die sie gehüllt werden, abschrecken, erscheinen hier gefällig und anziehend. Wir glauben es Gibbons Versicherung gern, daß er den Stil, in dem das Werk zu halten sei, nicht ohne Mühe und erst nach manchen Versuchen fand. Die Schwierigkeit lag eben in jener Eigenthümlichkeit der Darstellungsweise, und hat das neben der Gediegenheit, dem Geschmacke, der Eleganz darin herrschende Zugespitzte und Antithetische, das zu Abgewogene und Abgemessene erzeugt.

Eine in großer Ausführlichkeit gleichmäßige Behandlung des überreichen Stoffs würde das Werk ins Endlose ausgedehnt, eine raisonnirend compendiarische ihm die Lebendigkeit geraubt haben. Gibbon hat hier einen Mittelweg eingeschlagen, der um so bemerkenswerther ist, weil er ihn fast ohne Vorgänger betrat. Bald malt er aus, bald gibt er bloße Umrisse, wobei ihm jenes Durchdringen der Erzählung mit der Reflexion, jene halbe Voraussetzung der schon vorhandenen Kenntniß vortrefflich zu Statten kommt. Die Uebergänge sind so kunstvoll, daß, mit Ausnahme der letzten Theile des Werkes, wo die gänzlich veränderte Methode ausdrücklich angekündigt wird, der Leser den Unterschied der Behandlungsweise kaum bemerkt. Ein anderes Mittel, dessen sich Gibbon zum Behufe des Abkürzens mit dem größten Erfolge bedient, ist das Verlassen der chronologischen Aufzählung des Einzelnen, um das Gleichartige zu einem großen zusammenhängenden Gemälde zu verbinden. In dieser Kunst des lichtvollen und anschaulichen Gruppirens besitzt Gibbon eine ungemeine,

von keinem andern Geschichtschreiber erreichte Virtuosität, wie er denn in der höchst schwierigen Kunst des historischen Anordnens überhaupt als eines der ersten Muster zu betrachten ist.

Gibbons Art, die Geschichte zu behandeln, ist ungemein fruchtbar gewesen, obschon Viele, auf deren Compositionen er großen Einfluß geübt, sich dessen selbst nicht bewußt sind, weil sie sich ihm in der historischen Grundansicht entgegengesetzt fühlen, und von seinem rhetorischen Ton auf eine einfachere Darstellung und Sprache gekommen sind.

Gleichzeitig mit Gibbon wirkte für die Belebung der historischen Kunst mit nicht geringem Erfolge ein Deutscher, aber dem Engländer in Tugenden und Fehlern ziemlich entgegengesetzt.

Wir können Johann von Müller weder in der Forschung und Kritik musterhaft nennen, da beide oft auch mäßige Foderungen nicht befriedigen, hingegen bei einer leicht zu bewerkstelligenden Erweiterung des Quellenkreises in der Schweizergeschichte, gründlicherem und schärferem Gebrauch des benutzten und tieferem Eindringen in die Natur der Verhältnisse der Geschichtschreiber Manches richtiger aufgefaßt und geschildert hätte; noch in der Darstellung, denn sie ist sehr ungleich, erhebt sich bald, wenn der Stoff den Schriftsteller ergreift und fortreißt, und sinkt bald zu wahrer Mattigkeit und ermüdender Eintönigkeit herab, wenn er ihn nicht zu bewältigen und in Fleisch und Blut der Geschichte zu verwandeln weiß. So ist auch die Sprache zuweilen voll Kraft und Prägnanz und malerisch wirksam, öfter rauh, holprig, ungelenk, mißlungene Nachahmung der Alten. Bei allen diesen Mängeln

aber tritt uns in der Geschichte der Schweiz eine Kraft der Gesinnung, eine Wärme und Begeisterung für das Große, oder als solches Aufgefaßte, entgegen, welche den Eindruck dieses Werkes auf die Zeitgenossen, ihren lebhaften Antheil daran vollkommen rechtfertigen. Ueberzeugt von der Nothwendigkeit, den ermattenden Menschengeschlechtern in den Großthaten und der Seelenkraft ihrer Ahnen einen Spiegel vorzuhalten, gab Müller seiner Geschichte eine Grundlage patriotischen Gefühls, welche das Gemüth ergreifen mußte; er trug wesentlich dazu bei, daß die Historiographie zu dem Bewußtsein erwachte, sie sei zu Höherem berufen, als die Kenntniß der Vergangenheit dem Gedächtniß zu überliefern. Der scharfen Zergliederung und Beleuchtung eines gegebenen Zustandes in seinen Einzelheiten ist Müllers Talent nicht gewachsen; aber große Gedanken- und Seelenrichtungen ganzer Generationen, den Geist der daraus erzeugten Einrichtungen faßt er mit seltener Innigkeit auf, und stellt sie mit einer oft ergreifenden Kraft des Ausdrucks dar. Diese Anschauungen kommen weit mehr aus dem Gemüth als aus dem zerlegenden und verknüpfenden Verstande, darum müssen wir Müller, bei allem Ungeschick in der Form, zu den Historikern rechnen, bei welchem poetisches Bedürfniß und poetische Auffassungsweise vorwalten. Dasselbe gilt von manchen sehr gelungenen Beschreibungen einzelner Vorfälle, Schlachtgemälden und Charakterschilderungen. So steht z. B. der Sturz Karls des Kühnen mit einem Leben und einer anschaulichen Wahrheit vor den Augen des Lesers, die nur ein poetischer Sinn dem Bilde verleihen konnten.

Das neunzehnte Jahrhundert.

Aber obschon diese Anregung und eine neue Epoche der Begeisterung für die Formen des classischen Alterthums sich nicht unfruchtbar erwiesen: entspricht doch den unermeßlichen Fortschritten, welche die historische Forschung, das Eindringen in Stoff, Geist und Bedeutung der Geschichte seit Gibbons und Müllers Zeiten gemacht haben, kein ähnliches Resultat auf dem Gebiete der Darstellung, und zwar wol eben hauptsächlich darum, weil sie dort so mächtig hervorgetreten sind. Der Geist wird von dem immer mehr anschwellenden Strome der Entdeckungen und Gebietserweiterungen ganz in jene Richtung getrieben, und die Masse ist zu gewaltig, als daß der formende Geist eine diesem sich nach allen Seiten ausbreitenden Inhalt harmonisch entsprechende Kunstgestaltung schon gefunden haben sollte. Ob die größere Bewältigung des Stoffes wieder eine gleichmäßigere Durchdringung beider Richtungen herbeiführen wird, muß die Zukunft lehren.

Alle großen Erscheinungen, durch welche seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die socialen Verhältnisse, die Richtungen und Bestrebungen der Menschen und die Wissenschaft umgebildet worden, haben auf jene Erweiterung der Geschichte Einfluß geübt. Durch die französische Revolution wurde der Sinn vom Aeußern der Staaten auf ihr Inneres, von den Kriegen auf die Verfassungen gelenkt; durch die Wiedererweckung vergessener und in falsche Verachtung gerathener poetischer Töne auf die Bedeutung und die Würdigkeit der Zeiten, die sie hervorgebracht; durch die vermehrte Sprachkunde auf Völker, die man sonst kaum vom Hörensagen kannte; durch die Phi-

losophie auf den großen Zusammenhang alles geistigen Lebens und auf die Nothwendigkeit, es in seinen verschiedenen Richtungen zu verfolgen und zu ergründen, und diese wiederum zu einem Ganzen, zu einer großen Einheit verknüpft darzustellen; durch die kritische Philologie auf sorgfältige Untersuchung des Fundaments vermöge scharfer Beurtheilung und Sonderung der Zeugnisse als unerläßlicher Vorarbeit. Von diesem letzten Punkte ist das Bestreben ausgegangen, an die Stelle der ausgemerzten Quellen unbekannt gebliebene glaubwürdigere aus dem Staube hervorzuziehen, mit einem Erfolge, der den Stoff ins Unabsehbare vermehrt und den Gedanken erzeugt hat, die geschichtliche Kenntniß möglichst auf unmittelbare, ohne den Anspruch historischer Form redende Zeugnisse zu bauen. Wenn diesem gewaltigen Stoffreichthum gegenüber bei Manchen die Rücksicht auf Composition und Kunstform mehr zurücktritt, als man es von einem Zeitalter, das zu einem solchen Bewußtsein ihrer Bedeutung gelangt ist, erwarten sollte; so muß man dies freilich beklagen, aber doch auch erklärlich finden, wenn ein von dem gränzenlosen Meere dieser Forschungen Zurückkehrender darauf verzichtet in der Beschreibung der gemachten Entdeckungen nach der künstlerischen Palme zu streben. Nur sollten solche Berichte nicht meinen, daß ihre Formlosigkeit das Streben nach der Form überflüssig oder unnütz macht.

Lebender zu erwähnen, trägt dieser flüchtige Umriß billig Bedenken, aber der Bedeutung eines um die neue Gestalt des historischen Strebens und seiner Früchte höchst verdienten Verstorbenen zu gedenken, ist auch innerhalb dieser engen Gränzen Pflicht. Daß von den Resultaten Niebuhrs über die älteren Jahrhunderte Roms Manches

als ein dauernder Besitz für die Wissenschaft stehen bleiben wird, ist die Ueberzeugung Vieler; und wäre es selbst nur die großartige Ehrenrettung des plebejischen Standes, eine Restitution, wie es in der Historie eine zweite nicht giebt: der Gewinn wäre bedeutend genug. Gesetzt aber auch, alle positiven Ergebnisse der Untersuchungen Niebuhrs müssen aufgegeben werden; so wird in der Art und Methode dieser Forschungen der historischen Kritik das belehrendste und anregendste Muster übrig bleiben. Von dieser Seite betrachtet muß Niebuhr ein Lessing der Geschichte genannt werden. Auch sind nach seinem Vorgang und Beispiel schon in der Bearbeitung anderer Perioden schöne Früchte gebrochen worden, mehr als die Meisten wahrnehmen oder zugeben, ja an sich selbst bemerken. Denn das ist eben das Siegreiche einer großen Methode, daß man sie sich theilweise, ohne es selbst zu bemerken, aneignet, ja wider den eignen Willen aneignen muß. Ein solcher Grad von Scharfsinn in der Sonderung und Prüfung der Quellen, von steter Beleuchtung des zeugenden Autors, von Eindringen in seine Kenntnisse und Stimmung, von Zurückführung der Zeugnisse auf ihren genauen Werth, ehe sie gebraucht werden, ist vor Niebuhr nicht da gewesen, und wird den nur einigermaßen kritischen Leser immer zur Bewunderung stimmen. Und diese Bewunderung wird nicht gemindert werden durch den gerechten Anstoß an anderen Eigenthümlichkeiten des Autors, an dem Allzukühnen, Willkürlichen, Schwankenden mancher Hypothesen, deren Vertheidigung zuweilen nicht nur einen herrischen, sondern sogar einen leidenschaftlichen Charakter annimmt. Desto freier von Leidenschaft und Vorurtheil sind die politischen Grundsätze und leitenden

Ideen Niebuhrs, das Erzeugniß großen Verstandes, würdiger Gesinnung und reicher Lebenserfahrung. Keiner hat antike Staatsverhältnisse durch gründlich durchschaute und lebendig aufgefaßte moderne so treffend erläutert wie er. Dies sind Früchte nicht an den Bäumen der Schule gewachsen, und darum desto erfrischender und erquicklicher. Ueberhaupt hat Niebuhr darum so viel mehr geleistet, als bloße Schulgelehrte, weil er das Bedürfniß hatte, sich die Zustände und Gestalten der Vergangenheit auf das lebhafteste zu vergegenwärtigen, so daß er beschreibt, was er in seinem Innern vollkommen ausgebildet und lebendige Glieder regend vor sich sieht, und in dieser Beziehung das poetische Gebiet ganz nahe berührt.

Sonst kann sein Werk die Forderungen des künstlerischen Standpunkts schon darum nicht befriedigen, weil es kritische Untersuchungen in die Erzählungen einflicht. Ohne den Zufall, welcher den Verfasser zu öffentlichen Vorlesungen veranlaßte, würden wir sehr wahrscheinlich nur jene ohne diese erhalten haben. Die Neigung, die Geschichte in der Form der reinen Erzählung zu behandeln, ist in unsern Tagen grade nicht die vorherrschende, und die Scheu, in der Mitte einer so Ueberreiches darbietenden Litteratur durch abermalige Erzählung des oft Vorgetragenen den Ueberdruß des Lesers, der durch das Neue und Pikante befriedigt sein will, zu erwecken, ist fast zu groß geworden. Nun ist es sehr merkwürdig, daß Niebuhr, der in den Untersuchungen nicht nur den aufmerksamsten, sondern auch den mit dem ganzen bisherigen Stande der Frage, vollkommen vertrauten Leser voraussetzt, der Erzählung nicht abgesagt hat, sondern Bekanntes, und nach einem Livius, von neuem erzählt, oft mit großem Glück.

Daher sein Stil, immer voll Kern und Mark, in anderen Schriften sich in seiner Eigenthümlichkeit gleich bleibt, in der römischen Geschichte aber als ein sehr verschiedener erscheint, bald durch zu große Kürze und Gedrängtheit dunkel und schwerfällig, bald fließend, einfach, klar und faßlich ist. So trägt dieser ungemeine Geist, in seinem Innern voll Einheit, in der Unvollkommenheit seiner Form die Spuren des durch die Richtungen der Zeit bedingten Auseinandergehens der historischen Elemente. Wie neben Niebuhr andere ausgezeichnete Deutsche bemüht gewesen sind, die zurückgedrängte Erzählungsform wieder in ihre Rechte einzusetzen; wie ihnen gegenüber ein höchst genialer Weg eingeschlagen worden ist, Thatsache und Reflexion zu verknüpfen — davon unterbleibt die nähere Bezeichnung aus dem schon angegebenen Grunde.

Ueberhaupt sind es die Deutschen, von welchen sowohl die höheren Aufgaben an die Historiographie gestellt sind, als ihre Lösung am fruchtbarsten und erfolgreichsten versucht. Die Engländer und Franzosen, so manches Dankenswerthe auch von ihnen durch Bereicherung des Stoffes, durch kritische Untersuchungen, durch zusammenfassende, auf das Innere der Verhältnisse gehende Darstellungen geleistet worden, sind doch hinter den Deutschen zurückgeblieben. Von den Engländern nimmt es am meisten Wunder, daß sie den im vorigen Jahrhundert so schön und glücklich betretenen Weg, die Geschichtschreibung durch Beredsamkeit und stilistische Sorgfalt zu heben, verlassen haben. Schreiben auch nicht alle ihre Historiker, wie man es grade Einigen der Gehaltvollsten vorwerfen kann, schwerfällig und geschraubt, so findet man doch nirgends Annäherung an Hume's und Robertsons glückliche

Leichtigkeit und Eleganz. Rührt dies von mangelndem Talente her, oder achtet man die ungezwungene Natürlichkeit der Schreibart gering?

Unter den Franzosen schreiben Einige gut, einfach und kräftig, nicht unwürdig des alten von ihrem Volke in der Beredsamkeit behaupteten Ruhmes, welche grade in der Geschichte bis zu den Zeiten der Revolution durch fade Weitschweifigkeit entstellt war. Andere aber haben über dem Bestreben, der Geschichte für ekele und verwöhnte Gaumen Reiz und Anziehungskraft zu geben, sich in eine recht stark ausgesprochene Manier verirrt. Sie spielen mit reichlich angebrachtem Witz und schneidenden Antithesen, sie berichten von früheren Jahrhunderten in einer aus heutigem und mittelalterlichem Französisch seltsam gemischten Sprache, sie glauben lebendig zu coloriren, wenn sie die Erzählung durch Costumbeschreibungen unterbrechen.

Dies ist glänzender Flitterstaat von einem als poetisch geltenden Gewande erborgt, kein innerliches poetisches Element. Daß wir dieses überhaupt in unseren Tagen in der Geschichte zurückgetreten finden, hat seinen Grund in jenem großen Uebergewicht des Stoffartigen. Auch von der Seite der Poesie her ist die Verbindung keine so innerliche und tiefe, wie in einigen früheren Perioden, wie sehr auch der äußere Anschein für das Gegentheil zu zeugen scheint. Das geschichtliche Drama kann in einem Zeitalter mächtig herrschender Reflexion die glückliche Unmittelbarkeit und Unbefangenheit, durch welche Shakspeare seine Wunder auf diesem Boden wirkte, unmöglich behaupten. Sollten aber die außerordentliche Fruchtbarkeit auf dem Felde des historischen Romans und der weit verbreitete Geschmack daran die Lebendigkeit der Verbindung

nicht beweisen? Wol das vorhandene Bedürfniß, und mehr ein dunkel gefühltes als ein richtig verstandenes, nicht die ihm entsprechende Productionskraft. Man muß unter den überreichen Erzeugnissen des historischen Romans zwei äußerlich gleich scheinende, im Grunde aber ganz verschiedene Arten unterscheiden. Die eine setzt auf willkürliche, hohle Erfindungen, um den Effekt zu erhöhen, historische Figuren als Staffage; man erblickt mitten unter jenen Larven berühmte Könige, Königinnen, Staatsmänner, Geistliche, Dichter, mit mehr oder weniger treu beobachtetem äußern Costum, aber ohne alle innere Wahrheit, Gestalten, die selbst ohne Leben, auch den erfundenen kein Leben verleihen können, sondern von ihm den Tod empfangen; eine grelle Decorationsmalerei ohne Geist, wie ohne leitenden Gedanken. In wenigen anderen Werken ist die Conception des Gedichts von echt geschichtlicher Anschauung und Begeisterung ausgegangen; der Dichter ist in die Zeit und ihre Bedeutung tief eingedrungen; alles Erfundene steht mit dem Wahren im ächtesten, innersten Zusammenhang, und dient, es zu erhellen und zu erklären; Poesie und Geschichte adeln und erheben einander gegenseitig. Wenn unsere Zeit diese beiden Arten so wenig zu unterscheiden vermag, so beweist dies, daß jenes Bedürfniß ein sich selbst wenig verstehendes, durch den Schein leicht zu befriedigendes ist, und daß ihr das wahre Verhältniß der beiden großen Culturelemente, deren Zusammenhang wir anzudeuten versucht, weder durch den Instinct, noch durch zerlegende Betrachtung klar geworden ist.

IV.

Italienische Diplomaten und diplomatische Verhältnisse.
1260 — 1550.

Von

Alfred Reumont.

Die Meisten haben sich daran gewöhnt, den Westfälischen Frieden als die Periode zu betrachten, in welcher die Geschichte der Diplomatie eine größere Bedeutung für die politische Geschichte im Allgemeinen erlangt hat. Von Manchen wird noch die Zeit Heinrich's IV. von Frankreich eingeschlossen, und auch wol bis zu Karl V. zurückgegangen. Was darüber hinausliegt, wird im Durchschnitt wenig beachtet. Ob, vor der angegebenen Epoche, Italien in dieser Rücksicht im Auslande bekannter ist, darüber wage ich nicht zu entscheiden. Mir ist wenigstens nichts zu Gesichte gekommen, was mich dies vermuthen ließe. Wenn ich nun es versucht habe, in den nachfolgenden Blättern eine leichte Skizze der diplomatischen Verhältnisse in den bedeutenderen italienischen Staaten zu geben: so hat dazu namentlich der Wunsch mich veranlaßt, in einer Darstellung von nur beschränktem Umfange diese gewiß nicht unbedeutende Seite der vielgestaltigen und großartigen Regsamkeit hervorzuheben, welche von der Zeit an, wo der Einfluß der deutschen Kaiser so schwach ward, daß er die nazionale Gestaltung der Halbinsel nicht mehr dauernd hindern konnte, bis zur Epoche, wo das Land wieder hineingezogen wurde in den Strudel der das Mit-

telalter begrenzenden großen politischen Umwälzungen, im italienischen Leben und Wirken sich zeigte.

Die Aufmerksamkeit, welche man neuerdings diplomatischen Schriften gewidmet hat und zu widmen fortfährt, konnte für die richtige Ansicht und Beurtheilung vergangener Zeiten nicht anders als die besten Früchte tragen. In den beiden letzten Jahrhunderten sind zahlreiche Staatsschriften und Documente gedruckt worden, unter denselben viele, die sich auf Italien beziehen, sei dies mittelbar oder unmittelbar, die Berichte und Briefe des Machiavelli, der florentinischen Gesandten bei Ferdinand dem Katholischen im J. 1506, des Grafen Castiglione, der Cardinäle Contarini, Pole, Morone u. A. über die kirchlichen Angelegenheiten unter Paul III. und seinen nächsten Nachfolgern (in den, aus Monsignor Lodovico Beccadelli's gezogenen Monumenti di varia letteratura von 1797), die des Herrn von Lansac und des Franc. de Vargas über das Conzil von Trient, des Cardinal d'Ossat und des Card. du Perron über die Verhandlungen zwischen Frankreich und den italienischen Staaten, namentlich Rom, unter Heinrich IV., des Card. Guido Bentivoglio, des Nunzius Caraffa, des Abbé Arnauld, einzelner venezianischer Relazionen und anderer Werke nicht zu gedenken, zu denen die Lettere dei principi, die Briefe des Coluccio Salutati, die Avignonischen Päpste und die Miscellanea des Baluze (in Mansi's Ausgabe), Ribier's Lettres et Mémoires d'Estat und manches Andere theilweise zu zählen sind Diesen haben in neuester Zeit zahlreiche andere, nicht minder wichtige sich angeschlossen. Ich rechne dazu Manches in den durch Dönniges in Turin aufgefundenen Acta Hen-

rici VII., die Depeschen des Guicciardini, vieles in den beiden Bänden der Documenti di storia Italiana aus den pariser Bibliotheken, die Briefe des Monsignor d'Abba, die Berichte des Card. Franc. Buonvisi über seine Nunziaturen in Köln, Warschau und Wien in den J. 1670 ff., endlich die umfangreiche Sammlung der Relazioni Venete, deren Herausgabe in Florenz begonnen hat. Auf ähnliche Weise zeigt sich auch anderwärts lobenswerthe Thätigkeit. Es reicht hin an die von A. v. Gevay in Wien herausgegebenen Urkunden und Actenstücke zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Östreich, Ungarn und der Pforte im 16. und 17. Jahrhunderte zu erinnern, wie an die von der Commission für die Archive des Königreichs Großbritannien (Record Commission) begonnene Herausgabe des Recueil des dépêches, rapports, instructions et mémoires des ambassadeurs de France en Angleterre et Ecosse pendant le XVI siècle, welche mit der Correspondenz des Bertrand de Salignac de la Mothe Fénélon begonnen hat, welcher die Berichte des de Chatillon, de Marillac, de Saludie, de Noailles u. m. a. folgen sollen.

Wie vielen Nutzen neuere Geschichtschreiber aus diesen Documenten im gegenwärtigen Falle gezogen haben, beweisen, um nur Wenige zu nennen, Bucholtz Geschichte Ferdinand I., Capefigue's Histoire de la réforme, de la ligue et du règne de Henri IV., Alberi's Vita di Caterina de' Medici, Aug. Theiner's Schweden und seine Stellung zum heil. Stuhl, und namentlich die Fürsten und Völker von Süd-Europa von Rancke, der um das Studium dieser Schriften große Verdienste sich erworben hat.

Ich habe in der gegenwärtigen Skizze innegehalten bei der Zeit, wo die stabilen Missionen schon beinahe überall vorkommen, sowol weil dann ein Feld sich eröffnet, welches zu gewaltig ist, um es rasch zu durchfliegen, als auch, weil die Geschichte Italiens nach der Mitte des 16. Jahrhunderts beinahe allen nazionalen Charakter verliert. So habe ich mich denn über alles Spätere mit ein Paar kurzen Angaben begnügen zu müssen geglaubt. Zu einer Geschichte der italienischen Diplomatie, welche freilich eine ganz andere Arbeit sein würde, da ich jetzt nur einiges Wenige hervorheben konnte aus der großen Masse des Stoffes, finden sich vielleicht einmal Zeit, Gelegenheit und Hülfsmittel.

Rom, 20. Mai 1840.

Einleitendes.

Wenn auch zugestanden werden muß, daß die Diplomatie in den Formen, welche ihr heutiges Tages eigen sind, einer verhältnißmäßig neuern Epoche angehört: so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß der Ursprung derselben in den frühesten Zeiten zu suchen ist. Die Beziehungen von Städten zu Städten, Staaten zu Staaten, Nazionen zu Nazionen machten von jeher die Absendung solcher Personen, denen Aufträge zur Besprechung von Angelegenheiten, welche das Gemeinwesen betrafen, anvertraut wurden, zum Bedürfniß. Aus dem Bedürfniß entwickelte sich die Sitte, wie die allmälig fester sich constituirende Gestaltung dieses Zweiges der Staatsgeschäfte. Es ist überflüssig von diesen Verhältnissen im Alterthum zu reden, wo sie in den letzten Zeiten des republikanischen, wie in denen des kaiserlichen Rom zu einer bestimmten Form und Geltung gelangten, und wo die Rolle, welche diesen Gesandtschaften zukam, eine oft sehr wichtige war. Auch in der äußern Erscheinung sprach dies sich aus. Auf dem Forum Romanum, dem Platze, wo die öffentlichen Angelegenheiten verhandelt wurden, gab es eine Tribune für die Gesandten, durch die Übertragung des Namens Einer Nazion auf die übrigen die Gräcostasis

genannt, wie nachmals Constantinopel ein ähnliches, den Abgeordneten indeß auch zur Wohnung angewiesenes Gebäude das Xenodochium Romanorum taufte — eine Einrichtung, die von den mistrauischen Osmanen in ihrem Eldschi-Khan nachgeahmt ward. Schon hier tritt eine Ansicht wie eine Erscheinung uns in den Weg, welche in den neuesten Zeiten noch in gleicher Weise vorkommt. Niemals hat man den fremden Abgeordneten recht getraut: beinahe immer, im Gegentheil, Intriguen und geheime Absichten bei ihnen geargwohnt. Wie heutzutage die osmanische Politik z. B. dem persischen Botschafter nicht gestatten will, in Constantinopel selbst seinen Wohnsitz zu nehmen, sondern ihn nöthigt, von Scutari aus das europäische Ufer des Bosporus zu beschauen; wie das Zusammenleben aller fremden Missionen in der Vorstadt Pera, dem neuen Eldschi-Khan, ursprünglich nicht lediglich Sache des Zufalls oder Geschmacks, oder die Folge von Sanitätsverhältnissen ist; wie ferner viele Regierungen es nur ungerne sehn und, wenn es thunlich, selbst zu hindern suchen, daß vertrauter Umgang zwischen Diplomaten und Einheimischen, in einzelnen Ständen wenigstens, stattfinde: so war es bei den Ost-Römern wol weniger Gastfreundschaft als Eifersucht und Besorgniß, was sie veranlaßte, die Gesandten gleichsam zu isoliren durch Anweisung einer eigens für sie bestimmten Wohnung. Wie in andern Dingen, verfahren die Chinesen bekanntlich auch hierin mit der strengsten Consequenz, und sind also wahrscheinlich die einzigen, welche ihren Zweck erreichen.

Die Sitte, Unterhändler und Bevollmächtigte zu senden, hat also von jeher bestanden und erklärt sich leicht durch das Bedürfniß wechselweiser Besprechung und Verstän=

digung. Stabile Gesandtschaften, welche fortwährend bei einem Fürsten oder einer Republik residirten, entstanden aber erst mit der Zeit, als die gegenseitigen Berührungen häufiger wurden und die außerordentlichen Missionen einander so rasch nachfolgten, daß man einsah, es sei einerseits praktischer, andererseits ökonomischer, für einen bestimmten Zeitraum eine, oder in seltnern Fällen mehre Personen mit der Wahrung der Interessen des Landes, dem sie angehörte oder angehörten, zu beauftragen. So viel mir bekannt, ist dies erst mit dem 16. Jahrhundert aufgekommen. Indeß finden wir nicht vor der Mitte desselben stabile Missionen an den Höfen der Mächte ersten Ranges, namentlich beim Papste und in Frankreich. Doch auch hier gibt's Lücken — bei allen übrigen um so bedeutendere. Vor 1530 scheinen die Venezianer gegen funfzehn Jahre lang keinen Gesandten in Deutschland gehabt zu haben; vor 1506 hatten die Florentiner während langer Zeit keine Mission in Spanien. Nicht zu reden von kleinern Mächten. Von 1497 bis 1559 war kein venezianischer Gesandter am Hofe von Savoyen, von 1530 bis 1560 keiner in Florenz. Bevor nun die stehenden Gesandtschaften Sitte wurden, pflegte man nur bei besondern Veranlassungen, mochten diese nun eigentlich politischer Natur sein oder aber in blossem Ceremoniel bestehen, Missionen abzusenden und diesen die Ausrichtung irgend eines einzelnen Auftrages aufzugeben. War der Zweck erreicht, oder war zu dessen Erreichung keine Aussicht vorhanden und die Sache also auf eine oder die andere Weise abgemacht, so kehrte die Gesandtschaft nach Hause zurück, und es verging vielleicht eine lange Zeit, bevor eine andere ihr folgte. So wie in

den Jahrhunderten, von denen hier die Rede ist, dem 13, 14. und 15. die Scheidelinie zwischen den einzelnen Ständen und Beschäftigungen im Allgemeinen nicht scharf gezogen war, so bestand damals als Regel, was sich jetzt seltner und, genau betrachtet, nur als Anomalie findet. Es fehlte viel daran, daß die diplomatische Carriere ,als solche sich wirklich constituirt hätte. Selbst noch nicht im 16. Jahrhunderte. Hochgestellte Geistliche und Bettelmönche, Magistratspersonen und einflußreiche Bürger wurden zu solchen Sendungen gebraucht, häufig auch Professoren, namentlich die der Rechtswissenschaft *). In den italienischen Republiken erklärt sich dies leicht aus der Verfassung des Gemeinwesens,

*) Von Manchen nicht zu reden, die in den nachfolgenden Blättern vorkommen werden, finden wir im J. 1364 als bolognesischen Gesandten in Florenz Riccardo da Saliceto, den Nachfolger des berühmten Baldo. Der Grieche Emanuel Chrysoloras war gegen das Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts abwechselnd Gesandter seines Kaisers Johannes Paläologus in Italien und Lehrer der Eloquenz und griechischen Literatur in Florenz und andern Städten. Sein Landsmann Johannes Lascaris hielt in Florenz im J. 1492, dann zu Rom Vorlesungen über griechische Sprache und Literatur und Moralfilosofie unter Leo X., später im J. 1520 zu Mailand auf Veranlassung König Franz I. während der französischen Occupazion der Lombardei. Nachmals finden wir ihn als französischen Gesandten in Venedig. Der Aretiner Antonio Roselli, im J. 1466 gestorben, wurde von Papst Martin V. beauftragt, Ladislaus König von Ungarn gegen Kaiser Sigmund zu vertheidigen, versah dann mehre Missionen und wurde später Professor der Rechtswissenschaft zu Padua.

wo mehr oder minder Alle abwechselnd Regierende und Regierte waren, alle Stände an den öffentlichen Angelegenheiten Theil nahmen und mithin die Kenntniß derselben sich bei allen verbreitet fand. Wenn wir selten Militärpersonen begegnen, so liegt dies an besondern Verhältnissen. Nachdem der Bürger aufgehört, beim Läuten der Feldglocke zu den Waffen zu greifen und dem Caroccio nachzuziehn, nachdem das Kriegführen ein Handwerk geworden war, erst regelloser Banden, dann der aus ihnen entwickelten Condottieren-Heere, die den Ruhm der italienischen Waffen im 15. Jahrhundert und den dreißig ersten Jahren des 16. aufrecht hielten: zu dieser Zeit, die mit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ihren Anfang nahm, war der Kriegerstand von allen übrigen so strenge gesondert, daß er lediglich innerhalb seiner Befugnisse zu bleiben genöthigt war. Der fremde Capitano hatte nichts gemein mit den politischen Angelegenheiten des Staates, dem er seine Dienste und seine Compagnie widmete. War seine Condotta zu Ende, so zog er anderswohin, und es mag nur selten vorgekommen sein, daß einer derselben der Stadt, für die er als Kriegsmann focht, eine so lebendige Theilnahme widmete, wie jener Parmigianer Bonifazio de' Lupi, Marchese von Soragna, der Stadt Florenz, welche ihm die Gründung eines ihrer großen Spitäler verdankt.

Von den frühesten bis zu unsern Zeiten haben die Italiener den Ruhm bewahrt, ausgezeichnete Diplomaten zu sein. Ich sage: den Ruhm. Denn wenn auch, was wol kaum der Fall ist, die gewöhnliche Ansicht von der Diplomazie sich aussprechen sollte in den Worten des Sir Henry Wotton: „An ambassador is a clever man sent

abroad to lie for his country", — wirkliche dem Vaterlande geleistete Dienste würden durch eine solche Ansicht nicht geschmälert. Zwei Dinge waren es namentlich, welche den Italienern hiebei zu Hülfe kamen. Erstlich die schon berührte Theilnahme so Vieler an den öffentlichen Angelegenheiten. Sodann die Trennung der Halbinsel in zahlreiche größere oder kleinere Staaten und Communen. Durch letzteren Umstand wurden die Berührungen außerordentlich mannigfaltig, denn anhaltend kamen Verhältnisse vor, bei denen zwei oder mehre Städte oder Staaten betheiligt und Besprechung, Verständigung, Übereinkunft, Abfindung nöthig waren. Freilich waren es sehr häufig Gegenstände von geringer Bedeutung. Aber es wurde dabei immer eine Einsicht in das Geschäftswesen gewonnen, das Talent für Unterhandlung wurde geübt, Kenntniß fremder Formen und Zustände erworben, die der Heimat auch wieder zugute kommen konnte, die Beobachtungsgabe geschärft, und die durch Praxis erlangte Kunde des Auslands, mit welchem nothwendige Verbindung bestand, unter einem möglichst großen Kreise der Bürger verbreitet. Wie unbedeutend also auch bisweilen der Gegenstand gewesen sein mag, der politische Sinn wurde dadurch gebildet, und wenn wir zu Ende des 13. Jahrhunderts Dante Alighieri als Gesandten beim Magistrat eines toscanischen Städtchens von etwa zweitausend Seelen, und zu Anfang des 16. Niccolò Machiavelli als Abgeordneten an ein Minoritenkloster zu Carpi finden, so zeigt uns der Umstand, daß mit Missionen dieser Art die nämlichen Personen beauftragt wurden, die vorher und nachher die Interessen der Republik bei Päpsten, Kaisern und französischen Königen vertraten:

wie man den weniger glänzenden Auftrag nicht minder würdig erachtete geschickter Ausführung als den erheblichern.

Zu dem Zwecke, einer Übersicht der diplomatischen Verhältnisse in Italien in den beiden letzten zum Mittelalter gerechneten Jahrhunderten und in der ersten Hälfte des sechzehnten als Vorerinnerung zu dienen, mögen diese Bemerkungen genügen. Es handelt sich nun darum, die drei Staaten vorzuführen, welche in der politischen wie in der Bildungs-Geschichte Italiens die wichtigsten Rollen gespielt haben. Es sind drei: Florenz, Venedig und Rom. In den beiden ersten kommt am meisten nazionales Element zum Vorschein — wir finden hier Florentiner und Venezianer. Rom zog fremde Kräfte an sich, wie und wo es konnte. So steht es denn bei weitem weniger abgeschlossen da.

Florentiner.

In den Zeiten, wo unsere Detailkunde von italienischen Angelegenheiten durch zahlreiche Chroniken in der Vulgarsprache genauer wird, finden wir die Florentiner als gleich eifrige wie ausgezeichnete Diplomaten. Als Papst Bonifaz VIII. im ersten Jubeljahr, 1300, die Gesandten von vielen Nazionen vor sich sah und fand, daß zwölf derselben aus Florenz waren, nannte er die Florentiner das fünfte Element. Denn sie dienten in öffentlichen Angelegenheiten, außer ihrer Vaterstadt, den Königen von Frankreich, von England, von Böhmen, von Neapel und Sizilien, den Della Scala von Verona, dem Hospitaliter-Orden Sanct Johann des Täufers, ja dem

Herrscher Rußlands und dem Tartarkhan. Dieser Ruhm ist den Florentinern auch in spätern Zeiten geblieben, und ohne Ende ist die Reihe der Namen, welche ihre Jahrbücher bieten. Nie vielleicht ist der Eifer im Unterhandeln gleichgekommen dem, welchen dies Volk an den Tag legte. Gesandtschaft folgte auf Gesandtschaft, gewöhnlich aus zwei, vier, ja acht bis zehn Personen bestehend, eine Menge Bürger, die sich in den Staatsgeschäften ausgezeichnet und die wichtigsten Stellen in der Verwaltung bekleidet, Bischöfe und andere Geistliche, öffentliche Lehrer. Man kann nicht anders als staunen über die große Zahl berühmter Namen.

Nur einige derselben können hier angeführt werden. Denn es wäre nöthig, eine Geschichte der politischen Verhältnisse von Florenz zu schreiben, ihnen ihr Recht widerfahren zu lassen. So mögen denn nur die berühmtesten hier stehn, oder solche, deren Namen sich an große Ereignisse oder an andere große Persönlichkeiten knüpfen. Und da finden wir denn gleich in vorderster Reihe **Brunetto Latini**, den Lehrer Dante's, der ihn so liebevoll begrüßt, als er ihn unter den Schatten findet [1]):

„Wenn alles mein Gebet erfüllet wäre,
Antwortete ich ihm: noch wär't ihr jetzo
Nicht aus der menschlicher Natur verbannt;

Denn stets im Sinn bleibt, und ins Herz kommt nun mir
Das lieb' und gute väterliche Abbild
Von euch: wie ihr auf Erden stündlich, stündlich

Mich lehretet: wie sich der Mensch verewigt!“

---

1) Hölle, XV. Ges. 79 ff.

Es war im J. 1260, zur Zeit als durch König Manfred die Ghibellinische Partei in Süd- und Mittel-Italien das Übergewicht erhielt, als Brunetto abgesandt ward von den Guelfen, Hülfe zu suchen bei Alfons von Castilien. Aber schon in Ronceval ereilte ihn die Kunde von der blutigen Schlacht bei Montaperti und dem völligen Unterliegen seiner Partei, und mehre Jahre verweilte er darauf in Frankreich, bis 1266 nach Manfreds Tode die Guelfen nach Florenz zurückkehrten und Brunetto Secretär der Gemeinde ward — ein Amt, welches man damals das des Dittatore nannte und dem später so manche berühmte Männer vorstanden. Besonders aber zeichnete sich in gesandtschaftlichen Geschäften Brunetto's großer Schüler Dante Alighieri aus. Vierzehn Missionen werden erwähnt, denen Dante sich zum Besten seiner Vaterstadt unterzog. Ob die Aufzählung richtig, bleibt zweifelhaft. Folgen wir ihr aber, so finden wir Dante als Gesandten in Siena, Perugia, Venedig, zweimal in Neapel, beim Markgrafen von Este, in Genua, zweimal bei Carl Martell, dem König von Ungarn, beim französischen Könige, Filipp dem Schönen und viermal bei Papst Bonifaz VIII. Als er Florenz verließ, die letzte dieser Missionen anzutreten, war es auch das letzte Mal, daß er seine Vaterstadt betrat. Es war während des unversöhnlichen Zwistes, der in der Guelfischen Partei selber ausgebrochen war, welche sich in Weiße und Schwarze getheilt hatte. Beide Factionen suchten Papst Bonifaz zu gewinnen und sandten ihm Botschafter. Unter den Ambasciatoren der weißen Guelfen war Dante, der im Jahr 1300 das Priorat verwaltet hatte und großes Ansehn im Staate besaß. Wie hoch er seine

Stellung und seinen Einfluß schätzte, geht aus seinen Worten hervor, welche Boccaccio mittheilt. Als man darüber berathschlagte, wer zum Papste zu senden sei, die Ankunft Carls von Valois als Pacier zu hindern, den die Schwarzen riefen, die Weißen nicht mochten: wurde von Allen gesagt, Dante sollte das Haupt der Botschaft sein. Da sprach er nach einigem Bedenken: „Wenn ich gehe, wer bleibt dann? Und bleibe ich, wer geht?" Doch ging er, mit zwei Genossen. Es war im Herbste 1301. Der Zweck ward nicht erreicht. Der Papst glaubte, seine Interessen würden in den Schwarzen kräftigere Vertreter finden; er wollte, wie er sich ausdrückte, die Männer nicht aufgeben um der Weiber willen. Mit Hülfe des Paciers gelang es den Schwarzen, ganz Florenz umzuwälzen und ihre Nebenbuhler zu verdrängen. Dante, der in Rom geblieben, war einer der ersten, welche die Strafe der Verbannung traf. Am 27. Januar 1302 wurde er vom Podestà Conte dei Gabrielli aus Gubbio zu einer Geldstrafe verurtheilt; als er sich nicht fügte, ward der Bann über ihn ausgesprochen. So endete seine öffentliche Laufbahn. Aber auch während der neunzehn Jahre, die er, ein Verbannter, umherirrend durch Italien und jenseit der Alpen verlebte, hatte er mehr denn einmal Gelegenheit, seinen Freunden und Beschützern in Unterhandlungen zu dienen. Kurze Zeit vor seinem Tode, der am Feste der Kreuz-Erhöhung, den 14. September 1321, stattfand, befand er sich in Venedig im Auftrage Guido Novello's von Polenta, des Beherrschers von Ravenna, bei dem er in seinen letzten Lebenstagen freundliche Aufnahme fand.

Die beiden berühmtesten Schriftsteller, welche das

vierzehnte Jahrhundert nach Dante sah, Petrarca und Boccaccio, wurden gleich ihm in diplomatischen Geschäften gebraucht [1]). Der erstere gehört indeß nicht eigentlich hieher, wo von denen die Rede sein soll, welche im Dienste der Republik Florenz waren. Denn fast immer ferne von Toscana, welches einst seinen Vater in die Verbannung hatte wandern sehn, schloß er sich fremden Höfen an. So ging er nach König Roberts Tode im J. 1343 mit Aufträgen Papst Clemens VI. von Avignon nach Neapel zur Königin Johanna; im J. 1354, vom Erzbischof Gio. Visconti gesandt, nach Venedig zum Dogen Andrea Dandolo, und zwei Jahre drauf nach Prag zu Kaiser Carl IV., auf den Wunsch Galeazzo Visconti's, welcher des Kaisers Römerzug zu hindern suchte. Giovanni Boccaccio aber war um so eifriger im Dienste des florentinischen Gemeinwesens. Wir finden ihn zu verschiedenen Malen als Abgesandten, bei den Polentanen in Ravenna, bei den Päpsten in Avignon, selbst in Deutschland, als es sich darum handelte, der immer wachsenden Macht der Visconti ein Gegengewicht zu schaffen. Zuletzt finden wir ihn im J. 1368 als Gesandten bei Urban V., welcher in seinem Breve an die Prioren sagt: er habe ihren Abgeordneten gnädig empfangen, sowol in Berücksichtigung derer, die ihn gesandt, als aus Achtung für die Tugenden und Talente des Gesandten; sodann habe er die in ihrem Namen verständig von ihm vorgetragenen Dinge angehört und ihm das geantwortet, was er der Umgestaltung Italiens för-

1) Gaye, Carteggio inedito d'artisti dei secoli XIV, XV, XVI. Florenz, 1839. Bd. I, S. 521.

derlich glaube, an die er mit Gottes Hülfe sich begeben wolle.

Gehn wir einige Schritte rückwärts, so finden wir während des Aufenthalts der Päpste in Frankreich zahlreiche Gesandtschaften der Florentiner an dieselben. Schon im J. 1309 wurde Matteo Biliotti, Notar des Comune, zu Clemens V. geschickt, um den Frieden mit der Kirche herzustellen, indem die Weigerung, den Legaten Cardinal Napoleon degli Orsini aufzunehmen, im J. 1307 der Stadt das Interdict zugezogen hatte [1]). Nachmals als die Guelfischen Republiken von den Visconti hart bedrängt wurden und Toscana in Gefahr war, ihre Beute zu werden, ging nach Avignon Gesandtschaft auf Gesandtschaft, während zu gleicher Zeit Carl IV. zum Römerzuge veranlaßt ward. Nicht minder nach der Thronbesteigung Urbans V. (1362), als die Rückverlegung des heil. Stuhls nach Rom immer mehr in Aussicht gestellt wurde. Als Maestro Rinaldo da Romena, Lehrer der Theologie, im J. 1365 nach Avignon geschickt ward, trug die ihm ertheilte Instruction ihm unter andern Dingen auf, er solle den Papst ersuchen, dem Petrarca das erste vacant werdende florentiner Canonicat zu ertheilen, da das Verlangen allgemein sei, daß er zur Ehre von Florenz und um seiner eignen Ruhe willen diese Stadt, deren Bürger er sei, zu seinem Wohnsitz erwählen möge. Das vom 8. April datirte Schreiben der Signorie an Papst Urban spricht denselben Wunsch

1) Die Mission war erfolgreich, denn des Papstes Neffe, Arnald Cardinal von Pelagrue, Legat beim Kreuzheere gegen Venedig, erhielt Befehl, das Interdict aufzuheben.

aus [1]). Im J. 1366, als in Italien überall verkündet ward, der Papst werde Rom besuchen und im Verein mit dem Kaiser die Macht der Visconti zu brechen sich bestreben, ging eine neue Gesandtschaft der Florentiner nach Avignon, Urban V. in seinem Vorhaben zu bestärken und ihm die Hülfe der Republik anzubieten, falls er Galeeren oder Pferde brauche. Unter den Abgeordneten war jener Lapo da Castiglionchio, der Freund Petrarca's und der berühmteste Rechtslehrer seiner Zeit, welcher einige Jahre darauf (1378), bei jener gewaltsamen Reaction des niedern Volkes gegen die Herrschaft der großen Popolanen, welche man den Tumult der Ciompi nennt, als einer der einflußreichsten Anhänger der aristokratischen Partei der Albizzi verbannt wurde und im Jahr 1381 in Rom starb, wo er nicht lange vorher von Urban VI. zum Senator gemacht worden war. So wie Lapo 1366 nach Avignon gegangen, so stand er auch 1376—1377 an der Spitze der Gesandtschaft, welche nach Anagni sich verfügte, zu dem aus Frankreich angelangten Gregor XI., mit welchem die Florentiner seit längerer Zeit in arger Fehde lebten. Die Gesandten hatten den Auftrag, Frieden zu schließen: aber sie kehrten heim, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, obgleich sie fünf Monate in Anagni blieben. Als sie zurückgekehrt waren, wurde zwei Tage darauf das Volk nach dem Palast der Signorie beschieden und dort öffentlich vorgetragen, was die Gesandten mit dem Papste verhandelt und welcher Art die Forderungen des römischen Hofes seien. Der Papst ließ dann selbst eine Botschaft an die Florentiner abgehn: zwei

1) Gaye, Carteggio. I. 515, 516.

Mönche, ein Augustiner und ein Minorit, wurden dazu ersehn. Sie brachten Beglaubigungsschreiben mit, nicht an die Signorie, sondern an das Volk. So erlaubte man ihnen denn, dem auf dem Platze versammelten Volke ihren Vortrag zu halten. Ihr Zweck ging nun dahin, die Schuld am Unfrieden der Signorie aufzubürden, das Volk aber zu gewinnen, indem sie dasselbe priesen, als dem heil. Stuhl gehorsam und ergeben. Aber sie erreichten ihre Absicht nicht, auf solche Weise die bestehende Regierung der großen Bürgerfamilien zu stürzen: denn im Volke fanden sie keinen Anhang und kehrten unverrichteter Dinge zurück nach Anagni.

Zum bessern Verständniß dieser Vorgänge müssen hier noch einige Worte über das Verhältniß der Florentiner zu Papst Gregor XI. gesagt werden, um so mehr da dasselbe Veranlassung gab zu einem der bemerkenswerthesten Vorgänge in der Geschichte der florentinischen Diplomazie. Nicht über Gregor XI. persönlich beklagten die Florentiner sich, wol aber über die grenzenlose Willkür seiner Legaten in Italien, namentlich des Cardinals Guillaume de Noellet, welcher aus Feindschaft gegen die Republik Alles that, Unruhen im Innern zu erregen. Die Florentiner schritten zu Repressalien: die Unzufriedenheit im Kirchenstaat kam ihnen zu Hülfe und bald loderte der Aufruhr in allen Städten. Der Papst sprach den Bann aus über Florenz: Donato Barbadori und Domenico Salvestri wurden als Gesandte nach Avignon geschickt. Es war im J. 1376. Sie stellten vor, wie die Florentiner sich zu allen Zeiten, in Glück und Unglück, als getreue Söhne der Kirche bewiesen, und wie das feindselige Benehmen der Stellvertreter des Pap=

stes Schuld sei an allem Übel. Gregor aber wollte keine Vertheidigung anhören und sprach im versammelten Consistorio, in Gegenwart der Gesandten, den feierlichen Bann aus über die Florentiner, in der strengsten Form, nicht nur ihre Güter preisgebend, sondern auch ihre Freiheit und ihr Leben. Da warf Donato Barbadori, ein kühner und leidenschaftlicher Mann, unbedeckten Hauptes sich nieder vor einem Bilde des Gekreuzigten, das im Saale sich befand, und rief mit lauter Stimme: „An dich, Herr Jesus Christ, appellire ich von dem ungerechten Urtheilsspruch deines Statthalters, zu jenem grauenvollen Tage, an welchem du, als Richter erscheinend, keinen Unterschied machen wirst. Respiciat me Deus salutaris meus, adiutor meus esto, ne derelinquas me, quoniam pater meus et mater mea dereliquerunt me.“ Erst gegen Ende des folgenden Jahres, nach den bereits oben erwähnten fruchtlosen Verhandlungen, kam, besonders durch Vermittlung der heil. Caterina von Siena, eine Einigung in Sarzana zu Stande. Als bald darauf Gregor XI. starb (27. März 1378), sandten die Florentiner an seinen Nachfolger Urban VI. acht Botschafter, ihm ihre Anhänglichkeit zu bezeugen. Diese waren Donato Barbadori, Alessandro dell' Antella, Mainardo Cavalcanti, Pazzino Strozzi, Bindo de' Bardi, Vieri de' Medici, Matteo Arrighi, Stoldo Altoviti.

Den nämlichen Barbadori, der sich so muthig und entschieden gezeigt, traf ein trauriges Schicksal. Als im J. 1379 Carl von Durazzo nach Italien kam, um der Königin Johanna die Krone Neapel zu entreißen, wurde Barbadori mit Tommaso Strozzi und Marco

Benvenuti zu ihm gesandt. Florenz war damals, nach dem obenerwähnten Tumult der Ciompi, in einem fast anarchischen Zustand, und die aristokratische Partei bestrebte sich, wieder ans Ruder zu kommen. Unter den Gesandten brach Unfriede aus: Barbadori wurde von Strozzi beschuldigt, mit den Verbannten, namentlich mit Lapo da Castiglionchio, unterhandelt zu haben. Vergebens berief er sich auf die Dienste, die er dem Gemeinwesen geleistet und warf dem Volke seinen Undank vor. Mit Piero degli Albizzi und mehren andern der vornehmsten Bürger wurde er enthauptet.

Die zahlreichen Missionen bei italienischen Fürsten und Republiken während des vierzehnten Jahrhunderts müssen hier übergangen werden, da sie kein allgemeines Interesse darbieten. Die Zahl der Theilnehmenden war bei diesen Botschaften meist bedeutend, besonders bei solchen, die zur Bewillkommnung, bei Thronbesteigungen u. s. w. abgeordnet wurden. So gingen im J. 1381 zu Carl von Durazzo, nachdem er Neapel eingenommen, acht Gesandte, davon vier aus großen Popolanfamilien, die andern von niederm Volke; im J. 1347 zum König Ludwig von Ungarn, bei seiner Ankunft in Verona auf dem Zuge gegen Neapel, sogar zehn Gesandte, alle aus den ersten Geschlechtern, Albizzi, Corsini, Strozzi, Medici, Rucellai, Vettori, Adimari, Altoviti, Peruzzi. Tommaso Corsini führte das Wort. Ein anderer Corsini, Pietro, Bischof von Florenz, wurde im J. 1364 zu Carl IV. gesandt, der ihm und seinen Nachfolgern im Bisthum neben mehren Privilegien die Reichsfürstenwürde ertheilte.

Das funfzehnte Jahrhundert sah die diplomatischen

Beziehungen in solchem Maße sich mehren, daß an eine Aufzählung auch nur der wichtigeren unter diesen Gesandtschaften hier nicht ferner gedacht werden kann. Statt dessen mögen hier die bedeutendsten Männer namhaft gemacht werden, welchen die Republik Botschaften anvertraute. Unter ihnen finden wir die beiden Capponi, Gino und Neri, in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, jener gestorben 1421, dieser 1457, Beide zu den höchsten Würden gelangt und in den schwierigsten Angelegenheiten erprobt, gleich ausgezeichnet durch echten Bürgersinn wie durch den Mangel an selbstsüchtigem Ehrgeiz; daher redliche Vermittler und treue Bewahrer der angestammten Freiheit. Nicht minder hervorragend, wenn auch ihnen nicht gleich an Ausdauer, Palla Strozzi, durch Geschlecht und Reichthum groß und einwirkend, thätig wie keiner neben ihm für die Bildungsanstalten seiner Vaterstadt, die ihm unendlich viel verdanken; ein Beschützer der Gelehrten und Verehrer der alten Literatur, aber durch Unentschlossenheit die Hauptschuld tragend an dem Sturze der neuen Aristokratie, wie die Partei der Albizzi sich bezeichnen läßt — eine Schuld, die er durch das Exil sühnte, die aber den Untergang des florentinischen Gemeinwesens entschied. Ihm zur Seite stehend Rinaldo degli Albizzi, das letzte Haupt der Aristokratenpartei, nicht immer vorsichtig noch klug und hierin seinem Gegner Cosimo de' Medici nicht gewachsen; aber kühn und glänzend, und am Ende doch nur deßhalb unglücklich im gewagten Spiel, weil die, deren eigene Stellung und Interessen sie zu standhaften Bundesgenossen ihm hätte machen sollen, ihn, wenn nicht gerade verriethen, doch im entscheidenden Moment nur schlecht un-

terstützten. Und nun Rinaldo's großer Widersacher, Cosimo, besonnen, schlau, berechnend, ohne wahren Adel des Charakters, aber keineswegs ohne tüchtige Eigenschaften; den großen Familien feindlich, weil er von ihnen neues Eingreifen in die öffentlichen Verhältnisse fürchtete, dem Volke schmeichelnd, weil er unter demokratischen Formen seinem Haupte die Obergewalt sichern wollte; den Künsten hold wie den Wissenschaften, und nicht ohne manchfaches Verdienst um beide. Diese sind die hervorragendsten Persönlichkeiten in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, und in der That diejenigen, welche das Schicksal des ganzen Staates in Händen hatten [1]). Neben ihnen traten noch viele andere auf, von größerer oder geringerer Bedeutung: Giannozzo Manetti [2]), der Bio-

---

1) Gino Capponi wurde meist zu Aufträgen in Toscana selbst gebraucht, ebenso sein Sohn Neri, der übrigens 1432 zu dem Condottiere Niccolò Fortebraccio gesandt wurde, 1439 nach Venedig, 1447 nach Rom zu Nicolaus V., 1450 nach Mailand zu Francesco Sforza. Palla Strozzi war 1410 in Bologna bei Papst Alexander V., 1415 in Neapel bei der Königin Johanna II., 1419 bei Papst Martin V., 1432 in Ferrara. Rinaldo degli Albizzi ging 1414 nach Neapel zur Königin Johanna und 1418 nach Mailand zu Martin V., der von Konstanz zurückkehrte. Cosimo de' Medici war 1432 in Ferrara, 1437 in Venedig und wieder bei den Este.

2) Die Zahl der Missionen des Giannozzo Manetti wird auf vierzehn und mehr angegeben. Er war in Florenz 1396 geboren und starb zu Neapel 1459. Nicolaus V. machte ihn zum Ritter: eine Auszeichnung, welche König Alfons von Neapel ihm 1445 angeboten hatte, als er bei Gelegenheit der Vermählung des Herzogs von Calabrien florentinischer Gesandter

graf Nicolaus' V., nach dessen Papstwahl er die Bewillkommnungsrede der florentinischen Botschaft zu halten hatte; Niccolò da Uzzano, Agnolo Acciaiuoli, Lorenzo Ridolfi, Agnolo Pandolfini, Averardo und Lorenzo di Giovanni de' Medici (Cosimo's Bruder), Diotisalvi Neroni und manche andere.

Weniger bedeutende Gestalten treten uns entgegen in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts, wenn Lorenzo de' Medici und Pier Capponi ausgenommen werden. Im Jahre 1478, als nach der Verschwörung der Pazzi die Stellung des Hauses Medici und die bestehenden Verhältnisse der Republik durch die Mishelligkeiten mit Papst Sixtus IV. und mit dem Könige Ferdinand von Neapel sehr gefährdet waren, vertrat Lorenzo die beiderseitigen Interessen in eigner Person zu Neapel: ein selbstgewählter Botschafter, welcher der Signorie seine Absicht erst dann ankündigte, als er die Stadt schon verlassen hatte. Unter seinen Auspicien wurde sodann das Versöhnungswerk, welches er in Neapel begon-

---

an seinem Hofe war, die er aber ablehnte, den Neid seiner Mitbürger nicht zu wecken. Dies gelang ihm dennoch nicht: denn wegen der Freundschaft, die er bei seinen zahlreichen Legazionen mit Fürsten und Großen geschlossen, verurtheilte man ihn in seinen letzten Lebensjahren zu einer Geldstrafe von 10,000 Goldgulden, worauf er freiwillig ins Exil ging, bis zu Nicolaus' V. Tode in Rom, dann in Neapel bei König Alfons lebte, der ihm ein Jahrgehalt von 150 Unzen Goldes anwies, was von seinem Nachfolger bestätigt ward. Später wollten die Florentiner seine Gebeine haben, und an der Façade des Doms wurde seine Statue aufgestellt, die man jetzt in der Kirche selbst sieht.

nen, durch eine feierliche Botschaft beim Papste vollendet. Sie wurde gebildet durch Francesco Soderini, Bischof von Volterra, der nachmals als Cardinal eine große Rolle spielte, Luigi Guicciardini, Ant. Ribolfi, Gio. Gianfigliazzi, Piero Minerbetti, Guid' Antonio Vespucci, Maso degli Albizzi, Gino Capponi, Jacopo Lanfredini, Domenico Pandolfini, Gio. Tornabuoni, Ant. de' Medici. Bei Nacht langten die Gesandten in Rom an. Am folgenden Morgen empfing der Papst, auf seinem Throne sitzend, sie unter dem Porticus der Peterskirche. Sie warfen sich ihm zu Füßen, empfingen den Segen und wurden dann von Cardinälen und vielen Prälaten nach ihren Wohnungen geleitet. — Eine Heldengestalt, steht gegen das Ende dieses Jahrhunderts Pier Capponi da, dessen kühne Worte an Carl VIII. nicht vergessen werden können. Ihm wäre es bei einer seiner Missionen beinahe schlimm ergangen. Denn als er im J. 1479 in Lucca sich befand, war er in Gefahr, vom Volke in seiner Wohnung ermordet zu werden, weil das Gerücht sich verbreitet hatte, die Florentiner seien eingefallen in das lucchesische Gebiet. Doch zeigte sich bald, daß es ein blinder Lärm war. Von den Günstlingen der Medici muß Bartolommeo Scala, der Kanzler der Republik, genannt werden, welcher an der Gesandtschaft Theil nahm, die im J. 1484 Innocenz VIII. zu seiner Erhebung auf den Stuhl Petri Glück wünschen ging; und endlich möge des Luigi della Stufa gedacht werden, welcher im J. 1488 als florentinischer Gesandter Constantinopel besuchte und bis nach Mesopotamien gelangte.

Lorenzo de' Medici war der letzte Mann des italienischen Mittelalters. Als er am 8. April 1492 auf seinem Landsitze Careggi verschied, rollte dumpf schon in der Ferne das Unwetter, welches sich Italien näherte. Der, welcher es heraufbeschworen, Lodovico Sforza, wurde selber mit fortgerissen in dem Wirbel. Wie aber der Zug König Carls VIII. nach Neapel dem italienischen Staatensystem eine ganz andere Gestalt gab, das Land fremdem Einflusse und fremder Waffengewalt öffnete in einem Grade, wie es seit den ersten Hohenstaufen nicht mehr stattgefunden, und die Saat ausstreute, welche aufschießend die Nazionalität und Unabhängigkeit Italiens erstickte: so führten seine Folgen, namentlich während der nächsten vierzig Jahre, Verhältnisse herbei, in denen Geist und Talente der Italiener einen unermeßlichen Spielraum vor sich sahen. Es war die unheilvollste Zeit, die nun begann: unheilvoll in ihrem Verlauf, denn man vernahm nur von Kampf, raschen Glückswechseln und Vernichtung; unheilvoll in ihren Folgen, denn was im Mittelalter Gutes und Großes sich herangebildet, ging unter in diesem wilden Toben, und das Schlimme blieb, mit einem Schein herkömmlichen Rechts und gesetzlicher Ordnung. Wie es aber immer der Fall in Zeiten der Aufregung, glänzende Talente entwickelten sich, bedeutende Charaktere kräftigten sich. Die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts war die Zeit, in der die schönen Künste ihren Zenith erreichten, nicht plötzlich, denn es hatte eine stufenweise Entwickelung stattgefunden, aber darum nicht minder bewunderungswürdig; sie war die Zeit einer zweiten Blüte der Nazional-Literatur, welche seit Petrarca's Tode Rückschritte gemacht hatte. Die Politik, welche bis dahin

im Allgemeinen genommen fast nur eine rein italienische gewesen, umfaßte nun, durch die Zeitverhältnisse darauf hingewiesen, beinahe ganz Europa.

Florenz hatte daran thätigen Antheil. So kurz vor dem Aufhören seiner Freiheit, die nur noch dreißig Jahre währen sollte, strengte es noch einmal alle seine Kräfte an, und stand da, reich an Söhnen, die miteinander um den Vorrang der Fähigkeiten stritten, die, was ihre Gesinnung betrifft, nicht selten einen zweideutigen Ruf, beinahe alle aber hinsichtlich ihrer Talente und Geschicklichkeit wohlerworbene Berühmtheit mit nach Hause brachten. Wenn hier genannt werden Pier Soderini, Niccolò Machiavelli, Francesco Guicciardini, Francesco Vettori, Roberto Acciaiuoli, Niccolò Capponi, Baldassar Carducci, Luigi Alamanni, Raffaello Girolami, so könnte diese Namenreihe um Vieles vermehrt werden. Aber sie reicht hin, eine Menge Erinnerungen zu wecken.

Pier Soderini war kein großer Politiker und am allerwenigsten der Aufgabe gewachsen, als Gonfaloniere perpetuo in einem von politischen und religiösen Parteien zerrissenen Staate diesen Parteien selbst im Angesichte des immer bedenklicher werdenden Kampfes des ganzen südwestlichen Europa die Spitze zu bieten [1]). Aber

---

1) Machiavell hatte von Soderini's politischem Scharfblick die allerungünstigste Meinung, und schrieb ihm den Umsturz der Regierung zu. Daher das bekannte Epigramm, welches er bei dessen Tode machte:

La notte che morì Pier Soderini,
L'alma n'andò dell' inferno alla bocca;
Ma Pluto le gridò: Anima sciocca,
Che inferno? Va nel limbo de' bambini!

er war ein ehrlicher und uneigennütziger Mann — Eigenschaften, denen wir immer seltner begegnen. Seine persönliche Thätigkeit als Gesandter war gering: aber während seiner Verwaltung (1. Oct. 1502 — 30. Aug. 1512) folgten die wichtigsten Ereignisse eines dem andern. Nur mit zwei Worten braucht angedeutet zu werden, daß im J. 1494 Florenz die Medici vertrieb, daß 1498 Girolamo Savonarola den Flammentod starb, daß in demselben Jahre Ludwig XII. die Krone Frankreichs aufsetzte, 1501 Neapel aufhörte, ein selbständiges Königreich zu sein, daß 1503 Julius II. Papst wurde, daß 1508 die Ligue von Cambray geschlossen, 1509 Pisa von den Florentinern erobert wurde und 1512 die Medici nach Florenz zurückkehrten: um darauf hinzuweisen, welche ereignißschwere Epoche wir vor uns haben.

Diese Epoche war die Bildungsschule großer Staatsmänner. Machiavelli tritt zuerst hervor. Über seinen vielbesprochenen Charakter als Mensch und Schriftsteller etwas zu sagen, ist unnöthig [1]), da blos seine diploma-

1) Indem ich in dieser Hinsicht auf neuere Schriften verweise, namentlich auf Gervinus' vortreffliche Charakteristik der florentinischen Historiografie und Artaud's Buch: Machiavel, son génie et ses erreurs, kann ich nicht umhin, folgende höchst lebenvolle Schilderung von einem Zeitgenossen, dessen noch mehrmals gedacht werden wird (G. B. Busini), hier anzuführen. Sie ist vom 23. Januar 1549. „Machiavell floh aus Rom und kam hieher, nachdem die Freiheit wiedererlangt worden (1527). Er bemühte sich sehr darum, sein altes Amt als Secretär der Zehne wiederzuerhalten: Zanobi (Bartolini) und Luigi (Alamanni) waren ihm günstig, aber Messer Baldassar (Carducci) und Niccolò di Braccio waren ihm ent-

tische Wirksamkeit in Betracht kommen soll. In seinem neunundzwanzigsten Jahre (1498) wurde er dem Kanzler der Republik, Marcello Virgilio Adriani, beigegeben, Secretär der Zehne der Freiheit und des Friedens, und von da ab immerfort zu Missionen gebraucht. Schon 1498 finden wir ihn in Piombino bei Jakob V. d'Appiano, welcher für Lodovico il Moro eine Schar von

---

gegen. Die Menge haßte ihn von wegen des Principe. Die Reichen glaubten, dies Buch sei für den Herzog (Lorenzo de' Medici) eine Anleitung gewesen, ihnen all ihre Habe zu nehmen, die Armen, all ihre Freiheit. Den Piagnoni (Savonarola's Anhängern, zu denen Niccolò Capponi gehörte) schien er ein Ketzer, den Guten unehrbar, den Bösen noch böser oder schlauer denn sie. So haßte ihn denn ein Jeder. Zanobi aber und Luigi, in dankbarer Gesinnung, gedachten der empfangenen Wohlthaten und kannten nicht seine Laster. Denn in seinem Alter war er sehr unehrbar. Vor allen war er der Völlerei ergeben und bediente sich gewisser Pillen, die er vom Zanobi Bracci erhalten, bei dem er oft essen ging. Er erkrankte theils aus Gram, theils wegen seiner Lebensweise. Er konnte es nicht mit ansehen, daß sein Amt ihm vom Gianotto weggenommen worden war, der so tief unter ihm stand. — Während seiner Krankheit begann er diese Pillen zu nehmen, die ihn schwächten und das Übel vermehrten. So erzählte er dann jenen berühmten Traum dem Filippo, dem Francesco del Nero und Jacopo Nardi, und starb voll Grolles und mit herbem Spott. Messer Piero Carnesecchi, der nebst seiner Schwester mit ihm von Rom nach Florenz reiste, sagt, daß er ihn immer seufzen hörte, nachdem er vernommen, wie die Stadt sich freigemacht. Ich glaube, seine eignen Verhältnisse schmerzten ihn: denn in der That liebte er die Freiheit, und mehr denn auf gewöhnliche Weise. Aber es schmerzte ihn, daß er sich mit Papst Clemens eingelassen."

Hommes d'armes zur Belagerung Pisa's zu führen hatte; im Jahre 1499 in Forli bei Caterina Sforza Riario; 1500 in Frankreich bei Ludwig XII., welchem er über die im Lager vor Pisa zwischen den Florentinern und den französischen Hülfstruppen ausgebrochenen Zwistigkeiten, denen die Aufhebung der Belagerung folgte, Auskunft geben sollte; 1502 in Imola bei Cesare Borgia, als dieser die in die Falle gegangenen Condottieren ermorden ließ. Im J. 1503 war er in Rom während des Conclaves, in welchem Julius II. gewählt wurde, und im folgenden Jahre ging er von neuem nach Frankreich wegen der pisaner Angelegenheit. Dieselbe Angelegenheit rief ihn 1505 nach Perugia, nach Piombino, nach Siena. Als im J. 1506 Julius II. von Rom auszog, aus Umbrien und der Romagna die kleinen Signoren zu vertreiben, deren angebliche Rechte meist auf Usurpation beruhten, und die Republik ihm hundert Hommes d'armes dazu sandte, ging Machiavell nach Rom und begleitete den Papst auf seinem Zuge. Von neuem in Piombino und Siena 1507, begab er sich im Jahre darauf nach Tyrol zu Kaiser Maximilian, welcher im Februar seinen Römerzug begonnen, und mit welchem die Florentiner einer Beisteuer wegen durch ihren Botschafter Franc. Vettori unterhandelt hatten. Im J. 1509 finden wir ihn in Mantua, 1510 zum dritten Mal, 1511 zum vierten Mal bei Ludwig XII., diesmal wegen des Conciliabulums von Pisa, welches das völlige Zerwürfniß der Florentiner und namentlich des Gonfaloniere Soderini mit Papst Julius, gegen welchen dies Schein-Concil von fünf Cardinälen gerichtet war, herbeiführte, während es auf der andern Seite sie, ihrer halben Maßregeln wegen, mit dem französischen König verfeindete, des-

sen Einfluß sie vermocht hatte, diese Kirchenversammlung in dem wiedereroberten Pisa zu gestatten. Im J. 1512 wurde Soderini gestürzt; die Medici kehrten nach Florenz zurück, Machiavelli wurde am 8. November abgesetzt, zwei Tage darauf auf seine Villa in der Nähe der Stadt verwiesen, und der Eintritt in den Palast der Signorie ihm untersagt. Wie er, im darauf folgenden Jahre, angeblicher Theilnahme an einer Verschwörung gegen den Cardinal von Medici (Leo X.) wegen, eingekerkert und gefoltert ward, und dann, in ländlicher Zurückgezogenheit und ärmlichen Verhältnissen, seine unsterblichen Werke schrieb, gehört nicht hieher. Der glänzendere Theil seiner politischen Laufbahn war vorüber. Dreizehn Jahre lang lebte er in gänzlicher Entfernung von den Geschäften, die einzige Mission im J. 1521 an die Mönche in Carpi ausgenommen, von der schon im Vorbeigehn die Rede war. Noch in seiner letzten Zeit wurden ihm dann ein Paar diplomatische Aufträge gegeben, so die beiden in den J. 1526 und 1527 bei seinem Freunde Guicciardini, damals päpstlichen Luogotenente beim Bundesheer — letztere Sendung zur Zeit, als der Connetable von Bourbon Florenz bedrohte — und endlich jene im Mai letztgenannten Jahres an Andrea Doria, der mit den französischen Galeeren vor Civitàvecchia kreuzte. Dies war seine letzte Mission. Er erlebte noch die dritte Vertreibung der Medici (17. Mai), die Wahl Niccolò Capponi's zum Gonfaloniere und die Pest, deren Verheerungen er in einem Briefe (an Filippo Strozzi?) so beredt schilderte, und starb am 22. Juni in seinem achtundfunfzigsten Jahre [1]).

---

1) Machiavell's Depeschen finden sich unter der Aufschrift:

Wenn Machiavells Thätigkeit so groß war, wie sich schon aus dieser einfachen Angabe seiner Missionen ergibt, neben denen die zahlreichen Aufträge, mit welchen er nach verschiedenen Städten des Gebietes und wiederholt ins Lager vor Pisa zu den Kriegs-Commissarien gesandt ward, gleichfalls in Anschlag zu bringen sind: so kommt bei Guicciardini die bedeutende persönliche Stellung in Betracht. Denn während Machiavelli, so lange er im Dienste war, immer auf einem, wenn auch wichtigen, doch subalternen Posten blieb und bei seinen zahlreichen Missionen nie den Rang eines Gesandten oder Ambasciatore hatte: stieg Guicciardini zu den höchsten Würden und griff in das Getriebe der Politik ein wie keiner. Als Diplomat freilich weniger. Denn seine einzige eigentliche Mission war die nach Spanien im J. 1511. Er ging dahin als Botschafter, in einem Alter von 29 Jahren. Es waren die schon besprochenen Angelegenheiten des Pisaner Conzils, welche ihn dahin riefen. Die Aufgabe war nicht leicht: denn es kam darauf an, Florenz bei Ferdinand von Aragon zu rechtfertigen wegen

---

„Legazioni" in allen Ausgaben seiner Werke. Sie enthalten einen reichen Schatz authentischer Nachrichten über die politischen Verhältnisse jener Zeit, sowie manchfaches Detail über Personen und Umstände, welches zum Theil in den nachfolgenden Blättern benutzt worden ist. Es fehlt viel daran, daß die gedruckten Depeschen vollständig oder richtig geordnet wären, auch nicht in der letzten florentiner Ausgabe von 1832. Nachforschungen nach Schriften des Machiavell in Bezug auf seine französischen Legazionen, welche der ehemalige Bibliothekar des Großherzogs von Toscana, Fr. Molini, in den J. 1831 und '32 in den pariser Bibliotheken anstellte, blieben ohne Erfolg.

seines Anschließens an Frankreich, wozu Soderini immer gerathen und worauf er immer hingearbeitet, ohne ein entschiedenes Eingehn in Frankreichs Interessen bewirken zu können. Es war eigentlich die gegen ihn im päpstlichen und spanischen Sinne gebildete Opposizion, welche Guicciardini's Sendung durchsetzte. Während seiner Anwesenheit in Spanien ereignete sich in Florenz die mehrerwähnte Staatsumwälzung, welche diejenige Partei, zu welcher Guicciardini seiner Neigung nach gehörte, ans Ruder führte, sodaß es ihm leicht ward, in gutem Verständniß zu scheiden [1]). Seine spätere Wirksamkeit als Staatsmann, im Dienste der beiden Medizeischen Päpste, führte ihn auf ein anderes Feld, und als Gouverneur von Modena, von Parma, der Romagna und Bologna's, als Bevollmächtigter Clemens' VII. bei dem Heere der Liga

1) Die offiziellen Depeschen Guicciardini's nebst einigen andern Briefen von ihm, welche sich auf dieselbe Mission beziehn, wurden nach den in seiner Familie aufbewahrten Handschriften vom Prof. Rosini herausgegeben (Legazione di Spagna, di Francesco Guicciardini. Pisa, 1825.). — Drei zum Theil chiffrirte Depeschen Guicciardini's an den Datar Clemens' VII., Matteo Giberti, im August 1526 aus dem Lager bei Mailand geschrieben, während er Bevollmächtigter beim Heere war (sie sind unterzeichnet: Fr. de Guicciardinis Locumtenens) gab Perticari heraus (Opere del Conte Giulio Perticari. Bologna, 1839. Bd. II.). Ich kann nicht umhin, hier an einen im Febr. 1538 geschriebenen Brief G's zu erinnern — obgleich er sonst meinem Gegenstande fremd ist — in welchem sich kund gibt, wie der Schmerz über die Täuschung, welche ihm von Seiten Cosmus' I. widerfahren, und der Ehrgeiz seine letzten Jahre quälten. (Mitgetheilt von Gaye in Molini's Documenti di storia Italiana, Florenz 1837. Bd. II.)

gegen Carl V hatte er Gelegenheit, an den wichtigsten Ereignissen dieser ereignißreichen Zeit (1515 — 1534) auf eine bisweilen entscheidende Weise Theil zu nehmen und die geheimsten Fäden derselben kennen zu lernen. Der Nachwelt blieb als Frucht davon das unsterbliche Geschichtswerk, welchem nur eines gleichzustellen ist, das des Thucydides, und in welchem der politische Scharfsinn, die genaueste Kenntniß der Personen und Verhältnisse und die richtige Würdigung der Stellung der Parteien auch dann allgemein bewundert werden müssen, wenn man an dem Detail der darin erzählten Ereignisse, namentlich der kriegerischen, kein großes Interesse nimmt.

Einer der angesehensten unter den Freunden des Machiavelli und Guiccardini war Francesco Vettori[1]), dem Letztern gleich einer großen Familie angehörend, und einer der geistreichsten und hervorragendsten unter denen, welche in Florenz eine Aristokratie mit den Medici wollten — eine Unmöglichkeit, weil von vorneherein die Größe der Medici auf Unterdrückung der vornehmen Familien berechnet und begründet war; ein Irrthum, an welchem Vettori wie Guicciardini zu Grunde ging. Francesco Vettori war verschiedene Male Botschafter: in den J. 1507 — 1508 bei Kaiser Maximilian, wie schon erwähnt wurde; 1513 für Papst Leo X. bei König Franz I., zu welchem er nochmals der Abkunft von Bologna wegen ging; 1523 für die Florentiner bei Papst Clemens VII. nach seiner Wahl, mit zehn Collegen aus den ersten Häusern. Als florentinischer Botschafter bei Franz I. hatte er die Heirath Lorenzo's de'

1) Geb. 1474, gestorben 1539.

Medici (Herzog von Urbino) mit Magdalena de la Tour d'Auvergne abgeschlossen. Schade daß von einem Manne, der an wichtigen Vorgängen einen bedeutenden Antheil hatte, nicht mehr Schriften vorhanden sind, und daß in seinem Bericht über seine Gesandtschaftsreise nach Deutschland es sich nicht um Zeitgeschichte handelt, sondern darin eine, übrigens mit manchem interessanten Detail über die durchwanderten Länder und ihre Bewohner bereicherte Schilderung von Reiseabenteuern mit einer Menge lustiger Histörchen gegeben wird [1]. –

Roberto Acciaiuoli war ein Glaubensgenosse der zuletzt Genannten. Unter den florentiner Familien war keine berühmter als die seine. Niccolò Acciaiuoli lenkte

1) Viaggio in Alemagna di Fr. Vettori, ambasciatore della Repubblica fiorentina a Massimiliano I. (Paris, 1837.) Ein Dialog über die Plünderung Roms im J. 1527, von Vettori, ist beigefügt. Noch hinterließ er zwei Pareri sul reggimento di Firenze, eine Übersicht der Geschichte Italiens von 1512 bis 1527 und eine Biografie Lorenzo's Herzogs v. Urbino. Das Sommario della historia seguita in quindici anni, beginnend mit der Schlacht von Ravenna, endend mit dem Aufstande der Florentiner, von welchem Ranke (die Römischen Päpste. Bd. III. Anhang) einige Auszüge gab, wird nach einer Handschrift beim Fürsten Corsini gegenwärtig von mir für den Druck vorbereitet. — Paolo Vettori, Francesco's Bruder, General der päpstlichen Galeeren, wurde auch zu Missionen gebraucht. Er starb in Florenz 1526, als er sich mit Aufträgen Clemens' VII. auf dem Wege befand, nach Frankreich zu gehn, um Franz I. zu seiner Befreiung (durch den Vertrag von Madrid, vom 14. Januar) Glück zu wünschen. Statt seiner ging dann Messer Capino von Mantua. (Documenti di storia Ital. I. 200.)

Jahrelang unter der ersten Johanna das Schicksal des Königreichs Neapel. Die Acciaiuoli zählten Cardinäle und Erzbischöfe zu den Ihrigen, waren während siebzig Jahren Herzöge von Athen, Theben und Corinth [1]), verschwägert mit den Paläologen und andern regierenden Häusern. Robert Acciaiuoli diente gleich dem Guicciardini und Vettori unter Soderini, obgleich er wie sie dem Medizeischen Interesse anhing. In den J. 1507—1509 war er Botschafter der Republik bei Papst Julius II. [2]), 1511 bei Ludwig XII., 1523 bei Clemens VII. gleich nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl. Drei Jahre darauf sandte Papst Clemens ihn als seinen Nunzius nach Frankreich. Im October 1529, als die in Florenz herrschende Volkspartei die Vorstädte und Villen und Klöster in der Nähe der Stadt zerstörte, in Erwartung des Belagerungsheeres, verließ Acciaiuoli die Stadt mit vielen Anhängern der Medici. Später ward er einer der Räthe des Herzogs Alexander, aber gleich seinen Freunden kostete er die bittern Früchte seines Thuns und starb, von allen Geschäften entfernt, im J. 1540, arm, obgleich er ansehnliche Aemter verwaltet und die victrix causa die seine gewesen. Über seine Talente sind die Stimmen getheilt. Varchi nennt ihn „una delle più savie teste d'Italia", Castiglione hingegen, der mit ihm zu thun hatte, als er Nunzius in Spanien, Acciaiuol

1) Franco Acciaiuoli, der letzte Herzog von Athen, wurde 1463 von den Janitscharen erdrosselt.

2) Die Depeschen, welche Rob. Acciaiuoli während dieser Mission an die Signorie richtete (gegen 340), finden sich in der Privatbibliothek des Großherzogs von Toscana im Palast Pitti.

Nunzius bei Franz I. war, klagt und spottet abwechselnd über seine Sucht, in anderer Leute Angelegenheiten sich zu mischen, und seine übergroße Meinung von sich selber. „Parmi (schreibt er einmal an Nicolaus von Schomberg) che questo buon uomo mi tenga per una bestia e che pensi ch'io sia suo nunzio, e non del Papa."

Die Reihe der Staatsmänner, welche besonders in den ersten siebenundzwanzig Jahren des Jahrhunderts thätig waren und großentheils zur Mediceischen Partei gehörten, ist hiemit beschlossen. Denn die vielen andern, welche der Republik als Diplomaten Dienste leisteten, kann ich nur im Vorbeigehn nennen, wenn es gleich unter ihnen nicht an berühmten Namen fehlt. So die beiden Rucellai, Giovanni und Palla (da der ältere, Bernardo, Schwager Lorenzo's des Erlauchten, eigentlich einer frühern Epoche angehört), Paolo Vettori, Gian. Vittorio Soderini, Piero's und des Cardinals Bruder, Lorenzo Lenzi, Giovanni Corsi, Francesco Gualterotti [1]), Matteo Strozzi, Gianbatista Ribolfi und viele andere, unter denen Filippo Strozzi nicht zu vergessen ist. Ehe ich aber die Jahrbücher der florentinischen Geschichte schließe, muß ich noch die Männer vorführen, welche im letzten Akt des Freiheitsdramas die Hauptrollen hatten. Vor allen Niccolò Capponi und Baldassar Carducci.

1) Die Depeschen, welche dieser nebst seinem Collegen Salviati (von dem später die Rede sein wird) während der Mission bei Ferdinand dem Katholischen, Könige von Aragon, in Neapel 1506 schrieb, wurden gedruckt in der Vita di Piero Soderini scritta dall' Ab. Don Silvano Razzi monaco Camaldolese. Padua, 1737.

Kaum war Rom vom Heere des Connetable erobert (6. Mai 1527), so tumultuirte Florenz und verjagte die Medici. Am 31. Mai wurde Niccolò Capponi auf ein Jahr zum Benner gewählt. Über diesen Mann kann ich kein gegründeteres und schöneres Urtheil beibringen, als die Worte, welche einer seiner Nachkommen über ihn aussprach [1]): „Niccolò hätte ebenso große Erfahrung in den Geschäften wie Aufrichtigkeit der Gesinnung. Weder die eine noch die andere halfen ihm in diesen schwierigen Zeiten: sein Leben war unglücklich, schwere Anklagen trafen seinen Ruf, und vielleicht schadete er seinem Vaterland, er, der das Vaterland so innig liebte. Er hatte Verstand genug, den unaufhaltbaren Sturz der Republik vorherzusehn; nicht Kraft genug besaß er, diesen Sturz zu einem glorreichen zu machen. War die Volkspartei oft arm an Rath, so war in ihm nicht Kraft genug noch Weisheit, diese zerstreuten Kräfte zu einem guten Ziele hinzulenken; sie besser zu beherrschen war nöthig, eben so nöthig aber sie zu gebrauchen. Ihm ward zur Last gelegt, daß er sie zu unterdrücken gesucht. Der schlimmste Plan von allen war der seinige, eine Einigung mit Papst Clemens zu versuchen. Mit den Medici war keine Einigung möglich und keine Theilung der Gewalt, und der Partei der Optimaten fehlte es so an Kraft wie an Einheit, die bevorstehende Alleinherrschaft in Schranken zu halten. Und ein großer Theil des Volkes war verderbt, und den Magistratspersonen mangelte es an

1) Gino Capponi in den Documenti di storia Italiana, Bd. II. (zu einem Briefe Niccolò's an den Bischof von Saintes.)

18 *

Einfluß oder an Tugend. Die wahre Kraft der Volkspartei schien verkörpert in Ferruccio[1]) und ging unter mit diesem."

So war Niccolò Capponi. Nachdem er am 18. April 1528 seines Amtes entsetzt worden, wegen seiner Correspondenz mit Salviati, des Papstes Verwandten und Vertrauten, kehrte er ins Privatleben zurück, auch von der ihm feindlichen Partei geachtet. Hierauf nahm er Theil an der letzten Gesandtschaft, welche die Florentiner vor ihrem Unterliegen anordneten. Am 29. Juni 1529 hatten Carl V. und Clemens VII. zu Barcelona sich vertragen, am 5. August zu Cambray der Kaiser und König Franz I. Die Florentiner waren ihrem Schicksal preisgegeben. Schon hatte Filibert von Orange, Oberbefehlshaber im kaiserlich-päpstlichen Heer, Befehl zum Aufbruch gegen die Stadt. Da versuchte man das Letzte. Als der Kaiser in Genua eintraf, begaben sich zu ihm (30. August) vier Botschafter von Florenz, Niccolò Capponi, Matteo Strozzi, Tommaso Soderini und Raffaello Girolami. Unterwerfung unter des Papstes Willen wurde zur ersten Bedingung gemacht. Die Botschafter verließen den Kaiser. Gequält durch trübe Ahnungen, kam Capponi auf dem Rückwege nach Castelnuovo in der Garfagnana: dort traf er zusammen mit Michel Angelo Buonaroti, der aus Florenz geflohen war und berichtete, wie die Belagerung begonnen und Verrath sich einige mit der Uebermacht der Waffengewalt.

1) Der letzte Feldherr der Florentiner, aus einem Zahlmeister der Truppen in wenig Wochen ein Held geworden, und der Stadt letzte Hoffnung.

Niccolò erkrankte vor Kummer und starb bald darauf zu Castelnuovo am 18. October.

Wenn Capponi zu den Gemäßigten unter den Gegnern der Medici gehörte, so war Baldassar Carducci einer der heftigsten unter den Arrabiati, wie diese Volkspartei noch seit Savonarola's Zeiten hieß. Schon 1497 war er Lehrer der Rechtsgelehrsamkeit an der nach Florenz verpflanzten Pisaner Universität gewesen, hierauf Professor zu Padua, wo er auf Veranlassung des damaligen florentinischen Gesandten in Venedig, Alessandro de' Pazzi, eingesperrt wurde, weil er von Papst Clemens VII. unehrerbietig geredet hatte. Nachmals lebte er in Florenz als Jurist. Die eigentliche demokratische Faction sah in ihm ihren Führer. Auch sein Bruder Francesco gehörte zu den Häuptern derselben. „Francesco Carducci — sagt ein Zeitgenosse, der all diese Personen genau gekannt und seine eigne Theilnahme an den Vorgängen von 1527 bis 1530 mit lebenslänglichem Exil büßte *) — Francesco war kräftiger und frischer von Geist und reicher an Ideen als Baldassar, aber dieser war der Freiheit und der Sache des Volkes mit ganzem Herzen ergeben, mehr denn jener, der gleichfalls gutgesinnt war, aber auch an seine eignen Angelegenheiten dachte und sich daher nicht so glühend zeigte, wie Messer Baldassar." Als Niccolò Capponi für das zweite Jahr zum Venner wiedergewählt wurde, war Baldassar Carducci sein Nebenbuhler und jener erhielt nur eine schwache Majorität.

---

1) Lettere di Gio. Batista Busini a Benedetto Varchi sugli avvenimenti dell' assedio di Firenze. (Herausgegeben von G. Rosini, Pisa 1822.) S. 15.

Um ihn zu entfernen, machte man ihn zum Botschafter in Frankreich. „Der Bischof Soderini (erzählt Busini) war Botschafter beim Könige, bat aber täglich um seine Zurückberufung. So beschlossen sie denn, an seiner Stelle Messer Baldassar zu wählen, obgleich er schon über siebzig Jahre und es mitten im Winter war. Er hielt es für das Rathsamste, dem Neide zu weichen, und beschloß zu gehn, eine mannbare Tochter zurücklassend und tausend Scudi jährlichen Einkommens von seiner Advocatur." Er ging nach Frankreich [1]), und daß es nicht an ihm lag, wenn Florenz vom Könige mit leeren Worten hingehalten und schmälich getäuscht ward, wurde auch von denen anerkannt, die nicht zu seiner Partei gehörten. „In Wahrheit — schreibt Niccolò Capponi ihm am 29. März 1529 — wenn jene der Stadt in ihren Nöthen nicht beigesprungen, weder mit Geld noch mit Mannschaft, so hat man wenigstens gesehen, daß Ihr es weder an Eifer noch an Aufmerksamkeit habt fehlen lassen, was sehr zu beachten ist. Wenn dieser Widerspruch zwischen Wort und Handlung am dortigen Hofe die Folge von Fahrlässigkeit ist, so ist's schlimm; ist er Folge des Unvermögens, so ist's noch schlimmer [2])." Noch bis zum Tage

1) Die Depeschen Carducci's, bis zum 2. September 1529, nebst vielen an ihn gerichteten Instructionen und Privatschreiben von Niccolò Capponi, Raffaello Girolami, Fr. Carducci, Tommaso Soderini, Donato Giannotti u. A. befinden sich in einer alten Abschrift im Besitze des Marquis Gino Capponi. Für die genaue Kenntniß der Verhandlungen in Cambray sind sie unschätzbar.

2) Daß Capponi klar einsah, wie es mit französischen Versprechungen stand, zeigt ein anderes Schreiben an Carducci und

vor der Bekanntmachung des Vertrags von Cambray wurden die Florentiner hingehalten. Wie wenig aber Carducci den schönen Worten traute, ergibt sich aus seiner Depesche vom 3. August, als die Domkirche zu Cambray schon festlich geschmückt war behufs der Verkündigung des Friedensschlusses: „Diese unsere Franzosen sind so unendlich schwächer als die Kaiserlichen, daß es ihnen fast unerläßlich ist, die Bedingungen anzunehmen, die ihnen gemacht werden. Da ich aber immerfort von Seiner Majestät und den Ministern eine fast ganz bestimmte Versicherung erhalten habe, daß wir unter ehrbaren und annehmlichen Bedingungen in den Vertrag mit eingeschlossen werden würden, so habe ich Eure Herrlichkeiten nicht entmuthigen wollen."

Und nun am 5. August: „Nicht ohne großen Schmerz komme ich Ew. Herrlichkeiten zu verkünden, auf welche erbarmungs- und treulose Weise der König und seine Räthe gegen uns gehandelt bei diesem Friedensschluß, tausend Versprechungen und Schwüren zuwider, wodurch sie sich verpflichtet, ohne die Zuziehung der Gesandten der Verbündeten nichts zu bestimmen. Aber ohne einem von uns etwas mitzutheilen, haben sie heute früh mit großer Feierlichkeit und großen Freudebezeugun-

---

den Bischof von Saintes: „Der Allerchristlichste hat den Herzog von Geldern (Carl v. Egmont), einen alten Freund Frankreichs, im Stich gelassen und genöthigt, des Kaisers Bedingungen anzunehmen; er hat Genua und Savona im Stich gelassen, und letztere Stadt hat ihm ihren Ruin zu danken. Ich sehe es ein, daß er, so viel an ihm liegt, auf gleiche Weise mit uns verfahren und uns der Willkür unserer Feinde überlassen wird." (Brief vom 22. Febr. 1529.)

gen den Vertrag und Frieden verkündigt, ohne daß wir eingeschlossen wären. So hat denn keiner von uns (die venezianischen Botschafter waren in derselben Lage) sich enthalten können, diesen Herren ihre Ungerechtigkeit vorzuhalten und den Lohn, den wir für unsere Anhänglichkeit an die Krone Frankreich und so viele Opfer und Leiden erhalten. Unserer Stadt wird dies ein ewiges Andenken sein und ihr und ganz Italien eine Warnung, wie viel auf französisches Bündniß, Versicherung und Eid zu geben ist. Auf unsere Klagen antwortete der Herr Großmeister [Montmorency]: Also wollt ihr uns hindern, unsere Söhne wiederzuerlangen? 1) Sehet zu, daß ihr nicht statt Eines Feindes zweie bekommt. — Dies ruft mir die letzte Versicherung des Königes ins Gedächtniß, welche er in Gegenwart Bartolommeo Cavalcanti's aussprach, der sie Euren Herrlichkeiten gemeldet haben wird,

1) Bekanntlich waren des Königs Söhne als Geiseln für die Erfüllung des Madrider Tractats in des Kaisers Gewalt geblieben. Während der letzten Tage der Belagerung vernahm man in Florenz die Freigebung derselben. „Heute Morgen, meldet Carlo Capello am 14. Juli 1530, hat man durch Briefe aus Bordeaux vernommen, daß Sr. Allerchristlichen Majestät die Söhne wieder übergeben worden sind. Obgleich hier Alles über diesen König sich beklagt und man keine Hülfe von ihm erwartet, so hat man doch Freudenbezeugungen veranstaltet, mit Glockengeläute und einer feierlichen Messe.“ Die Armen! Sie hatten kein Holz mehr, um Abends Freudenfeuer anzuzünden; die Pest war seit mehren Tagen in der Stadt; Fleisch, Wein und Oel waren beinahe nirgend gesehn, Brod von Kleie wurde theuer bezahlt und man nährte sich von Ratten, da Pferde und Katzen schon aufgegessen waren. Alles dies berichtet der venezianische Botschafter.

und wodurch er die ganze Welt getäuscht haben würde, indem er mit der größten Bestimmtheit und mit einem Eidschwur versprach: er werde sich mit dem Kaiser nicht vertragen und eher seine Kinder aufgeben, als das uns, seinen Bundesgenossen, gegebene Wort verletzen."

Welchen Eindruck dieser Bericht in Florenz machte, ersieht man aus einer Depesche des venezianischen Botschafters Capello [1]) vom 20. August: „Heute früh erhielten Ihre Herrlichkeiten Briefe von ihrem Botschafter Carducci, vom 5. dieses. Sie zeigten mir nicht nur dieselben, sondern gaben mir auch beiliegende Abschrift. Denn obgleich ich überzeugt bin, daß Ew. Serenität durch den Botschafter Giustiniano von Allem unterrichtet ist, habe ich doch nicht unterlassen wollen, zu größerer Vorsicht die Abschrift sogleich zu senden. Bestürzt über diese so böse Nachricht, deren man sich am allerwenigsten hätte versehen sollen, und beinah mit Thränen in den Augen, haben Ihre Herrlichkeiten mich gebeten, ich solle in ihrem Namen Ew. Serenität anflehen, in einer so dringenden Gefahr sie nicht zu verlassen. Wenn das florentiner Volk dieses Beistandes gewiß ist, versichern sie, werden sie sich aufrecht halten mit der Gnade Gottes, bauend auf die Gerechtigkeit der Sache, welche sie und Ew. Serenität vertheidigen zum eignen Heil und dem des gesammten Italiens. Nicht blos all unsere Habe, sagten sie mir, wollen wir aufs Spiel setzen, sondern auch sterben, wir Alten selbst auf den Mauern, die Waffen in der Hand zur Vertheidigung der Heimat. Denn jetzt erkennen wir die Wahrheit dessen, was Ihr

1) Relazioni degli Ambasciatori Veneti Bd. II. S. 199.

uns immer gesagt, daß unser einziges Heil ist in mannhafter Gegenwehr."

Baldassar Carducci starb in Frankreich im J. 1530. Ihn wie Capponi tödtete der Schmerz über das Schicksal seiner Vaterstadt. So verschieden diese beiden Männer auch in ihren politischen Ansichten waren: daß sie die Heimat aufrichtig liebten, bewiesen sie im Leben wie im Tode.

Von den vielen Übrigen, welche in dieser letzten Zeit im Auslande thätig waren für Florenz, Luigi Alamanni, dem Dichter, der eine nicht unwichtige Rolle spielte [1]), Lottieri Gherardi, Galeotto Giugni [2]),

---

1) Wegen der in den Rucellaischen Gärten angesponnenen Verschwörung gegen den Cardinal Julius von Medici hatte Alamanni 1522 Florenz verlassen müssen. Nach dem Aufstande von 1527 kehrte er zurück. Da er zum Vergleich mit dem Papste rieth, sah die demokratische Faction ihn sehr ungerne, obgleich sie ihn persönlich als ehrenwerth anerkannte. „Messer Luigi" sagt Busini (im VIII. Briefe) „handelte immer zum Vortheil der Stadt und war immer offen und ehrlich." Es war namentlich auf seinen Rath, daß die Botschaft an den Kaiser 1529 abging. In Genua und in Spanien, wohin er im nämlichen Jahre ging, leistete er nicht unwesentliche Dienste. Nach der Einnahme der Stadt verbannt, lebte er gewöhnlich am französischen Hofe, im Dienste der Dauphine, Caterina v. Medici. Bekannt ist seine Sendung durch Franz I. an Carl V. im J. 1544, und die Antwort, die er dem Kaiser gab, der ihn an seine Verse gegen die Aquila grifagna erinnerte. Er starb in Frankreich 1556.

2) Galeotto Giugni war während der Belagerung Gesandter der Republik am Hofe von Ferrara. Hier war es, wo er seinem Freunde Buonaroti Verzeihung für sein Ent-

Pier Fr. Portinari, Andreolo Riccolini u. m. a. kann ich nicht im Detail reden. Nur Raffaello Girolami muß ich noch vorführen, den letzten Venner vor der Übergabe der Stadt. Im Jahre 1522 war er Botschafter bei Carl V., dem er zu gefallen wußte; im August 1529 nahm er sodann Theil an der Gesandtschaft in Genua, von welcher schon die Rede war. Er war der einzige der vier Botschafter, der nach Florenz zurückkehrte. Als bald darauf (31. Dec. 1529) das Gonfalonierat Franc. Carducci's zu Ende ging, wurde Girolami an dessen Stelle gewählt. „Seine Rückkehr nach der Stadt (schreibt Busini dem Varchi), allein von den vieren, die nach Genua gesandt worden, ohne Bedenken oder Furcht, setzte ihn bei der Menge sehr in Ansehn, um so mehr, da er sich über diese Rückkehr in schönen Worten ausdrückte und sagte: er wolle lieber frei sterben in seiner Heimat, als anderswo in Knechtschaft leben. — Die Palleschen (Partei der Medici) waren ihm geneigt, denn sie glaubten, er sei in ihrem Interesse und

weichen und Erlaubniß der Rückkehr verschaffte. Im J. 1535 sandten die florentinischen Ausgewanderten ihn mit mehren Andern nach Barcelona zu Carl V., über das Verfahren des Herzogs Alexander und die Verhältnisse in Florenz Klage zu führen. Pier Strozzi, der nachmalige Marschall von Frankreich, war bei der Mission. Der Kaiser beschied Kläger und Beklagten nach Neapel, und hier war es, wo Guicciardini's Beredtsamkeit jede Anstrengung der Verbannten überwog und die Medizeische Herrschaft consolidirte. Giugni, der einen Bericht über diese Vorgänge hinterlassen hat (gedruckt in der Storia di Alessandro de' Medici di M. Rastrelli. Florenz 1781. B. II.), lebte später als Verbannter in Rom.

werde das Volk täuschen, was er nicht that, was aber der Guicciardino, Matteo Strozzi und mancher andere wohl gethan haben würden. Papst Clemens selber betrog sich in ihm." Und ein andermal: „Raffaello war von etwas leichtem Sinne, aber er war ehrlich und ehrenwerth in jeder Hinsicht. Nie behandelte, so viel an ihm lag, ein Venner das Volk besser denn er."

Als Girolami sein Amt antrat, hatte die Belagerung der Stadt längst begonnen. Denn am 17. September 1529 hatte Cortona, die erste größere Stadt des Gebietes, sich dem von Perugia heranrückenden Prinzen von Orange ergeben, und am 4. October lagerte das Heer im Pian di Ripoli, östlich von der Stadt. Später ward auch die West- und Nordseite eingeschlossen. Die Communication wurde gehemmt und die Noth stieg mit jedem Tage: schon am Sonnabend vor Ostern 1530 ließ der Oberbefehlshaber Malatesta Baglioni einen Esel schlachten und sandte den Vornehmsten Pasteten von dessen Fleische. Aber doch hätte Alles noch gut gehn können, wenigstens für den Augenblick, wäre Baglioni selbst nicht ein Verräther gewesen an der Stadt, die er mit seinem Leben zu schützen versprochen. Als der Juli herankam, war nur noch eine Aussicht da: Entsatz durch Ferruccio, welcher mit allen Truppen, die er hatte sammeln können, von Pisa herbeizog. Am 3. August wurde das letzte Heer der Florentiner bei Gavinana in den Bergen von Pistoja vom Prinzen von Orange geschlagen. Das, was darauf in Florenz erfolgte, und das Benehmen Girolami's möge der venezianische Botschafter berichten. Nur das muß vorausgeschickt werden, daß Malatesta durch nichts zu bewegen gewesen war, den in der Stadt befind-

lichen Truppen und den Scharen der Männer und Jünglinge, welche darauf drangen gegen den Feind geführt zu werden, den Ausfall gegen das kaiserliche Lager zu gestatten, selbst dann nicht, als in Folge des Zuges des Prinzen gegen Ferruccio kaum viertausend Mann in diesem Lager zurückgeblieben waren, die schon Befehl hatten, bei einem ernstlichen Angriff die meisten festen Stellungen aufzugeben.

„Obgleich die Nachricht von der Niederlage und dem Tode des Ferruccio sich bestätigt (schreibt Capello am 13. August), verharrte die Stadt doch beim Vorsatze zu kämpfen. Den Führern der Compagnien des Fußvolks wurde von neuem der Eid abgenommen, der Signorie die Treue zu bewahren; es wurde ihnen Löhnung auf Lebenszeit versprochen und große Belohnungen je nach ihren Verdiensten. Die Stadt tumultuirte: es kam Nachricht, daß etwa 200 junge Leute von der Miliz ins Viertel Oltrarno gezogen und sich für Malatesta erklärt. Da vereinigte sich der Rath der Achtzig und entsetzte den Herrn Malatesta seiner Befehlshaberstelle und sandte ihm den schriftlichen Abschied. Messer Andreol Niccolini war vom Rathe beauftragt, ihm diesen zu überbringen: mit drei Dolchstichen verwundete der General Kapitan ihn zu Tode. Zu gleicher Zeit ließ er den päpstlichen Commissar (Baccio Valori) wissen, er möge sich mit seinen Leuten bereit halten, in die Stadt einzuziehen; dann ließ er durch die Seinigen das Thor von S. Piero Gattolini besetzen, erbrechen und zu seiner Verfügung halten. Die Nachricht von diesem Treiben kam der Signorie zu, als der Venner Girolami schon bewaffnet zu Pferde gestiegen war, die Stadt zu durchreiten und die Truppen zum Gehorsam

zu ermuntern. Unter diesen Umständen riethen ihm viele Bürger verständigerweise, er möge von seinem Vorhaben abstehn: denn hatte auch die Miliz die Brücken besetzt und verrammelt und Geschütz darauf gepflanzt, die Soldtruppen hielten meist zu Malatesta, und diesseit wie jenseit des Arno focht man schon in den Straßen, sodaß das bloße Erscheinen des Venners ein allgemeines Blutbad veranlaßt haben würde."

Am 10. August legte das Volk die Waffen nieder. Am 12. wurde die Capitulation unterzeichnet. Als die Verfolgungen begannen gegen Alle, welche den Medici feindlich, wurde Raffaello Girolami, mit Mühe dem Tode entgangen, welcher seinen Vorgänger Carducci und viele der Angesehensten traf, in der Burg von Volterra eingesperrt. Als die Ausgewanderten sich an den Kaiser wandten und klagten wegen der Einkerkerung so Vieler gegen das Wort der Verträge, ließ Papst Clemens ihn nach Pisa bringen. Dort starb er bald, wie jeder glaubte, an Gift.

Venezianer.

Ich habe bei den Florentinern lange verweilt. Einestheils bewog mich dazu der Wunsch, die Nachrichten von den diplomatischen Beziehungen so viel wie möglich an Schilderungen von Charakteren und oft bedeutenden Persönlichkeiten sowie an die Geschichte der Stadt selbst zu knüpfen; andrerseits das Nichtvorhandensein spezieller Gesetze und Verordnungen über die Betreibung solcher Angelegenheiten. In einer Republik, deren Formen so häufig und so gewaltsam gewechselt, konnte dies kaum anders

sich verhalten. Verschieden aber ist es bei Venedig. Während in Florenz uns nur einige vereinzelte Bestimmungen aufbewahrt sind, und diese fast alle aus späterer Zeit, so der Artikel der Constitution von 1512, nach welchem alle, die Justizgonfalonieren, Ambasciatoren oder vom Magistrat der Zehn gewesen, in den Rath der Achtzig aufgenommen zu werden ein Recht hatten; oder die Bestimmung von 1528, der zufolge keiner, welcher das sechzigste Jahr überschritten, genöthigt werden konnte, eine Mission zu übernehmen: finden wir in Venedig eine ganze Reihe von Verordnungen, welche die gesandtschaftlichen Verhältnisse ordnen, und dies schon zu einer Zeit, wo die politische Wissenschaft überall anderwärts noch in der ersten Kindheit sich befand. Vor allen übrigen Republiken und Staaten Italiens hatte freilich Venedig den Vorzug einer Stabilität, die in allen öffentlichen Verhältnissen sich geltend machte und erst mit der Existenz des Staates selbst ein Ende nahm. Denn während Genua von einer Revolution der andern zuging und selbst Fremdherrschaften sich fügen mußte; während in Florenz die Aristokratie der Demokratie die Gewalt abrang, und wieder der Demokratie weichen mußte, aus der die Monarchie sich entwickelte: stand die Verfassung des Gemeinwesens zu Venedig seit der Bildung der geschlossenen Aristokratie durch die Limitirung der den großen Rath bildenden Familien im J. 1296 unabänderlich da und trotzte felsenfest allen Stürmen und Umwälzungsversuchen, innern wie äußern. Vom Großen auf das Kleine zu kommen, ein ähnliches Beispiel sehn wir in der Miniatur-Republik Lucca, in welcher die Legge Martiniana im J. 1556 ein ähnliches Verhältniß herbeiführte

und, wenn auch mit ein Paar Modificationen, bis zur französischen Occupation, aufrecht hielt.[1])

Aber schon vor der erwähnten Schließung des großen Rathes hatte man begonnen, den Missionen eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Die ausgedehnten Länderstriche, welche nach der Eroberung Constantinopels durch die Kreuzfahrer im J. 1204 der Republik zufielen, sodaß der Doge quartae partis et dimidiae totius imperii Romaniae dominator wurde, nicht zu reden von den alten Besitzungen an der Küste Dalmatiens, brachten Venedig in zahlreiche Beziehungen zum Auslande. Nicht weniger der in kurzer Zeit glänzend sich entwickelnde Welthandel. Die Verordnungen, welche den erwähnten Zweig der öffentlichen Thätigkeit betreffen, beginnen mit einem Gesetze des großen Rathes vom 14. Juni 1238, welches den Gesandten am päpstlichen Hofe untersagte, um irgend ein Benefiz für Privatpersonen einzukommen, wenn ihm nicht durch den Dogen und die Mehrzahl seiner sechs Räthe (welche die Sechstel, in die Venedig getheilt war, repräsentirten) und durch den Rath der Vierzig (die Quarantie), welcher neben seinen richterlichen Befugnissen auch politische besaß, ein Auftrag dazu ertheilt worden

1) Das Aussterben der Familien zeigt sich nirgend auffallender als in diesem kleinen Freistaat. Im J. 1628 belief die Zahl der im goldenen Buch verzeichneten Familien (welche allein zu Staatsämtern zugelassen werden konnten, mit Ausschluß aller Söhne von Fremden und Aller vom Lande) sich auf 224, im J. 1787 auf 88. In 19 Jahren waren 11 Häuser ausgestorben.

war.[1]) Am 9. September 1268 wurde den Abgesandten durch den großen Rath befohlen, bei ihrer Rückkehr alle Geschenke, die sie erhalten, abzuliefern: eine Verordnung, die mehrmals bestätigt ward und welcher verschiedene in gleichem Sinne folgten. Von demselben Datum ist der Beschluß, welcher den Abgesandten den Eid abforderte, daß sie in allen Verhandlungen auf die Ehre und den Vortheil der Republik bedacht sein und dafür handeln sollten. Am 9. Dezember desselben Jahres wurde befohlen, daß die heimkehrenden Gesandten dasjenige aufzeichnen sollten, was dem Staate nützlich sein könne[2]). Da die Missionen mit manchen Übelständen verknüpft waren, von denen später die Rede sein wird, nicht selten also die Gewählten sich weigerten nach dem Orte ihrer Bestimmung abzugehn, oder aber versuchten, zu andern Ämtern gewählt zu werden, und auf solche Weise dem Auftrage sich zu entziehn: so hielt man für nöthig, diese Verhältnisse durch mehre Verordnungen aus den Jahren 1271, 1286, 1360, 1395, 1443 u. s. w. zu regeln. Einzelne dieser Verordnungen werden bald besprochen werden. So wurde für jeden Zweifel, jede Schwierigkeit, jeden Nebenumstand, die entstehen konnten, im voraus eine Bestimmung getroffen, Auskunft und Entscheidung gefunden. Als z. B. im J. 1294 die Frage aufgewor-

---

1) Marco Foscarini, della Letteratura Veneziana libri VIII. Vol. I. (Padua 1752) S. 460—466. – Tentori, Saggio sulla storia civile, politica ed ecclesiastica di Venezia.

2) Leggi del maggior Consiglio: Oratores in reditu dent in nota ea quae sunt utilia dominio.

sen wurde, ob zwei nahe Verwandte zu gleicher Zeit zu einer Botschaft ernannt werden dürften: wurde mit Nein darauf geantwortet. Und im J. 1411 ward entschieden, daß die einmal erlegte Geldstrafe bei der Weigerung, die Ernennung anzunehmen, in keinem Falle im Wege der Gnade wiedererstattet werden dürfe. Öffentliche Gelder durften, nach einer Verordnung von 1483, die Abgesandten nur bis zum Betrag von zweihundert Scudi mit sich nehmen. Und was dergleichen Verordnungen mehr sind.

Die venezianischen Botschafter wurden aus den Nobili gewählt. Sie mußten das Alter von 38 erreicht haben. Indeß konnten sie auch früher zu solchen Stellen gelangen, wenn sie Ämter bekleidet hatten, die dazu befähigten, wie die zwölf Reggimenti maggiori thaten. Letzteres war auch der Fall mit den Avogadori del comune, welche ohne sonstige Requisite u. A. zu Botschaftern am römischen Hofe ernannt werden konnten. Waren sie einmal ernannt, so durften sie ihre Abreise nicht über eine bestimmte Zeit hinaus aufschieben, wenn sie nicht in Strafe verfallen wollten. Zur Abreise war indessen ein besonderer Befehl des Senats erforderlich. Gemäß einer Verordnung von 1553, mußten die Erwählten innerhalb vierzehn Monaten nach ihrer Ernennung auf den Weg sich begeben, da die Mission ihrer Vorgänger gerade um diese Zeit ablief.

Die Beschränkung der Dauer der venezianischen Missionen auf drei Jahre, wie wir sie im sechzehnten Jahrhundert finden, nachdem die stehenden Gesandtschaften großentheils eingeführt worden, hatte wol ihren Hauptgrund in dem zum System gewordenen Mistrauen

und der steten Beaufsichtigung, welche wir im Charakter dieser, jede einzelne Staatsgewalt durch den Einfluß einer andern balancirenden Regierung finden. Man mochte fürchten, daß bei zu langer Abwesenheit der Gesandten und dauerndem Aufenthalt in demselben Lande sie eben dieser Beaufsichtigung gleichsam entwachsen und das Interesse für die Heimat in demselben Grade geschwächt werden möchte, wie andere Interessen erzeugt, Sympathien geweckt, Verbindungen angeknüpft würden, welche den höheren Erfordernissen des Staats, dem sie angehörten, hinderlich, wenn nicht entschieden zuwider sein könnten. Ein Aufenthalt von längstens drei Jahren in einem fremden Lande war nun, namentlich unter den damaligen Verhältnissen (die ich näher erläutern werde, wenn ich zu der Einrichtung der Missionen und dem Geschäftsgange gelange) hinreichend, Land, Leute und Hof kennen zu lernen, die Aufträge also, welche den Gegenstand der Sendung bildeten, je nach Umständen und Geschick auszuführen. Die Gewißheit aber, nach drei Jahren abberufen zu werden, mußte die Gesandten davon abhalten, weitaussehende Pläne zu machen, oder in Verbindungen und Verhältnisse sich einzulassen, die nur bei längerm Aufenthalt ihnen hätten angenehm oder nützlich sein können. Wenn nun von diesem häufigen Personenwechsel der Nachtheil unzertrennlich war, daß der Neu-Angelangte auch neu war in den Geschäften, vielleicht in einem Augenblick, wo Erfahrung am allernothwendigsten gewesen wäre: so wurde derselbe wol aufgewogen durch den Vortheil, daß in Venedig selbst stets eine Menge Männer sich versammelt fanden, welche die auswärtigen Verhältnisse aus eigner Anschauung kannten. Denn der zurückgekehrte

Botschafter blieb häufig in der Hauptstadt, ohne eine neue Mission zu übernehmen: durch seine Stellung war er zu den höchsten Ämtern und Würden im Staate befähigt und hatte gewissermaßen ein Vorrecht darauf. Die Politik der Republik in Bezug auf das Ausland war also immer der Beurtheilung und Entscheidung Solcher anheimgegeben, die schon Gelegenheit gehabt, in derselben unter den günstigsten Umständen praktisch thätig zu sein. Für die Leitung der Geschäfte war dies gewiß nicht von geringem Belange. Dem obenbezeichneten Nachtheile zu entgehn, half man übrigens in dringenden Fällen sich wol damit, daß man den nämlichen Botschafter zurücksandte. So wurde Antonio Suriano, der im J. 1533 von Rom zurückkehrte, gleich nachdem er seinen Bericht abgestattet, wieder dahin beordert und blieb von neuem drei Jahre.

Bei dem überaus bedeutenden und nicht selten entscheidenden Antheil, den die Republik an den Weltereignissen nahm, Italiens nicht nur, sondern des gesammten westlichen, südlichen und östlichen Europa und der Levante, war den venezianischen Diplomaten ein weites Feld geöffnet, auf welchem sie großen Ruhm ernteten. Ich kann es nicht versuchen, hier Personen vorzuführen, wie ich es bei den Florentinern gethan, da mit trockner Aufzählung von Namen wenig geholfen ist und eine fortlaufende Erzählung mich über die Grenzen meiner Aufgabe hinausführen würde. Umsomehr da mir noch von einem Institut zu reden bleibt, das einzig dasteht, der Nachahmung aber wol werth gewesen wäre. Die Republik begnügte sich nämlich nicht damit, von ihren Abgesandten die gewöhnlichen Berichte über die Tagesereig-

nisse und den Gang der Geschäfte und Unterhandlungen zu verlangen. Bei der Rückkehr von ihrem Posten waren dieselben verpflichtet, eine Art von Generalbericht über das Land, in welchem sie verweilt, abzustatten. Schon oben erwähnte ich des Gesetzes von 1268, gemäß welchem die Gesandten dasjenige, was dem Staate nützlich sein konnte, aufzeichnen sollten. Am 24. Juli 1296 wurde beschlossen, daß sie die Relazion über ihre Mission vor jener Behörde abstatten sollten, von welcher sie ernannt worden waren. Im J. 1425 sodann folgte die Verordnung, daß diese Relazionen schriftlich abgefaßt sein sollten [1]). Gegen 1500 wurden, nach Lazzaro Soranzo's Angabe, die Relazionen in einem dazu bestimmten Archiv aufbewahrt und nicht mehr veröffentlicht [2]). Letztere Bestimmung scheint indeß nicht lange oder nicht strenge beobachtet worden zu sein: denn einige Zeit darauf entstanden jene Sammlungen von Abschriften, die in den meisten öffentlichen Bibliotheken Europa's und vielen Privatbibliotheken Italiens in größerer oder geringerer Anzahl sich vorfinden.

Seit Jahrhunderten ist der Ruf dieser Relazionen begründet. Nirgend anders wo begegnen wir ihnen. In die Rubrik der eigentlichen Depeschen kann man sie nicht bringen. Denn, wie schon bemerkt worden, gleich allen übrigen Diplomaten erstatteten auch die venezianischen während ihres Verweilens im Auslande fortwährend Berichte, auf welche sie sich dann nicht selten in den Re-

1) Gesetz von 1296: „Referant suas legationes in illis consiliis, in quibus facti fuerunt.“ — Gesetz von 1425: „In scriptis relationes facere teneantur.“

2) „Le relazioni ora non si comunicano per divieto.“

lazionen berufen und von denen das venezianische Archiv eine sehr reiche Sammlung besitzt. Die Relazionen sind geordnete und ausführliche, man könnte sagen systematisch angelegte Berichte über das Land, welches der Botschafter kennen gelernt hat, Nachrichten über dessen geografische und statistische Verhältnisse, seine Bewohner und Hülfsquellen, über den Hof, die Familie und die Umgebung des Regierenden, über die hervorragendsten Personen, deren Charakter und Stellung, endlich über die politischen Zustände, über Bündnisse, Zuneigung und Abneigung, Krieg und Frieden. Die Begebenheiten des Tages werden nur im Zusammenhang, bisweilen auch nur im Vorbeigehn, nie im Détail berührt, da die Kenntniß derselben schon vorausgesetzt wird. Bereits im 16. Jahrhundert wurden diese Relazionen andern Staaten als Muster vorgehalten. Sie verdienen es. Denn wenn auch in unsern Tagen Manches, was in ihnen enthalten ist, weder praktischen noch selbst historischen Werth hat und gänzlich veraltet ist, z. B. viel geografisches Detail, das nicht einmal mit lebendiger Anschaulichkeit vorgetragen ist: die Hauptsache bleibt immer wichtig, wäre es auch nur, weil wir die Ansichten und Urtheile von Gleichzeitigen vor uns haben, deren Stellung es mit sich brachte, daß sie den handelnden Personen ganz nahe standen, in viele Geheimnisse eingeweiht waren, die wahren Beweggründe mancher Handlungen erkannten, Intriguen durchschauten, womit sie häufig den Vortheil befanden, viel ruhiger und unparteiischer zu urtheilen, als die Verfasser von Memoiren und andere gleichzeitige Schriftsteller, die den Ländern angehörten, über welche sie berichten, und so zu leicht sich hinreißen ließen von Haß oder Liebe.

Diese großen Verdienste stellten neuerdings Ranke und Tommaseo heraus. Letzterer, indem er von den Relazionen über Heinrich II. und seine Söhne redet, sagt unter anderm: „Die venezianischen Botschafter gehn meist ehrlich zu Werke in ihren Urtheilen über den Zustand Frankreichs. Wenn auch in Worten weniger tolerant, als die Republik Venedig es in der That war, verhehlen sie doch weder Unrecht noch Vergehen der katholischen Partei. — — Sie haben weder die Absicht, menschliche Handlungen zu sehr zu verschönern, noch sie zu sehr anzuschwärzen: denn sie fühlen es, daß der Grund mancher Tugend den Keim des Bösen birgt; daß unter der Außenseite gewisser Verbrechen bisweilen ein ehrenwerthes Gefühl sich entdecken läßt; daß im Leben Alles zwei Seiten hat und absolutes Verdienst in einer Partei ebensowenig zu finden ist wie ein Körper mit einer einzigen Fläche. Ihre Kritik ist streng, aber nicht feindselig; ihre Art und Weise einfach, aber würdevoll. Erst nachdem sie viel gesehn und viel gehört, erlauben sie sich ein Urtheil. Diese Bestimmtheit der Ansicht, hervorgehend aus der Einheit des Systems bei einer innerlich kräftigen Regierung, thut der Manchfaltigkeit der Gesichtspunkte, der Individualität der Gesinnung jedes einzelnen Botschafters keinen Abbruch. Sie beobachten alle dasselbe Land, dieselben Personen, in geringen Zwischenräumen einer vom andern, und doch bietet sich ihnen Gelegenheit, die Gegenstände von irgend einer neuen und stets wichtigen Seite zu betrachten." [1])

1) Relations des ambassadeurs vénitiens sur les affaires de France au XVI siècle, recueillies et traduites par M. N. Tommaséo. Paris, 1838. 2 Bände.

Wer in dem Charakter der venezianischen Botschafter des

Die älteste Relazion über italienische Angelegenheiten, die uns aufbewahrt worden ist, scheint die des Paolo Capello über Rom vom J. 1500. Die älteste über das Ausland, welche aufzufinden bisher in Italien gelang, ist die des Vincenzo Quirini über Burgund und Spanien vom J. 1506. Alle frühern, sagt Ranke in den Nachrichten über das venezianische Archiv in seiner Schrift „Über die Verschwörung gegen Venedig im J. 1618", sind unwiederbringlich verloren und nur die Notizen von den Sendungen der Gesandten sind vorhanden. Ich zweifle aber sehr daran, daß sie überhaupt jemals existirt. Bis 1425 waren es augenscheinlich nur mündliche Berichterstattungen: dann wurden freilich die Gesandten angehalten, die Relazionen schriftlich abzufassen, aber die Notiz, gemäß welcher ein Archiv für dieselben erst gegen 1500 angeordnet ward, zur Zeit also, wo unsere Sammlungen beginnen, scheint deutlich darauf hinzuweisen, daß man sie bis dahin nicht zu den eigentlichen Staatsschriften rechnete und der Entwurf wahrscheinlich im Besitz des Gesandten blieb. Es wäre wenigstens seltsam, wenn von solchen nicht selten umfangreichen Documenten in einem Zeitraum von fünfundsiebzig Jahren gar keine Spur sich finden sollte, falls sie wirklich vor-

---

16. Jahrhunderts und ihrer Schriften, wie Tommaseo ihn schildert, eine gewisse moralische Indifferenz und eine Hinneigung zum Probabilismus erkennen möchte, würde vielleicht nicht ganz irren. Die Stellung der Republik Venedig, welche nicht so innerlich kräftig war, wie dieser Schriftsteller es anzunehmen scheint, gegenüber den immer mehr sie überwachsenden großen Mächten, und das Bewußtsein der Abnahme der Kräfte und des an Andere Sich-Anschließens mochten wol dazu beitragen.

handen gewesen. Was aber vorhanden ist, besonders von 1530 an, ist ein unerschöpflicher Schatz, aus welchem der genauern Kenntniß wie der unbestreitbaren Begründung der neuern Geschichte jetzt schon der wesentlichste Vortheil erwachsen ist und im Maße, wie das Einzelne bekannt wird, fürder erwachsen muß [1]).

---

1) Es ist nöthig, hier eine literarische und bibliografische Notiz über die venezianischen Relazionen anzuschließen. Sammlungen von Abschriften derselben, wie schon oben bemerkt worden, sind sehr zahlreich. Namentlich in Italien. In Venedig ist eine seit 1580 beinahe fortlaufende sehr bedeutende Sammlung bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts vorhanden. In allen Familienbibliotheken Roms kommen sie vor: Ranke macht, bei der Erzählung des Ursprungs dieser Sammlungen, vor allen auf den Eifer des in der Geschichte des Tridentiner Conzils bekannten Cardinals Vitellozo Vitelli (aus jenem großen, in Città di Castello einst beinahe unumschränkt herrschenden Hause) aufmerksam, der sich eine Menge solcher Staatsschriften zu verschaffen wußte. In Florenz findet man viele im Medizeischen Archiv, in der Palatina, in der Magliabecchischen und Riccardischen Bibliothek, und jener des Marquis Capponi. Nicht weniger in Mailand, Turin, Neapel. Paris bewahrt einen reichen Schatz, welchen die Notizen in Marsands schlecht geordnetem Catolog der italienischen Manuscripte der königl. Bibliothek nur mit Mühe überblicken lassen. Eine äußerst beträchtliche Sammlung ist in Wien, wohin die von dem Dogen Marco Foscarini, zum Theil zum Behuf seines unvollendet gebliebenen Werkes: Della Letteratura Veneziana zusammengebrachten gelangt sind. Berlin besitzt eine sehr ansehnliche Reihe, eine kleinere Gotha. Und wie viele sind vereinzelt in öffentlichen Bibliotheken oder im Privatbesitz!

Vieles davon wurde auch gedruckt. Die ältesten wären überhaupt verloren für uns, fänden wir sie nicht in der Chro-

Nachdem die stabilen Gesandtschaften Bedürfniß und Sitte geworden, nämlich in der zweiten Hälfte des sech-

---

nik des Marino Sanuto. In dem Tesoro politico von 1593, der unter dem Namen Lottini's geht, stehen sieben, sehr fehlerhaft und unvollständig. In Brüssel druckte man 1672 drei Relazionen über Rom von P. Tiepolo, A. Correr und Grimani. Beinahe um dieselbe Zeit wurde einiges andere publizirt, aber meist verstümmelt. Um die Mitte des letzten Jahrhunderts gab dann M. Foscarini in seinem mehrgenannten Werke Auskunft über eine große Zahl dieser Schriften. Das meiste Verdienst um dieselben erwarb sich indeß unsere Zeit. Im J. 1827 erschien der 1. Band von L. Ranke's Buch: „Fürsten und Völker von Süd-Europa im 16. und 17. Jahrhundert," in welchem die Geschichte der Osmanen und der spanischen Monarchie in dieser Zeit, großentheils mit Benutzung der venezianischen Relazionen, in einem neuen Lichte dargestellt ist. Die älteste Relazion über die Osmanen, welche er benutzte, ist die des Bernardo Navagero von 1553, die frühere über die spanische Monarchie die des Gasparo Contarini, Botschafter bei Karl V. im J. 1530. Nach einem längern Aufenthalte in Italien ließ Ranke sodann den 2.—4. Band folgen, unter dem Titel: „Die Römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert" (1834—36). Der letzte Band enthält reichliche Auszüge aus einer Menge Staatsschriften, darunter aus wichtigen Relazionen, von der des Capello, 1500 an, bis zu jener des Girolamo Zuliano (Giuliani) von 1783. Aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sind darunter eilf: die mehrgenannte von 1500, die desselben Capello von 1510, die des Domenico Trevisano gleichfalls von 1510, des Marino Zorzi (Giorgi) von 1517, des Marco Minio von 1520, des Aluise Gradenigo von 1523, die der Gesandtschaft an Hadrian VI. von demselben Jahre, die des Marco Foscari von 1526, des Gasparo Contarini von 1530, und die beiden des

zehnten Jahrhunderts, hatte Venedig Ambassaden ersten Ranges in Rom, Wien, Paris, Madrid und Constan-

---

Antonio Soriano von 1533 und 1536. — In Turin erschienen sodann im J. 1830, herausgegeben von L. Cibrario, „Relazioni dello stato di Savoia negli anni 1574, 1670, 1743, scritte dagli ambasciatori Veneti Molini, Bellegni e Foscarini." Im J. 1838 veranstaltete sodann N. Tommaseo im Auftrag des damaligen Ministers Guizot die Sammlung „Relations des Ambassadeurs Vénitiens" von welcher schon die Rede war, als Theil der „Collection de documens inédits sur l'histoire de France." In diesen beiden Bänden finden sich folgende Relazionen: von A. Navagero über seine Reise nach Spanien 1528; von M. Giustiniani, Fr. Giustiniani, N. Tiepolo, M. Cavalli, Gio. Capello, Gio. Michiel, M. Soriano, M. A. Barbaro, Gio. Correr und wiederum Gio. Michiel, welche von 1535 bis 1575 Botschafter am französischen Hofe waren.

Nach so vielen parziellen Publicazionen wurde endlich in Florenz mit der Herausgabe einer möglichst vollständigen Sammlung der Anfang gemacht. Auf Veranlassung des Marquis Capponi, den ich schon mehrmals nannte und welchen an Kenntniß der vaterländischen Geschichte und Interesse für dieselbe keiner seiner Landsleute übertreffen dürfte, bildete sich zu diesem Zwecke ein Verein von Literaturfreunden. Die Sammlung soll drei Serien bilden, deren erste die Relazionen über die europäischen Staaten mit Ausschluß Italiens, die zweite Italien, die dritte die außereuropäischen Länder umfaßt. Alle, so viel wie thunlich, chronologisch geordnet. Die Relazionen des 16. Jahrhunderts sind auf 9 Bände berechnet. Von diesem Werke unter dem Titel: „Relazioni degli ambasiatori Veneti al Senato, raccolte, annotate et edite da Eugenio Albèri" sind 1839 zwei Bände erschienen. Der erste der 1. Serie enthält: Vinc. Quirini über Burgund, 1506; N. Tiepolo über den Hof Karls V., 1532; M. Giustiniani über Frank-

tinopel. In Rom haben die venezianischen Botschafter viele Erinnerungen hinterlassen. Während ihre Relazionen über den päpstlichen Hof zu den interessantesten Documenten gehören, ist der Name der Republik noch dem Pala-

---

reich 1535; Fr. Giustiniani u. M. Cavalli über denselben Staat, 1538 und 1546; Bern. Navagero über Karl V., 1546, und Lor. Contarini über den Hof Ferdinands, des römischen Königes, 1548. Der zweite Band, mit welchem die 1. Abtheilung von Italien beginnt, Rom ausgenommen, umfaßt: Marco Foscari über Florenz, 1527; Capello's Depeschen über die Belagerung von Florenz 1529—30, welche eigentlich nicht hieher gehören, welche man aber aufgenommen, da keine Relazion von demselben vorhanden ist; V. Fedeli über den Hof Cosmus' I., 1561, und A. Boldu über Savoyen, 1561. Ein dritter Band, mit welchem die Relazionen über die Osmanen beginnen, ist unter der Presse. Der oft verderbte Text ist in dieser Ausgabe hergestellt und kurze Anmerkungen erläutern die in den Berichten vorkommenden Beziehungen auf Personen und Thatsachen.

Wie die Relazionen der Botschafter für Venedigs auswärtige Politik und die gleichzeitigen Verhältnisse der übrigen europäischen Staaten, so sind die Berichte der Gouverneure und sonstigen Beamten in den Provinzen, der Generalkapitäne, Generalproveditoren, Catasticadoren, Syndiken, Podestà u. s. w. für die Kenntniß der Administrazion der Staaten der Republik und die innere Geschichte von großer Wichtigkeit. Gewissermaßen ergänzen die einen die andern. Die Instructionen oder Informazionen wurden wol von den abgehenden Beamten für ihre Nachfolger aufgesetzt. — Die sogenannten Commissionen für das Dominium, welche die Republik Florenz bisweilen ertheilte, fanden nur bei besondern Veranlassungen statt und die Berichte bezogen sich dann speziell auf diese. Deßhalb, sowie namentlich der localen Verhältnisse wegen, sind sie von ungleich geringerer Bedeutung.

ste geblieben, der ihr ehemals gehörte, wie dem daran stoßenden Platze, und dem heil. Marcus geweiht ist die damit verbundene Kirche. Es ist einer der größten Paläste der Stadt: ein burgähnliches Gebäude mit Thurm und Zinnen. Der Cardinal Pietro Barbo aus Venedig war der Erbauer und wohnte dort auch als Papst Paul II.; Pius IV. schenkte ihn, gegen eine dem päpstlichen Nunzius in Venedig angewiesene Wohnung, im J. 1564 der Republik, zur Zeit der Legazion des Jacopo Superanzo, der zwischen dem Girolamo Soranzo und dem Paolo Tiepolo Botschafter war. Jetzt gehört er der Krone Oesterreich. Der Botschafter in Constantinopel hatte den Titel eines Bailo. Nächst Rom war es der wichtigste Posten, und sehr oft noch wichtiger denn jener, der unausgesetzten und meist sehr delicaten Beziehungen halber, in denen die Republik wegen ihrer griechischen Besitzungen und denen an der dalmatischen Küste zu der Pforte stand. Er war nicht ohne Gefahr: wie oft war bei einem Friedensbruch der Bailo Repressalien ausgesetzt und wurde nach den Sieben Thürmen gesandt, ungeachtet der Reclamationen des Völkerrechts. Eben weil so große Umsicht auf diesem Posten nöthig war, übertrug man ihn gewöhnlich älteren Männern, deren Geschicklichkeit schon in andern Ambassaden erprobt worden war. Die Mission in Constantinopel war unter allen die einzige einigermaßen einträgliche in pecuniärer Hinsicht.

Rom.

„Rome sera toujours un centre d'affaires très-important."

Wenn dieser Ausspruch Talleyrands (in einer Depesche an den Bevollmächtigten der Republik bei Pius VII., Herrn Cacault, vom 16. Oct. 1802) wahr ist — und daß er es ist, bestreitet niemand — so ergeben sich zwei Folgerungen. Erstens, daß Rom für Diplomaten eine gute Schule ist; zweitens, daß der päpstliche Hof im Auslande tüchtiger Leute bedarf, seine Interessen zu vertreten. In doppelter Hinsicht aber ist Rom eine Schule für die Diplomaten: für eigene nämlich und für fremde. Denn wie einmal die Stellung des päpstlichen Hofes ist und die Eigenthümlichkeit der Verhältnisse: so wird eine an diesem Hofe und in genauer Berührung mit diesen Verhältnissen erworbene Bildung erforderlich, den großentheils auf genauer Detailkenntniß beruhenden Geschäften nach allen ihren vielseitigen Anforderungen vollkommen zu genügen.

Bevor ich von päpstlichen diplomatischen Beziehungen und Diplomaten rede, deren Reihe so imposant ist, daß ich umsomehr mit einer ganz kurzen Uebersicht mich begnügen muß, als ich noch für so manches Andere des Raumes bedarf: halte ich es für passend, eine Eintheilung in drei Epochen vorzunehmen, deren erste bis zum Tode Benedicts XI. (1304) geht, die zweite den Aufenthalt der Päpste in Avignon umfaßt, die dritte mit der Rückverlegung des heil. Stuhls nach Rom beginnt. Ich halte es kaum für nöthig zu bemerken, daß die Abgesandten Roms in zwei Hauptclassen getheilt werden. Sind es Cardinäle, so führen sie den Titel: Legaten. Im Mittelalter kamen sie häufig vor: selbst in kleinere Republiken wurden sie gesandt, Bürgerzwiste beizulegen. Je höher aber Rang und Ansprüche des Cardinal-Colle-

giums stiegen, um so seltner wurden sie. Jetzt kommt die Sendung von Cardinälen mit diplomatischem Charakter kaum mehr vor, und in unserer Zeit erinnere ich mich eines Einzigen, des Card. Caprara, der mehre Jahre Legat in Paris war. Die übrigen päpstlichen Abgesandten höhern Ranges haben den Titel eines Nunzius. Man räumt ihnen die erste Stelle unter den Botschaftern ein. Sie sind immer Erzbischöfe, meist in partibus: ein Erforderniß, welches um die Mitte des 16. Jahrhunderts nicht stattfand, indem damals auch solche den Titel von Nunzien hatten, die dem geistlichen Stande gar nicht angehörten, wie Castiglione und Acciaiuoli unter Clemens VII. Ascanio della Cornia unter Julius III. scheint den ungewöhnlichen Titel eines Botschafters geführt zu haben. Da ich über diese Zeit nicht hinausgehn kann, so brauche ich hier auch nur im Vorbeigehn zu berühren, daß die Nunzien in den letzten Jahrhunderten neben dem Repräsentativ-Charakter, der ihnen wie den Botschaftern zukommt, in katholischen Ländern manche Vorrechte und Attribute in Anspruch nahmen, welche allmälig zu lebhaften Reclamationen der Bischöfe wegen Eingriffe in ihre Gerechtsame Anlaß gaben und früher oder später überall für nichtig erklärt wurden. Der Emser Congreß (1786), welchem die Neuerungen der Anti-Curialisten namentlich in Toscana und die Aufhebung des Nunziatur-Tribunals zu Florenz (im Sept. 1778) vorausgegangen waren, spielte in diesen Streitigkeiten bekanntlich eine bedeutende Rolle. Der Umstand, daß man an den päpstlichen Abgesandten überhaupt keinen andern Charakter anerkennt, als den diplomatischen, mag der Ernennung von Legaten künftig viel-

leicht für immer im Wege stehn [1]). — Die Internunzien, als stabile diplomatische Agenten, sind aus neuerer Zeit und gehören nicht hieher [2]). Geschäftsträger und Agenten kommen hier wie anderwärts vor.

Die Zeiten vor der Verlegung des Wohnsitzes der Päpste nach dem südlichen Frankreich kann ich mit wenigen Zeilen abmachen. Die Macht der Päpste war eine getheilte, eine politische nämlich und geistliche. Ihre positive Macht als weltliche Regenten war im Durchschnitt gering, denn im Kirchenstaat und selbst in Rom vermochten sie meist sehr wenig; aber sie wurde bedeutend dadurch, daß die ganze Guelfische Partei in ihnen gewissermaßen ihr Oberhaupt anerkannte. Kräftige Päpste, wie Bonifaz VIII., wußten dies zu benutzen, wenn auch nicht immer mit dauerndem Erfolge. Die Kämpfe der beiden Parteien in Toscana, oder der beiden Factionen der

1) Die gegenwärtigen Nunziaturen sind: Wien, Paris, Madrid, Lissabon, München, die Schweiz, Turin und Neapel. Paris, Madrid und Lissabon sind jetzt unbesetzt. Die vier ersteren sind die sogenannten größern Nunziaturen: man verläßt sie nur, um Cardinal zu werden. Die zu Turin wurde erst im J. 1839 creirt. Früher bestanden Nunziaturen in Köln (eine Zeit lang nach Lüttich verlegt und zuletzt dem jetzigen Decan des h. Collegiums, Card. Pacca, übertragen) und Florenz. In letzterer Stadt wurde die Nunziatur im J. 1830 erneuert, aber man ließ es schon im J. 1832 bei einem bloßen Geschäftsträger sein Bewenden haben.

2) In speziellen kirchlichen Aufträgen finden wir päpstliche Bevollmächtigte mit diesem Titel schon im 14. Jahrhundert. Im J. 1337 nämlich sandte Benedict XII. den Bischof Beltramin von Bonn als Internunzius nach Bologna zur Ordnung dortiger kirchlicher Verhältnisse.

Guelfen, als diese sich getrennt, wie dies schon bei Erwähnung Dante's erzählt worden ist, gaben dèn Päpsten Veranlassung, als Mittler aufzutreten, wie im J. 1273 der fromme Päpst Gregor X. in eigner Person that, indem er am Aufgange der Rubaconte-Brücke, auf dem Ufer des Arno, das Volk versammelte und Eintracht geloben ließ. So im J. 1277 der Cardinal Latino Orsini als Legat Nicolaus' III., im J. 1298 der Cardinal Matteo von Acquasparta, als Legat Bonifaz VIII., der Eintracht wegen und um Hülfe zu verlangen gegen die Colonnesen, mit denen der Papst im Kriege war, dann wieder im J. 1302, um die Parteizwiste beizulegen. So auch im J. 1304, von Benedict XI. als Vermittler zwischen Weißen und Schwarzen gesandt, der Predigermönch Fro Niccolò von Prato, Cardinalbischof von Ostia. Die Verhandlungen dieser Pacieri waren einfach: sie besprachen sich mit den Parteihäuptern, sie machten Stipulationen und versammelten dann auf öffentlichem Platze das Volk zum Parlament. Wie kurz aber solche Versöhnungen währten, zeigt die Geschichte.

Von 1305 bis 1377 lebten die Päpste im südlichen Frankreich, wenn man den kurzen Besuch Urbans V. in Italien ausnimmt. Ihr unmittelbarer Einfluß auf italienische Angelegenheiten nahm ab, während das Staatsleben der vielen Republiken und Fürstenthümer sich fester und unabhängiger gestaltete. Doch übten sie immer eine nicht geringe Einwirkung auf die öffentlichen Verhältnisse aus. Indeß ist hier, wo blos von Italien oder Italienern die Rede sein soll, keine Veranlassung vorhanden, auf die Geschichte jener Zeit im Detail einzugehn: Denn die Päpste waren Franzosen, die meisten Cardinäle waren

Franzosen. Unter den Legaten, welche zur Verwaltung des Kirchenstaats oder mit andern Aufträgen abgesandt wurden, gab es nur wenige Italiener, wie Napoleon Orsini, welchen Clemens V. im J. 1306 als Pacier nach Florenz beordnete, den aber die Florentiner nicht in ihre Stadt ließen, und Annibaldo da Ceccano, welcher 1350 das zweite Jubeljahr eröffnete. Bertrand du Poiet, Gil d'Albornoz, Guillaume de Noellet, Androin de la Roche, Robert de Géneve, die bekanntesten unter den Cardinallegaten, waren sämmtlich Ausländer. — Wie aber im 12. und 13. Jahrhundert, als die Päpste häufig in andern Städten Italiens verweilten, die Römer Gesandtschaften an sie abgehn ließen: so war es auch jetzt der Fall. Einige derselben werden mit Details namhaft gemacht: die an Johann XXII. in Avignon im J. 1326, die an Benedict XII. im J. 1335, die an Clemens VI. im J. 1344, an welcher Cola di Rienzo Theil nahm, die an Urban V. im J. 1364, endlich die letzte an Gregor XI. im Jahr 1374, welche aus dem Bischof von Tivoli, dem Canonicus von S. Peter, Jacopo Orsini, und drei andern Personen bestand. Die Aufforderung zur Rückkehr nach Rom war der jedesmalige Gegenstand dieser Missionen.

Das 15. Jahrhundert zog das Papstthum ganz in den Strudel politischer Verhältnisse. Die weltliche Macht desselben begann nach dem Aufhören des Schisma sich zu befestigen, und es traten dann die vielen Beziehungen zu den übrigen Staaten Italiens hervor, welche nicht selten um den Vorrang stritten mit den kirchlichen Interessen. So namentlich unter der unruhvollen Regierung Eugens IV. In diesen Zeiten, sowie immer, gelang es dem heil. Stuhl,

Männer zu finden, die den Geschäften vollkommen gewachsen waren, welche ihnen anvertraut wurden. Die besten Latinisten des Jahrhunderts waren päpstliche Secretäre; nie fehlte es an geschickten Unterhändlern, und im Cardinals-Collegium saßen neben Theologen tüchtige Administratoren und Feldherren. Ich brauche nur Vitelleschi zu nennen, der unter Eugen allmächtig war. Unter denen, die meist im Auslande thätig waren, muß vor Allen Giuliano Cesarini bezeichnet werden, zu Rom 1398 geboren, in seiner Jugend Professor der Jurisprudenz in Padua, durch Martin V. im J. 1426 mit dem Purpur bekleidet, welcher während der ersten Sitzungen des stürmischen Conzils von Basel für Papst Eugen präsidirte, dann als Legat nach Polen ging und in der blutigen Schlacht bei Varna mit König Ladislaus, dessen Berather er gewesen, den Tod fand, nicht mehr denn 46 Jahre alt. Der Name dieses Einen möge hier statt vieler stehen. Nicht übergangen werden darf aber Enea Silvio Piccolomini, Keinem seiner Zeit an Ruhm nachstehend, erst Geheimschreiber des letzten Gegenpapstes (Felix V.), dann Kaiser Friedrichs III., der ihm auch Gesandtschaften übertrug, von Nicolaus V. zu Gnaden angenommen und zum Bischof in seiner Vaterstadt Siena gemacht, mehrmals Nunzius, Cardinal durch Calixt III., und unter dem Namen Pius II. zu dessen Nachfolger gewählt am 19. August 1458. Wenige berühmtere Männer haben auf dem Stuhl Petri gesessen. Der vielverdiente Cardinal Bessarion, Erzbischof von Nicäa, ein Grieche von Geburt, wurde im J. 1460 von Pius II. nach Deutschland gesandt, Frieden zu stiften zwischen Kaiser Friedrich III. und dem Könige Matthias Corvinus.

Im J. 1472 sandte dann Sixtus IV. den alten Mann gegen seinen Willen als Legat nach Frankreich. Zwei Monate lang mußte er warten, bis Ludwig XI. ihn zur Audienz ließ: dann hatte er mit dem Könige eine einzige Unterredung, in der sie sich so heftig verzürnten, daß der Cardinal sogleich abreiste. Nicht lange nach seiner Rückkehr starb er zu Ravenna am 18. November des nämlichen Jahres.

Schon oben hatte ich Gelegenheit, von der großen Umwälzung zu reden, welche gegen das Ende des 15. Jahrhunderts in der Politik Italiens, in der Stellung der Staaten zu einander und zum übrigen Europa, sowie in Ansichten und Meinungen vor sich ging. Die bloße Aufzählung derjenigen Päpste, welche von dieser Zeit an einer längern Regierung sich erfreuten, Alexander VI., Julius II., Leo X., Clemens VII., Paul III., reicht hin, ohne weitere Worte zu zeigen, wie hoch die politische Macht des Papstthums gestiegen war. Es ist die Epoche der complizirtesten Verhandlungen, Intriguen, Bündnisse und Gegenbündnisse, der Theilnahme an immer wiederholten Kämpfen, endlich des Abfalls eines großen Theils von Deutschland sowie Englands von der kirchlichen Gemeinschaft mit Rom. Es genügt mir, dies hier anzudeuten, um zu bezeichnen, welche große Rolle die Päpste, und folglich ihre Agenten, in den erwähnten Zeiten spielten. Es kam dazu die oft keineswegs klare Stellung des Papstthums, der häufige und nicht selten plötzliche Wechsel der Politik wie der Personen, der Streit der weltlichen mit den geistlichen Interessen. Wie manche berühmte Namen treten uns nun in diesen Zeiten entgegen! Cesare Borgia, im J. 1497 Cardinallegat,

dann im J. 1498 als Herzog von Valentinois nach Frankreich, wo er Georg von Amboise den rothen Hut überbrachte; Giulio de' Medici, nachmals Papst Clemens VII.; Bernardo Dovizi, Cardinal von Bibbiena [1]); Tommaso de Vio, Cardinal von Gaeta; Card. Lorenzo Campeggi; Girolamo Aleandro, Card. Erzbischof von Brindisi; Baldassar Castiglione [2]); Matteo Giberti, Datar Clemens' VII. und

---

1) Der Name des Cardinals von Bibbiena wird in der Geschichte der italienischen Literatur mit Auszeichnung genannt, wie er in der politischen Geschichte eine nicht unbedeutende Stelle einnimmt. — Bernardo Dovizi war zu Bibbiena, einem Städtchen im Casentino in Toscana, geboren im J. 1470. Secretär und Vertrauter des Card. von Medici, wurde er, als dieser Papst geworden, Schatzmeister und in der ersten Cardinalcreirung 1513 zugleich mit dem nachmaligen Papst Clemens VII. mit dem Purpur bekleidet. Der Feldzug gegen Urbino wurde durch seine Bemühungen glücklich beendet. Im J. 1518 ging er als Nunzius zu Franz I., von wo er in den ersten Tagen des folgenden Jahres zurückkehrte. Er starb bald darauf. Berühmt ist sein Lustspiel „La calandra" das vor Leo X. aufgeführt wurde. Seine politischen Depeschen müssen sehr belehrend sein. Wie sehr er dem französischen Interesse ergeben war, zeigen u. A. seine Briefe an Luise von Savoyen, die Mutter Franz I., aus den Monaten Februar — Mai 1519, in den Documenti di storia italiana, Vol. I. S. 74 ff.

2) Baldassar Castiglione ist ein Beweis davon, wie ernstlich auch in dieser Zeit allgemeiner Auflösung und des Umsturzes hergebrachter Verhältnisse die bessern Italiener es mit den öffentlichen Angelegenheiten nahmen. Er war zu Casatico bei Mantua 1468 geboren, Gesandter von Urbino in England und bei Ludwig XII., dann im Dienste des Herzogs von Mantua, seines Landesherrn, Gesandter in Rom, bis Cle-

Bischof von Verona, Uberto da Gambara, Bischof von Tortona; Card. Gio. Salviati; Card. Aless. Farnese, nachmals P. Paul III.; Gio. Guidiccioni, Bischof von Fossombrone; Card. Marcello Cervini, nachmals P. Marcellus II. — alle diese und viele andere vertraten mit größerm oder minderm Glück und Geschick die Interessen des Papstthums [1]). Die Reihe mit einem

---

mens VII. ihn 1524 als Nunzius nach Spanien sandte. Während dieser Nunziatur trugen die wichtigsten Vorfälle in Italien sich zu, die Schlacht bei Pavia, der Überfall durch die Colonnesen, die Erstürmung Roms durch Bourbon. Der Papst glaubte, Castiglione habe sich durch Karl V. überlisten lassen, und wollte ihm einen großen Theil der Schuld am vielen Unglück aufbürden. Castiglione starb vor Gram zu Toledo am 8. Februar 1529. Durch seine Depeschen und Privatbriefe ist er glänzend gerechtfertigt worden. Sie wurden herausgegeben von P. A. Serassi: Lettere del conte Baldessar Castiglione, Padua, 1769. Sein Buch: Il cortigiano war einst viel gelesen. Dem Card. von Bibiena gleich, war er Raffael Sanzio's vertrauter Freund und Gönner.

1) Der Card. Tommaso de Vio ist in der Geschichte der Kirche in Deutschland als Card. Cajetanus durch sein Zusammentreffen mit Luther zu Augsburg im Oct. 1518 bekannt. — Campeggi war Legat in Nürnberg 1524, in England 1529, in Augsburg 1530, vermochte indeß weder die lutherschen Zerwürfnisse noch Heinrichs VIII. Ehescheidungsstreit beizulegen. — Aleandro, einst Rector der Universität zu Paris, ging als Nunzius zu Franz I. im October 1524 (Credito in den Documenti di storia Ital. I. 177) und wurde in der Schlacht von Pavia gefangen genommen, aber durch Karl von Lannoi sogleich freigegeben. — Giberti war Clemens' VII. Vertrauter und die Seele seiner Entschlüsse, als der Papst noch dem französischen Interesse geneigt war. Ende Oct. 1524 ging

mehr als Kriegsmann, denn als Diplomat bekannten Manne zu beschließen, führe ich noch die Mission des

---

er als Nunzius nach Frankreich. Als 1528 der Papst sich zu Karl V. hinneigte, zog Giberti sich von den Geschäften zurück oder wurde bei Seite geschoben. — Gambara, päpstlicher Protonotar, wurde im Dez. 1527 von Orvieto aus, wohin Clemens VII. sich geflüchtet, als Nunzius nach Frankreich und England gesandt (Creditiv in den Documenti di storia Ital. I. 280), während der Papst schon schwankte zwischen der kaiserlichen und französischen Partei. — Salviati, aus vornehmer florentinischer Familie, Leo's X. Schwestersohn und von demselben 1517 mit dem Purpur bekleidet, war Legat in Spanien und Frankreich 1524—1529. Seine Unterhandlungen sind nie glücklich gewesen, ebensowenig seine persönlichen Unternehmungen. Nach Papst Clemens' Tode schloß er sich mit den beiden andern florentinischen Cardinälen Ridolfi und Gaddi den Ausgewanderten an, die beim Kaiser Unterstützung gegen den Herzog Alexander suchten. Busini sagt bei dieser Veranlassung: „Der Card. Salviati wurde bewogen gegen den Herzog zu sein und für die Freiheit, die er niemals geliebt, weil er durch die Gunst des Card. v. Medici (Ippolito) Papst zu werden hoffte, indem man Paul III. eine kurze Regierung vorhersagte" (XXVI. Brief). Nach Alexanders Ermordung erreichte er in den florentinischen Händeln seinen Zweck ebenso wenig, wie im Conclave nach Pauls Tode, wo der Card. del Monte ihm den Rang abgewann. — Der Card. Farnese wurde 1527 als Legat zu Karl V. gesandt. Die sehr ausführliche Instruction findet sich bei Ranke Röm. Päpste III. 241 ff. — Guicciconi, „il più sincero dei politici di quella età", wie Capponi ihn nennt, war 1536 Nunzius bei Karl V. — Der Card. von Montepulciano, wie man Cervini nach seiner Vaterstadt zu nennen pflegte, ging 1539 als Legat zum Kaiser (Instruction bei Ranke, III. 291.). Ich würde nicht enden, wenn ich von allen Legaten und Nunzien jener bewegten Zeit reden

Ascanio della Cornia an, des Schwestersohnes Julius' III., welcher wegen der farnesischen Streitigkeiten im

---

wollte. Paul III. schickte eine fast unglaubliche Menge, namentlich von 1535 an, als es sich ernstlich um das Conzil handelte, darunter die Cardinäle Agostino Trivulzio, Marino Caracciolo (derselbe, welcher Karl V. zu Aachen krönte), Gasp. Contarini, den Bischof von Faenza, Rodolfo Pio, nachmals Cardinal von Carpi, den Bischof von Modena, Gio. Morone u. v. A. Der berühmte Card. Reginald Pole ging 1537 als Legat nach England, zweimal als Legat zum Conzil, und 1554 wieder nach England, wo er 1558 starb. — Nicht zu vergessen ist Karl von Miltitz, cubicularius Leo's X., welcher im J. 1518 dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen die goldene Rose überbrachte und mit Luther Unterhandlungen in Altenburg hatte, dem übrigens der römische Hof noch lange nachher es nicht verzeihen konnte, daß er dem Weine mehr denn billig ergeben war und dann durch Indiscretionen sich und die Curie compromittirte.

Gerne würde ich bei der überaus wichtigen Zeit Pauls III. verweilen, wenn die Grenzen dieses Aufsatzes mir erlaubten, das Wichtigste auch nur anzudeuten. Aber die Masse des Stoffes ist zu groß. Blos was Contarini betrifft, dessen bedeutende Persönlichkeit in den Verhandlungen mit den Protestanten hervortritt. Er war in Venedig 1483 geboren, war 1521 venezianischer Botschafter beim Kaiser (in Worms), ging mit demselben nach Spanien, wurde 1528 als Botschafter zu Clemens VII. gesandt, 1535 Cardinal, dann Legat beim Regensburger Reichstage und starb als Legat von Bologna 1542. Die ihm für Regensburg ertheilte Instruction und viele Briefe von ihm und an ihn sind in Beccadelli's Monumenti di varia letteratura (Bologna, 1797 Bd. I. 2.) gedruckt. Eine eigentliche Beleuchtung der diplomatischen Beziehungen jener Zeit, sowie der bald darauf folgenden des Conzils würde sich übrigens

J. 1550 nach Frankreich ging [1]). Es handelte sich darum, Ottavio Farnese zu vermögen, Parma aufzugeben und gegen Camerino einzutauschen. Wenn aber Ottavio gegen seinen eignen Großvater sein Herzogthum behauptet hatte, um wie viel mehr konnte er dies gegen dessen schwächern Nachfolger thun!

Die Zeit der kirchlichen Regeneration war herangekommen. Die politische Stellung des Kirchenstaats war keineswegs unbedeutend, am wenigsten unter Paul III.: aber wie es mit der selbständigen Politik Italiens überhaupt ein Ende nahm, so mußte der Einfluß davon namentlich auch hier sich äußern. Die kirchlichen Interessen treten aber von nun an mit der größten Entschiedenheit hervor. Das Papstthum fühlte, welcher Kraftentwicklung es bedürfe, dem Protestantismus entgegenzutreten, der selbst in Italien sich zu zeigen begann. Das von allen Seiten verlangte und oft angesagte allgemeine Con-

---

von jener der religiösen Verhältnisse kaum trennen lassen, wenn ein einigermaßen deutliches Bild gegeben werden sollte.

1) Die dem Ascan ertheilte Instruction findet sich in den Documenti di storia Ital. II. 434. Es kommt in derselben eine nicht unmerkwürdige Stelle vor, welche sich auf die Colonnesen bezieht: „Wir wollen nicht unterlassen bei dieser Veranlassung zu sagen, des Beispiels halber, nicht als Vorschrift, daß der Kaiser, obgleich Papst Paul III. wenig hold, dennoch den Ascan Colonna, ihren gemeinsamen Lehnsmann, nicht in Schutz nahm, ebensowenig irgend einen andern, der Sr. Heil. ungehorsam sich bewies.“ So wenig fruchtete den Colonnesen ihre entschieden ghibellinische Gesinnung und die Opfer, die sie dem kaiserlichen Interesse fast jederzeit gebracht. Unter Paul IV. ließ man sie im Frieden von Cave ebenso fallen. Damit beginnt das Sinken dieser und anderer großen römischen Familien.

zil wurde 1545 in Trient eröffnet, nach mehrfachen jahrelangen Unterbrechungen unter Pius IV. 1563 beschlossen. Die völlige Trennung der protestantischen Confessionen, und damit die Losreißung eines großen Theiles von Europa, wurde einigermaßen aufgewogen durch die Befestigung der Einheit des katholischen Glaubens und die Reform der Kirchenzucht. In der römischen Kirche war ein neues Leben aufgegangen. Auch in den Verhältnissen zum Auslande überwog nun das religiöse Interesse auf das entschiedenste, und dieser Geist ist seitdem der päpstlichen Politik eigen geblieben. Nicht als ob das Weltliche darüber vergessen worden wäre: denn Clemens VIII. vergrößerte den Staat durch Ferrera, Urban VIII., welcher überhaupt Lust zu haben schien, alte Zeiten wieder aufleben zu machen, durch Urbino. Aber die allgemeine und Haupt-Richtung war und blieb die oben bezeichnete, und sie sprach sich aus in allen auswärtigen Beziehungen — in dem Wirken in Frankreich während der Zeiten der Ligue, in Flandern während des Unabhängigkeitskampfes, im Auftreten in Deutschland vor wie in dem dreißigjährigen Kriege [1]). Die Epoche großartiger Thätigkeit war zwar

1) Die Schriften einiger römischen Staatsmänner aus den genannten Zeiten sind von großer Wichtigkeit. So des nachmaligen Card. Guido Bentivoglio Relazionen über seine Nunziatur in den südlichen Niederlanden und Frankreich in den Jahren 1607—21, sowie seine Storia della guerra di Fiandra, welche die Zeit von 1559 bis zum Abschluß des zwölfjährigen Waffenstillstands mit Spanien im J. 1609 umfaßt. So des Nunzius in Wien (1621—28), Carlo Caraffa, Commentaria de Germania sacra restaurata, und dessen ungedruckte Relazionen. Lodovico Caraffa's Relazion über

vorüber mit dem Westfälischen Frieden, aber das strenge Durchführen der Prinzipien des Katholizismus machte sich auch nach dieser Art von Waffenstillstand der Religionsparteien geltend. Die römische Diplomatie ist allmälig immer ärmer geworden an bedeutenden Persönlichkeiten: aber sie hat sich zu erfreuen gehabt der Vortheile einer vom Geiste und System Roms unzertrennlichen Consequenz, wie sie nie in einem andern Staate bestand.

Einrichtung der Missionen und Geschäftsgang.

Es ist nun Zeit, die Einrichtung der Missionen selbst und den Geschäftsgang bei denselben genauer ins Auge zu fassen. In den verschiedenen Epochen treten uns hier nun sehr verschiedene Erscheinungen entgegen.

Titel. Bestellung der Gesandten.

Der offizielle Titel, den die diplomatischen Agenten führten, war Oratores, Oratori. Er erklärt sich leicht aus ihren Obliegenheiten. Schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts finden wir die Benennung Ambasciatori, Ambaxiatores, die aber, namentlich in spätern Zeiten, vorzugsweise solchen gegeben ward, welche bei größern

---

seine Nunziatur in Köln, 1624—1634, ist zweimal gedruckt worden, Lüttich 1634 und Würzburg 1839. — Die Berichte des Erzbischofs von Amasia, Ferdinando d'Adda, welchen Innocenz XI. im J. 1685 an den katholisch werdenden Hof König Jacobs II. als Nunzius sandte, finden sich in Mackintosh' History of the revolution in England in 1688 abgedruckt.

Höfen längere Zeit verweilten. Seine gegenwärtige Geltung erlangte dieser Titel übrigens erst viel später. Kaiser Karl V. befahl, daß derselbe nur den Abgesandten gekrönter Häupter und denen der Republik Venedig gehören solle, nicht aber den Agenten solcher Staaten, die in irgend einem Lehnsverbande standen [1]). Abgesandte dieser letztern, wenn sie Prälaten waren, oder sonst ein Amt oder Würde bekleideten, pflegten blos den damit verbundenen Titel zu führen, nicht aber einen von ihrer zeitweiligen Mission hergeleiteten. Herzog Alfons I. von Ferrara nannte seine Gesandten nie anders als „mio uomo"; so sagt auch Castiglione „suo uomo", wenn er von Acciaiuoli, Clemens' VII. Nunzius in Frankreich spricht. Die Benennung Minister und die ganze gegen-

---

1) „Ich muß hier, sagt Vinc. Fedeli in seiner Relazion über den Hof Cosmus' I. vom J. 1561, einer Entscheidung gedenken, welche der Kaiser während des Feldzugs in der Provence erließ, und die ich nicht von Hörensagen anführe, sondern wie ich sie aus dem Munde Sr. Kaiserl. Majestät vernommen, da ich im Dienste Ew. Serenität zugegen war. Da man über den Thüren der Quartiere, welche die Fouriere bestimmt hatten, die Aufschriften: Botschafter (ambasciatore) von Ferrara, von Mantua und ähnliche las (denn von allen Fürsten Italiens hatten Abgesandte sich eingefunden), so ließ der Kaiser die Fouriere zu sich kommen und befahl ihnen, sie sollten nicht mehr über den Wohnungen schreiben: Botschafter von Ferrara, von Florenz u. s. w., sondern blos die Namen Florenz, Ferrara u. a., indem er nicht wolle, daß die Agenten der Fürsten, die ihre Staaten vom Reiche zu Lehen erhalten, Botschafter genannt werden sollten. Dabei erklärte er ausdrücklich, daß diese Benennung nur den Abgesandten gekrönter Häupter und Ew. Serenität zukomme."

wärtige Nomenclatur ist, so viel mir bekannt, Italien vom Auslande zugekommen. Während man anderwärts bei letzterwähntem Titel sogleich an einen Diplomaten oder andern hohen Staatsbeamten denkt, gibt es in Italien Ministri aller Art, in öffentlichen wie in Privatverhältnissen, und man hört Subalterne bei der Douane wie beim Postamte so bezeichnen. Den Titel: Excellenz gab man den Botschaftern, wenn auch nur vertraulich, schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Sonst war die officielle Anrede: Magnifico signore, oder Magnifico oratore.

Die Absendung von Missionen war in monarchischen Staaten Sache der Fürsten, in republikanischen stand sie verschiedenen Behörden zu. Denn sowie die oberste Gewalt vertheilt war zwischen mehre Körper, so konnten diese auch, unabhängig einer vom andern, Aufträge nach außen hin ertheilen. In Florenz gingen die Aufträge meist aus vom Magistrat der Zehn der Freiheit und des Krieges (Decemviri libertatis et pacis), dieser in allen öffentlichen Angelegenheiten so höchst einflußreichen Behörde, und die Instruction wurde von dem Secretär derselben ausgefertigt. Wenn andere Behörden spezielle Aufträge gaben, wie z. B. der Magistrato dell' abbondanza im Januar 1529 den Botschafter in Frankreich, Messer Bald. Carducci, ersuchte für die Stadt Getreideeinkäufe zu besorgen: so pflegte die Behörde, von welcher die Mission ausgegangen, solche Aufträge nebenbei zu unterstützen. Der Magistrat der Capitani di parte guelfa, ursprünglich erwachsen aus dem Bedürfnisse, der mehr conzentrirten, wenn auch in Toscana schwächern und endlich völlig unterliegenden ghibellinischen

Partei gegenüber, der guelfischen festen innern Halt und gleichsam ein Haupt zu geben, dann gewissermaßen Staat im Staate, sandte ebenfalls Missionen. Machiavelli ging im J. 1525 nach Venedig als Abgeordneter der Consuln der Wollweberzunft (Arte della lana), Vorstellungen zu machen zu Gunsten des florentinischen Handels. In Venedig ernannte die Gesandten in gewöhnlichen Fällen der Rath der Gebetenen (Pregadi genannt, weil man die Beisitzer ersuchte sich einzufinden zu den Sitzungen, bevor die Tage, an welchen diese stattfinden sollten, ein für allemal bestimmt waren): daß aber andern Behörden dies gleichfalls zustand, geht schon hervor aus der bereits erwähnten Verordnung vom J. 1296, welcher zufolge die Abgesandten bei ihrer Rückkehr derjenigen Behörde Bericht zu erstatten hatten, von welcher ihnen ihre Aufträge ertheilt worden waren. Ein Gesetz des Rathes der Zehn vom 31. Juli 1495 verordnete, daß die zu Botschaften bestimmten Nobili im Collegio ballotirt werden mußten. Seit dem 17. August 1497 stand indeß dem Senat allein das Recht des Vorschlags und der Ernennung zu.

Instructionen. Creditive.

Die Instructionen oder Commissionen wurden schriftlich ertheilt, gewöhnlich von dem Magistrat, welchem die Ernennung des diplomatischen Agenten oblag, ausnahmsweise auch von dem abberufenen oder schon zurückgekehrten Vorgänger dieses Letztern, oder aber von solchen Personen, welche man ihrer genauen Bekanntschaft mit dem Lande, dem Gegenstande und den Verhältnissen wegen, speziell damit beauftragte. Instructionen, wie die des Machia=

vell an Girolami, als derselbe im J. 1522 nach Spanien ging, kommen hier nicht in Betracht, weil sie, aus einem Privatverhältnisse entstanden, den Charakter von Privatschreiben haben und nicht von offiziellen. Zufolge einem Gesetze des Rathes der Zehn zu Venedig vom J. 1434, durften die abzusendenden Agenten nicht zugegen sein, wenn die ihnen zu ertheilenden Aufträge besprochen wurden.

Die Form der Instructionen war sehr einfach. Indeß verbreiteten sie sich ausführlich über das geringste Detail des Auftrags oder der Aufträge, welche den Gesandten ertheilt wurden. Die Instruction für die im J. 1366 nach Avignon bestimmte florentinische Gesandtschaft (Nota data ambaxiatoribus de agendis in Romana curia.[1]), von dem Kanzler Ser Niccolò di Ser Ventura Monaco aufgesetzt, befiehlt den Abgeordneten zuerst, Seiner Heiligkeit Stadt und Gemeinde zu empfehlen, die Freude der Florentiner über die Nachricht von des Papstes bevorstehender Rückkehr nach Rom auszudrücken, die Dienste der Republik, namentlich bewaffnete Galeeren im Falle einer Seereise Sr. Heiligkeit anzubieten, über die Liga gegen die Söldnercompagnien Aufschlüsse zu geben und in alle Einzelheiten der italienischen Verhältnisse nach dem speziellen Inhalt der Instruction einzugehn, die Umstände des Krieges gegen Pisa zu erläutern, endlich Indulgenzen und Benefizien für florentinische Kirchen und Bürger oder Schutzbefohlene nachzusuchen. Auch die Angelegenheiten von Privatleuten waren darin eingeschlossen.

---

1) L. Mehus, Epistola o sia Ragionamento di Messer Lapo da Castiglionchio. Bologna, 1753. S. 185.

In der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts begann man, statt der lateinischen, der italienischen Sprache bei Abfassung der Instructionen sich zu bedienen. Florentinischer Urkunden dieser Gattung sind eine Menge vorhanden, zum Theil gedruckt, sehr viele handschriftlich. Man begegnet in ihnen den Namen manches berühmten Verfassers: denn Florenz hatte das Glück, während des ganzen 15. Jahrhundert nacheinander eine Reihe ausgezeichneter Gelehrten und Staatsmänner zu Kanzlern und Staatsschreibern zu haben, wie Coluccio Salutati, Lionardo Bruni, Carlo Marsuppini, Poggio Bracciolini, Benedetto Accolti, Bartolommeo Scala, Marcello Virgilio Adriani, denen zu Anfang des 16. Machiavelli und Donato Giannotti beizurechnen sind. Die Form ist immer noch äußerst einfach, und dem abreisenden Bevollmächtigten wird Punkt für Punkt vorgeschrieben, was er zu thun hat. So als Machiavell im October 1503 während des Conclave, in welchem der Cardinal della Rovere als Julius II. zum Papste gewählt ward, nach Rom geschickt wurde. „Niccolò", beginnt die Instruction, „du sollst mit möglichster Schnelligkeit nach Rom dich begeben, wohin du mehre Creditive an die verehrungswürdigsten Herren Cardinäle mitnehmen wirst, denen wir besondere Aufmerksamkeit schulden, nämlich an den Cardinal von Rouen (d'Amboise), den von San Giorgio (Raff. Riario), San Severino, Ascan (Sforza), San Pietro ad vincula (della Rovere) und Sta. Prassede (Pallavicini). Diese wirst du in unserm Namen besuchen und jedem derselben mittheilen, wie wir schon Botschafter ernannt und wie diese im Begriffe waren zu Pferde zu steigen, als die Nachricht vom Tode des

Papstes (Pius III.) ankam und die ganze Stadt in tiefe Trauer versetzte." Und nach Besprechung des eigentlichen Gegenstandes der Mission schließt die Instruction mit den Worten: „Sonst haben wir dir nichts im Besondern aufzutragen, ausgenommen daß du uns während deines dortigen Aufenthalts Tag für Tag fleißig Nachricht gebest von dem, was sich Bemerkenswerthes zutragen wird."

Die Instruction für die im J. 1506 von Pier Soderini nach Neapel an König Ferdinand gesandten Messer Francesco Gualterotti und Jacopo Salviati [1]) (von Adriani entworfen) enthält nichts als den Auftrag, dem Könige die Freude der Republik über seine Ankunft und auf geeignete Weise die Hoffnung auszudrücken, daß er einem großen Theile Italiens den Frieden wiedergeben werde, sowie einige Entschuldigungen anzubringen wegen des Nichtabsendens von Gesandten nach Spanien. Ein der Instruction beigelegter Ricordo verbreitet sich sodann über die zu verhandelnden politischen Fragen — die Besorgnisse wegen des Übergewichts der Venezianer in Italien, den Pisaner Krieg, die Zwistigkeiten mit Siena und Lucca, und den Antrag, Pisa den Königen von Spanien und Frankreich in gemeinschaftlichen Verwahrsam zu geben. Am Schlusse heißt es sodann: „Alles Obige wird zur Erinnerung für Euch aufgezeichnet, damit Ihr in Zukunft wisset, woran Ihr Euch zu halten habet. Ihr werdet dort sein, und wahrscheinlich wird Euch Ge-

1) Razzi, Vita di Piero Soderini, S. 186 fg. (Atti e lettere degli oratori inviati dalla Repubblica di Firenze al Re Ferdinando il cattolico in Napoli l'anno 1506.).

legenheit geboten werden, über diese Dinge zu reden. Von dem, was zur Verhandlung kommt, werdet Ihr uns Tag für Tag Kunde geben und Euch daran erinnern, daß wir in diesen Verhältnissen mehr auf Eure Klugheit bauen, als auf irgend eine schriftliche Anweisung von unserer Seite, die Euch im voraus und ferne vom Orte der Unterhandlung ertheilt werden müßte."

Die am 2. Dezember 1528 dem Baldassar Carducci gegebene, von Donato Giannotti entgegengezeichnete Instruction hebt folgendermaßen an: „Wenn wir gleich wissen, daß Eure Klugheit und Kenntniß der Verhältnisse es überflüssig machen, daß wir Euch eine lange Instruction ertheilen, umsomehr da Ihr Theil genommen an allen Berathungen, welche in Betreff der Angelegenheiten unserer Stadt gepflogen worden sind: so wollen wir doch nicht verfehlen, auch in Eurem Falle treu zu bleiben unsern alten Gewohnheiten, die zum Besten der Stadt von unsern Vorfahren angenommen und beobachtet worden sind." Und ferner, was die Angelegenheiten von Privatleuten betrifft: „Ihr werdet von vielen unserer Bürger, und namentlich von Giuliano degli Alessandri Aufträge hinsichtlich ihrer Privatangelegenheiten erhalten. Diese wünschen, zu ihren Gunsten durch Euch etwas ausrichten zu sehn. Dasselbe tragen wir Euch auf, da uns obliegt zu sorgen für solche, deren Wohlergehen unserer Stadt zur Ehre gereicht wie zum Vortheil."

Die Creditive waren kurz abgefaßt und, wenigstens in der frühern Zeit, der Regel nach in lateinischer Sprache. Einige derselben mögen hier als Proben stehen. Cola di Rienzo beglaubigte seine Gesandten bei der Si-

gnorie von Florenz im Juni 1347 durch folgendes Schreiben [1]):

„Den erhabenen und gebietenden Herren, dem Podestà, Capitano, Buonuomini, dem Synodus, Rath und Gemeinde der Stadt Florenz, den ergebenen Söhnen des heil. römischen Volkes. Durch die Gnade unseres barmherzigen Gebieters Jesus Christus, Nicolaus, der Gestrenge und der Milde, Tribun der Freiheit, des Friedens und der Gerechtigkeit und Befreier der heil. Römischen Republik, Gruß und Mehrung von Frieden und Glück. Da wir durch die Gnade des heil. Geistes mit allen Kräften der Seele und des Körpers bedacht sind und wachsam für das Heil, die Freiheit, den Frieden und das Recht des heil. Römischen Volkes und der Römischen Provinz, für die Versöhnung des gesammten heil. Italiens und die Erneuerung der alten Freundschaft zwischen dem Römischen Volke, Euch und ganz Italien, wie auch für Schwächung und Ausrottung jeder Tyrannei: so haben wir in der Absicht, Einiges, was uns am Herzen liegt, mündlich Euch mitzutheilen, den Vorzeigern gegenwärtigen Schreibens, dem edeln und tapfern Herrn Pandolfo Guido de' Franchi, dem Herrn Matteo de' Beanni Anwalt, und den verständigen Männern Stefanello de' Borzi und Francesco de' Baroncelli [2]), unsern geliebten Bürgern und Abgesandten (Ambaxatoribus), in vollem Vertrauen Auftrag dazu ertheilt. Wir bitten Euch dem Bericht derselben unbe-

---

1) Gaye, Carteggio inedito d'artisti etc. Vol. I. S. 395.

2) Rienzo's Nachfolger im Tribunat.

schränkten Glauben zu schenken und auf ihre Mittheilungen einzugehn."

Der Gesandtschaft, welche die florentiner Signorie im J. 1366 an Papst Urban V. schickte [1]), von welcher oben die Rede war, wurde folgendes Beglaubigungsschreiben mitgegeben:

„Heiligster Vater und Herr. Da wir zur Abmachung von verschiedenen, unser Gemeinwesen betreffenden Geschäften die untenbezeichneten Ueberbringer gegenwärtigen Schreibens, unsere ehrenwerthen Bürger, als unsere Gesandte (ambaxiatores) bei Ew. Heiligkeit mit unbegrenztem Vertrauen bestellen und wünschen, daß es denselben gelingen möge, ihrer Aufträge bald und glücklich sich zu entledigen: so bitten wir demüthig Euer Apostolat, daß Ew. Heiligkeit Gewogenheit die in unserm Namen zu machenden Vorträge genannter Gesandten wohlwollend aufnehmen und in Gnaden erwägen möge, ihnen oder uns, den in angestammter Anhänglichkeit aufrichtigen Söhnen der römischen Kirche und Ew. Heiligkeit vollen Glauben schenkend. Gegeben zu Florenz den 18. October 1366.

Nämlich den Herrn Niccolò degli Alberti, Ritter, den Herrn Lapo da Castiglionchio, Lehrer des canonischen Rechts, und den Herrn Carlo Strozza degli Strozzi."

So auch das folgende Creditiv für Machiavelli bei dessen Sendung nach Forli im J. 1499: „An Ihre Excellenzen die Frau Caterina Sforza Visconti [2]) und

1) Mehus Epistola etc. S. 179.

2) Diese Caterina war eine Tochter Galeazzo Maria

den Herrn Ottaviano Riario, Beherrscher von Imola und Forli, und unsere lieben Freunde. Verehrteste und vortrefflichste Herrschaften, lieben Freunde. Wir senden zu Ew. Excellenzen den Niccolò Machiavelli, unsern Bürger und Geheimschreiber, der unserm Auftrage gemäß Vieles Euch vortragen wird, welchem wir von Eurer Seite das festeste Vertrauen geschenkt zu sehn wünschen, gleichsam als redeten wir selber. Lebet wohl. Aus unserm Palast, den 12. Juli 1499. Die Prioren der Freiheit und der Venner des florentinischen Volkes. (Entgegengezeichnet:) Marcellus (d. i. M. V. Adriani.)."

Gewöhnlich wurden den Creditiven besondere Empfehlungsschreiben an Minister oder andere hochgestellte Personen am Hofe beigefügt. So erhielten die mehrgenannten florentinischen Abgesandten im J. 1366 besondere Beglaubigungen für das Cardinals-Collegium, für den Cardinal von Clúny, Legaten zu Bologna, für die lombardischen Fürsten und für den päpstlichen Geheimschreiber, M. Francesco Bruni. In gleicher Weise begleitete Papst Alexander VI. das vom 28. Sept. 1498 datirte Beglaubigungsschreiben („dilectum filium ducem Valentinensem, quo nihil carius habemus") an König Ludwig XII. mit einem Schreiben an des Königs ersten

---

Sforza's und in erster Ehe mit dem Riario von Forli vermählt, von dem sie einen Sohn, Ottavian, hatte, in zweiter mit Giovanni di Pierfrancesco de' Medici, dem sie (6. April 1498) den berühmten Giovanni delle Bande nere (Anführer der unter dem Namen der schwarzen Banden bekannten florentinischen Soldtruppen) gebar. Caterina selbst machte sich einen Namen durch ihre Entschlossenheit und Kühnheit.

Kämmerer, de Bouchage [1]); so Clemens VII. das Creditiv des Datars Giberti, als er 1524 nach Frankreich ging, mit einem Empfehlungsschreiben an den Marschall, nachmaligen Großmeister, endlich Connetable von Frankreich, Herrn von Montmorency [2]). Derselbe Papst gab dem Protonotar Gambara, als er im Dez. 1527 von Orvieto aus denselben als Nunzius nach Frankreich und England sandte, Schreiben an Luisen von Savoyen, des Königs Franz Mutter, und an Montmorency mit [3]). An Montmorency, durch dessen Hände überhaupt Alles ging und an welchen namentlich alle Italiener sich wandten, die vom Könige etwas wollten, wie die zahllosen Briefe aller Art beweisen, die in Archiven und Bibliotheken zu Paris aufbewahrt werden, gab man auch dem Carducci ein besonderes Creditiv mit, neben dem an den König, durch welches er statt des bisherigen Gesandten, des Bischofs von Saintes, Giuliano Soderini, beim französischen Hofe beglaubigt ward. Dies Schreiben lautet folgendermaßen:

„Verehrungswürdigster Herr und unser lieber Bruder. Da wir den berühmten Rechtsgelehrten Messer Baldassar Carducci, unsern sehr edeln Bürger, zu unserm Botschafter bei dem allerchristlichsten Könige bestellt haben, so wollten wir auch an Ew. verehrungswürdigste Herrlichkeit demselben ein Beglaubigungsschreiben mitgeben. Denn E. v. H. Würde und Berühmtheit ist so groß, daß wir sehr viel geben auf Eure gute Meinung und Euren

1) Documenti di storia Italiana vol. I. S. 29.

2) A. a. O. I. 178.

3) A. a. O. I. 283.

Schutz. Es wird uns besonders erwünscht sein, wenn dem, was in unserm Namen durch ihn vorgebracht werden wird, von Eurer Seite Glauben zu Theil wird. Gehabt Euch wohl. Aus unserm Palast, den 30. Nov. 1528. Die Prioren der Freiheit und der Venner des florentinischen Volkes. (Entgegengezeichnet:) Aless. Lapaccini." — Aufschrift: „An den edeln Herrn Anna, Herrn von Montmorency, Großmeister von Frankreich rc. rc."

Reisen.

Die Art und Weise, wie man in frühern Zeiten reiste, und die Hofeinrichtungen, wie sie bis zum Schlusse des 16. Jahrhunderts und zum Theil noch drüber hinaus bestanden, kamen den Diplomaten mehr zu statten, als in unsern Tagen gewöhnlich der Fall ist, Länder und Bewohner genauer kennen zu lernen. Denn die Reisen wurden ziemlich langsam zu Pferde abgemacht, und wohin der Hof ging, folgten die Gesandten im Kriege wie im Frieden. Der größere oder geringere Aufwand beim Reisen, in Bezug auf die Zahl der Begleiter und Pferde, das Gepäck u. s. w., mußte natürlich bedingt werden durch die persönlichen Verhältnisse jedes Einzelnen, durch die Stellung, die er einnahm, durch die Entschädigung, die ihm gewährt ward. Außer bei feierlichen Ambassaden, wie man sie bei Krönungen, Vermählungen, beim Empfang gekrönter Häupter und ähnlichen Veranlassungen anordnete, und an denen immer mehre Personen mit gleichem Rang und Titel theilnahmen, pflegten die Einrichtungen äußerst einfach zu sein. Gemäß einer Vorschrift des großen Raths zu Venedig, vom 24. Febr.

1293, durften die Gesandten sogar nicht mehr denn ein Pferd in ihrem Gefolge führen. Als Dante seine Aufträge beim Magistrat toscanischer und umbrischer Städte ausführte, ritt er wahrscheinlich allein durch das Land umher, und als zwei Jahrhunderte später Machiavelli Mission nach Mission aufgetragen ward, ging es wol nicht mit viel größerm Pomp her. Einigermaßen besser scheinen damals die Venezianer dran gewesen zu sein, oder weniger sich gescheut zu haben, auf Staatskosten Aufwand zu machen. Wenigstens hielt man es für nöthig, durch eine am 9. Dez. 1483 erlassene Verordnung den Gesandten zu untersagen, mehr denn zwölf Pferde und zwei Stallmeister mit sich zu führen. — In Florenz bestand eine Bestimmung, gemäß welcher die Gesandten, wenn sie die Stadt verließen, auf ihren Posten sich zu begeben, im Augenblick der Abreise eine von einem öffentlichen Notar aufgesetzte Bescheinigung darüber nach der Kanzlei der Signorie senden mußten. Tag und Stunde, sowie die Zahl des Gefolges waren darin bezeichnet.

Die Depeschen des Machiavell enthalten eine Menge Detail über die persönlichen Verhältnisse der Diplomaten, insofern dieselben hier in Betracht kommen. Nehmen wir gleich seine erste Legazion bei König Ludwig XII. von Frankreich, zu welchem er im J. 1500 gesandt ward, um über die während der Belagerung Pisas mit dem Herrn von Beaumont, Befehlshaber der französischen und schweizerischen Hülfstruppen, vorgefallenen Mishelligkeiten Auskunft zu ertheilen. Als er und sein College Francesco della Casa zu Lyon eintrafen, hatte der Hof diese Stadt bereits verlassen. Da es ihnen nicht möglich war, dem Hofe mit der Post zu folgen, kauften

sie Pferde und machten sich auf den Weg, nachdem sie vorerst von dem gewöhnlichen Botschafter der Republik beim Könige, Lorenzo Lenzi, geschriebene Instructionen erhalten hatten, nachträglich zu denen, welche die Zehne der Freiheit ihnen bei der Abreise aus Florenz ertheilt. Am 30. Juli 1500 traten sie also mit schlechten Pferden, wie sie solche eben vorfanden, die Weiterreise an und kamen, vielfach gehindert durch ihre Rossinanten und durch eine ansteckende Krankheit, welche das Land verheerte, am 7. August vor Mittag in Nevers an, wo sie den König Ludwig fanden, mit geringem Gefolge, weil der Raum beschränkt war. Kaum vom Pferde gestiegen, gingen sie auch schon zum Cardinal von Rouen, George d'Amboise, des Königs erstem Minister, von welchem sie nach vorläufiger Unterredung zum Könige geführt wurden, der eben zu Mittag gegessen hatte und dem sie ihre Creditive überreichten, in Gegenwart einiger wenigen Personen. Als der Hof sodann nach Montargis ging, folgten die florentinischen Abgeordneten ihm dahin, hierauf Ende August nach Melun, von wo Della Casa, fieberkrank, nach Paris ging, sich heilen zu lassen; Machiavell Mitte Septembers nach Blois, wohin der König sich verfügte. Von Blois begaben Hof und Diplomaten sich nach Nantes am 14. October, sodann nach Tours, wo auch der kaiserliche Botschafter, Filipp von Nassau, sich einfand. Aus letztgenannter Stadt schrieb Machiavell am 24. Dezember seine letzte Depesche. Am 14. Januar folgenden Jahres war er wieder in Florenz, wo Della Casa erst zwei Monate später eintraf.

Die Berichte Machiavells über seine dritte Sendung nach Frankreich im Jahre 1510 sind aus Lyon,

Blois und Tours geschrieben; die über seine Sendung nach Deutschland zu Ende 1507, wo er dem ordentlichen Botschafter Fr. Vettori eigentlich nur das Ultimatum hinsichtlich der Geldzugeständnisse an Kaiser Maximilian im Falle eines Römerzugs zu überbringen hatte, sind aus Botzen, Trient und Innsbruck. Guicciardini's Depeschen aus Spanien, mit Ausschluß des ersten zu Montpellier geschriebenen Briefes, in welchem er u. A. die Schwierigkeiten schildert, welche seiner Reise durch Südfrankreich sich in den Weg stellten, weil man ihm nicht gestatten wollte, durch diese Provinzen nach Spanien sich zu begeben, sind aus Burgos, Logrono, Valladolid, Medina del Campo und wieder aus Valladolid, wohin er dem Hofe folgte. Gleicherweise die Berichte des Grafen Castiglione aus Madrid, Toledo, Sevilla, Cadiz (nach welchen Orten er Karl V. folgte, als derselbe sein Beilager mit Eleonoren von Portugal halten wollte), Granada, Valladolid, Burgos. Vincenzo Quirini, venezianischer Botschafter bei Filipp dem Schönen, reiste im Februar 1505 „durch den rauhesten Theil Deutschlands" nach Strasburg, wo Kaiser Maximilian damals Hof hielt, und begab sich sodann nach den südlichen Niederlanden, wo er dem jungen Könige überall folgte, bis der Gheldrische Krieg beendigt war. Am 10. Januar 1506 ging er sodann mit dem Gefolge des Königs an Bord und fuhr nach England über, wo damals Heinrich VII. regierte. Der dortige Aufenthalt war kürzer: schon am 22. April schiffte Filipp mit seinem Hofe sich ein und erreichte nach viertägiger Fahrt den Hafen von Corunna in Galizien. Hier wurde einen Monat lang Halt gemacht und sodann die Reise nach Castilien

angetreten, wo Ferdinand der Katholische seinen Schwiegersohn empfing. Kurz nachdem er von seinem Königreich Castilien mit seiner Gemahlin Johanna Besitz genommen, starb am 25. September 1506 der junge König und der Botschafter kehrte noch im Laufe desselben Jahres nach Venedig zurück. Niccolò Tiepolo wurde 1530 zu Karl V. nach Bologna gesandt und folgte dem Kaiser nach Deutschland, wo er den Reichstagen von Augsburg und Speier beiwohnte.

Diese wenigen Beispiele mögen statt vieler dienen. Von Bequemlichkeit war bei diesem Umherziehn nicht immer die Rede. Baldassar Carducci schreibt aus Lyon am 4. Januar 1529: „Wenn der allmächtige Gott nicht Jenen hülfreiche Hand leistete, die, ihren Obern zu gehorsamen, Aufträgen sich unterziehen, welche ihre Kräfte übersteigen, so würden sie leicht in medio itineris sitzen bleiben. Mit dieser gnädigen Hülfe sind wir, mit nicht geringer Beschwerde und nach Überwindung vieler Hindernisse, welche Eis und Schnee und sonstige Übelstände der Jahrszeit uns in den Weg legten, am 1. Januar glücklich in dieser Stadt angelangt, wo wir vom hiesigen Gouverneur und von den Landsleuten erwartet und ehrenvoll empfangen wurden. Obgleich nun das Wetter sehr feucht ist, sodaß es unbequem sein wird zu reiten, so werden wir doch, so es Gott gefällt, in zwei Tagen uns zum Hofe begeben, entweder zu Wasser oder zu Lande, wie es am passendsten sich zeigen wird."

Ceremoniel.

Mehr noch denn Anderes, unterlag dieser Zweig gesandtschaftlicher Verhältnisse im Laufe der Jahrhunderte bedeutenden Modificationen.

Als noch die republikanische Einfachheit herrschte, welche in Italien länger währte, als man glauben sollte, wenn man die vielen Klagen der Chronikenschreiber und Dichter über den überhandnehmenden Luxus liest — Klagen, welche wenigstens vor unsern Augen so ziemlich verschwinden, wenn wir zufällig auf die gegen diesen Luxus erlassenen Verordnungen blicken, oder räumliche Verhältnisse und Bedingungen in Betracht ziehn — als noch republikanische Einfachheit herrschte, war auch vom Ceremoniel wenig die Rede. Der Abgesandte wurde der Behörde vorgeführt, an welche seine Botschaft lautete, entledigte sich mündlich seines Auftrages und erhielt auf diese Weise seinen Bescheid. Waren es Sachen von geringerem Belange, oder solche, in denen die Entscheidung sogleich erfolgen konnte, so war die erste Audienz auch die letzte. Sonst verweilte der Abgesandte, bis sein Geschäft abgemacht war, selbst bis zu mehren Monaten. In einzelnen Fällen, namentlich bei Friedensstiftungen in Parteizwisten, wurde ein Parlament auf öffentlichem Platze angeordnet; ebenso, wenn die Abgesandten an das Volk appellirten. Am päpstlichen Hofe, in Rom wie in Avignon, bestand Jahrhunderte lang diese große Einfachheit, die allmälig einem complizirten Ceremoniel Platz machte, sowie die Geschäfte selbst complizirter wurden und die verschiedenen Rangverhältnisse von Fürsten und Staaten sich geltend machten. Vieles in diesen war willkürlich

oder conventionell, und die relative Stellung der entweder völlig souveränen, oder aber zum Reich oder zum Papste in irgend einem Lehnsverbande stehenden Fürsten und Republiken war mancherlei oft verschiedenartigen Deutungen und Entscheidungen unterworfen. Die Abgesandten des Papstes, Legaten, Nunzien u. A. hatten, wie schon gesagt, den Vortritt vor allen übrigen, nach ihnen gingen die der Republik Venedig den andern voraus. Von den fremden Gesandten in Italien hatten natürlich die kaiserlichen (wenn man diese als eigentlich fremde bezeichnen darf) den ersten Platz, dann Frankreich, hierauf Spanien. Beim tridentiner Conzil brach indeß zwischen dem französischen Botschafter de Lansac und dem spanischen de Luna ein heftiger Zwist aus, weil letzterer den Vortritt nicht zugestehn wollte. Die Entscheidung war gegen ihn, doch mußte man ein besonderes Arrangement treffen. Für alle andern Italiener scheint lange Zeit das Recht des Vortritts unentschieden gewesen zu sein, und es ist begreiflich, daß miteinander streitende Ansprüche einander hier in den Weg traten. Man braucht nur auf zeitweilige Verhältnisse zu sehn. So mußte Neapel die Oberlehnsherrlichkeit der Kirche anerkennen, während seine Beherrscher königlichen Rang hatten; Florenz sah sich als völlig unabhängigen Freistaat an, während die Kaiser die Reichsoberhoheit behaupteten und am Ende bei zwei entscheidenden Veranlassungen geltend machten; die Este waren als päpstliche Feudatare Markgrafen von Ferrara, während sie als kaiserliche Lehnsträger bereits den Titel von Herzögen von Modena und Reggio führten; die Della Rovere standen zugleich unter dem Papst und dem Reich als Herzöge von Urbino und Grafen von Montefeltro;

die Farnesen waren als Herzöge von Castro und Ronciglione Feudatare des Papstes, und auf die Oberhoheit ihrer Staaten von Parma und Piacenza machten Kaiser wie Papst Anspruch, sodaß noch im J. 1768 Clemens XIII. in dem Streit mit Parma wegen der Jesuiten, der Collation der Benefizien und des Exequatur in einem Breve von „nostro Ducato di Parma et di Piacenza" sprach. Eine Menge anderer Verwicklungen dieser Art nicht zu gedenken [1]).

Die Ehrenbezeugungen, welche den Abgesandten zu Theil wurden, richteten sich nicht sowol nach dem Range derselben, wenigstens in den frühern Zeiten nicht, da dieser in viellen Fällen nicht genau bestimmt war, sondern nach der Stellung des Staates, dem sie angehörten, und

1) Borso d'Este wurde im J. 1452 durch Kaiser Friedrich III. zum Herzoge von Modena und Reggio, und Grafen von Rovigo und Comacchio erhoben, im J. 1471 durch Papst Paul II. zum Herzog von Ferrara. Federigo di Montefeltro, Graf von Urbino, erhielt im J. 1474 von Sixtus IV. den herzoglichen Titel, der nach dem Tode Guidubaldo's, des letzten Feltriers, (1508) auf Francesco Maria della Rovere, Signore von Senigallia überging, dessen Vater Giovanni die Tochter des Herzogs Federigo zur Gemahlin hatte. Die Grafschaft Montefeltro, die eine Zeitlang den Florentinern gehörte, wurde von Urban VIII. nebst Urbino eingezogen, obschon sie Reichslehn war, wie Comacchio, hinsichtlich dessen noch im vorigen Jahrhundert und selbst in neuerer Zeit Streitschriften gewechselt worden sind. Pier Luigi Farnese wurde 1537 Herzog von Castro, 1545 Herzog von Parma und Piacenza. Camerino, einst ein Lehen der Familie Varano, gehörte eine Zeitlang seinem Sohne Ottavio, dann auf einige Zeit dem Bruder P. Julius' III., Baldovino del Monte.

nach den Verhältnissen des Fürsten oder der Republik, bei denen sie accreditirt waren. Die Herzöge von Mailand gingen den venezianischen Botschaftern bis in das vorderste Gemach entgegen, behielten das Barett in der Hand und blieben ihnen zur Linken, bis sie in den Audienzsaal traten. Wenn der Botschafter sich entfernte, so geleiteten ihn Ehrenwachen und der ganze Hofstaat. — Die Venezianer Soriano und Capello beschreiben in ihrer gemeinschaftlichen Depesche aus Florenz (27. April 1529) ihre Abschieds= und Antritts=Audienz. Am Tage des heil. Marcus hielt Capello seinen Einzug in die Stadt, auf Befehl der Signorie feierlich empfangen und nach seiner Wohnung geleitet. Am folgenden Morgen hatte er die gewöhnliche öffentliche Audienz, in welcher er, wie er sich ausdrückt, in gewählten Worten, wie Gottes Barmherzigkeit ihm sie eingab, die in seiner Instruction ihm ertheilten Aufträge vorbrachte, worauf der Venner (Fr. Carducci) ihm auf eine so verständige wie ehrerbietige Weise antwortete und die Gesinnungen der Republik gegen den Dogen ausdrückte, wie den Wunsch, das gute Einverständniß zu bewahren. Soriano beurlaubte sich sodann bei der Signorie mit passender Rede, da er im Begriff stand, über Pistoja, Modena und Ferrara nach Hause zurückzukehren. Nach dem Mittagsmahl besuchten Beide den französischen Gesandten, Herrn von Belly, an den sie gleichfalls Aufträge hatten. Am nächsten Morgen verfügten sie sich zum Magistrat der Zehne der Freiheit und des Friedens, wo auch Belly sich einfand, und hier begannen sie — d. i. Capello und Belly — ihre eigentlichen Geschäfte zu verhandeln, welche sich namentlich auf das Bündniß mit Frankreich gegen Karl V. und die Lage

der italienischen Angelegenheiten bezogen. Soriano verließ sodann die Stadt am 28. April.

Am päpstlichen Hofe spielte das Ceremoniel von jeher ein wichtige Rolle, und da hier Verhältnisse sich finden, welche von den an allen andern Höfen vorkommenden ganz verschieden sind, so dürfte eine Schilderung desselben nicht überflüßig sein. Die Botschafter gekrönter Häupter hielten einen feierlichen Einzug, im 16. Jahrhundert von der Villa di Papa Giulio vor dem Flaminischen Thore an, wo sie von einem Theile der Prälatur, den dienstthuenden Edelleuten der Cardinäle [1]), dem päpstlichen Haushaltbedienten u. s. w. mit geschmückten Maulthieren abgeholt wurden. Kamen sie zur See, so wurden sie in Civitàvecchia empfangen. In der Sala regia im Vaticanischen Palast, die von diesem Umstande den Namen hat, fand der feierliche Empfang statt und sie hatten ihre Antrittsaudienz in einem öffentlichen Consistorium. Eine ähnliche wurde auch den Abgesandten von Mantua, Ferrara und Montferrat zugestanden. Nach derselben machten sie den ersten Besuch bei dem Cardinaldecan und hierauf beim ganzen heil. Collegium: der Cardinaldecan stattete den Gegenbesuch ab, nachdem er erfahren, daß alle Cardinäle besucht worden waren. In Hinsicht der Equipagen u. s. w. theilten die Botschafter das Privile-

1) Ein einziges Mal gingen sämmtliche Cardinäle einem Botschafter entgegen. Es war, als Alfons XI., König von Leon und Castilien, nach dem glänzenden Sieg über die Mauren bei Tarifa hundert vornehme Sklaven, hundert arabische Pferde, eine Menge goldner und silberner Gefäße und viele feindliche Fahnen nach Avignon sandte.

gium goldner Quasten an den Köpfen der Pferde mit den römischen Fürsten und den Cardinälen aus fürstlichen Häusern. Bei dem feierlichen Zuge nach dem Lateran am Tage der Besitznahme (possesso) eines neuen Papstes gehörten ihnen Ehrenplätze. Beim Possesso Leo's X. im J. 1513 ritten sie in folgender Ordnung. Erst kamen die Deputirten oder Oratori der Provinzen des Kirchenstaats, nämlich der Mark, des Patrimoniums, des Herzogthums Spoleto, der Romagna und Bolognas [1]), hierauf die Botschafter von Florenz, Venedig, Spanien, Frankreich und dem Kaiser. Ihnen folgte der Senator von Rom, der Präfect von Rom, Herzog von Urbino, und das päpstliche Kreuz. Bei solchen Gelegenheiten gab es indeß anhaltend Rangstreitigkeiten, zwischen den Botschaftern und dem Senator, dem Governatore di Roma (welcher den ersten Rang in der gesammten Prälatur hat), sowie den principi assistenti al soglio. Ein Gleiches war der Fall bei den Prozessionen der Pontificalmessen (zu Weihnachten, Ostern und Sanct Peter), wo die Botschafter nach dem heil. Collegium und vor dem Tragsessel des Papstes (Sedia gestatoria) zu gehn pflegten. Es kam so weit, daß einmal die Frohnleichnamsprozession im J. 1696 unter Innocenz XII. wegen eines Streites des kaiserlichen Botschafters Grafen Martiniz

---

1) Bologna und Ferrara hatten, nachdem letzteres Herzogthum eine päpstliche Legazion geworden, immer Botschafter in Rom, freilich mit einem von den Diplomaten fremder Höfe verschiedenen Charakter. Erst mit der französischen Occupazion nahm dies ein Ende. Die Präcedenz unter diesen beiden Botschaftern war unentschieden: bei feierlichen Veranlassungen pflegten sie deshalb abzuwechseln.

mit den Cardinaldiaconen vier Stunden lang aufgehalten ward. Martiniz, welcher deßhalb und anderer Mißverständnisse wegen abberufen ward, brachte es auch dahin, daß das Erscheinen der Botschafter bei den päpstlichen Functionen in der Sixtinischen Kapelle endlich unterblieb. Früher standen die Botschafter auf der Erhöhung neben dem päpstlichen Thron, neben dem ersten Cardinaldiaconus und vor den römischen Fürsten. Bei den feierlichen Gastmählern am Tage der Besitznahme pflegten sie ebenfalls zugegen zu sein. So wurde durch sie im J. 1503 Julius II. das Wasser und die beiden ersten Schüsseln gereicht. Die Abschiedsaudienzen waren sehr feierlich. Mit neun Wagen fuhr der Botschafter vor dem Palaste auf, mit Degen und Sporen. Die üblichen Geschenke wurden ihnen beim Hinaustreten überreicht. Die Venezianer pflegten bei solchen Gelegenheiten mit den Insignien der militia aurata (der nachmals so sehr herabgewürdigte Orden vom goldnen Sporn) bekleidet zu werden.

Wie an andern Höfen außerhalb Italiens das Ceremoniel war, ersehn wir u. A. aus Guicciardini's Berichten über seine Sendung nach Spanien, wo er den Empfang seines Nachfolgers, Giovanni Corsi, schildert. Nach des Königs (Ferdinand von Aragon) Befehl war dessen feierlicher Einzug durch den Vorsitzenden des Parlaments, den Bischof von Cordova, angeordnet worden. Nach seiner Ankunft in Valladolid wurde ihm sodann, der Sitte des Hofes gemäß, eine Wohnung angewiesen. Guicciardini hatte Eile und wollte nach seiner Heimat zurückkehren; der König war beinahe immer auf der Jagd und die Audienz verzögerte sich. „Seine Majestät (schreibt Guicciardini für sich und seinen Collegen)

kam nach einer zwanzig Miglien von hier (Valladolid) gelegenen Abtei, Namens Valbone, und da wir vernommen, daß der König von dort nach dem gegen hundert Miglien entfernten Madrid sich begeben wolle, daselbst den ganzen Winter zuzubringen, beschlossen wir, daß ich, Francesco Guicciardini, hinreiten sollte, sowol um hinsichtlich der Audienz des neuen Botschafters etwas zu bestimmen, als auch um mich zu verabschieden. Die Audienz wurde auf den 25. dieses (October 1513) festgesetzt. Als die Zeit herangekommen war, verfügten wir uns zu Sr. Majestät, und nachdem wir derselben die schuldigen Ehrenbezeugungen dargebracht und sodann die neuen Creditive Ew. Herrlichkeiten überreicht, führte ich, mit so bündigen Worten, als ich vermochte, Ew. Herrlichkeiten Auftrag aus, die Erkenntlichkeit für die von Sr. Majestät empfangenen Wohlthaten zu bezeugen und dieselbe nie endenden Dankes zu versichern. Nachdem ich nun in Ew. Herrlichkeiten Namen Sr. Majestät Alles angeboten, was derselben von unserer Seite frommen kann, und zuletzt Stadt und Staat empfohlen und dem Könige angezeigt, daß mein Nachfolger hier bei mir sei: so wurde dieser von Sr. katholischen Majestät so herzlich und gütig empfangen, als zu sagen nur möglich ist, indem der König versicherte, daß längst Ew. Herrlichkeiten in seinem Schutze stehn (Vostre Signorie hanno la sua protezione) und daß er für unsere Stadt ebenso sorge und mit gleicher Gesinnung sie liebe wie irgend eine in seinen Reichen. Mit großem Wortreichthum entschuldigte der König sich sodann, daß die Jagdvergnügungen (welche Se. Majestät bisweilen zu Fehlern verleiten) Ursache gewesen, weßhalb mein Einzug nicht mit jener Feierlich-

keit stattgefunden, welche er gewünscht, und weshalb die gegenwärtige Audienz so lange aufgeschoben worden."

Und des Cardinal-Legaten Salviati Schilderung seines Empfanges bei Karl V. im J. 1525: „Freitag den 29. d. (September) langte ich in Toledo an. Meine Ankunft ward verzögert durch die Schwierigkeiten, welche hinsichtlich meiner Wohnung die Domherren machten: durch Sr. kaiserlichen Majestät Willen und Güte wurde aber Alles in Ordnung gebracht. Ehe ich einzog, kam der Erzbischof von Bari (Stefano Merino) in Toledo an, dem ich Auskunft gegeben über Alles, was beim Einzug zu thun war. Hierauf sprach er mit dem Kaiser und mit dem Conseil und Alles wurde zugestanden, wie ich es verlangte. Bei meinem Einzug sandte mir also Se. kaiserl. Majestät vorerst viele Edelleute entgegen, hierauf die Deputirten der Inquisizion und die Domherren und Clerisei der ganzen Stadt. Dann kam das Conseil Sr. Maj. mit allen Prälaten, und am Ende kam mir der Kaiser selbst entgegen, zwei Büchsenschüsse weit vors Thor, mit allen Botschaftern und Fürsten, die anwesend waren. Se. Majestät empfing mich mit großen Ehrenbezeugungen und vieler Güte, und wollte mir den Platz zur Rechten geben, was ich ausschlug, indem ich Se. Maj. vorausgehn ließ. So gelangten wir zusammen zur Stadt, wo der Baldachin bereitet war, getragen von den genannten Herren und Edelleuten. Der Zulauf des Volkes war unermeßlich und während des ganzen Zuges redete der Kaiser mit mir mit vieler Freundlichkeit und Vertraulichkeit. Als wir zur Cathedrale gelangten, war es schon dunkel, und Se. Majestät blieb andächtig, bis ich den Segen ertheilt hatte. Dann entfernte sich

der Kaiser und ließ mich in der Kirche, bis ich in meine Gemächer gehn konnte, welche auf seinen Befehl der Erzbischof von Toledo prächtig hatte einrichten lassen. Obgleich der Erzbischof krank war, ließ er sich doch zu mir tragen und wollte dann, daß ich bei ihm zu Nacht speisen sollte. — — Gestern hatte ich beim Kaiser eine geheime Audienz, zu welcher ich von vielen Prälaten, vom Herzog von Begia und vielen Grafen und Herren abgeholt wurde. Se. Majestät kam mir entgegen bis zur Thüre des großen Saals, empfing mich mit größter Leutseligkeit und hörte mich ruhig und aufmerksam an, indem ich über den allgemeinen Frieden der Christenheit, den Krieg gegen die Ungläubigen und endlich über die Angelegenheiten Luthers sprach." [1])

Oben war die Rede von den Rangverhältnissen der italienischen Staaten, und ich muß zurückkommen auf diesen Gegenstand, insoweit er sich auf das 16. Jahrhundert bezieht, da er für die Geschichte desselben nicht ohne Wichtigkeit ist. Den ersten Rang nach dem Papste hatte, wie gesagt, die Republik Venedig. Dieser folgten, mit unentschiedener Präcedenz, die Herzöge von Savoyen und von Ferrara. Als aber durch die Bulle Pius' V. vom 27. August 1569 dem Herzoge von Florenz und Siena, Cosmus von Medici, der Titel eines Großherzogs von Toscana beigelegt wurde — eine Verleihung, zu der der Papst gar kein oder höchstens ein sehr problematisches Recht hatte — begann eine grenzenlose Verwirrung. Die Prinzen des Hauses Medici, das als regierendes Haus noch so neu war, und die Gesandten des Großherzogs

1) Documenti di storia Ital. I. 193.

verlangten den Vortritt vor allen übrigen italienischen Prinzen und Diplomaten (bei letzteren immer mit Ausschluß der venezianischen), was zu den heftigsten Collisionen und Streitschriften Veranlassung gab. Auch nachdem, der Verwandtschaft durch die junge Großherzogin wegen, das kaiserliche Diplom Rudolfs II. vom 26. Januar 1576 den großherzoglichen Titel Franz I. von Medici bestätigt, ruhte der Streit nicht. Savoyen und Este, beides uralte Häuser, wollten sich den Eindringlingen nicht fügen, und es traf sich wol, daß dem Einen der Kaiser Recht gab, der Papst dem Andern, Frankreich dem Dritten. In die Titulaturen kam dabei die größte Unordnung. Mit dem herzoglichen und fürstlichen Rang war die Eccellenza Illustrissima verbunden gewesen (dem Dogen von Venedig kam die Serenità und Serenissimo principe zu): die toscanischen Großherzoge aber legten sich die Altezza Serenissima bei, dann machte Savoyen Ansprüche auf die Altezza Reale von wegen des leeren Königstitels von Cypern, der von der in Rom verstorbenen Königin Charlotte, Schwägerin der bekannten Caterina Cornaro, welche ihr Reich an Venedig abtrat, an Ludwig von Savoyen übergegangen war. Im J. 1670 kam es deshalb in Rom zu einem großen Skandal, indem der toscanische wie der savoyische Gesandte eine Menge Leute bewaffneten und aus Toscana heimlich Bravi nach Rom geschickt wurden, weil die genannten beiden Herren sich wegen der von Seiten der päpstlichen Schweizergarde geforderten Ehrenbezengungen entzweit hatten. Die Klugheit des Cardinals Altieri war nöthig, den Frieden herzustellen. Cosmus III. erkaufte endlich für

schweres Geld vom Kaiser Leopold ein Diplom, welches ihm die Altezza Reale gab.

Mit den bezeichneten Veränderungen im 16. Jahrhundert war nun eine große, lange nachhaltige Krisis eingetreten. Alle kleineren Fürsten begannen sich zu moviren und neue Prädicate sich beizulegen, die Della Rovere von Urbino, die Cybò-Malaspina von Massa-Carrara u. A. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts stand daher die arme Eccellenza auf sehr schwachen Füßen und mit ihr begnügten sich höchstens die Feudatare größerer Fürsten und die vielen römischen Principi. Die Verschwendung von Titeln brachte es dahin, daß manche derselben ihre Bedeutung völlig verloren. In Genua und Florenz gibt es Hunderte von Marchesen, und doch war dies ein Titel, der noch im 15. Jahrhunderte den Este von Ferrara, den Gonzaga von Mantua gehört hatte und den großen päpstlichen Lehnsträgern, welche zeitweilig die Mark Ancona besaßen, wie unter Eugen IV. Francesco Sforza, der nachmalige Herzog von Mailand. Nicht zu reden vom Grafentitel, der zur selben Zeit z. B. mit Urbino und Montefeltro verbunden war.

Es konnte nicht fehlen, daß bei diesen Rangstreitigkeiten auch die gesandtschaftlichen Verhältnisse in Verwirrung geriethen und auf allen Seiten Zwiste, Klagen, Reclamationen, Abberufungen erfolgten, während überall die Prätensionen sich mehrten. Man findet dies angedeutet in der mehrerwähnten Relazion des Vinc. Fedeli, der wegen einer solchen Präcedenzsache, wobei die Republik Venedig ihre Würde verletzt glaubte, im J. 1561 plötzlich aus Florenz abberufen wurde. „Heutiges Tages, sagt er, wollen die italienischen Fürsten in Missionen und

Botschaften (**nelle legazioni ed ambascerie**) mit der durchlauchtigsten Republik wetteifern, und sie weigern sich Gesandtschaften bei derselben zu bestellen, wenn nicht eine entsprechende Mission an sie selbst gesandt wird. Solcherweise werden sie untreu dem Verfahren, welches ihre Ahnen unserer Republik gegenüber beobachtet, bei der sie, wie an königlichen Höfen, Gesandte hielten, ohne daß es ihnen auch nur in den Sinn gekommen wäre, auf Reciprocität Anspruch zu machen. Jetzt führt man neue Formen ein, welche Abbruch thun dem, was einst mit so vieler Würde bestand. Nicht nur werden bei jeder, auch der geringsten Veranlassung Botschafter abgesandt, die nur ein Compliment auszurichten haben, sondern man hält auch Residenten bei jenen Fürsten, denen die Botschafter unserer Republik vorauszugehn pflegen an den Höfen der Könige. So ist es denn dahin gekommen, daß in unserer Zeit die Botschafter nicht nur nicht den Platz erhalten, der ihnen gebührt, sondern im Vorzimmer auf die Audienz warten müssen, indem der Fürst, während er in seinen Gemächern Vergnügungen sich hingibt, in seiner Grandezza den Anschein haben will, als habe er viel wichtigere Geschäfte zu verhandeln. Wird endlich der Botschafter eingeführt, so läßt man ihn, statt einen Ehrenplatz ihm anzuweisen, dastehn mit seinem Barett, und ersucht ihn nicht sich zu bedecken, bis man merkt, daß er, der geringschätzenden Behandlung müde, im Begriffe ist, von selbst es zu thun, ohne eine Weisung abzuwarten."

Depeschen. Couriere.

Wenn die Diplomaten im 19. Jahrhundert so viele politische Berichte zu schreiben hätten wie die im 16., so würde man viel Geschrei und Klagen vernehmen. Aber in unsern Tagen nehmen die Zeitungen vielen Stoff weg, und sind auch nicht alle Nachrichten, welche sie geben, aus den besten Quellen geschöpft und manche Correspondenten nicht die tief eingeweihten Personen, wofür sie sich gerne ausgeben: manche offizielle Neuigkeit gelangt durch ihr Medium schneller an das auswärtige Ministerium als durch die Depeschen der Gesandten. In den frühern Jahrhunderten aber war es anders und die Berichte enthielten genaue Auskunft über Alles, was in der Stadt oder dem Lande vorging. Aus den Instructionen ersahen wir schon, wie es den Abgesandten zur Pflicht gemacht ward, beständig zu schreiben. Und dies thaten sie denn auch redlich. Waren es Missionen in italienischen Städten, so wurde auf den andern oder den dritten Tag Bericht erstattet. Im Auslande natürlich seltner und nach Maßgabe der sich darbietenden Gelegenheiten. Über vierzehn Tage hinaus scheint man indeß in keinem Falle gewartet zu haben.

Die Depeschen und die an die Abgesandten gerichteten Rescripte von Seiten der heimatlichen Behörden wurden entweder durch Couriere (Cavallari oder Fanti), nämlich reitende Boten, oder durch Gelegenheit, oder aber im 16. Jahrhundert durch die gewöhnliche Post befördert. Die Sendung eines Couriers von Florenz nach Paris scheint 70 — 80 Scudi gekostet zu haben. In Frankreich benutzten die italienischen Gesandten die poste royale,

wenn die Zeit des Abgangs derselben ihnen gelegen war. Häufig bedienten die Florentiner sich der Correspondenz der Handelshäuser und Wechsler, welche ziemlich lebhaft war, und trugen dann wol die Hälfte der Kosten. Als Machiavell im J. 1500 in Frankreich war, sandte er seine Depeschen gewöhnlich an das Handlungshaus Dei zu Lyon [1], durch welches sie weiterbefördert

1) Bei dieser Gelegenheit muß ich in Erinnerung bringen, daß noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts Lyon das Centrum des Transithandels und Verkehrs Italiens mit Frankreich, England, Flandern und Deutschland war. Seit dem 14. Jahrhundert begann Lyon als Fabrikstadt sich auszuzeichnen, nachdem es, in großem Vortheil durch seine günstige Lage, lange schon als Handelsplätz und durch seine Augustmessen bedeutend gewesen war. Die Florentiner, die glücklichsten und reichsten Handelsleute und Wechsler zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts, hatten einen bedeutenden Theil des Verkehrs von Lyon in Händen und etablirten dort zahlreiche Commissionshäuser und Banken, ja eine Art Colonie. Unter denselben finden wir im J. 1521 die Namen der Albizzi, Strozzi, Salviati, Pitti, Ginori, Ridolfi u. v. a. Bei ihnen wurden von Königen und Staaten, namentlich von Frankreich, die bedeutendsten Anleihen gemacht. Die Kriege, welche von 1494 an Italien und die mit der Halbinsel in Berührung stehenden Länder zerfleischten, brachten durch Beschlagnahme von Gütern, Repressalien u. s. w. oft viel momentanes Unglück über den lyoner Handel, ohne ihn aber auf die Dauer stören zu können. Im J. 1548 gab es zu Lyon noch 37 angesehene florentinische Handelshäuser. Den härtesten Stoß gab diesem Verkehr das von Karl V. während seines Krieges mit Heinrich II. (der in Lyon Anleihen zu 4—5% machte und dem bei seiner Thronbesteigung der Handelstand der Stadt ein schönes don gratuit zusandte) erlassene Verbot, die Messen von Lyon zu besuchen, und die damit zusammenhangende Eröffnung der Messen zu Augsburg.

wurden. In dieser Hinsicht schreibt er einmal: „Ew. Herrlichkeiten muß ich noch ehrfurchtsvoll darauf aufmerksam machen, wie es leicht geschehen kann, daß wir bei wichtigen Vorfällen eigne Boten abzusenden haben möchten. Dies könnten wir nicht aus eignen Mitteln bestreiten, da wir ohne Geld und ohne Credit sind. Es wird daher nöthig sein, daß Ew. Herrlichkeiten veranstalten, daß dem Nasi oder dem Dei oder irgend einem andern unserer hier wohnenden Kaufleute Befehl ertheilt werde, unsere Briefe zu befördern. Geschähe dies nicht, so wür-

---

Florenz litt dabei unsäglich. Auch in Lucca, Genua, Mailand, welche mit diesem Platze starke Wechselgeschäfte machten, folgte ein Falliment dem andern. Der Herzog Cosmus von Medici, ungeachtet seines engen, wenn auch besonnenen Anschließens an das kaiserliche Interesse, konnte dennoch nie dahin gebracht werden, den Verbindungen seiner Unterthanen mit Lyon Hindernisse in den Weg zu legen, weil er einsah, daß der toscanische Handel darüber völlig zu Grunde gehn würde. Während der französischen Bürgerkriege wurden aber die Umstände so ungünstig, daß die florentiner Handelshäuser, die noch in Lyon waren, im J. 1575 an den Großherzog Franz eine Bittschrift einreichten: er möge ihnen die Consulatstaxen erlassen. Der immerwährenden Beunruhigungen wegen, und um den Verkehr mit Flandern und Deutschland im Gange zu erhalten, ließen viele sich in Chambery und Besançon nieder. Heinrich III. glaubte durch ein im J. 1576 erlassenes Verbot an die Wechsler und Handelshäuser in Lyon, mit genannten Orten in Geschäftsverbindung zu treten, den von jener Stadt weichenden Handel zu bannen. In neuerer Zeit, bei ganz umgewandelten Verhältnissen, verdankt Lyon seine Blüte der Industrie, namentlich den Seidenmanufacturen, die jährlich im Durchschnitt für 100 Millionen Franken Waaren liefern.

den wir uns in großer Verlegenheit befinden und ohne unsere Schuld Vorwürfe erdulden müssen."

Bei den Beförderungen durch Gelegenheit oder durch die Post wurde der nächstfolgenden Depesche jedesmal eine Copie der zuletztgesandten beigelegt. Da so oft geschrieben wurde, drei bis viermal in der Woche, in einzelnen Fällen selbst täglich, und nicht immer Gelegenheit zur Absendung da war, so wurde auch wol ein ganzes Paket auf einmal befördert. Die Art, wie dies geschah, und das Datum wurden jedesmal genau bemerkt. Zum Beispiel in Machiavells Schreiben aus Rom im J. 1503: „Rom 18. November 1503. Gegenwärtiges geht mittelst Staffette ab, durch die Hände Gio. Pandolfini's. Abgang um die 22. Stunde. Ihr habt das Gewöhnliche zu zahlen." Und ein andermal: „Rom 30. November. Gegenwärtiges Schreiben wird durch Staffette befördert und Ew. Herrlichkeiten werden dem Gio. Pandolfini das Gewohnte zahlen lassen. Abgang um die vierte Stunde der Nacht." Auch von Neapel aus wurde die Correspondenz der florentinischen Gesandten diesem Pandolfini zugeschickt. Gualterotti und Salviati schreiben ihm einmal Folgendes bei einer solchen Veranlassung: „Achtbarer Herr. Gegenwärtiges wird begleitet sein von einem Paket mit Briefen an die Herren Zehne, und wir ersuchen Euch dieselben sogleich nach ihrer Ankunft, falls keine Gelegenheit da ist, rasch und ohne Kosten weiter zu befördern, mittelst Staffette sie an Ihre Herrlichkeiten abzusenden. Dieser Staffette wollet Ihr bemerken, daß sie in 24—25 Stunden den Weg zurückzulegen habe, wie das gewöhnliche ist, nicht aber in 50, wie das letztemal. Was die Kosten betrifft, so gebet sie den Salviati auf,

damit sie sich selbe erstatten lassen. An Giovanni de' Pandolfini und Genossen zu Rom. Den 10. April 1507."

Guicciardini's Berichte aus Spanien machten meist den Umweg über Rom nach Florenz, da der Courierwechsel mit dem päpstlichen Hofe sehr lebhaft war. Zum Theil gingen die Couriere zu Lande durch das südliche Frankreich, zum Theil fand die Beförderung von Barcelona aus zur See statt. Als der Graf Castiglione Nunzius in Spanien war, sandte er von Granada und andern Orten aus Couriere nach Frankreich, bisweilen an den Nunzius in Paris, Acciaiuoli, der sie dann mit seinen Depeschen nach Florenz beförderte. Zur See war es unsicher. Denn Andrea Doria, damals noch General-Capitän der französischen Galeeren, hielt Alles an, was aus Spanien kam, und nahm sich die Freiheit, die Depeschen zu öffnen. So berichtet Castiglione von Sevilla aus am 30. März 1526. Ein andermal klagt er über die Unzulänglichkeit der regelmäßigen Communication: „Wie Alles drunter und drüber geht (schreibt er aus Granada dem päpstlichen Secretär, M. Andrea Piperario, am 5. Juli 1526), so mag es leichtlich sein, daß Eure Briefe ihre Bestimmung verfehlt haben, wie wahrscheinlicher Weise manche der meinigen an Euch." Deßhalb bittet er auch, Duplicate der Schreiben zu senden, entweder an die italienischen Handelshäuser zu Barcelona, Valladolid und Saragoza, oder an die genuesischen Wechsler Centurioni und Grimaldi, welche dem Hofe Karls V. immer folgten. Einer der Couriere, welche damals die päpstliche Correspondenz besorgten, Busbacca genannt, der dem Cardinal Salviati 1525 De-

peschen nach Toledo brachte, spielt eine Rolle in der Selbstbiographie des Benvenuto Cellini.

Nicht selten war die Beförderung der Correspondenz mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden. Während der mehrerwähnten Belagerung von Florenz konnte der venezianische Botschafter oft Keinen finden, der die Besorgung seiner Depeschen hätte übernehmen mögen, selbst wenn er schweres Geld dafür bot. Es war der Mishandlungen wegen, denen jeder, der die Stadt verließ, von Seiten der kaiserlichen und noch mehr der päpstlichen Truppen ausgesetzt war, welche letzteren fast nur aus plündernden Gesindel bestanden. So heißt es in einer Nachschrift Capello's zu seinem Bericht vom 17. September 1529: „Gegenwärtiges habe ich bis zum 18. zur sechsten Stunde der Nacht bei mir behalten, aus Mangel an Boten. Denn der Weg über Bologna ist nicht sicher, der durch die Garfagnana lang, beschwerlich und ohne Posten, sodaß man dorthin keine Gelegenheit findet. Über Ravenna ist heute Abend erst einer von denen zu mir gelangt, die mich treu bedienen, obgleich sie bei ihrer Passage durch das päpstliche Gebiet den Strang um den Nacken haben und ihm wirklich nur mit genauer Noth entgangen sind." Dies war so, bevor die Stadt eingeschlossen wurde: man denke sich nun, wie es aussah, als das feindliche Heer sie umlagerte. Briefe, die an Capello gerichtet waren, gingen einmal verloren, weil Landleute, die versprochen hatten sie zu besorgen, von Soldaten verfolgt, sie hinter eine Hecke warfen. Nur die Absendung von Bevollmächtigten, oder Boten des Malatesta, welchen der Prinz von Orange Geleitsbriefe ertheilte, boten eine sichere Gelegenheit dar.

Ganz zuverlässig war auch die Absendung von Courieren nicht. Waren ja doch die völkerrechtlichen Bestimmungen so wenig fest oder so wenig beachtet, daß Messer Paolo von Arezzo, welchen Clemens VII. im J. 1526 mit Aufträgen nach Frankreich und Spanien sandte, von Franz I. mit beinahe offener Gewalt festgehalten und erst dann freigelassen ward, als von Rom lebhafte Reclamationen eingingen [1]). Fürchtete man, daß die Depeschen in unrechte Hände gelangen könnten, so bediente man sich des Chiffre, entweder zu dem ganzen Bericht oder zu einzelnen Stellen. Namentlich im 16. Jahrhundert, das in einen unaufhörlichen Strudel sich durchkreuzender und befeindender Politik sich verwickelt sah. Chiffrirte Depeschen, mit dem Inhalt en clair zwischen den Zeilen, sind in den Archiven nicht selten. Der Chiffre selbst, aus Zahlen, Buchstaben und Zeilen zusammengesetzt, wechselte natürlich immerfort. Daß das theilweise Chiffriren, welches gegenwärtig gar nicht mehr vorkommt, unpraktisch war und zur Entdeckung des Chiffre Veranlassung geben konnte, sah man schon damals ein. So die florentinischen Gesandten zu Neapel in einem Schreiben an den Kanzler Adriani (vom 8. April 1507), aus welchem überdies hervorgeht, daß die florentinischen Chiffren nicht

1) Daß der diplomatische Charakter nicht immer gehörig respectirt wurde, beweist die Gefangennehmung eines bei Papst Benedict XII. in Avignon residirenden englischen Gesandten, welche auf Befehl des französischen Königs stattfand. Der Papst nahm aber die Sache scharf, nöthigte Filipp den Verhafteten freizugeben und ließ den Marschall des päpstlichen Hofes, der die Hand im Spiel gehabt, in seinem Beisein aufhängen. (Baluz. Miscellan. ed. Mansi. I. 443.)

gerade vortrefflich eingerichtet waren: „Messer Marcello, wir müssen Euch bedeuten, daß Eure Hülfsarbeiter, namentlich D. Luca, im Schreiben in Chiffren wenig behutsam sind. Ebenso machen wir Euch darauf aufmerksam, daß es besser wäre, den ganzen Brief ohne Chiffre zu schreiben, als einige wenige Stellen desselben zu chiffriren. Denn das, was vorhergeht und was nachfolgt, vereinigt sich, um jenes leicht verstehn zu lassen und den ganzen Chiffre zu verrathen. Wir ersuchen Euch also darauf zu achten."

Tag und Stunde der Ankunft der Depeschen pflegte in den Kanzleien darauf bemerkt zu werden, wenigstens geschah dies zu Florenz. — Neben den gewöhnlichen Berichten hatten die Gesandten auch in besondern Fällen Memoriale über die bestehenden Verhältnisse abzufassen, namentlich im Laufe von Unterhandlungen, und die Tractate zu entwerfen. Bestand die Gesandtschaft aus verschiedenen Personen, so pflegte man einem der Mitglieder vor der Abreise einen speziellen Auftrag dazu zu ertheilen, wie auch in ähnlichen Fällen bestimmt ward, wer die Antrittsrede zu halten habe. — Von den Relazionen der Venezianer war schon ausführlich die Rede.

Geschenke.

Die Sitte, den abberufenen Gesandten Geschenke zu machen, scheint schon frühe entstanden zu sein. Denn bereits am 9. September 1268 verordnete der große Rath zu Venedig, daß die Gesandten alle Geschenke, die sie erhalten, bei ihrer Rückkehr übergeben sollten. Dies Gesetz wurde aufrecht gehalten: noch in den Jahren 1507

und 1521 wurde den Procuratoren von San Marco das Recht der Verfügung über diese Donative zugestanden. Damals scheint indeß die Verfügung nicht viel mehr als eine bloße Formalität gewesen zu sein: denn fast jede Relazion der von fremden Höfen zurückkehrenden schließt mit einer Captatio benevolentiae und der Bitte, ihnen das bei der Abreise übersandte Donativ gnädigst zu lassen. Fr. Giustiniano, im J. 1538 von einer Mission bei Franz I. zurückgekehrt, schildert zu Ende seines Berichtes, wie die seinem Vater und ihm selber übertragnen Gesandtschaften das Familienvermögen zerrüttet, und bittet, man möge ihm eine goldene Kette lassen, welche der allerchristlichste König ihm geschenkt. Wolle aber die Republik in ihrer augenblicklich bedrängten Lage sich derselben bedienen, so möge man ihnen wenigstens den Werth mit 4 Procent verzinsen. Gio. Michiel, im J. 1561 gleichfalls aus Frankreich zurückgekehrt, berichtet, wie der König ihm bei seinem Abgange die Summe von 1200 Scudi in einer Schale von vergoldetem Silber habe zustellen lassen. „Dies Geschenk, fährt er fort, gehört Ew. Serenität und befindet sich zu Euren Füßen, auf daß, wenn ich Euch dessen würdig erscheine, jener großmüthige Gebrauch davon gemacht werde, welcher bei diesem vortrefflichen Senat Natur und Sitte ist.“ Als Andrea Boldu, im J. 1561 venezianischer Gesandter bei Emanuel Filibert, Herzoge von Savoyen, bei diesem sich verabschiedete, überreichte ihm der oberste Schatzmeister eine goldene Kette als Beweis der Gnade und Zufriedenheit des Herzogs; die Herzogin Margarethe (König Franz' I. Tochter) überreichte ihm ihr Bildniß und das ihres Gemahls, und ließ

durch ihre Hofmeisterin ein Kästchen ihm zustellen, welches Schmucksachen für seine Tochter enthielt.

Es findet sich keine Spur, so viel mir bekannt ist, daß die italienischen Republiken diese Sitte der Geschenke mitgemacht hätten, welche in späteren Zeiten in Tabatièren (auch an Feinde des Tabacks) zu bestehn pflegten; in Orden, die wohlfeilste Gabe von allen, wenn sie nicht etwa mit Brillanten besetzt sind; in Goldstangen, wie es wol in Spanien und Portugal vorkam, als Amerika noch seine Flotten sandte, oder in Shawls und Pferden, wie es noch in der Türkei Sitte ist. Im Großen aber finden wir das Geschenkemachen namentlich in England und Frankreich, und die päpstlichen Legaten und Nunzien standen dabei sich am besten, indem zahlreiche und einträgliche kirchliche Benefizien ihnen verliehen zu werden pflegten. Ertheilte doch, um nur eines Beispiels zu erwähnen, König Heinrich VII. von England dem Nunzius Papst Innocenz' VIII., Hadrian Castellesi, nachmals während der Regierungen Alexanders VI., Julius' II. und Leo's X. so bekannt unter dem Namen des Cardinals von Corneto, die Bisthümer Hereford und Wells.

Den venezianischen Diplomaten wurde durch eine Verordnung vom 30. August 1483 untersagt, an einem fremden Hofe, namentlich am römischen, irgend eine Würde, ein Amt oder Benefiz anzunehmen, oder aber für andere Personen um solche sich zu bewerben. Dies Gesetz wurde noch im J. 1561 bestätigt. Darin war freilich nicht eingeschlossen, daß solche, die in Rom die Republik vertreten hatten, nicht Cardinäle werden konnten, wie z. B. Navagero, de Mula, Contarini u. A. im 16. Jahrhundert.

Pecuniäre Verhältnisse.

Ich gelange nun zu einem Gegenstande, der in den diplomatischen Beziehungen von nicht geringer Wichtigkeit ist, der von den ältesten Zeiten herab bis zu unsern Tagen unablässig zu Klagen, Reclamationen, Vorstellungen Veranlassung gegeben hat, und in Betreff dessen man nie sich einigen zu können oder zu wollen scheint. Es sind die pecuniären Verhältnisse der Diplomaten. Wohin man auch hören mag, überall ist dasselbe Lied gesungen worden. Von jeher haben die Gesandten behauptet: sie ruinirten sich; das Gehalt reiche nicht aus, wenn sie standesmäßig leben und ihrer Stellung Ehre machen wollten; sie müßten ihre eigenen Einkünfte oder gar Capitalien zusetzen, wenn sie deren haben, oder laviren in glänzender Misere, wenn dies nicht der Fall sei. Viele derselben haben dies durch die That bewiesen, indem sie Schulden auf Schulden gemacht, die dann nicht selten von ihren Gouvernements bezahlt wurden, um den Skandal zu vermeiden. Mancher Diplomat mag panier percé gewesen sein und noch sein: im Allgemeinen aber unterliegt es keinem Zweifel, daß die diplomatische Laufbahn die kostspieligste von allen und daß der äußere Glanz, den sie gewährt, mit zahlreichen Übelständen verbunden ist. Es ist von jeher so gewesen, ja es ist viel schlimmer gewesen, wenn auch in unsern Tagen sparsame Kammern in constitutionellen Staaten die Gehalte so beschnitten haben, daß kaum das Nothwendigste geblieben ist. Vielleicht ist's nirgend übler angebracht, umsomehr wenn man bedenkt, wie gering im Grunde die Summe ist, die man auf diese Weise erübrigt, im Vergleich mit den Nachtheilen, die

für die Geschäfte sich ergeben können, wenn ein Diplomat wegen Mangels an Mitteln den äußern Anforderungen nicht zu entsprechen vermag, die an ihn gestellt werden. Sonst fehlt es in unserer Zeit wenigstens nicht an Candidaten zu diplomatischen Posten. Früher war es anders. Viele, welche mit Missionen beauftragt wurden, wollten die Ehre gar nicht annehmen, und waren sie einmal von einer solchen zurückgekehrt, so baten sie himmelhoch, man möge sie doch künftig mit ähnlichen Auszeichnungen verschonen. Im J. 1271 sah der große Rath zu Venedig sich veranlaßt, im Weigerungsfalle eine Geldstrafe zu verordnen. Im J. 1280 bestimmte er, nur eine schwere Krankheit könne einen gültigen Entschuldigungsgrund abgeben. Endlich im J. 1360 wurde verordnet, daß solche, welche die Wahl angenommen, dann aber abzureisen sich weigerten, ein Jahr lang weder ein Amt bekleiden noch ein Benefiz beziehn sollten. Um die Ehre, Gesandte zu sein, scheinen also die Venezianer sich nicht sehr gestritten zu haben. In Florenz war's ebenso, und gehn wir das ganze spätere Mittelalter hindurch bis zum 16. Jahrhundert, überall begegnen wir Klagen über große Kosten und schlechte Bezahlung, selbst in den Briefen reicher Leute, wie Cosimo de' Medici, der Alte, war. Es ist immer wieder eine Variazion desselben kläglichen Themas.

Nicht zu reden von einem Manne wie Machiavelli, der sozusagen kein Vermögen hatte, von seinem Amtseinkommen lebte, den seine Marietta Corsini mit Kindern gesegnet hatte und der zu keinem stabilen Gesandtschaftsposten gelangte, bei dem durch längeres Verweilen an einem Orte Vortheile wie Nachtheile vielleicht

eher noch sich compensirt haben möchten: sondern nur zu außerordentlichen Sendungen gebraucht ward, welche, so wichtig und ehrenvoll sie auch immer sein mochten, ebenso ermüdend als wenig lucrativ waren. Daher finden wir denn auch in seinen Depeschen nichts als Jammer. So in einem Bericht aus St. Pierre le Moutier, vom 5. August 1500: „Ew. Herrlichkeiten wissen, welches Gehalt mir bei meiner Abreise aus Florenz bestimmt ward, und welches dem Francesco della Casa. Vielleicht glaubte man, die Angelegenheiten würden sich so gestalten, daß ich weniger Auslagen hätte als er. Dem ist indeß keineswegs der Fall. Da wir Seine allerchristlichste Majestät zu Lyon nicht getroffen, haben wir gleichmäßig mit Pferden, Dienern und Kleidungsstücken uns versehn müssen, und so folgen wir dem Hofe mit denselben Unkosten, ich wie er. Demgemäß scheint es mir jedem göttlichen und menschlichen Rechte zuwider, daß wir nicht dasselbe Einkommen beziehn sollen. Dünkt es Euch aber, daß die Kosten, die ich Euch verursache, überhaupt zu hoch sind: so meine ich, daß entweder mir mit Recht zukommt, was Ihr dem Francesco gebet, oder daß die zwanzig Ducaten, die Ihr mir monatlich zahlt, ganz weggeworfen sind. Wäre letzteres der Fall, so bitte ich Ew. Herrlichkeiten mich abzuberufen. Wenn nicht, so bitte ich Euch Sorge zu tragen, daß ich mich nicht zu Grunde richte, oder zum mindesten, daß für die Schulden, die ich hier mache, dort ein Credit offen stehe. Denn ich versichere Euch, daß ich bis jetzt vierzig Ducaten von dem Meinigen ausgegeben und meinem Bruder aufgegeben habe, mehr denn siebzig für mich zu zahlen."

Aus Melun am 29. August, schreiben Beide,

Machiavell und Della Casa, folgendermaßen: „Als Eure Amtsvorgänger beschlossen uns hieherzusenden, glaubten sie ohne Zweifel, wir würden den König in Lyon finden und bei ihm Eure gewöhnlichen Botschafter. Sie versahn uns deßhalb mit so viel Geld, daß wir, nach Erfüllung unseres Auftrags, ohne längern Aufenthalt nach Florenz hätten zurückkehren können. Das Gegentheil aber ist eingetroffen. Denn da wir den König nicht mehr in Lyon fanden und von Allem entblößt waren, sahen wir uns genöthigt bedeutende Auslagen zu machen, um in zwei Tagen mit den ersten besten Pferden uns zu versehn, die wir finden konnten, uns zu kleiden und Diener anzunehmen. So begannen wir denn, ohne die Erleichterung zu haben, in Gesellschaft der Botschafter zu reisen, dem Hofe zu folgen, wie wir gegenwärtig thun, mit der Hälfte mehr Kosten, als der Fall sein würde, wenn wir in Lyon verweilten. Weit besser würden wir uns stehn, wenn wir mit den Botschaftern wären: denn so müssen wir zwei Diener mehr haben, und wir wohnen nicht in Gasthöfen, sondern in Häusern, die mit Küche versehn sind, und müssen selbst sorgen für alles Übrige. Überdies haben wir in einemfort außerordentliche Ausgaben, für Fouriere, Thürsteher, Boten und andere, was alles zusammen zu einer Summe anwächst, die in unsern Verhältnissen uns sehr beschwerlich fällt. Da wir genöthigt sind, Ew. Herrlichkeiten um Beistand anzusprechen, haben wir erläutern wollen, wie es uns geht. Wir bitten daher so ehrerbietig wie vertrauensvoll, daß Ew. Herrlichkeiten bedenken wollen, daß wir mit unserm Gehalt von acht Lire des Tages uns sehr schlecht stehn und von dem Unsern zusetzen müssen. Überdies geben

wir zu bedenken, daß, da wir 80 Fiorini (Goldgulden) ein jeder bei unserer Abreise aus Florenz empfangen, die Reise mit Post nach Lyon 30 kostete. Da wir nun in Lyon Pferde und Garderobe bedurften, mußten wir von Freunden Geld borgen, um unsere Reise fortzusetzen. Nun diese Summe verthan ist, sind wir von neuem genöthigt, in Paris zu borgen. Geht uns dies aus, bevor Ew. Herrlichkeiten uns Zuschuß senden, so sitzen wir da, ohne Geld und ohne Credit. Ew. Herrlichkeiten mögen selbst urtheilen, in welcher Lage wir uns dann befinden werden. Demüthig bitten wir deßhalb, daß es Denselben gefallen möge nicht zu zögern mit Mitteln uns zu versehn, die unsern Bedürfnissen entsprechen und der Dauer der Zeit, welche wir Beide, oder Einer von uns, in Ihrem Dienste hier verbleiben sollen. Ew. Herrlichkeiten mögen bedenken, daß wir weder Vermögen noch Credit genug besitzen, gleich den Botschaftern im Nothfall Wochen und Monden lang uns hier aufzuhalten, ohne den Beistand Ew. Herrlichkeiten, denen wir uns empfehlen." Sieben Jahre später schreibt Francesco Vettori von Trient aus: „Machiavelli befindet sich in großer Geldnoth. Von meiner Seite soll nichts ihm abgehn." [1]).

---

1) In G. F. Pagnini's berühmtem Buche: „Della Decima e di altre gravezze imposte dal Comune di Firenze" (Lucca, 1765) findet sich (I., 128) folgende Notiz aus dem florentiner Archive über Machiavelli's pecuniäre Stellung bei dieser Mission:

„6 Ottobre 1508. A spese straordinarie e per loro a Niccolò di M. Bernardo Machiavelli cancelliere de' nostri signori, stato più fà per ordine del Magnifico Uffizio de' Dieci Mandatario della nostra Republica nella Magna con

Den Venezianern scheint es nicht viel besser ergangen zu sein. Freilich verordnete ein Gesetz vom 10. April 1275, daß die Gesandten alle Auslagen, die sie gehabt, Tag für Tag in Rechnung bringen sollten, für welche Rechnungslegung die Frist von drei Monaten nach ihrer Rückkehr anberaumt ward. Dies änderte sich aber später, als ein bestimmtes Gehalt angesetzt wurde. Mit diesem scheint man indeß niemals ausgekommen zu sein, weßhalb der Senat häufig Zuschüsse bewilligte. Im 16. Jahrhundert wurden die den Gesandten zuzustellenden Vergütungen durch mehre Verordnungen bestimmt. Die höchste Summe, für Botschafter beim Papste, beim Kaiser und andern gekrönten Häuptern, betrug 1000 Golddukaten neben dem gewöhnlichen Gehalt; 500 Ducaten für die Übrigen. Außerordentliche Vergütungen wurden nur schwer bewilligt. Doch auch diese Zuschüsse reichten nicht, am wenigsten in kriegerischen Zeiten. So klagt Capello über die grenzenlose Theurung während der

salario di lire dieci piccioli il dì, detrattone lire 2. 4. 11 piccioli gli tocca il giorno di salario ordinario che restano netti lire 7. 15 piccioli, lire 1419 dan. 3 per suo salari a detta ragione di giorni 183 incomminciati a dì 18 Decembre prossimo passato che partì di Firenze, e finiti per tutto il dì 16 Giugno prossimo passato. — — A spese dette e per loro a detto Niccolò Fiorini 80 d'oro e Soldi 10 d'oro larghi in oro per tanto ha deliberato il detto Uffizio de' Dieci se gli paghino sotto il 6 Luglio prossimo passato per essere andato con uno cavallaro andando in detta gita in posta per di qui a Gabella che sono poste 37 Fiorini 43. 10 d'oro larghi e Fiorini 17 in oro etc. Per tanti ha spesi in cavalli da Gabella in là e Fiorini 20. in oro per tanti ha spesi da Gabella fino a Spruch."

Belagerung von Florenz. „Meine Auslagen steigen mit jedem Tage. Weder mein Gehalt, noch meine eigenen Einkünfte reichen hin, und ich kann nicht länger aushalten, wenn die Gnade Ew. Serenität mir nicht zu Hülfe kommt. Ich würde nicht reden von diesen Dingen, wäre die Noth nicht so groß." (Depesche vom 26. Nov. 1529.) Die Republik sendet ihm Zuschuß, aber auch dieser genügt nicht und er schreibt wieder: „Die Geldverlegenheit ist so groß und das Volk ist zu so schweren Opfern genöthigt, daß, hätte ich nicht Freunde und Credit, meiner Stellung und des Ansehns Ew. Serenität wegen, ich eine so unerschwingliche Ausgabe, wie jetzt nöthig ist, längst schon nicht mehr hätte aushalten können. Mein gewöhnliches Gehalt reicht blos hin, den Unterhalt meiner Pferde zu bestreiten. Der Preis aller Lebensmittel ist so gestiegen, daß man einen Ducaten für das gibt, was früher einen Grosso kostete. Und mit jedem Tage wird's ärger." (Depesche v. 31. Mai 1530.)

Marino Cavalli, Botschafter bei König Franz I. in den Jahren 1544—46, sagt in seiner Relazion: „Wenn Ew. Herrlichkeiten es noch nicht von Andern gehört, so möget Ihr es durch mich vernehmen: nämlich daß unsere Botschafter in allen Verhältnissen sich weit schlechter stehn als die der großen und kleinen Fürsten. Die des Papstes haben gewöhnlich zehn Scudi des Tages, und jene, die es nicht haben, wenn sie Legaten sind, gewinnen durch Ertheilung von Benefizien, durch Dispense und ähnliches etwas anderes als hohle Nüsse. Dann haben sie meist schon wahre Bisthümer erlangt und bei der Rückkehr erhalten sie wieder Titularbiözesen, die ihnen 2000—3000 Scudi jährlich einbringen. Die

Gesandten des Kaisers und der Könige von Frankreich, England und Portugal erhalten gleichfalls 8 — 10 Scudi für den Tag und gewinnen noch auf Nebendinge. So hat der Botschafter des Kaisers in Frankreich sich mehr denn 3000 Scudi gemacht. Von ihren Fürsten sodann erlangen sie Bisthümer, Abteien und lebenslängliche Ämter zum Betrage von 4 — 10,000 Scudi. Wir andern aber haben unsere 5 Ducaten des Tages — Ducaten pflegten es sonst zu sein, jetzt sind's Scudi, weil sie in Frankreich so unvortheilhaft sich wechseln. — Davon müssen wir alle Auslagen bestreiten, Tafel halten, die Dienerschaft und Anderes befriedigen, nicht zu reden von außerordentlichen Auslagen. Ich versichere Ew. Herrlichkeiten, es ist nicht möglich, dies auszuhalten. Man würde sich in Geduld fügen, wenn man auch ohne Gewinn diente und gegen 3000 Scudi todtes Capital in Silbergeräth, Garderobe, Pferden und Ähnlichem stecken hätte. Nur das Capital selbst anzugreifen müßte man nicht genöthigt sein. Deßhalb braucht man sich nicht zu verwundern, wenn Viele es vorziehn Privatleute in Venedig zu sein, statt als Botschafter in fremde Länder zu gehn."

Dies sind nun doch schon ganz andere Verhältnisse als jene unserer armen Florentiner, und man merkt schon, daß von Zeiten die Rede ist, wo die Botschafter als grands seigneurs eine Rolle spielten, eine Zeit, die etwa hundert Jahre später ihren Zenith erreichte. Wenn Capello von seinen Pferden redet, so kann man nicht umhin, an die Grabschrift zu denken, welche er einem derselben, das während der Belagerung starb, setzen ließ und welche man noch heute, dem Porticus der Uffizien gegen-

über, am Lung' Arno zu Florenz steht, beginnend mit den Worten: Ossa equi Caroli Capelli legati veneti. — Die pecuniären Verhältnisse der Diplomaten wurden aber dabei nicht besser: denn nahmen sie mehr ein, so gaben sie auch mehr aus. Und wie vielen Beschwerden und Gefahren waren sie oft ausgesetzt. Bernard Navagero, nachmals durch Papst Pius IV. mit dem Purpur bekleidet, machte als Botschafter bei Kaiser Karl V. in den Jahren 1543—46 die Feldzüge in Flandern und Frankreich mit und war bei dem Friedensschlusse von Crepy zugegen. Er setzte einen großen Theil seines Vermögens dabei zu, sah sieben seiner Diener neben sich umkommen, verlor vier Maulthiere und zwei Pferde, brachte mehrmals den Tag ohne Nahrung zu und mußte auf dem nackten Boden schlafen, während überdies ansteckende Krankheiten das Land verheerten. Gio. Correr, welcher 1569 aus Frankreich zurückkehrte, berichtet, wie während der großen Theurung im Lande der bloße Unterhalt seiner Pferde ihm die Hälfte, ja bis zu zwei Dritteln seines Gehaltes weggenommen, und welche bedeutenden Auslagen er während des Bürgerkriegs, am Tage von Meaux, dann bei den Unruhen in Paris gehabt. „Alles, sagt er, war in Verwirrung. Dem Befehl des Königs zufolge, und nach dem Beispiel der übrigen Botschafter, selbst der Priester und Mönche, die ihre Mäntel und Kutten ablegten und zu den Waffen griffen, bewaffnete ich die Meinigen und hielt immer Wasser bereit an der Thüre, weil man in den Wohnungen verbrannt zu werden besorgte. Ich lernte Nachtwache halten und bei jedem Waffenlärm und Geräusch aufspringen. Bei allen diesen Ängsten und

dieser Unruhe, und mitten unter so großen Anstrengungen und Unkosten, bekenne ich gerne, daß nie eine Auslage, mochte sie immer so hoch sein, mich schmerzte, und ich mich glücklich schätzte, im Dienste Ew. Serenität zu verarmen."

Die Nobili, welche ihr Vermögen als Botschafter zusetzten, konnten indeß immer auf einen Ersatz rechnen, wenn das Glück ihnen günstig war. Die Verwaltungsstellen in den Provinzen der Terraferma, namentlich aber die Posten als Gouverneure der levantischen Besitzungen entschädigten in vielen Fällen hinreichend für den frühern Verlust. Der Reichthum zahlreicher Familien Venedigs, welche mit fürstlicher Pracht lebten, wurde auf solche Weise begründet oder wiederhergestellt.

Spätere Zeiten gehören nicht hieher. Nur kann ich nicht unbemerkt lassen, daß, der erwähnten ungünstigen Verhältnisse ungeachtet, manche venezianische Botschafter größern Aufwand gemacht zu haben scheinen, als der Republik erwünscht war — vielleicht weil diese voraussah, daß sie in demselben Maße mit Anliegen und Klagen bestürmt werden würde. Oeffentliche Gastmahle, auf Staatskosten, wurden noch im Jahr 1638 strenge verboten. Auf eigene Kosten konnten die Diplomaten wahrscheinlich (wie es überall gnädigst erlaubt zu werden pflegt) Collegen, Ministern und Hofleuten so oft und so viel zu essen und zu trinken geben, als sie nur immer wollten. Von den obenerwähnten vier florentinischen Botschaftern, welche im J. 1529 zu Karl V. nach Genua gingen, hielten zwei, Tommaso Soderini und Raffaello Girolami, wie Busini erzählt, offene Tafel und lebten auf splendide Weise. Die beiden andern,

Niccolò Capponi und Matteo Strozzi, thaten das Gegentheil. Matteo kaufte den Wein faßweise und hielt ihn hinter dem Bette, in welchem er schlief, weil er besorgte, seine Diener möchten sich außer der Tischzeit drüber hermachen und ihn austrinken.

Dauer der Missionen.

Die Dauer der Missionen war natürlich in den frühern Zeiten ganz unbestimmt und richtete sich lediglich nach der größern oder geringern Wichtigkeit der zu verhandelnden Geschäfte. Selbst in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts war in den meisten Staaten nichts darüber festgesetzt, wie denn überhaupt bis auf den heutigen Tag solche Bestimmungen nur ausnahmsweise stattgefunden haben. Letzteres war der Fall in der Republik Venedig, welche im 16. Jahrhundert drei Jahre als die gewöhnliche Dauer annahm (im J. 1749 zu vier Jahren verlängert). Nach Hause zurückkehren durfte kein Diplomat, wenn er nicht gerufen ward, oder besonders wichtige Gründe obwalteten, vor Ablauf des zweiten Jahres. Erst um diese Zeit konnte auch die Wahl des Nachfolgers vorgenommen werden, der auf seinem Posten eingetroffen sein mußte, ehe der Andere sich verabschieden durfte. Diese Vorschriften scheint man auch ziemlich regelmäßig befolgt zu haben. Von den ausführlichen Berichten, welche die Gesandten der Republik nach ihrer Rückkehr an den Senat erstatteten, war schon oben die Rede.

Gesandtschaftssecretäre. Geheime Agenten.

Über die Secretäre findet sich im Ganzen äußerst wenig, bis wir zum sechzehnten Jahrhundert gelangen, wo sie bisweilen bei den fremden Missionen in Italien, namentlich in Rom, eine nicht unwichtige Rolle spielten. In den frühern Zeiten, als die Geschäfte meist mündlich verhandelt wurden und der Geschäftsgang höchst einfach war, als überdies gewöhnlich mehre Personen zugleich abgesandt wurden, brauchte man keine Secretäre. Am ausgebildetsten finden wir dies Institut ebenfalls wieder bei den Venezianern. Jedem Botschafter waren ein oder mehre Secretäre beigegeben, Adelige aus Familien zweiten Ranges, welche entweder während der ganzen Dauer seiner Mission bei ihm blieben oder wechselten. Die pecuniären Verhältnisse der Secretäre scheinen sehr schlecht gewesen zu sein. Im Jahr 1546 finden wir einen, der 38 Jahre alt, Botschaftssecretär in Rom und am kaiserlichen Hofe gewesen, von seinem Chef „ein Letterato diligente e bellissimo scrittore“ genannt und außerordentlich gepriesen wird, und doch erst Supranumerar mit 16 Ducaten Monatsgehalt ist. Botschafter konnten sie niemals werden. Dagegen übertrug man ihnen, was freilich erst mit dem sechzehnten Jahrhundert vorkommt, die Residentenposten bei den Höfen, an welche keine Ambassaden gesandt wurden. So war z. B. Vincenz Fedeli, dessen Name schon mehrmals vorgekommen ist, Secretär bei Capello während dessen Mission in Florenz 1529 — 30, nachmals der erste Resident, welchen die Republik an den Herzog Cosmus sandte. Blieben sie

nicht im auswärtigen Dienste, so erhielten sie Stellen im Innern, wie z. B. einer der Secretäre Bernard Navagero's (1546) zum Geheimschreiber des großen Rathes gemacht wurde. Die Botschafter unterließen nie, in ihren Relazionen die Dienste und den Eifer ihrer Secretäre zu rühmen und sie dem Senat zur Beförderung zu empfehlen.

Die geheimen Agenten gehören kaum hieher, da sie mit keinem öffentlichen diplomatischen Charakter bekleidet sind. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts finden wir sie in großer Menge, namentlich im Dienste der kleinern italienischen Fürsten, die darin wetteiferten, gut unterrichtet zu sein. Keiner that es darin Cosmus von Medici zuvor. Vincenzo Fedeli klagt in seiner Relazion, daß der Herzog durch seinen Agenten in Venedig, Namens Pero, von den geheimsten Verhandlungen der dortigen Behörden genau unterrichtet worden sei, und jedes Wort, das er, Fedeli, in seinen Berichten geschrieben, gekannt habe. In diesem Ergründen der Geheimnisse Anderer und Verbergen seiner eignen war Cosmus Meister. Er hielt dafür, in der Verschwiegenheit sei der Erfolg politischer Unternehmungen begründet. Seine eigentlichsten Geheimnisse theilte er auch seinen vertrautesten Räthen nicht mit.

Wollten italienische Fürsten es vermeiden, eigentliche Missionen abzusenden, sei es des Aufsehens oder der Kosten wegen, so beauftragten sie wol ihre Geheimschreiber mit speziellen Commissionen. Bei den Este, Gonzaga, Della Rovere u. a., deren Territorien einander so nahe lagen, kam dies nicht selten vor. Interimistische Geschäftsträger finden sich schon in der ersten Hälfte des

16. Jahrhunderts. Gewöhnlich waren es Gesandtschafts-secretäre, bisweilen auch andere Personen. Man übertrug ihnen die Functionen des Chefs entweder während zeitweiliger Abwesenheit desselben, oder aber wenn politische Verhältnisse es nicht zuließen, Botschafter zu senden, und man doch die Verbindung nicht ganz unterbrechen wollte. Namentlich in Rom ist dies mit den Repräsentanten von Venedig, von Toscana u. s. w. von Zeit zu Zeit der Fall gewesen.

Schluß.

Ich bin nun mit der Darstellung der diplomatischen Verhältnisse in Italien bis zu der Zeit, wo die stehenden Missionen beinahe überall eingeführt waren, ans Ende gelangt.

Nicht etwa, als glaubte ich den Stoff auf irgend eine Weise erschöpft zu haben. Kaum in einer Darstellung von ungleich größerm Umfange könnte dies geschehn. Die Beschränkung des Planes, die ich von vorne herein mir aufzulegen genöthigt war, hat mich aber selbst nur drei Staaten, von allen, welche Italien zählte, betrachten lassen, und auch diese großentheils nur im Fluge.

Die andern Staaten der Halbinsel ermangeln aber keineswegs des Interesses. Nur müßte man denselben Raum und Zeit widmen können, denn das bloße Gerippe, das Aufzählen von Namen und Jahrszahlen ermüdet Leser wie Schreiber. Sonst wäre, wenn auch manches sich wiederholt bei einem wie bei dem andern, Vieles zu berichten. Denn wir finden Sendungen über Sendungen. Nicht die wenigsten in den toscanischen Städten. Pro-

venzano Salvani, der die Sanesen bei Montapert siegreich führte, war schon vor 1260 ihr Orator gewesen. Einer der Väter der italienischen Poesie, Fra Guittone d'Arezzo [1]), dem Ritterorden der Cavalieri gaudenti angehörend, starb im J. 1294 als aretinischer Gesandter in Florenz, wo er Jahres zuvor das Kloster der Angeli gegründet hatte. Verlassen wir dies Land und so fernliegende Zeiten, so finden wir, nach Ferrara uns wendend, welches überhaupt reichen Stoff bieten würde, den Grafen Bojardo, den Verfasser des Orlando inamorato, als Gesandten der Herzöge Borso und Ercole von Este; gleicherweise für Ercole bei Kaiser Maximilian Pandolfo Collenuccio, gleich bekannt durch seine Geschichte Neapels wie durch sein tragisches Ende. Und Lodovico Ariosto war zweimal Gesandter Herzog Alfons' I. bei Papst Julius II. und schlug eine dritte Mission aus, welche ihm bei Clemens VII. übertragen werden sollte. In der nämlichen Zeit finden wir Alberto Pio, den letzten Grafen von Carpi, welchem seiner Anhänglichkeit an Frankreich wegen Karl V. sein Land nahm und noch bei seinen Lebzeiten an Ferrara verkaufte. Er war 1475 geboren, lange französischer Botschafter in Rom, und starb zu Paris 1531, den Ruf eines der ausgezeichnetsten Staatsmänner seiner Zeit hinterlassend, von Frankreich schlecht belohnt wie alle Übrigen [2]). Karl V. dienten

1) Seine Briefe sind die ältesten in der Vulgarsprache geschriebener. Tadelnd gedenkt seiner Dichtungen Dante, Fegefeuer XXIV u. XXVI.

2) Sein Neffe, der Card. Rodolfo Pio, schreibt bald nach Alberto's Tode an Montmorency: „Ew. Exc. ist bekannt, auf

auch italienische Diplomaten, so Cesare Fieramosca und Giovan Antonio Muscettola, beide Neapolitaner, der erstere viel gebraucht in den Verhandlungen mit Clemens VII., der andere kaiserlicher Gesandter bei demselben Papste und Bevollmächtigter im Lager vor Florenz und bei der Übergabe der Regierung an Alexander von Medici, dem er die Investiturbulle überbrachte.

Auch sonst war Neapel nicht arm. Namentlich unter König Alfons I. von Aragon, welcher an äußerm Glanz wie durch politisches Talent und durch den Schutz, den er den Wissenschaften angedeihen ließ, mit allen Fürsten seiner Zeit wetteiferte. Unter andern begünstigte er jenen Antonio Beccadelli, nach seiner Vaterstadt gewöhnlich Panormita genannt und gegen das Ende des 14. Jahrhunderts geboren, wegen seines Gedichtes Hermafroditus verrufenen Andenkens. Des Königs Geheimschreiber, Rath und Historiograf, wurde er von ihm mit verschiedenen Missionen beauftragt, u. a. ging er nach Rom zur Krönung Kaiser Friedrichs III., nach Genua und Florenz, und im J. 1451 nach Venedig, wo er von den kurz vorher in Padua aufgefundenen Gebeinen des Livius einen Theil erbitten sollte und den rechten Arm mit nach Hause brachte. Ihn begleitete bei dieser Mission Gioviano Pontano, aus Cerreto in Umbrien, gleichfalls dem

---

welche Weise mein Oheim, der arme Graf von Carpi, Sr. Maj. bis zu seinem Tode gedient, und wie er alle die Seinen von jedem Eigenthum entblößt und sein Haus in Trümmern hinterlassen hat." (Documenti di storia Ital. II. 361.) Eine höchst interessante Depesche des Grafen von Carpi an Franz I. über die Vorgänge in Rom im J. 1526 findet sich in den nämlichen Documenti, I, 203.

neapolitanischen Hofe angehörend und Historiograf König Ferdinands I., dessen Nachkommen er für empfangene Gunst mit Undank lohnte. Zur Zeit König Ferdinands that sich noch hervor Antonio Cicinello, Gesandter in Rom bei Paul II. und in Ferrara bei Borso von Este. Und um mit zwei Personen aus großen Geschlechtern zu schließen: bei dem Aufstande Neapels gegen den Vicekönig Peter von Toledo wurden Fernando von San Severino und Placido Sangro am 21. Mai 1546 von der Stadt an Kaiser Karl V. gesandt.

Dies Wenige möge genügen.

Während Italien Vaterland und Schule so ausgezeichneter Diplomaten war, boten die manchfaltigen und wichtigen Beziehungen, in welchen dies Land in politischer wie in kirchlicher Hinsicht zum übrigen Europa stand, auch fremden Staatsmännern Gelegenheit, glänzende Rollen zu spielen. Da ich schon so manches Detail über das 16. Jahrhundert berührt habe, kann ich nicht umhin, der Vollständigkeit wegen einiger der einflußreichsten Personen unter den Nichtitalienern zu gedenken. Und da muß ich mit einem Deutschen den Anfang machen, der auf die italienischen Angelegenheiten in jener Zeit einen großen Einfluß ausgeübt hat. Es ist Nicolaus von Schomberg, aus einer schwäbischen Familie, in Meißen geboren. Er trat jung in den Dominikanerorden, lebte einige Zeit in S. Marco zu Florenz, wo er ein Anhänger Savonarola's war, schlug sich aber später zur mediceischen Partei. Clemens VII. begünstigte ihn schon als Cardinal sehr, machte ihn zu seinem Geheimschreiber und ließ ihn als seinen Stellvertreter in Florenz. Er ward Erzbischof

von Capua, und sein Einfluß auf die Geschäfte stieg mit des Papstes Annäherung an Karl V. Beim Friedensschluß zu Cambray war er sehr thätig [1]). Nach Alexanders von Medici Erhebung zum Herzog von Florenz wurde Schomberg ihm als Berather und Führer beigegeben, aber der Zögling wuchs ihm bald über den Kopf. Im J. 1535 ward er von Paul III. mit dem Purpur bekleidet. — Fra Niccolò della Magna, wie die Italiener Schomberg, der zweimal Aussicht auf die Papstwürde hatte, zu nennen pflegen, war zwar nicht im kaiserlichen Dienst, aber er bietet die passendste Veranlassung von Denjenigen zu reden, welche des Kaisers Interesse in Rom vertraten. Da finden wir manche bekannte Namen, denn Karl V. war nicht schlecht bedient. Botschafter in der letzten Zeit Leo's X. und bei Hadrian VI. war Don Juan Manuel, der nach dem Tode Raimund's von Cardona die Würde eines Vicekönigs von Neapel ausschlug, welche Lannois zufiel. Hierauf finden wir bei Clemens VII. Don Luis de Cordova, Herzog von Sessa, welcher in den Colonnesischen Streitigkeiten eine so übermüthige wie ungebührliche Rolle spielte und im J. 1525 in den Straßen Roms mitfocht, als es nach der Schlacht von Pavia und dem Rückzug des Herzogs von Albany aus der Umgebung Roms zwischen den

1) „La calliditá ed astuzia di questo arcivescovo di Capua maladetto (schreibt B. Carducci aus Cambray am 24. Juli 1529) insieme con il Legato, ha tanto potuto con l'una e l'altra Madama (Luise von Savoyen und Margarethe, Statthalterin der Niederlande) non ad altro effetto — che di dar materia a questa Maestà di star sospesa sui preparamenti per Lei deliberati.“

kaiserlich und französisch Gesinnten zum Kampfe kam. Er starb zu Marino Anfang Septembers 1526. Neben ihm befand sich zu Rom in außerordentlicher Botschaft Don Ugo de Moncada, „le plus vaillant homme du monde," wie Brantome ihn nennt, welcher am 20. Sept. 1526 die wüsten Colonnesischen Scharen gegen den Vatican führte und mit dem nach der Engelsburg geflohenen Papste einen Vergleich schloß, in welchem er in seiner Eigenschaft als Generalis capitaneus classis caesareae et caesareae majestatis orator auftritt. Als kaiserlicher Agent war Don Lopez Hurtado lange in Rom; auch Muscettola finden wir, den ich schon nannte. Und nach ihm den Grafen von Sifontes, welcher im J. 1537 die Übertragung der obersten Gewalt in Florenz an die zweite Linie der Medici in der Person Cosmus' I. dem Reichsbeschluß Karls V. von 1531 für entsprechend erklärte: eine Entscheidung, welche bald darauf vom Kaiser ratifizirt wurde.

Wenn die kaiserlichen Gesandten so gut Schwert wie Feder zu führen wußten, so wetteiferten die französischen [1]) mit ihnen. Bei der Erstürmung Roms durch das Heer des Connetable befehligte De Bellay einen Theil der Vertheidiger. Dieser kriegerische Geist lebte auch nachmals fort, als das vom Marquis von Marignan geführte florentinische Heer in den J. 1554—1555 Siena belagerte, das die kaiserliche Besatzung vertrieben und sich

---

1) Zweier Männer, die im 15. Jahrhundert Aufträge in Italien hatten, des Card. Guillaume d'Estouteville und des Philippe de Comines, kann ich nur mit einem Worte gedenken.

unter französischen Schutz begeben hatte. Von beiden Seiten zogen die Diplomaten zu Felde. Don Juan de Manriquez, Karls V. Botschafter bei Julius III., commandirte eine Abtheilung des Belagerungsheeres; Louis de Seingelai, Herr von Lansac, Botschafter Franz' I., besichtigte die Festungen des Staates, ließ neue Befestigungen errichten, war bald in Siena, bald in Rom, bald in Frankreich, und wurde von den feindlichen Truppen gefangen genommen, als er von Montalcino aus, wo er mit Pier Strozzi, dem Statthalter des Königs von Frankreich im Sanesischen, sich berathen hatte, nach Siena zurück wollte. Der Herzog Cosmus von Florenz, zu dem er geführt worden war, gab ihn zwar bald frei: aber der Botschafter in Venedig, de Selves, war schon herbeigeeilt, unterdessen seine Stelle einzunehmen. Auch de Thermes, welcher lange in Siena commandirte, hatte diplomatischen Charakter.

Das Tridentiner Conzil und die Rangstreitigkeiten, welche damit begannen, boten den Gesandten neue Gelegenheit, von einer andern Seite sich zu zeigen. Vor allen dem nämlichen Lansac, dem kaiserlichen Botschafter Francisco de Vargas und dem Grafen Arco, der zu Anfang 1560 nach Rom kam und sein Mögliches that, Pius V. und Gregor XIII. wegen des großherzoglichen Titels Cosmus' von Medici und des Präcedenzstreites zwischen Toscana und Ferrara das Leben sauer zu machen. Eine gleich wichtige Rolle spielten gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts der Cardinal d'Ossat und der Graf von Olivarez, welche Frankreich und Spanien in Rom vertraten, als Heinrich IV. mit der katholischen Kirche sich versöhnte. Stoff zu Causes célè-

bres lieferte auch das 17. Jahrhundert, in welchem die Diplomatie sich in der Periode ihres höchsten Glanzes befand. Ich erinnere nur an die famöse Geschichte des Marquis von Bedmar (Don Alfonso de Cueva), spanischen Botschafters in Venedig im J. 1618, aus dessen Verschwörungsversuch gegen die Republik so hübsche Romane gemacht worden sind. Nicht minder an den Botschafter Ludwigs XIV. bei Alexander VII., den Duc de Crequy, welcher wegen des Asylrechts mit Rom in Streit gerieth, von des Papstes corsischer Garde im Palast Farnese belagert ward und einen völligen Bruch zwischen dem heil. Stuhl und Frankreich veranlaßte, der mit Roms Demüthigung endete. Wegen Asylrecht und Accisefreiheit entstanden auch die bald darauf folgenden Zerwürfnisse mit zwei andern französischen Botschaftern in Rom, dem Duc d'Estrées und dem Marquis de Lavardin, deren letzterer unter Innocenz XI. mit einem Gefolge von 450 Bewaffneten einzog, das sich auf 1200 Mann verstärkte, worauf die Unordnungen so groß wurden, daß im J. 1638 der Botschafter excommunizirt die Stadt verließ. Von größerer politischer Bedeutung waren noch die Schritte, welche im J. 1697 der kaiserliche Botschafter Georg Adam Graf Martiniz that, der im Rom am 9. Juni ein kaiserliches Edict anschlagen ließ, welches Untersuchung wegen der usurpirten Reichslehen verkündete und alle Fürsten Italiens in Bewegung setzte. Dies kräftigere Wahren der Reichsoberherrlichkeit, an die man kaum im Traume mehr zu denken schien, sprach sich auch später aus, indem wenige Jahre darauf Mantua den in die Reichsacht erklärten Gonzagas, Mirandola den Pici ge-

nommen ward — Beiden, weil sie im spanischen Erbfolgekrieg zur französischen Partei sich gehalten hatten.

Die beiden großen gesandtschaftlichen Prärogative, Exterritorialität und Accisefreiheit, Hauptgegenstand der Collisionen im 17. Jahrhundert, gingen siegreich, wenn auch vielfach geschmälert, aus dem Kampfe hervor. Das Asylrecht der Gesandtschaftshotels und der dazu gehörigen Bauten ist geblieben, wenn es auch, was ernste Fälle betrifft, praktisch von keiner großen Wichtigkeit ist und namentlich Rom in unserer Zeit dem Rom Urbans VIII. nicht mehr gleicht. Die Quartierfreiheit scheint völlig erloschen. Andere Privilegien, z. B. das einer Druckerei, wie der spanische Botschafter in Rom sie hatte, haben gleichfalls aufgehört. Die Immunität von indirecten Abgaben ist zwar, so wenig sie eigentlich im Prinzip der Exterritorialität begründet sein dürfte, noch anerkannt, aber neuerdings so wesentlich modifizirt worden, daß sie kaum mehr der alten gleicht. Namentlich in solchen Staaten, die ihre Zölle verpachtet haben. Nur in Toscana ist sie jetzt noch uneingeschränkt. In Rom war sie es bis zu Ende 1839, wo sie, wie fast überall der Fall, auf ein, je nach dem Charakter der diplomatischen Personen verschiedenes Quantum reduzirt wurde.

Das achtzehnte Jahrhundert, mit seinen manchfaltigen und großen Veränderungen, machte ausländischen Diplomaten in Italien, wie italienischen im Auslande, viel zu schaffen. Nur mit dem Unterschiede, daß letztere im Durchschnitt geringe Bedeutung gehabt und man jetzt kaum ihre Namen weiß, da sie eigentlich nirgend entscheidend eingewirkt haben auf die Schicksale des Landes. Am allerwenigsten bei der Bestimmung der Nachfolge in

Toscana, nachdem, allen Sträubens und Widerspruchs ungeachtet, und trotz dicker Folianten, die das Gegentheil beweisen sollten, im J. 1720, siebzehn Jahre vor dem Aussterben der Medici, das Großherzogthum zu einem männlichen Lehn des römischen Reiches erklärt worden war. Die Veränderungen, welche mit den farnesischen Dominien vorgingen, als der Mannsstamm dieser Familie 1731 ausstarb, stehn hiemit in naher Verbindung. Mußte nun Italien auf den Ruhm verzichten, in diesen Zeiten der Diplomatie große Talente geliefert zu haben, so fehlte es ihm doch nicht an berühmten Staatsmännern, und wie im 17. Jahrhundert Mazzarini das Schicksal Frankreichs in seiner Hand gehabt, so leitete im 18., wenn gleich auf kürzere Zeit, Alberoni das der spanischen Monarchie, und Tanucci, welcher in Pisa Professor der Rechtswissenschaft gewesen, wirkte Jahre lang beinahe allgewaltig in Neapel.

Es kann nicht in meinem Plane liegen, der neuesten Zeit zu gedenken, um noch weiter hinauszugehen über die Grenzen, welche der gegenwärtigen Arbeit gesetzt sind. So bleibe ich denn stehn, Angesichts der Umwälzung, welche wie mit einem Zauberschlage die gesammten politischen Verhältnisse Italiens von Grund aus veränderte und sie wesentlich verändert hinterlassen hat, selbst nachdem durch die große Restauration, die beinahe ganz Europa umfaßte, das Meiste zu einem, dem frühern ähnlichen Zustande zurückgekehrt ist.

V.

Gutenberg und seine Mitbewerber, oder die Briefdrucker und die Buchdrucker.

Von

J. D. F. Sotzmann.

Nachdem die Buchdruckerkunst höher gestiegen ist als je, nachdem sie sich nicht nur über die meisten Sprachen und bis zu den entferntesten Gegenden der Erde ausgebreitet hat, sondern durch Verbesserung des Verfahrens und der Werkzeuge, durch die Zunahme des literarischen Verkehrs unter den Völkern und in Folge der erleichterten Verbindungsanstalten, ihre Wirkungen wunderbar gesteigert worden sind, mußte das Bestreben erwachen, das diesjährige Säcularfest der Erfindung dieser Kunst auf die ihrem Werth und der Stufe, welche sie erreicht hat, entsprechendste und würdigste Art zu begehen und jede frühere Feier desselben zu übertreffen, woran nur die ängstliche Vormundschaft Anstoß nehmen konnte, welche uns selbst die unschätzbarsten Güter der Erde verkümmern möchte, wenn sie über den Mißbrauch nicht Herr zu werden weiß, dem sie unterworfen sind. Demohngeachtet ist nichts geschehen, um bei dieser Gelegenheit der deutschen Erfindung endlich den Sieg über die hartnäckigen Anfechtungen zu verschaffen, denen sie noch immer ausgesetzt ist und dadurch nicht nur die Denkmale, die zur verspäteten Abtragung einer dringenden Schuld gegen den großen Urheber dieser Erfindung ihm in Mainz und Straßburg gesetzt worden sind, sondern auch

die historische Berechtigung zur Feier des einmal gewählten Zeitpunkts für alle Zukunft gegen die gemachten Einreden sicher zu stellen. Dies wäre jedoch um so nöthiger gewesen, als die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst nicht nur das Loos der Geschichte der Erfindungen überhaupt getheilt, sondern bis auf den heutigen Tag ihre eigenen Schicksale gehabt hat.

Einer der ersten und gepriesensten Schriftsteller von denen, die sich, nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften, mit der Geschichte der Erfindungen beschäftigten, war ein Italiener, Polydor Vergilius; aber wie damals die gelehrte Bildung noch ausschließlich auf das klassische Alterthum gepfropft war, so hat auch er meist nur aus den Schriften der Alten geschöpft und die Entstehung der Religionen, der Wissenschaften und Künste im Allgemeinen zu seinem Hauptgegenstand gemacht. Nachdem er, bei der Materie von den Büchern und Bibliotheken, der unlängst erfundenen Buchdruckerkunst gedacht und Gutenberg in Mainz, wie er von dessen Landsleuten gehört habe, als Erfinder genannt hat, kommt er zu Ende seines, 1499 zuerst in drei Büchern erschienenen Werks, welchem er 1517 noch fünf andere über den Ursprung der Kirchengebräuche hinzusetzte, auf die vielen kleinen, aber nützlichen Erfindungen alter und neuer Zeit und sagt, es sei nicht zu verwundern, daß deren Urheber, wie die der Talglichte und Hosen, unbekannt geblieben sind, da selbst der Urheber der Buchdruckerkunst beinahe in Vergessenheit gerathen wäre. Die Ursache, daß früher so wenig auf neue Erfindungen geachtet wurde, ist, abgesehen davon, daß ihre ersten Fäden gewöhnlich schon abhanden gekommen sind, ehe sich zeigt, wohin sie führen, hauptsächlich in der

Abgeschlossenheit und Geheimnißkrämerei der Zünfte, in der Geringschätzung des Handwerks und der Technik überhaupt von Seiten der tonangebenden Geistlichen und Gelehrten, sowie darin zu suchen, daß die Geschichte sich mehr mit den geistlichen und weltlichen Regenten, den Kirchen- und Kriegsbegebenheiten, als mit dem, was das Leben und die Zustände des Volks betraf, beschäftigte, worüber auch die Ortschroniken nur seltene und spärliche Auskunft geben. In Mainz hatte von Gutenbergs Gehülfen Peter Schöffer nicht verschwiegen, was jener für die Erfindung der Buchdruckerkunst gethan, nur wurden die näheren Umstände in der Erinnerung des Schriftstellers, der sie uns aufbehalten hat, verunstaltet. In Straßburg war, aus dem dunkeln Bewußtsein der anfänglichen gutenbergischen Versuche in dieser Stadt, der Glaube entstanden, daß ihr erster Buchdrucker Mentel der Erfinder sei. Einen aus ächter Quelle geschöpften, unbefangenen Bericht gab der erste kölnische Buchdrucker Zell in der dortigen Chronik von 1499, und als Hans Luft und andere seiner Kunstgenossen in Wittenberg, zum Dank für die Vortheile, welche ihnen und dem deutschen Volke der Druck und die Verbreitung von Luthers Bibelübersetzung gebracht hatte, das erste Jubiläum der Buchdruckerkunst zu feiern beschlossen, wählten sie das Jahr 1540 als das, in welchem nach jenem Zeugniß vor hundert Jahren mit Erfindung derselben der Anfang gemacht worden war. Nur der von Zell zugleich gegebene Fingerzeig, wonach die xylographischen Schulbücher der Holländer dazu die erste Veranlassung gegeben hatten, blieb unbeachtet bis auf die neueste Zeit, theils weil die Buchdrucker und später die Bibliographen über die Briefdrucker verächtlich hinwegsahen, die jenen das literarische Feld hatten räumen

müssen, theils weil das, was letztere anfangs für den Buchdruck gethan hatten, durch die Leistungen der Typographie und die Kulturfortschritte gänzlich unbrauchbar gemacht worden war und, der Materie wie der Form nach, als Überrest eines Zustandes betrachtet wurde, dessen man sich nur zu schämen habe. Der gänzliche Verfall der Xylographie und das Aufhören des Briefdruckergewerbes im 17. Jahrhundert begrub die dahin gehörigen Erstlinge der Buchdruckerkunst in noch tiefere Vergessenheit, aus der sie erst v. Heineken nach der Mitte des 18. Jahrhunderts wieder hervorzuziehn anfing. Einige Zeit nach dem ersten Jubelfest der Buchdruckerkunst war eine Sage über ihre frühere Erfindung in Harlem bekannt geworden, deren sich der holländische Historiograph Junius aus patriotischem Eifer angenommen hatte, um ihr eine historische Gestalt zu geben, in der sie seitdem von seinen Landsleuten, jedoch mit wenigem Glück im Auslande, den mainzer Ansprüchen entgegengesetzt und beharrlich verfochten worden ist. Das zweite Jubelfest, welches selbst des verheerenden 30jährigen Krieges ohngeachtet, in mehreren Städten Deutschlands, wie Leipzig, Straßburg u. a. gefeiert wurde, ging, bis auf einen eiteln Versuch für den straßburger Mentel, ohne Einrede, aber auch ohne neue Beiträge zur besseren Befestigung der mainzer Ansprüche vorüber. Desto mehr brachte das dritte, in Deutschland in größter Allgemeinheit begangene Jubelfest zu Tage. Schon früher war das Notariatsinstrument von 1455, und dadurch Gutenbergs Händel wegen seines Buchdruckergeschäfts in Mainz, bekannt geworden; nunmehr legte Schöpflin die aufgefundenen Akten über eine ähnliche Streitsache desselben in Straßburg von 1439 vor und Köhler sichtete in seiner Ehrenrettung Guten-

bergs Geschichte zuerst urkundlich mit Hülfe der vorhandenen Materialien. Andrerseits wurden jedoch die harlemer Ansprüche durch van Oosten de Bruyn, Seitz und später durch Meerman wieder laut, konnten aber so wenig durchdringen, daß die harlemer gelehrte Gesellschaft endlich die Vertheidigung des angeblichen Erfinders Koster zu einer Preisaufgabe machte. Diese brachte 1816 Konings Abhandlung hervor, die mit vielem Scharfsinn, technischer und bibliographischer Kenntniß das Dasein einer eigenthümlichen typographischen Presse, vor Einführung der Buchdruckerkunst aus Deutschland in die Niederlande, also vor 1470, unwiderleglich darthat, dagegen in dem historischen Nachweis der angeblichen Entstehung dieser Presse bald nach 1420, ihres Urhebers und des Diebstahls, durch welchen sein Geheimniß an Gutenberg gelangt sein sollte, weniger befriedigend war und die erheblichsten Zweifel übrig ließ. Während in Holland in dem Glauben, den Sieg über Mainz nun errungen zu haben, dem harlemer Koster ein neues Denkmal gesetzt und das vierte Jubelfest daselbst, zum erstenmal abweichend, schon im Jahre 1823 begangen wurde, blieb Mainz gegen diese verstärkten Angriffe keinesweges müßig. 1837 kam das Gutenbergsmonument dort zu Stande, nachdem 1830 und 1836 Schaab und Wetter, in zwei ausführlichen polemischen Werken, Konings Beweisführung zu widerlegen und zu zeigen gesucht hatten, daß die Typographie nicht von Koster in Harlem, sondern von Gutenberg, und zwar nicht zuerst in Straßburg, sondern in Mainz erfunden worden, die harlemer und andere Erstlinge der Kunst außerhalb Mainz aber lediglich Auswüchse seiner Erfindung gewesen seien. Dieselbe Leidenschaftlichkeit und dieselbe Einseitigkeit, wie bei ihren Gegnern, hatte

auch sie verhindert einzusehen, wie sich die Buchdruckerei aus dem Briefdruckergewerbe entwickeln mußte und wirklich, bis auf einen gewissen Punkt, gleichzeitig an mehreren Orten entwickelt hat, und daß Gutenberg dieser Entwickelung nur auf eigenthümlichem Wege vorausgeeilt und sie durch ihn früher zu Ende gebracht worden ist. Endlich war ihre Auslegung jener wichtigen gerichtlichen Verhandlungen und ihre Darstellung des Fortgangs der Erfindung nicht von Irrthümern frei, weil sie sich von Vorurtheilen und von Zeugnissen, ohne vorher deren Zuverlässigkeit kritisch zu untersuchen, hatten leiten lassen.

Die deutschen Fest- und Jubelschriften, deren bei der vierten diesjährigen Feier eine so große Menge erschienen ist, haben sich darauf beschränkt, entweder den Werth und die Wichtigkeit der Buchdruckerkunst von dem gegenwärtigen Standpunkt aus zu betrachten, oder die Typographie in dem Prunke zu zeigen, mit welchem sie sich auf der jetzigen Höhe der Kunst zu umgeben vermag, oder eine Nachlese für die örtliche Buchdruckergeschichte zu halten, oder endlich die allgemeine Buchdruckergeschichte, in der bisher gewöhnlichen Art, zu behandeln und eine bis auf unsere Zeit fortgesetzte Übersicht derselben zu geben. Die Geschichte der Erfindung selbst hat sich dagegen in diesem, wie in den letzten Jahren überhaupt, keiner neuen, die streitig gebliebenen Fragen zur Entscheidung führenden Untersuchung zu erfreuen gehabt, wenn wir zwei Arbeiten ausnehmen, einmal den schon im 8ten Jahrgang der früheren Folge dieses Taschenbuchs erschienenen Abriß einer ältesten Geschichte der Druckkunst, insbesondere des Bilddrucks, und dann die neuesten Schriften Laborde's in Paris, namentlich seine Débuts de l'imprimerie à Strasbourg, in

denen er Gutenbergs dortige, und die Nouvelles recherches sur l'origine de l'imprimerie, in denen er seine typographische Thätigkeit in Mainz und die pfisterſche Presse in Bamberg beleuchtet. In jenem Abriß wird die Vervielfältigung von Bild und Schrift bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst herab verfolgt und über letztere eine vermittelnde Ansicht aufgestellt, nach welcher Gutenberg zwar nicht der einzige Erfinder war, aber seine Mitbewerber unter den Briefdruckern dergestalt übertraf, daß alles, was gleichzeitig durch sie geschah, nicht dagegen aufkommen konnte. Diese Ansicht hat Eingang gefunden, Falkensteins neue, reich ausgestattete Geschichte der Buchdruckerkunst ist ganz davon ausgegangen, auch Laborde hat vieles davon angenommen; aber in der Hauptsache tritt er auf die Seite der Holländer, indem er den harlemer Koster zum ersten Erfinder macht, Gutenberg nur als einen Nacherfinder gelten läßt und damit nicht zufrieden, selbst dasjenige umstößt, was über die ersten Pressen in Mainz und Bamberg als ausgemacht angesehen werden konnte. So wären wir denn wieder auf demselben Punkt wie vorher; die gemachten Zugeständnisse haben nichts geholfen, sie haben nur einen noch kühneren Gegner hervorgebracht, dessen Schriften, wenn auch nicht, weil sie von Paris kommen, aber doch wegen ihrer anscheinenden Unbefangenheit, technischen Gründlichkeit und anderer schätzbarer Eigenschaften Eindruck machen werden und, unserer Gutenbergsfeier zur Schmach, vielleicht lange das letzte Wort behalten.

Sollen wir dies ruhig mit ansehen und uns damit trösten, daß Gutenberg die meisten Stimmen und eine gewisse durch das Alter geheiligte Legitimität für sich hat? Freilich läßt sich alsdann ein so dreister Trumph nicht gut

ausspielen, wie in seiner augsburger Gedächtnißmedaille [1]). Oder sollen wir auf einen neuen Kampf eingehn und uns einer Gefahr aussetzen, der wir lieber aus dem Wege gehn, weil sie uns von einer empfindlichen Seite bedroht? Denn haben Sage und Dichtung historischen Personen, die durch ihre Thaten oder Schicksale unsere besondere Theilnahme erregen, einmal eine täuschende Färbung gegeben, oder sie wol gar in dramatischer Lebendigkeit uns vor Augen gestellt, und sind wir durch solche Eindrücke zu einem Idealbild von ihnen gekommen, so lassen wir uns ungern durch die Geschichte eines andern belehren und danken es ihr schlecht, wenn ihr eiserner Griffel sie jenes poetischen Schimmers rücksichtslos wieder entkleidet. Insbesondre sind wir geneigt, für welthistorische Entdeckungen, für neue Erscheinungen, die in der Geschichte der Wissenschaft und Kunst Epoche gemacht haben, einen bestimmten Urheber und Träger zu suchen. Dieser kommt uns vor wie ein Gott, aus dessen Hirnschale die neue Schöpfung völlig ausgerüstet hervorgesprungen ist; wie dem Atlas werden ihm Riesenkräfte beigelegt, um das ganze Werk allein auf seine Schultern zu nehmen; Bildsäulen und Denkmale werden ihm errichtet, um ihm, als dem Wohlthäter seines Geschlechts, Dank und Verehrung zu bringen; über seine Wiege entsteht ein patriotischer Wettstreit; jeder will ihn zu dem seinigen machen. Dies wird um so eher möglich, je weiter die Entstehung der Sache, für die ein subjektiver Anknüpfungspunkt gefunden werden soll, in das Dunkel der Vorzeit zurücktritt und je geringer die historische Kunde ist, welche die Unaufmerksamkeit der Zeitgenossen, oder ihre

---

1) **Dissimulare virum hunc, dissimulare deum est.**

Nichtahndung dessen, was aus kleinem Anfang Großes entstehen würde, übrig gelassen hat. Dazu kommt, daß der Mensch, in der Verherrlichung jedes andern Subjekts, zugleich sein eignes und seine ganze Gattung verherrlicht, ihn also schon die Eitelkeit dahin treibt, den Schlüssel zu den Fortschritten seines Geschlechts mehr in der sichtbaren Persönlichkeit einzelner Individuen, als in der unsichtbaren Kette von Ursache und Wirkung, mehr in der menschlichen Freiheit, als in einer über sie waltenden Nothwendigkeit zu suchen. Indeß ist die Geschichte in neuerer Zeit eine kritische und philosophische geworden; sie sucht die Basis, auf der die Weltbegebenheiten ruhn, den Boden, aus dem sie hervorgewachsen sind, nach seiner Breite und Tiefe zu erforschen; sie sieht in ihnen nicht mehr ein ewiges Auf- und Niederwogen; sie ahndet einen Weltgeist, der die Bewegungen nach höheren Gesetzen lenkt und in dem Webestuhl der Zeit die Kette zum Einschlag unterlegt. Da geht dann freilich das subjektive Einzelne immer mehr in den objektiven Zusammenhang des Ganzen unter; die erhabensten Geister verlieren an ihrem Glanz, wenn wir die Fäden verfolgen, an denen sie ihren Aufschwung nahmen, wenn wir die Stufen entdecken, welche ihre Vorgänger ihnen aufgebaut hatten. Ein Giotto, ein Columbus, ein Gutenberg, ein Shakspeare erscheinen nicht mehr als einzelne Fixsternsonnen, sondern als Sternhaufen, an deren Licht auch kleinere oder entferntere Sterne zusammengedrängt ihren Antheil haben. Mögen es daher die Anhänger des Hergebrachten, die philanthropischen Enthusiasten danken oder nicht, mag selbst der Vorwurf der Verkleinerungssucht, die sich am liebsten an berühmte Namen hängt, oder der Abtrünnigkeit an der Sache des Vaterlandes zu besorgen

sein, es ist nicht länger zu umgehn: die Geschichte Gutenbergs und der edelsten aller Erfindungen muß endlich von ihren Entstellungen entkleidet, die neuesten dagegen gemachten Einwürfe müssen sorgfältig geprüft und alle Ansprüche genauer gegen einander abgewogen werden. Dies ist in dem Folgenden versucht worden. Wenn sich daraus auch auf der einen Seite ergeben wird, daß Gutenberg die Buchdruckerkunst keineswegs von ihren ersten Elementen, sondern erst von den beweglichen Lettern an erdacht hat, indem sie, bis auf letzteres Hülfsmittel, schon vor ihm gewerbsmäßig betrieben wurde, daß in der Sphäre desselben Gewerbes andere, gleichzeitig mit ihm und an andern Orten, den Buchdruck mit beweglichen und sogar gegossenen Typen gleichfalls erfunden haben, ohne bis zur letzten Vollendung der Typographie, wie sie von Mainz über die Welt ausging, durchgedrungen zu sein und daß selbst diese letzte Vollendung früher durch einen andern, als durch ihn, zu Stande gekommen ist, so werden wir auf der andern Seite doch die Überzeugung gewinnen, daß Gutenberg, von einem, seinem Stande entsprechenden höheren Gesichtspunkt aus, die Aufgabe zuerst in ihrer ganzen Größe und Wichtigkeit erkannt und daß er nicht aus Noth, sondern aus freiem Antrieb seines erfinderischen Geistes und im Bewußtsein dessen, was damit erreicht wurde, deren Lösung schneller und vollständiger, als sich sonst erwarten ließ, mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit ans letzte Ende gebracht hat. Sollten ihm auch von dem Kranz der Unsterblichkeit dadurch einige Zweige und Blätter entgehn, so wird doch genug übrig bleiben, um würdig seine Stirn zu krönen; sein Recht, als Haupturheber zu gelten, und Deutschlands Stolz auf ihn wird sich einer gründlicheren Befestigung erfreuen

und auch anderwärts ein um so bereitwilligeres Anerkenntniß finden, je mehr wir selbst bereit gewesen sind, seinen Mitbewerbern gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Der vorgedachte Abriß einer Geschichte der Druckkunst, in welchem die Buchdruckerkunst nur kurz und beiläufig behandelt werden konnte, kommt der gegenwärtigen Arbeit sehr zu statten, indem er eine zweckmäßige Einleitung zu derselben abgibt und häufig darauf zu verweisen ist. Er soll, was die Buchdruckerkunst betrifft, weiter ausgeführt und berichtigt werden, wobei es nicht ohne einige Wiederholungen abgehn kann, die sich jedoch nur auf dasjenige beschränken werden, was hiezu und zur vollständigen Übersicht des veränderten Hauptgegenstandes nöthig ist. Die im Folgenden angeführten oder erläuterten Urkunden sind so häufig bekannt gemacht, daß deren vollständiger Wiederabdruck zu ersparen, und unter Bemerkung, wo sie zu finden sind, die Angabe ihres Inhalts oder einzelner Hauptstellen genügend war. Nicht eben so leicht sind Facsimiles und Proben der alten Drucke selbst zu entbehren, auf die zurückgegangen und von denen Beweise hergenommen werden müssen, die nur dann deutlich und überzeugend sein können, wenn sie sich mit unmittelbarer Anschauung verbinden. War schon deshalb das Verweisen auf andere Werke, welche dergleichen Proben enthalten und die nicht jeder gleich bei der Hand hat, unzulänglich, so ließ sich auf der andern Seite eine solche Zugabe weder mit dem Zweck noch mit dem Format dieses Taschenbuchs vereinigen. Um daher die Leser nicht ganz ohne ein Hülfsmittel zu lassen, welches selbst bei dieser mehr historischen, als bibliographischen Abhandlung, bis auf einen gewissen Grad,

unentbehrlich ist, sind auf zwei Tafeln die Titel [1]) der hauptsächlichsten, in derselben erwähnten Inkunabeln, in der eigenthümlichen Type ihres Texts, und einige Anfangsbuchstaben aus verschiedenen dieser Drucke zusammengestellt und dadurch dem Bedürfniß zum Verstehen und zur Versinnlichung dessen, was über Art und Größe, Charakter und Verwandtschaft der ersten Typen gesagt wird, wenigstens zur Noth genügt worden. Da alles, was auf das Entstehen der Typographie von Einfluß gewesen, hier in ein Ganzes vereinigt worden ist, ohne bei dessen Aufbau untüchtig befundenes Material mit anzuwenden, da sich durch den inneren Zusammenhang der Theile desselben und die Unterstützung, welche sie sich einander gegenseitig gewähren, auch da, wo sie nicht aus dem Eisen unumstößlicher Thatsachen oder Urkunden bestehn, die Richtigkeit und Festigkeit der Konstruktion bewährt und da alle Räume hinlänglich hell sind, oder das Licht, was sie von der Zukunft noch zu erwarten haben, ohne gewaltsame Veränderungen zulassen, so wird der Totaleindruck besser für diesen Bau im Vergleich mit jedem andern sprechen, als eine Polemik, die sich nur an Fehler im Einzelnen hängt, ohne sie in der Wurzel anzugreifen und die namentlich die mainzer und harlemer Streitschriften so ermüdend und doch so wenig ersprießlich macht. Das Ganze zerfällt in drei Hauptabschnitte, von denen sich der erste mit den Briefdruckern bis auf Gutenberg, der zweite mit diesem

1) Es ist bekannt, daß die ersten Drucke keine solche Titel an der Spitze haben, sie sind daher aus den Schlußschriften hergenommen oder aus Textworten zusammengesetzt worden.

und der dritte mit den Mitbewerbern um die Ehre seiner Erfindung beschäftigen wird.

Erster Abschnitt.

Die Briefdrucker bis auf Gutenberg.

Daß Gutenberg den xylographischen Buchdruck, d. h. den, vermittelst fester, in Holz geschnittener Schrifttafeln, schon vorfand, wird zwar jetzt ziemlich allgemein zugegeben; dieser erste gewaltige Schritt, welcher die Vorhalle der Typographie, wenn auch nicht ihre eigentlichen Pforten öffnete, wird jedoch noch häufig zu wegwerfend behandelt und überhaupt dem Gewerbe zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, welchem wir denselben zu verdanken haben. Es ist dies das Gewerbe der Karten- und Briefmaler, Briefdrucker und Formschneider, dessen Alter und Wesen und dessen Verhältniß rückwärts zu dem der Bücherabschreiber, vorwärts zu dem der Buchdrucker, noch sehr im Dunkeln liegt. Dem Mangel an hinlänglicher Bekanntschaft mit demselben sind die Fehlgriffe in der Geschichte der Buchdruckerkunst und in der Bibliographie des 15. Jahrhunderts, sowie die unrichtigen Ansichten über Gutenbergs Wirksamkeit und eigentliches Verdienst, hauptsächlich zuzuschreiben. Was schon in dem vorgedachten Abriß [1]) über jenes Gewerbe gesagt worden, bedarf, so weit es mit dem

---

1) Hist. Taschenb. 1837, S. 472, 482 u. f.

gegenwärtigen Zweck in nächster Verbindung steht, einer größeren Ausführlichkeit, wobei wir zuvörderst auch auf das des Abschreibens der Bücher einen näheren Blick werfen müssen.

Früher trieben dies die Geistlichen und Mönche ausschließlich, theils weil sie, als gelehrter Stand, sich zur Erhaltung literarischer Denkmale jeglicher Art berufen ansahen, theils um in der Einsamkeit des Klosterlebens für die, durch Gebet und geistliche Übungen nicht ausgefüllte Zeit eine nützliche und angemessene Beschäftigung zu haben. Sie beschränkten sich dabei nicht allein auf das eigene Bedürfniß und die Bereicherung der Bibliotheken der geistlichen Korporationen und Anstalten; selbst in den Klöstern wurde vielmehr nicht selten planmäßig daraus eine Erwerbsquelle gemacht. Nichtsdestoweniger war, in Folge der zunehmenden Bildung und nach Errichtung der hohen Schulen, der Bücherbedarf zu allgemein und zu groß geworden, als daß er sich ferner auf so beschränktem Wege hätte befriedigen lassen. Das Bücherabschreiben ging in ein weltliches Gewerbe über, ohne daß dadurch die fortwährende Thätigkeit der Klostergeistlichen im Bücherabschreiben wäre vermindert worden, wie denn z. B. die, in den Niederlanden erst kurz vor 1400 gestifteten Brüder des gemeinsamen Lebens, obgleich sie den eigentlichen Mönchsorden nicht beizuzählen sind, neben dem Schul- und öffentlichen Volksunterricht, sich zu ihrem Bestehen dem Abschreiben und dem Verkauf von Büchern, freilich nur von einer gewissen Gattung, sowie dem Buchbinden widmeten. Im 15. Jahrhundert lassen sich verschiedene Klassen in diesem Gewerbe außerhalb der Klöster bestimmt von einander unterscheiden.

Die erste ist die der Kalligraphen und Miniatoren für Prachthandschriften, die an den Höfen der Fürsten und bei den Vornehmen, in Italien sowohl als in England, Frankreich und Burgund, zu einem Lieblingsgegenstand des Luxus geworden waren. In den letzteren Ländern erhielt die Liebe für solche Handschriften ihre Hauptbeförderung durch die Lust an Poesien und romanhaften Erzählungen in den Landessprachen, durch den Aufschwung der Malerei, welchen die Gebrüder van Eyck hervorgebracht hatten, durch das Beispiel der Söhne König Johanns von Frankreich, von denen Herzog Philipp der Kühne von Burgund, in dem Eifer für Kunst und Bücher noch durch seinen Nachfolger Philipp den Guten übertroffen wurde, endlich durch den Reichthum und den hohen Kulturzustand der unter der Regierung des letzteren vereinigten Länder vom Jura bis an die Nordsee, welche den glänzendsten Staat des damaligen Europa bildeten. Von der Menge und dem Werth der Bücherschätze, die diese Fürsten zusammengebracht hatten, namentlich derer, die zu dem weitläufigen Kronmobiliar der burgundischen Herzöge gehörten, geben die erhaltenen Inventarien[1]) den besten Begriff. Sie wurden von den gardes joyaulx bei dem Kronschatz verwahrt; außer den kostbaren Einbänden an sich, steckten viele in eben so reichen Überzügen[2]); die meisten waren mit schönen Miniaturen der besten Künstler verschwende-

1) Barroi Bibliothéque prototypographique. Paris. 1830. gr. 8.

2) Estui de drap d'or, chemise de drap semée de marguerites, couverture en drap de satin, en veluyau, en damas, estriguier de semence de perles etc.

risch geschmückt [1]) und am stärksten mit Büchern besetzt die Rubriken Hystoires, Livres de Gestes (Ritterromane), Livres de Ballades et d'Amours, Chroniques de France, Oultre-mer (Reisebeschreibungen), Médicines, Astrologie. David Aubert, der Vorsteher der großen Manuscriptenwerkstatt (scriptorium) Philipps des Guten zu Brüssel, erklärte 1443 dessen Büchersammlung für die beträchtlichste und reichste in der Welt [2]). In den verschiedenen Bibliotheken der burgundischen Herzöge zu Brügge, Antwerpen, Brüssel, Gent u. a. befanden sich über 3000 meist Prachthandschriften. Dieselbe Bücherlust zeichnete auch andere Große aus, wie den Herzog Johann von Bedford, Regenten von Frankreich, Philipp von Cleve, und viele burgundische und französische Herren, namentlich jenen Louis de Bruges, Seigneur de la Gruthuse, aus deren Bibliotheken noch Überbleibsel vorhanden sind, welche von der Kostbarkeit derselben zeugen. Wenn es auch nichts weiter war, so wurde in den vornehmen Familien doch auf prächtige, auf Pergament geschriebene und mit Malereien verzierte Gebetbücher (Heures) gehalten, die man in einem Beutel oder in einer Kapsel am Gürtel trug und die als kostbare Erbstücke auf die Nachkommen übergingen.

Eine zweite Klasse von Abschreibern war die für den

1) Richement et grandement hystorié, hystorié de riches hystoires et enluminé bien richement, fort hystorié, hystorié en plusieurs lieux etc.

2) In der Vorrede seiner Chronik von Neapel, mit dem Zusatz: pourquoi il a journellement et en diverses contrées grands clercs, orateurs, translateurs et escrivains à ses propres gaiges occupés.

gelehrten Gebrauch, wo es mehr auf Richtigkeit als kalligraphische Schönheit ankam. Am frühesten waren diese auf den Universitäten einheimisch, also in Paris, der ältesten und Mutter der meisten übrigen, und in Deutschland damals in Köln, Erfurt, Prag, Heidelberg, Wien und Leipzig. Wurde in der vorigen Klasse meist auf Bestellung oder im bleibenden Dienst der Fürsten und Herren gearbeitet, so geschah es in dieser in der Regel zum Verkauf, entweder durch die Abschreiber selbst, oder unter Vermittelung von Buchhändlern. Hier war das Abschreiben auf die zu den Facultätswissenschaften gehörigen Bücher, die heiligen Schriften und Sammlungen des römischen und kanonischen Rechts, sammt deren Glossatoren, die Werke der Kirchenväter und Scholastiker, also auf den voluminösesten Theil der damaligen Literatur gerichtet. Die Anzahl der Abschreiber stand mit der Frequenz der Universität in Verhältniß und da die Bücher bei ihrer größeren Seltenheit und Kostbarkeit häufiger aus einer Hand in die andere gingen, oder zum vorübergehenden Gebrauch und zum Abschreiben erborgt wurden, so war das Gewerbe der Buchhändler und Buchverleiher eben so lebhaft und für den wissenschaftlichen Verkehr auf den Universitäten, fast noch wichtiger als das Abschreiben. Obgleich daher überall die librarii, stationarii, pergamenarii, scriptores und illuminatores zu den Universitätsangehörigen gerechnet wurden und sich derselben Privilegien wie diese zu erfreuen hatten [1]), so waren es doch hauptsächlich die beiden ersteren, deren Verhältnisse und Pflichten schon früh durch besondere Statuten bestimmt wurden.

---

1) Stiftungsurkunde der Univ. Heidelberg. Wilken, S. 7.

Worin sich die librarii von den stationariis unterschieden haben, ist undeutlich. Mit letzterem Namen belegte man ursprünglich jeden, der Waaren in stehenden Gelassen oder Buden öffentlich feil hielt, weiterhin scheinen vorzugsweise diejenigen, welche Bücher und Schriften in solcher Art ausstellten oder feil hielten, damit bezeichnet worden zu sein. Ebert [1]) will die librarii für bloße Büchermäkler, die stationarii aber für die eigentlichen Buchhändler halten, weil die pariser Statuten von 1275 und 1323, unter andern Vorschriften gegen den Wucher mit Büchern, die librarii mehr auf den Verkauf der ihnen in Kommission gegebenen beschränken und ihnen den Selbstankauf nur unter gewissen Bedingungen gestatten. Indessen ist nicht einzusehn, warum ihnen nicht ebenso, wie den stationariis [2]), sollte frei gestanden haben, Schreiber zu halten und sich für eigene Rechnung Bücherabschriften zum Wiederverkauf von ihnen fertigen zu lassen. Wer nicht als librarius oder stationarius aufgeschworen hatte, durfte nur Bücher unter 10 Sols an Werth verkaufen und keine Bude halten [3]). 1323 waren ihrer 28 in Paris vorhanden, darunter auch Ausländer und Frauen. Obgleich die Handschriftenmalerei auf die Bücher der Theologie und Rechtsgelahrtheit die wenigste Anwendung fand, so waren doch gemalte Titelverzierungen und Anfangsbuchstaben damals ein so gewöhnlicher Bücherschmuck, daß sie überall

---

1) Enzykl. v. Ersch u. Gruber. Art. Handel. Sect. II, Th. 2. S. 412.

2) Nullus stationarius habeat clericum ad liberandum exemplar, nisi - - sit juratus. Bulaei hist. univ. Paris. IV. 203.

3) Nec sub tecto sedeat ib.

nur ungern entbehrt wurden, daher auch bei den Universitäten geschworne illuminatores librorum nicht fehlen [1]). In Bologna werden 1297 nur stationarii genannt, aber als stationarii librorum (eigentlicher Bücher und größerer Werke) und peciarum (kleinerer Schriften und Hefte, von pecia, franz. pièce) unterschieden. Der gesammte Büchervorrath bei den dortigen Buchhändlern belief sich damals auf noch nicht viel über 100 Werke, fast allein juristischen Inhalts.

Außerhalb der Universitäten war die Anfertigung der Bücherabschriften und der Handel mit denselben solchen statutarischen und polizeilichen Beschränkungen, wie dort, nicht unterworfen, in den großen und volkreichen Haupt- und Handelsstädten, namentlich in den deutschen freien Reichsstädten war daher das Gewerbe der Schreiber und Illuminatoren nicht weniger blühend, ja noch lebhafter und hier finden wir eine dritte Klasse derselben verbreitet, die für uns die wichtigste, bisher aber gerade am wenigsten beachtet worden ist. Auch diese hat ihren eigenthümlichen, von den vorigen Klassen sehr verschiedenen Charakter, sie arbeitet weniger für die Gelehrten als für das gemeine Bedürfniß und für das Volk, sie führt uns endlich noch tiefer bis zu dem eigentlichen Handwerksstand herab. In England erscheinen in York 1415 unter den Gewerken, welche an den großen jährlichen Mysterienaufführungen (Play of Corpus Christi) Theil nahmen, escriviners (scriptores) und lumners (illuminatores), in London seit 1405 die Gilde der stationer, die neben Bücherabschriften aller Art, auch Abcbücher (absies), Paternoster, Ave

1) Ib. p. 597.

Maria's, Credo's und dergleichen kleinere Sachen für Andacht und Lehre, fabrikmäßig lieferte. Wie die pariser Buchhändler und Schreiber in dem Universitätsviertel (pays latin), so hatte sie in London, mit den Paternosterdrechslern, ihren Sitz in Paternoster Row, wo Straßennamen wie Creed-lane, Amen-corner, Ave-Maria-lane, sich davon herschreiben. Noch jetzt führt die Buchhändler- und Buchdruckerinnung in London den Namen Stationers Company, weil sich die ersten aus den Niederlanden dahin gekommenen Buchdrucker unmittelbar an die text-writer oder stationer daselbst angeschlossen hatten [1]). In den Niederlanden scheinen die S. Lukas-Gilden alle Gewerbe, welche sich mit bildender Kunst, Bild- und Schriftvervielfältigung beschäftigten, in sich begriffen zu haben. In dem antwerpner Privilegium dieser Gilde von 1442 sind neben den Malern, Bildhauern u. a. auch prenters (printer, Drucker) und verlichters (Illuminatoren) genannt, welche, nach Anwendung des Holzdrucks, an die Stelle der ehemaligen Schreiber und Illuminatoren getreten waren. In dieser Klasse sind Bild und Schrift am unzertrennlichsten mit einander verbunden, und der Unterschied, von welchem sich schon in der vorigen, bei den stationariis in Bologna, Spuren zeigten, zwischen der Beschäftigung mit größeren Artikeln, den eigentlichen Büchern, und kleineren, in Heften oder einzelnen Bogen und Blättern bestehenden, wird entschiedener. Das Hauptgewerbe ist das mit letzteren; der Verfertiger der Waare und der Händler mit derselben sind in der Regel eine Person, und seltener treten Einzelne heraus, welche an

1) Hansard Typogr. p. 237 u. f.

die librarii der vorigen Klasse erinnern und hauptsächlich größere Bücher, die aber auch dann einem eigenthümlichen Felde der Literatur angehören, feil haben. Ein solcher ist der Schreiber Dypold Laber, der die Kinder lert und mit seinen Bücherabschriften in der Reichsstadt Hagenau, nicht einmal der bedeutendsten im Elsaß, um die Mitte des 15. Jahrhunderts einen weit ausgedehnten Handel getrieben haben muß. Denn nicht genug, daß in einem in der heidelberger Bibliothek befindlichen Bande mit mehreren deutschen Handschriften, davon einige 1443 und 1447 in Schwaben geschrieben sind, eine Ankündigung der Bücher, die bei ihm zu haben sind, vorkommt [1]), so hat sich eine ähnliche, noch ausführlichere, seitdem auch auf dem ersten Blatt einer deutschen Handschrift der Legende von den heil. drei Königen in Westphalen [2]) gefunden, mit der Überschrift: **Item welcher hande bücher man gerne hat, groß oder clein, geistlich oder weltlich, hübsch gemolt, die findet man alle by diebold louber schriber in der burge zu hagenow.** Den Anfang macht **das groß buch genannt Gesta Romanorum mit den viguren gemolt,** welches jedoch nach der näheren Beschreibung nicht die, unter diesem Namen bekannte homiletische Novellensammlung, sondern ein mit den Mirabilia urbis Romae verwandtes und eine kurze Kaiser- und Pabst-Chronik enthaltendes Buch gewesen sein muß. Das übrige sind theils deutsche bekannte Helden- und andere größere Gedichte, wie der Parzival, Tristan, Freidank und viele andere, theils kleinere Erzählungen, von denen nur der

1) Wilken S. 406.

2) Mittheilung des Herrn Prem.-Lieut. C. Becker.

witfarn ritter, von eime getruwen ritter der sin eigen hertze gab umb einer schönen frowen willen, der ritter under dem zuber und sant Anshelms fraw, unbekannt zu sein scheinen, theils biblische und legendarische Bücher, wie ein gerymete bibel, ein salter (Psalter) latin und tütsch, epistein u. evangelien durch das jor, vita christy, das gantze passional winterteil u. summerteil, theils andere geistliche und Andachtsbücher, die XXIIII alten, bellial, der selen trost, der rosenkrantz, die zehn gebot mit glosen und sust cleine bette bücher, theils endlich weltliche prosaische Volksbücher, wie gute bewehrte artznien bücher, gemolte loßbücher (Wahrsagebücher) schachzabel gemolt, ein kaiserlich rehtbuch (Kaiserrecht) u. a. Hier ist fast alles gemolt, d. h. mit kunstlosen Federzeichnungen, die mit Wasserfarben bemalt sind, versehen; die poetische Volksliteratur ist am besten bedacht und der Stamm ganz derselbe, aus dem nachmals die bibliothèque bleue bei den Franzosen und bei uns die Schriften „gedruckt in diesem Jahr" hervorgegangen sind. Bei weitem zahlreicher sind jedoch in dieser Klasse die Arbeiter, welche lediglich mit den kleineren Artikeln, die unter der Benennung der Briefe begriffen wurden, sowie mit den Schulbüchern und einer besondern Art von Bilderbüchern, von denen schon in Labers Ankündigung einiges Ähnliche vorgekommen ist, zu thun haben. War dort noch das Übergewicht auf Seiten des Schreibers, so hat es hier der zum Briefmaler gewordene Illuminator, der zwar, wie in den vorigen Klassen, selbst zugleich Erfinder und Zeichner ist, aber weniger frei und selbstständig schafft, indem er nur gewisse stehende Vorbilder nachzuahmen oder

zu wiederholen hat und zwar nicht einzeln, sondern in Menge, daher hier bloße Übung an die Stelle der Kunstbildung tritt und die freie Pinselführung in ein maschinenmäßiges Anstreichen mit Farben, vermittelst der Patronen, übergeht. Wie nun gerade die genannten Artikel zu einem Gegenstand fabrikmäßiger Vervielfältigung werden und ein eignes Handwerk sich davon nähren konnte, wird erst klar werden, wenn wir ihre Beschaffenheit näher kennen gelernt haben.

Der damalige Schulunterricht lag lediglich in den Händen der Kirche, und wenn sich auch die Anstalten für denselben vervielfältigten und, neben den geistlichen Schulen bei den Domstiftern und Klöstern, Stadt- und andere weltliche Schulen entstanden, so blieb der Unterricht doch, seiner Materie wie seiner Form nach, bis auf das Wiederaufleben der klassischen Gelehrsamkeit und bis zur Reformation, überall in denselben Fesseln, in welche ihn die Theologie und Scholastik des Mittelalters geschlagen hatte. Die wissenschaftlichen Lehrfächer waren in den Kreis der sieben freien Künste gebannt, der sich in das trivium (Grammatik, Rhetorik und Dialektik) und das quadrivium (die übrigen) theilte, die lateinische, als gelehrte und Kirchensprache, eröffnete den Weg dazu, und ihre Grammatik war der Schlüssel, dessen sich der Schüler zuerst zu bemächtigen hatte. Die Elementarbücher, welche dabei zum Grunde gelegt wurden, waren seit dem früheren Mittelalter unverändert dieselben geblieben und der ganzen abendländischen Christenheit gemein, hauptsächlich der Donatus de octo partibus orationis, ein Auszug aus dem alten Grammatiker Aelius Donatus in Frage und Antwort, auch Donatus minor oder Donatus pro puerulis genannt

und das Doctrinale des Alexander (de Villa Dei oder Gallus), eines bretagnischen Minoriten aus dem 13. Jahrhundert, eine lateinische Sprachlehre in meist leoninischen Hexametern. Erasmus von Rotterdam, so gut wie Aldus Manutius in Venedig, hatten aus diesen trüben Quellen die Anfangsgründe ihrer Latinität schöpfen müssen, und das Ansehn derselben war so groß und so festgewurzelt, daß die ersten Versuche zu ihrer Verbesserung durch die Humanisten im Anfang des 16. Jahrhunderts als eine gefährliche Neuerung und Ketzerei betrachtet und von den Anhängern der alten Scholastik Himmel und Erde gegen sie in Bewegung gesetzt wurde. Schon daraus, daß im 15. Jahrhundert kein anderes so oft als diese Bücher gedruckt wurde, läßt sich abnehmen, wie groß ihre Vervielfältigung durch die Abschreiber vor Einführung der Druckkunst gewesen sein muß. Sowohl für die Abschriften, als für die ersten gedruckten Auflagen wählte man zwar am liebsten Pergament, als das dauerhafteste, indessen war der Verbrauch so erheblich und allgemein, daß es, so sehr auch schon die Kürze und geringe Ausdehnung dieser Bücher ihre Erneuerung erleichterte, bald zu einem Gegenstand der technischen Industrie werden mußte, sich solche noch leichter zu machen. Ebenso, wenn gleich in geringerem Grade, verhielt es sich mit andern Elementarbüchern, von denen, weil sie uns in der Folge wieder begegnen werden, hier noch einige zu nennen sind. Für Logik und Dialektik war das Hauptbuch die Summula logica des Petrus Hispanus, der für eine Person mit Johann XXI. (zum Papst erwählt 1276), gehalten wird und von diesem Buch auch der Summulator hieß. Für die Sittenlehre standen oben an die Disticha de moribus

eines Dionysius Cato, den man wohl mit dem alten Cato Censor verwechselte, der Facetus, ein Supplement zum vorigen, der Floretus S. Bernardi oder die Flores virtutum und einige andere, die späterhin unter dem Titel Auctores VIII morales zusammen gedruckt worden sind. So viel auch durch die bessere Richtung, welche Reuchlin und Erasmus den philologischen Studien gegeben hatten, für die Verdrängung dieser und anderer barbarischer Schulbücher eines finstreren Zeitalters geschehen war [1]), so behaupteten sie sich doch noch lange, namentlich in den katholischen Schulen, wie wir an Fischarts satirischem Verzeichniß in seinem Kapitel über Gargantua's Erziehung [2]) sehn, wo manches noch auf die angeführten hinweist.

Der Religionsunterricht in den Schulen beschränkte sich auf die Glaubensregeln und Gebetsformeln; so unzulänglich er in dieser Art aber auch war, so ergänzten ihn und setzten ihn über die Schule hinaus fort Predigten und Lehrvorträge, die auch außerhalb des gewöhnlichen Gottesdienstes und der Kirche, an öffentlichen Orten und in außerordentlichen Versammlungen, die der Ruf des wandernden Predigers oder andere Veranlassungen herbeizogen, an den gemeinen Mann in der Landessprache gerichtet wurden. Am thätigsten waren in dieser Beziehung

1) Videmus quantum profectum sit paucis annis. Ubi nunc est Michael Modista, ubi glossema Jacobi, ubi citatur catholicon brachylogus aut Mammaetrectus, quos olim, ceu rarum thesaurum, aureis literis descriptos habebant monachorum bibliothecae. Erasmus de ratione conscrib. epist. 1534 p. 71.

2) Gargantua. Ed. 1590. S 269 u. f.

die Bettelorden, die in Folge der großen, ihnen von den Päpsten verliehenen Begünstigungen, die gewöhnliche Pfarrgeistlichkeit fast ganz außer Wirksamkeit gesetzt und sich seit dem 13. Jahrhundert der Predigt, der Seelsorge und des Volksunterrichts hauptsächlich bemächtigt hatten. Der große Haufe der Bettelmönche war an sich ohne gelehrte Kenntniß, bis auf die des gewöhnlichen Kirchenlateins und wurde derselben durch wanderndes Leben und durch seinen Umgang mit den niederen Volksklassen noch mehr entfremdet. Waren sie dadurch auf der einen Seite besser befähigt, zu der Fassungskraft und Sprache derselben herabzusteigen und desto eindringlicher auf sie zu wirken, so waren sie auf der andern Seite zu unwissend, um selbst, für ihre Vorträge, aus den Quellen schöpfen zu können, sie bedurften eben so eines kurzen und faßlichen Leitfadens und homiletischer und katechetischer Hülfsmittel, wie ihre Zuhörer eines Anhalts für das Gedächtniß und die Erinnerung. Beiden Zwecken entsprachen die Bilderbücher, von denen nun die Rede ist. Schriftkundige und belesene Geistliche hatten zu dem Ende, zum Theil schon früh, die Mysterien des neuen und die Beziehungen des alten Bundes auf dieselben, so wie einzelne Bücher der Bibel, besonders das hohe Lied und die Apokalypse, das Leben Jesu und der Jungfrau Maria, oder die Glaubens- und Gebetsformeln, die an gewisse Zeiten gebundenen Andachten, die Todesbetrachtungen und die letzten Dinge, in eben so viel sinnige und in sich abgeschlossene Bildercyklen ausgeprägt, und diese, theils durch die Folge und Zusammenstellung der Vorstellungen, theils durch Hinzufügung von Bibelsprüchen oder kurzen auslegenden Andeutungen, zu einem willkommenen Führer für den

niederen, an Bildung, wie an Mitteln armen Mönchsstand gemacht. Das älteste dieser Bücher ist die Armenbibel, eine bildliche Durchführung der Typologie, die Christus und die Mysterien des Neuen Testaments schon in dem Alten Testament vorgebildet zeigt. Sie enthält letztere auf 40 Tafeln, von der Verkündigung an bis zur Belohnung der Seligen, und zwar jede zwischen zwei vorbildlichen Nebenvorstellungen aus dem Alten Testament, mit Halbfiguren der Propheten und Altväter darüber und darunter. Der Text besteht aus einem leoninischen Vers zu jeder Haupt- und Nebenvorstellung, aus Stellen der Propheten auf Spruchzetteln bei denselben und aus einer, in den Ecken oben rechts und links, angebrachten kurzen Hinweisung auf die Quelle der Nebenvorstellungen im Alten Testament, mit Inhaltsanzeige und Erklärung ihrer typischen Beziehung auf das Hauptbild. Später ist sie bald bis auf 50 Hauptvorstellungen erweitert, bald mit Weglassung der unwesentlichsten abgekürzt worden. Sie entstand am frühsten, vielleicht gab ein in der mittelalterlichen Kirche vorkommender Gebrauch die erste Veranlassung dazu, nach welchem der Priester vor dem Ambo, während des Lesens der heiligen Geschichten, eine Rolle zu entfalten pflegte, auf deren, der Gemeinde zugekehrter Seite der vorgelesene Abschnitt in Bildern vorgestellt war, für diejenigen, welche die Worte nicht verstanden oder ihnen nicht folgen konnten. Manuscripte derselben, zuweilen von der prächtigsten Miniaturmalerei, gehen wenigstens bis ins 13. Jahrhundert hinauf und zeugen von der Werthschätzung, welche sich dieses Buch auch in den höheren Kreisen zu verschaffen gewußt hat. Die Anordnung ist darin im wesentlichen dieselbe, wie in den xylographischen

Drucken, nur daß in diesen jedes Blatt die Gestalt einer Altartafel mit Flügeln, wo das Hauptbild in der Mitte steht, angenommen hat. Der Spiegel des Heils ist eine Umarbeitung der Armenbibel zu einer fortlaufenden Darstellung des Sündenfalls und des Erlösungswerks durch Christus in 45 Kapiteln, welcher dieselbe, zwar etwas abgekürzte, dafür jedoch vorn und hinten mit Zusätzen versehene Reihe der Haupt- und Nebenvorstellungen zum Grunde liegt; die zu jedem Kapitel gehörigen aber sind, mit Weglassung der Propheten, bis auf vier und in den letzten Kapiteln bis auf acht erweitert und statt aller andern Schrift, ist außer einer kurzen Inhaltsanzeige unter jedem Bild, ein ausführlicher gereimter Text bei jedem Kapitel, mit einer Vorrede und Inhaltsanzeige an der Spitze des Ganzen, hinzugekommen. In dieser Gestalt scheint das Werk, welches früh in die Landessprachen übersetzt worden und von welchem es eben so prächtige Miniaturhandschriften, wie von der Armenbibel giebt, nach einigen derselben 1324 zusammengetragen zu sein und der Verfasser sagt ausdrücklich am Schluß der Vorrede: er habe sie für die armen Prediger hinzugefügt, damit sie, wenn ihnen das ganze Werk zu theuer wäre und sie mit den Geschichten bekannt sind, schon aus der Inhaltsanzeige predigen können [1]). In den Drucken sind die Kapitel bis auf 29 zusammengezogen. An die Armenbibel schließt sich zunächst das Hohe Lied, welches die Beziehungen desselben auf die

---

1) Predictum enim prohemium de contentis hujus libelli compilavi et propter pauperes predicatores apponere curavi, qui si forte nequiverint totum librum comparare, si sciunt hystorias, possunt ex ipso prohemio predicare.

Jungfrau anschaulich macht, die hier nicht die Mutter Christi, sondern eine Personification der Kirche, oder der gläubigen Seele als Gottesbraut ist. Es besteht nur aus 16 Bildtafeln, jede zu zwei Vorstellungen mit Schriftzetteln, auf denen die Textstellen, ohne weitere Erklärung als durch die Bilder, stehen. Wie die Armenbibel eine Erfindung der Benediktiner und bei ihnen hauptsächlich in Ansehn gewesen zu sein scheint, so verdankt diese Bilderreihe den Minoriten ihre Entstehung, indem sich auf dem ersten Bilde ein Klosterhof dieses Ordens mit arbeitenden Mönchen zeigt. Von derselben Art ist ferner die Offenbarung Johannis, die seine Legende und seine apokalyptischen Visionen in 48 bis 50 Tafeln, jede mit einer oder zwei Vorstellungen enthält, und wo die Schrift auf Zetteln, Täfelchen oder ganz frei im Bilde steht und eine Anzeige des Inhalts oder die Stellen der Apokalypse zusammen mit ihrer Auslegung und Deutung enthält. Das beliebteste Buch dieser Art ist die Kunst zu sterben, welches im 15. und 16. Jahrhundert in alle Landessprachen übergegangen und am öftersten wiederholt und umgearbeitet worden ist. Hier wird in 11 Tafeln vorgestellt, wie die Teufel durch Versuchung zum Unglauben, zur Hoffnungslosigkeit, zur Ungeduld, zur Hoffahrt und zum Geiz die Seele des Sterbenden an sich zu ziehen, die Engel aber sie ihnen durch gute Eingebung zu entreißen suchen und wie ein seliger Tod zu gewinnen ist. Außer einer Vor- und Nachrede, steht jeder dieser Tafeln, mit Spruchzetteln darin, eine ganze Textseite in Prosa gegenüber, wodurch das Ganze die Gestalt eines gewöhnlichen Buches gewinnt. Die übrigen Bilderbücher gehören Deutschland ausschließlich an und haben, bis auf die ars memo-

randi, das Buch der Könige, das Paternoster, die unbefleckte Empfängniß der Maria, die Legende vom heiligen Kreuz und einige Kalender, nicht wie jene lateinischen, sondern deutschen Text. Sie nähern sich bald der Gestalt des einen oder andern der vorgedachten und es kann ihrenthalben auf dasjenige verwiesen werden, was schon an einem andern Ort [1]) über sie gesagt worden ist. Nächst der Armenbibel und dem Heilsspiegel sind die Passion, der Todtentanz, der Antichrist, die sieben Freuden und Leiden der Maria, wenigstens ihrer Wurzel nach, die ältesten, andere sind erst im 15. Jahrhundert entstanden. Ihnen schließen sich in ähnlicher Art nur wenige Bücher weltlichen Inhalts an, die den Kalender, die Planeten und die Chiromantie betreffen und den Schulbüchern näher stehn, weil sie auf Befriedigung weltlicher Bedürfnisse, unter denen die Wahrsagekunst oben an steht, ausgehn. Die geistlichen Bilderbücher unterscheiden sich vor andern dadurch, daß die Bilder nicht, wie sonst, zur Erklärung des Textes, sondern umgekehrt der Text zur Erklärung der Bilder dient, welche darin, besonders in Bezug auf die Laien, die Hauptsache sind. Der Grundsatz, daß die Bilder die Bücher der Ungelehrten sind [2]), war in der katholischen Kirche des Mittelalters so vorherrschend, daß selbst das Tridentinum [3]) noch dessen Anwendung und

1) Hist. Taschenbuch 1837, S. 540 u. f.

2) Imagines ideotarum libri.

3) Sess. 25. Illud vero diligenter doceant Episcopi per historias mysteriorum nostrae redemtionis, picturis vel aliis similitudinibus expressis, erudiri et confirmari populum, in articulis fidei commemorandis et assidue recolendis.

Nützlichkeit in einer Weise empfiehlt, aus der man schließen möchte, die Väter des Concils hätten jene alten Bilderkreise dabei unmittelbar im Sinn gehabt. Daher wurde die Passion, die Erlösung, die Legende vom Antichrist in den Mysterienspielen des Mittelalters dramatisch vorgestellt, daher die Armenbibel in Skulptur und Glasmalerei häufig wiederholt und in Altartafeln Zusammenstellungen daraus hergenommen, daher der Todtentanz auf Kirchhofswänden gemalt, der den Dominikanern Gelegenheit zu ihren Bußpredigten gab, daher von den Franziskanern die Kreuzgänge mit der Folge der Leidensstationen errichtet und Andachten und Ablässe daran geknüpft, daher endlich das unerschöpfliche Bestreben dieser Orden zu den älteren Bildercyklen neue, besonders in Bezug auf die Marienverehrung, hinzu zu erfinden. Wie sehr die Menge darauf hielt und wie nothwendig sich diese Bilderreihen gemacht hatten, geht schon daraus hervor, daß die hauptsächlichsten derselben, wie die Armenbibel, Apokalypse, der Todtentanz, die 15 Zeichen des Weltendes u. a. aus den xylographischen Büchern, als diese aufhörten, freilich nun mit Verlorengehn ihres ursprünglichen Zwecks und mehr als andächtiges Spielwerk, sich bis auf die Reformation in die Randleisten der gedruckten Gebetbücher (Heures) flüchteten, deren Hauptfabrik in Paris war, von wo aus Frankreich, die Niederlande und England damit versorgt wurden. In diesen Heures wird ihrer oft, zur besondern Empfehlung der Ausgabe, auf dem Titel gedacht [1]), ja wohl mit dem

1) Una cum figuris biblie, apocalypsis, chorea lethi, novisque effigiebus decorate (in Heures der heil. Jungfrau, bei Kerver 1517). Avec les figures de l'apocalypse et plusieurs aultres histoires (in römischen Heures, bei Hardouin 1510).

besondern Zusatz faictes à l'antique (wie in pariser Heures bei Vostre 1507). Ebenso wird in dem Privilegium von Geoffroy Tory von 1524 gesagt qu'il ha faict et faict faire certaines histoires et vignettes à lantique... pour icelles faire imprimer et servir à plusieurs usages d'heures, womit jene althergebrachten Bilderkreise gemeint sind, denen also selbst dieser Neuerer, welcher zuerst den Styl der Renaissance in die pariser Heures einführte, noch nicht zu entsagen für gut fand. Früherhin und bis auf das 15. Jahrhundert machte selbst das Latein, als Kirchensprache, die Bilder für den Laien, der dasselbe nicht verstand, unentbehrlich, denn wenn auch vor Luther schon Bibelübersetzungen in den Landessprachen vorhanden waren, so konnte die Bibel, hätte es auch die katholische Kirche gestattet, doch vor Erfindung der Typographie kein Gemeingut werden. Die Evangelien, Lectionen und Glaubensformeln wurden beim Gottesdienst nur lateinisch gehört, ein Katechismus als Volksbuch war noch nicht vorhanden, und wenn auch den Zuhörern alles dies in der Landessprache wiederholt und ausgelegt wurde, so fehlte es ihnen doch an einem Hülfsmittel, um das Wesentliche im Gedächtniß festzuhalten und für die Erinnerung zu bewahren. Hieraus erklärt sich, daß diese Bilderbücher ebenso von den Geistlichen wie von den Laien gesucht, und daß sie nach Einführung des Holzdrucks ein Hauptartikel für die Vervielfältigung durch denselben werden mußten. Sie sind aber vorher schon nicht minder handschriftlich vervielfältigt worden, daher die meisten ebenso oft oder mehr in Handschriften, als gedruckt noch übrig sind. Natürlich erhielten sie sich in den Klöstern am längsten, wo daher auch fast alle noch vorhandene Exemplare gefunden worden sind.

Die Bedeutung und Wichtigkeit derselben für ihre Zeit ist in der unsrigen unerkannt geblieben. So sehr sie auch nach Finsterniß und Aberglauben schmecken, so erfreuen sie doch durch die Naivetät ihrer Behandlung der Religionsgegenstände, die selbst den Humor nicht davon ausschloß, aber freilich, nach Reinigung des katholischen Lehrbegriffs in Folge der Reformation, insbesondere an den Jesuiten solche Feinde fand, daß sie von ihnen mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden ist. Unser Urtheil über das, was vor dieser Umgestaltung für die Kenntniß der heiligen Schrift, die weniger wegen ausdrücklicher Kirchenvorschriften, als aus anderen Gründen den Laien unzugänglich blieb, so wie für Religions- und Sittenlehre geschehen ist, würde ein andres sein, wären sie der Geschichte des homiletischen und katechetischen Unterrichts bisher nicht gänzlich entgangen. Dieses mag denn auch entschuldigen, wenn wir uns länger bei ihnen aufgehalten haben, als es für unsern Zweck nothwendig scheinen möchte.

Die Hauptmasse dessen, was dem Schreibergewerbe dieser Klasse Beschäftigung gab, waren endlich die Briefe. Unter breve wurde im Mittelalter jede Schrift auf einzelnen Bogen oder Blättern, also Register und Verzeichnisse, öffentliche Urkunden, Verordnungen und Schreiben verstanden; daraus entstand das deutsche Wort Brief in seiner weitesten Ausdehnung und wegen der engen Verbindung von Bild und Schrift, ging der Name ebenso auf einzelne Bilderbogen oder auch auf Bildblätter, die nicht zusammengeheftet wurden, mithin sogar auf die Spielkarten über. Der Bedarf an letzteren wuchs mit der reißenden Überhandnahme des Kartenspiels, aber noch größer war der von Andachts- und Heiligenbildern. Der

Bilderdienst, die Marien- und Heiligenverehrung hatte den höchsten Gipfel erreicht, die Bilder waren ebenso Bedürfniß für die Kirche als für das Haus, auch die Privatandacht konnte ihrer nicht entbehren, jeder wollte seinen Heiland, die Madonna, seinen Schutz- und Namensheiligen unmittelbar in der Nähe haben. Waren Gemälde und geschnitzte Kruzifixe theuer, so konnte sich doch selbst der Ärmste ein Papierbild kaufen, wie sie dutzendweis, in rohen Umrissen und vermittelst der Patronen mit Farben überstrichen, verfertigt wurden. Diese pflegte man in die Bücher, oder nach Analogie der Anweisung wegen der Gebote Gottes [1]), an die Wände und Thüren zu kleben, eine Sitte, die sich bei dem gemeinen Mann bis in die Zeiten des 30jährigen Krieges erhalten hat und noch jetzt in katholischen Ländern nicht ausgestorben ist. So antwortet im Simplizissimus das rohe Waldkind auf die Frage: ob es nichts von unserm Herrgott wisse? dem Einsiedler im Spessart: ja, er ist daheim an unserer Stubenthür gestanden, auf dem Hellgen. Meine Mutter hat ihn von der Kirmse mitgebracht und dahin gekleibt [2]). Hellgen, in Schwaben Halgen und Hälgle, hießen (a potiori, von den Heiligen) die bunten Bilderbogen überhaupt [3]); die Illuminatoren, welche sie verfertigten, bei den Franzosen dominotiers, weil das Wort dominus im Mittelalter ebenso zur Bezeichnung Gottes als der Heiligen gebraucht wurde [4]), bei

1) Deuteron. c. 6, 9. scribesque ea in limine et ostiis domus tuae.

2) v. Bülows Ausg. Leipzig 1838, S. 20.

3) Breitkopf Spielk. II, 156.

4) Du Cange Glossar. s. v. dominus.

den Deutschen Briefmaler, Benennungen, die ihnen blieben, auch nachdem sie sich des Holzschnitts und der Druckkunst bedienten, also zugleich Formschneider und Briefdrucker wurden.

Die Geschäfte des Schreibers und Briefmalers, sowie später des Formschneiders und Briefdruckers, waren in dieser letzten Gewerbsklasse während des 15. Jahrhunderts meist in einer Hand, denn nicht nur die artistischen Erfordernisse für Schrift und Bild waren in derselben geringer und einer solchen Vereinigung daher günstiger, sondern der Schreiber hatte hier für sich allein nicht Beschäftigung genug. Ihm blieben nur die wenigen und kleinen Schulbücher übrig, die Texte, welche den Bilderbüchern, die Gebete, welche den Andachts- und Heiligenbildern beigeschrieben wurden, sowie die Verordnungs- und andere Abschriften, welche, so weit die besoldeten Schreiber oder die Notarien nicht ausreichten, bei ihm etwa bogenweise bestellt wurden, und selbst wenn er zugleich Briefmaler war, konnte er an manchen Orten doch davon allein nicht leben, daher zuweilen die Kartenfabrikation oder kleine Kirchen-, Schul- und städtische Bedienungen, das Buchbinderhandwerk u. a. damit verbunden wurde. Aber auch nach Einführung der Druckkunst ging in dem Briefdrucker der Schreiber nicht ganz unter. Neben ganz xylographischen Ausgaben von Bilderbüchern, finden wir nämlich gleichzeitig andere, in denen nur die Bilder Holzschnittabdrücke, der Text aber geschrieben ist [1]), oder ganz xylographische lateinische Ausgaben, welche mit einer

1) Z. B. in der heidelb. Bibl. deutsche Handschr. N. 438 eine Armenbibel und N. 34 eine Kunst zu sterben.

handschriftlichen deutschen Übersetzung des Textes, für diejenigen, welche des Lateinischen nicht mächtig waren, durchschossen sind [1]). Überall, wo der Begehr für den mühsamen Holzschnitt nicht lohnend genug war, sehen wir daher den Schreiber wieder hervortreten. Erst im 16. Jahrhundert während der größten Blüthe des Briefdruckergewerbes neben dem der Buchdrucker, trat eine Theilung der Arbeit ein, wodurch sich der Erfinder und Vorzeichner (Reißer, adumbrator) von dem Formschneider (sculptor) und dieser von dem Briefmaler (illuminator imaginum) wieder sonderte. Daß aber gerade die unterste und handwerksmäßigste Klasse der Schreiber und Illuminatoren, von der zuletzt die Rede gewesen, im 15. Jahrhundert die nächste Veranlassung hatte, sich des, sei es auf welchem Wege es wolle, bekannt gewordenen nassen oder Farbdrucks, als leichteres Vervielfältigungsmittel für Bild und Schrift, zu bemächtigen und es zuerst auf Spielkarten und Umrißbilder zum Ausmalen, dann aber auch auf mühsamere Schrifttafeln, mit Bildern vermischt oder mit Text allein, anzuwenden, bedarf nach dem, was über die Natur und Geringfügigkeit ihrer Artikel und den starken Begehr nach denselben gesagt worden, keines weiteren Beweises. Wenn Laborde [2]) der Meinung ist, die Erfindung der Druckkunst habe nur von Werkstätten der Goldschmidte, nicht der Schreiber und Briefmaler ausgehn

---

1) Z. B. eine Armenbibel, in der heidelb. Bibl. deutsche Handschr. N. 34, und in dem berliner Museum; eine Apokalypse, in der K. K. Bibl. zu Wien, im berliner Museum, der wolfenb. Bibl. und an andern Orten.

2) Artiste 1839, T. IV, p. 114.

können, weil nur bei dem Goldschmidt alle Elemente derselben in einer Hand waren, die Metallplatte, die eisernen Instrumente, das Öl zum Putzen und die Schwärze, um zu sehn, wie seine Arbeit sich ausnimmt, die Polirwerkzeuge, deren er sich zum Anreiben des Abdrucks bedienen konnte, endlich das Papier, womit er die Zeichnung durchbauste, wogegen der Schreiber und Briefmaler nur seine Feder, Pinsel, Farben und Schablonen hatte, so wollen wir darüber nicht mit ihm rechten, ja, es läßt sich noch hinzusetzen, daß der Goldschmidt der erste war, welcher Zeichnung und Schrift in ebene Metallplatten ausschnitt und daß der Holzschnitt von der sogenannten geschrotenen Arbeit desselben abzuleiten ist [1]). Indessen ist zu bedenken, daß das Bedürfniß eher zu Erfindungen führt, als der bloße Besitz der materiellen Erforderniße dazu, und daß das Bedürfniß ohne Zweifel in weit größerem Grade bei dem Gewerbe vorhanden war, welches sich allein mit Vervielfältigung von Schrift und Bild fabrikmäßig beschäftigte und deshalb die meiste Ursache hatte, sich solche durch andere Mittel als die bloße Menschenhand zu erleichtern, nicht aber bei dem Goldschmidt, bei welchem das Ausgraben von Bild und Schrift in Metallflächen nur Nebensache und deren Vervielfältigung nicht die Absicht war, ja, dem dabei nicht einmal an Probedrucken liegen konnte, da seine Arbeit nur durch Ausfüllung der Vertiefungen und Striche mit schwarzem Kitt oder Niello vollendet und so erschien, wie sie erscheinen sollte. Zudem sind keine Spuren da, daß von geschrotener Metallarbeit früher als von Holzschnitten Abdrücke genommen worden sind, und der erste datirte

1) Hist. Taschenb. 1837, S. 493—96, 568 u. f.

Holzschnitt, der buxheimer S. Christoph von 1423, hat ein früheres Datum als der älteste datirte Metallschnitt, der S. Bernhardin von 1454 in Paris.

Sei dem aber, wie ihm wolle, für den gegenwärtigen Zweck kommt es nur darauf an, wo und wann die Schreiber und Briefmaler (zu denen auch die Kartenmacher gerechnet werden können) den Holzdruck auf die Schriftvervielfältigung zuerst angewandt und in welchem Umfang sie sich desselben bis auf Gutenberg bedient haben. Koning versperrte sich den rechten Weg zur Beantwortung dieser Frage selbst, indem er, auf Junius Autorität, seinen Koster nicht blos als Erfinder der mobilen Lettern, sondern des Farbdrucks überhaupt ansah und daher alles, was dieser Ansicht entgegensteht, entweder überging oder wegzuräumen suchte. Laborde schreibt die Erfindung des Farbdrucks zwar nicht dem Koster und überhaupt keiner bestimmten Person, sondern den niederländischen Goldschmidten und Stechern (orfevres-graveurs) im allgemeinen um 1400 zu. Da er, wie Koning, aber den Koster die beweglichen Lettern schon 1423 erfinden läßt, so kommt es ihm eben recht, daß der für den ältesten datirten Holzschnitt gehaltene, mit 1423 bezeichnete S. Christoph, in dem allein echten, jetzt bei Lord Spencer in England befindlichen Exemplar, mit der Presse und vollkommener Buchdruckerschwärze gedruckt ist. Er macht ihn zu einem niederländischen Produkt und braucht ihn als thatsächlichen Beweis, daß die Niederländer schon in diesem Jahr, also lange vor Gutenberg, so zu drucken verstanden haben, indem er gegen die Zweifel, daß dies das Druckjahr sei [1]),

1) Hist. Taschenb. 1837, S. 505 u. f.

als gegen eine tadelnswerthe Bemühung eifert, in einer ohnehin so dunkeln Sache, den einzigen festen Boden unter den Füßen hinwegzuräumen. Diese Zweifel sind jedoch um so mehr an ihrem Ort, als niemand in Abrede stellen wird, daß folgende Fälle wenigstens möglich sind. Entweder kann die Jahrzahl unrichtig sein, oder sie kann sich auf ein anderes Datum, als das der Verfertigung des Holzschnitts beziehn, oder der Abdruck kann erst nach einigen Dezennien von der alten Platte, mit der inzwischen erfundenen Presse und Druckerschwärze, gemacht sein. Diese Fälle sind aber nicht blos möglich, sie sind sogar die wahrscheinlichsten, wenn wir an die vielen Fehler in den Druckjahren der gedruckten Bücher des 15. Jahrhunderts [1]) denken, so lange man sich dazu der römischen Zahlen bediente, und wie leicht durch Auslassung eines einzigen Strichs (l) der Holzschnitt anscheinend um 50 Jahr älter wurde, als er wirklich war; wenn wir erwägen, wie überaus selten und ungewöhnlich die Beifügung des Jahrs der Verfertigung oder des Drucks in einzelnen Holzschnitten, Kupferstichen oder selbst in gedruckten Bücher vor 1460 ist, wie leicht sich der Vers unter dem S. Christoph [2]), also auch die Jahrzahl, auf ein Mirakel oder ein Original-Votivbild beziehen läßt, wie unglaublich es ist, daß Israel v. Meckenen dies und kein anderes der unzähligen S. Christophsbilder, erst 80 Jahr nach dem Holzschnitt sollte in Kupfer gestochen haben.

---

1) Koning Bydragen. I, 89 u. f.

2) Christophori faciem die quacunque tueris
Illa nempe die mala morte non morieris.

Daß es [1]) in einer älteren schwäbischen Mönchshandschrift eines dortigen Karthäuserklosters gefunden wurde, läßt eher oberdeutschen, als niederländischen Ursprung voraussetzen, und auch wenn sich niederländischer Kunststyl darin entdecken ließe, so würde solches nicht entgegenstehn, da dieser Kunststyl bis auf Martin Schön in ganz Deutschland der vorherrschende war. Übrigens ist S. Christoph in den verschiedensten Gegenden Deutschlands ein ebenso viel verehrter Heiliger, als in den Niederlanden gewesen. Die beigesetzte Jahrzahl allein berechtigt daher keinesweges zu dem Schluß, daß das Blatt 1423 nicht nur geschnitten, sondern auch der Druck mit der Presse und mit Buchdruckerschwärze von demselben Jahre sei. Formenschneider und Briefdrucker gab es um diese Zeit und früher in Deutschland so gut als in den Niederlanden, obwohl sparsamer als in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Nach den, in einigen deutschen Reichsstädten angestellten Nachforschungen in den Steuer-, Bürger- und anderen städtischen Registern, kommen in Ulm, den einzigen Ulrich im Jahr 1398 ausgenommen, erst von 1440 ab eine Menge von Formschneidern vor, in Nürnberg ist Hans Formsneider von 1449 ab der einzige in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, in Nördlingen desgleichen der Briefdrucker Wilhalm seit 1428, wogegen Kartenmacher und Kartenmaler in derselben Zeit häufiger sind. In den Niederlanden ist von den printers noch keine frühere Spur, als in

1) Facsimile bei Otley Origin. I, 90 und Falkenstein S. 16; in der untreuen Rolandschen Kopie bei Murr, und nach dieser häufig bei Jansen, Heller und andern.

dem Privilegium der S. Lukasgilde zu Antwerpen von 1442 entdeckt worden [1]).

Dies hindert jedoch nicht, dem xylographischen Bücherdruck der Niederlande die Priorität vor dem deutschen zuzugestehn. Nach dem ersten Bekanntwerden des Farbdrucks ist er, mittelst in Holz geschnittener Formen, aller Wahrscheinlichkeit nach, eine Zeitlang nur auf Spielkarten und Andachtsbilder allein angewandt worden, theils weil sie eine Fabrikwaare und Bedarf und Absatz derselben am größten war, theils weil Bilder und rohe Kartenblätter leichter und einfacher, als eine Menge von Schrift, in Holz geschnitten werden konnten. In den Niederlanden mag die hohe Stufe der dortigen Kultur, Wohlhabenheit und Kunstfertigkeit den ersten Anstoß gegeben haben, weiter zu gehn und auch Bücher durch Holzdruck zu vervielfältigen. Zuvörderst haben wir dafür das Zeugniß der kölnischen Chronik [2]), daß die Buchdruckerkunst zwar von Gutenberg, nach den von ihm zwischen 1440 und 1450 gemachten Versuchen, in Mainz erfunden, die Vorbildung dazu aber von den in Holland gedruckten Donaten hergenommen worden sei. Diese treffliche Chronik ist durch Niebuhr [3]) wieder zu Ehren gebracht worden, der sie theilweise unsern klassischen Werken beizählt und ihren Verfasser einen Mann von dem hellesten Geist und wahrhaftestem Herzen nennt, während er früher bei den kölner Jesuiten und Finsterlingen nur der damnatus chronologus hieß, was ihm aber bei seinen Mitbürgern so wenig Schaden

---

1) Hist. Taschenb. 1837, S. 499—502.

2) Köln 1499, Fol. 311 und bei Wetter S. 278 u. f.

3) Leben II, 370.

that, daß das Buch fast in jedem Hause zu finden und außerhalb Köln selten war. Schaabs Verdächtigung desselben und die schon anderwärts [1]) widerlegten Behauptungen Wetters, wodurch er die Aussage Ulrich Zells, des ersten aus der mainzer Uroffizin nach Köln gekommenen Buchdruckers, welche der kölnischen Chronik in jener Nachricht zum Grunde liegt, entkräften will, werden schwerlich Nachfolger finden und verdienen daher nicht, daß wir uns weiter dabei aufhalten. Auch Laborde legt auf dies Zeugniß das größte Gewicht und irrt nur darin, daß er meint, unter den holländischen Donaten, welche Gutenberg zum Vorbild gedient haben, wären mit beweglichen Lettern gedruckte verstanden worden [2]). Hätte Zell andere, als blos xylographische Donate gemeint, so wäre er mit sich selbst in einen argen Widerspruch gerathen, denn er setzt am Schluß seiner Nachricht von den in Mainz zuerst gedruckten Büchern hinzu: **Item it syn ouch eyn deill vurwitziger man, und die sagen, men habe ouch vurmails boicher gedruckt, mer dat is niet wair, want men vynt in geynen landen der boicher, die zo denselven zyden** (also vor 1450) **gedruckt syn.** Hiernach kann er nur so viel haben sagen wollen, daß in Holland vor 1440 xylographische Donate gedruckt worden sind, die Gutenberg zu seiner weitern Erfindung Veranlassung gaben [3]). Laborde wendet zwar ein, Zell würde

1) Jahrb. f. wissenschaftliche Kritik 1836, S. 936 fg.

2) Débuts p. 20.

3) Damit stimmt auch die Bemerkung des Mariangelus Accursius (Wetter. S. 316, Note 2) admonitus certe fuit ex Donato, Hollandiae prius impresso, in tabula incisa, überein.

sich, wenn er nicht typographische Donate gemeint hätte, begnügt haben, die mit den Heiligenbildern in Holz geschnittenen Unterschriften derselben als die Veranlassung anzugeben; aber eine oder ein Paar Zeilen unter einem einzelnen Bilde und ein ganzes Buch sind zweierlei. Es handelte sich nicht um den Schriftdruck im Kleinen, sondern um den Buchdruck und diesen hatten die holländischen Briefdrucker in ihren Donaten, die Gutenberg vor sich sah, wie die Folge zeigen wird, noch nicht weiter, als bis zum Tafeldruck gebracht. So viele Fragmente nun auch von typographisch gedruckten Donatausgaben, die keinen andern als niederländischen Briefdruckerpressen angehören können, vorhanden sind, so beschränken sich doch die vorhandenen Fragmente xylographischer Donate von niederländischer Schriftform nur auf sehr wenige [1]), über deren Alter, da sie sämmtlich undatirt sind, sich mit Sicherheit nicht urtheilen läßt. Da sie aber auf Pergament mit der Presse ganz schwarz gedruckt sind, so können sie nicht so hoch hinaufgesetzt werden und es ist bekannt, daß neben den typographischen Donaten der Buchdrucker, die Briefdrucker bis 1480 fortfuhren xylographische Donate zu verfertigen. Zu verwundern ist es übrigens nicht, wenn sich die Erstlinge dieser auf den Schulbänken verbrauchten Holzdrucke verloren haben, da selbst spätere typographische Donatausgaben demselben Schicksal nicht entgangen sind [2]). Der

---

1) In der Bibl. des Königs der Niederlande (Koning p. 111 und Tab. IV, N. 1). In der K. Bibl. zu Paris (van Praet Livres sur vélin de la Bibl. du Roi. IV, p. 8. N. 12.) Der vollständ. xylogr. Donat in der öffentl. Bibl. zu Deventer ist von anderer Type und neuer.

2) Hist. Taschenb. 1837, S. 527.

Mangel an Überresten von solchem Alter wird indeß einigermaßen durch eine Notiz, in den, vor der Revolution noch handschriftlich in Cambray vorhandenen Mémoriaux des Jean le Robert, Abt von S. Aubert daselbst ersetzt, nach welcher 1445 in Brügge und 1451 in Valenciennes, Doktrinale zum Schulunterricht gekauft worden sind, welche gettez en molle genannt werden und außer welchen noch vom Facet und andern angekauften Schulbüchern die Rede ist [1]). Jener Ausdruck zeigt deutlich an, daß die Exemplare des Doktrinale nicht geschrieben, sondern mittelst Formen (molle, moule) gedruckt waren, läßt aber freilich zweifelhaft, ob unter den Formen ganze Holztafeln, oder aus beweglichen Lettern zusammengesetzte, zu verstehen sind. Man bediente sich derselben Bezeichnung nämlich in den ersten Jahrzehnten der Typographie, wo man auf den Unterschied zwischen Tafel- und Letterndruck wenig aufmerksam und letzterer noch immer eine Sache des Geheimnisses war, auch von diesem, wie aus dem Privilegium Ludwigs XI für die ersten pariser Buchdrucker von 1474 [2]) und einigen Schlußschriften älter französischer Drucke hervorgeht. Indessen paßt der Ausdruck zunächst und am besten auf den Tafeldruck und kann daher 1445, in Ermangelung aller anderen sicheren Spuren, daß der Letterndruck in Flandern schon bekannt war, nur von jenem verstanden werden. Wenn aber hier in gedachtem Jahr

1) Esprit des journaux 1779 Jun. p. 232 und Nov. p. 236. Wetter S. 542.

2) Cat. de la Vallière, III, 141 pour l'exercice de leur ars et mestiers de faire livres de plusieurs manieres d'escriptures en mosle et autrement.

jedermann gedruckte und geschriebene Schulbücher zu unterscheiden wußte und das Doktrinal an mehr als einem Ort in jener Art zu haben war, so ist an den xylographischen Donaten in Holland vor 1440, von denen U. Zell spricht, nicht mehr zu zweifeln. Denn bei aller Verschiedenheit der Sprache und des Volkscharakters in diesen Küstenländern zu beiden Seiten der Rhein- und Scheldemündungen, waren die politischen, religiösen und industriellen Verhältnisse in Flandern wie in Holland damals doch die nämlichen und in gewerblichen Fortschritten konnten sie nicht lange hintereinander zurückbleiben. So wie Zell aber nur den Donat, als das gangbarste Schulbuch, nennt, während nicht blos dieses, sondern auch andere Schulbücher auf gleiche Art vervielfältigt wurden, so läßt sich daraus auch nicht folgern, daß der Druck der xylographischen Bilderbücher daselbst sollte jünger und nicht gleichzeitig, mit dem der Donate, in Gebrauch gewesen sein. Es ist vielmehr ganz natürlich, daß er nur der letzteren als Vorbilder für die Typographie gedenkt, der sie, da sie nichts als Text enthalten, am nächsten stehn, und daß er die Bilderbücher mit Stillschweigen übergeht, in denen der Text nur eine untergeordnete Rolle spielte.

Vergleichen wir die sämmtlichen xylographischen Bilderbücher mit einander, so lassen sich auf den ersten Blick zweierlei Arten derselben unterscheiden, nämlich solche die niederländischen und solche die blos deutschen Ursprungs sind. Zu ersteren gehören die Armenbibel, so wie der damit verwandte Heilsspiegel, von welchem im dritten Abschnitt gehandelt werden wird, das Hohe Lied, die Offenbarung, die Kunst zu sterben und einige kleinere. Ihr niederländischer Ursprung wird jedoch nur dann vollständig

klar, wenn man die ersten und Originalausgaben von den Kopien und späteren Nachbildungen unterscheidet. Die erste Ausgabe der Armenbibel ist die von v. Heineken als die zweite bezeichnete, in 40 Blatt, von der sich unter andern auf den Bibliotheken in Berlin, Dresden und Wolfenbüttel Exemplare befinden. Hier ist Zeichnung und Schnitt am geistreichsten und zartesten. Dieser sind fünf andere in Bild und Text und selbst in der Form der Buchstaben, mit geringen Abweichungen ganz genau, aber mehr oder weniger vergröbert, in Nieder- und Oberdeutschland nachgeschnitten. Abweichend, aber sonst von derselben Einrichtung und Anordnung ist eine vermehrte Ausgabe von 50 Blatt [1]), die in Köln, und eine abgekürzte von 34 Blatt mit blos handschriftlichen Text [2]), die in Oberdeutschland, und zwar wegen der bei den Bildern angewandten Passe-par-touts, ziemlich spät erst entstanden sein muß. Am rohesten und schlechtesten sind endlich zwei Nachbildungen von veränderter Einrichtung mit deutschem Text, die eine von F. Walther, der sich Maler (Briefmaler) nennt, und H. Hurning in Nördlingen 1470, die andere, mit dem Wappen eines Sporn und 1475, wahrscheinlich von einem wandernden Briefdrucker Hans Sporer, der 1473 auch eine Kunst zu sterben lieferte, herausgegeben. Von beiden finden sich bald Exemplare, die, wie bei allen xylographischen Bilderbüchern die Regel ist, nur auf einer Seite des Papiers mit dem Reiber, bald solche, die auf beiden Seiten mit der Presse und schwärzer gedruckt sind. Bruchstücke

1) In der K. Bibl. zu Paris, vorher in Wolfenbüttel.

2) Heidelberger Univ.-Bibl. deutsche Handschr. N. 438, Fol. 111—128.

der Holzschnitte aus der ersten niederländischen Ausgabe der Armenbibel sind von dem Buchdrucker Peter van Os zu Zwoll in Oberyssel in den Jahren 1488 bis 1491 zu anderen Büchern wieder angewandt. Das Hohe Lied hat nur zwei Ausgaben, die eine eine treue Kopie der andern; der erste Holzschnitt daraus findet sich bei gedachtem Peter van Os in einem geistlichen Rosengarten von 1494 als Titelholzschnitt wieder. Von der Offenbarung Johannis haben 3 Ausgaben 50, und 3 von anderer Zeichnung 48 Blatt, eine von erstern ist das Original; von den Nachbildungen gehören einige den Niederlanden, andere schlechtere verschiedenen Gegenden Deutschlands an; zu jeder Ausgabe sind die Tafeln besonders geschnitten. Von der Kunst zu sterben besitzt J. A. G. Weigel in Leipzig ein Exemplar der Originalausgabe; von einer treuen, aber geringern Kopie danach ist ein ganz xylographisches Exemplar in Berlin, eins mit geschriebenem Text in Heidelberg [1]) und die Holzschnitte von denselben Platten finden sich in 2 typographisch, aber ohne Ort und Datum gedruckten Ausgaben, eine mit durchlaufenden Zeilen, die andere in zwei Kolumnen wieder. Ungefähr ein halbes Dutzend anderer ganz xylographischer Ausgaben sind außerdem jener ersten, mehr oder weniger abweichend, in den Niederlanden und Deutschland nachgebildet, eine ist schon mit der Presse auf beiden Seiten des Papiers gedruckt und mit ein paar Holzschnitten vermehrt. Endlich ist noch eine xylographische Ausgabe mit deutschen statt der lateinischen Zetteliinschriften und zwei mit deutschem Text

1) Univ. Bibl. deutsche Handschr. N. 34.

da, die eine mit dem Namen des vorgedachten Hans Sporer und 1473, die andere mit Ludwig zu Ulm [1]) bezeichnet und diese in einigen Exemplaren mit dem Reiber, in einigen mit der Presse gedruckt. So trocken diese bibliographischen Einzelheiten erscheinen, so konnten sie doch nicht übergangen werden, weil sie nothwendig sind, um uns zu überzeugen, daß auch der Druck der Bilder-, wie der der Schulbücher, von den Niederlanden ausgegangen ist und weil vor allem der Verwirrung ein Ende gemacht werden muß, welche daraus entstanden ist, daß bald aus dem, bald aus jenem dieser xylographischen Bilderbücher, oder gar aus der oder jener einzelnen Ausgabe eines solchen, ohne Untersuchung oder Zusammenstellung aller, Schlüsse gezogen worden sind. Die Vergleichung der angedeuteten Originalausgaben zeigt nun zuerst eine auffallende Übereinstimmung des Kunststyls und der Arbeit in den Holzschnittbildern, obgleich sie in jedem dieser Werke, ja sogar in einzelnen allein, z. B. in dem Heilsspiegel, von verschiedener Hand sind. Dieser Styl ist der flandrische oder der der van Eyckschen Schule [2]) und zeigt sich dem, der niederländischen Miniaturen des 15. Jahrhunderts so entsprechend, daß die dortigen Formschneider

---

1) Der Briefdrucker Ludwig zu Ulm ist mit dem dortigen Buchdrucker und Übersetzer des Vegetius, Ludwig Hohenwang v. Elchingen, nicht dieselbe Person, wie Haßler in seiner schätzbaren Buchdruckergeschichte v. Ulm 1840. 4. glaublich zu machen gesucht hat. Wenigstens sind mehr Gründe gegen, als für die Vermuthung da, daß Hohenwang auch Maler, Zeichner und Formschneider gewesen.

2) Laborde Débuts. p. 16. u. f. gibt einige Figuren als Probe der Zeichnung und des Kostums.

und Briefmaler entweder, bei ihren xylographischen Ausgaben dieser Bücher, gute Miniaturhandschriften derselben unmittelbar zum Vorbild genommen und kopirt, oder daß sie damals überhaupt auf einer höhern, den Öl- und Miniaturmalern nähern Kunststufe gestanden haben müssen als die deutschen, die, wie oben schon bemerkt wurde, über eine rohe naturalistische Routine, wie sie für das Kartenmacherhandwerk ausreichte, eine geraume Zeit lang nicht hinausgekommen sind. Die Erfindung in jenen niederländischen Holzschnitten ist ebenso reich, als mannichfaltig, die Zeichnung verständig und voller Gefühl, die Figuren, mitunter zu lang, aber nie zu kurz, haben Bewegung und eigenthümlichen, oft angenehmen und edeln Ausdruck. Die wesentlichsten Schatten sind, wenngleich nur durch kurze Parallelstriche, richtig angedeutet und selbst der Schnitt ist so zart und ahmt die Federzüge der Zeichnung mit solcher Feinheit nach, daß man ihn zuweilen für Metallschnitt gehalten hat. Alles dies gibt den vorgedachten Bilderbüchern einen, von allen gleichzeitigen deutschen, durchaus verschiedenen Charakter, der selbst in unstreitig deutschen Nachbildungen, bei aller Verschlechterung, noch so hervorstechend ist, daß er nicht zu erklären sein würde, wüßte man nicht, woher er stammt und von welchen Vorbildern er entlehnt ist. Auch das, von dem deutschen leicht zu unterscheidende burgundische Kostum aus den Zeiten der letzten inländischen Herzöge, wie es zuweilen in den weltlichen Nebenfiguren vorkommt, läßt über das Ursprungsland keinen Zweifel übrig.

Was nur noch in Frage gestellt werden kann, ist, warum denn grade Holland, auf welches die Sprache einiger Ausgaben des Heilsspiegels und die Wiederanwen-

bung einiger übriggebliebenen Holzstöcke in Geldern und andern niederländischen Provinzen deutscher Zunge bestimmt hinweist, der Sitz dieser besseren Künstler gewesen sei, während sie doch weit eher in dem damals noch kunstreichern Flandern und Brabant zu suchen wären; und warum sie mit einemmale so verschwunden sind, daß die ganze niederländische Typographie, von ihrer eigentlichen Entstehung bald nach 1470 ab, bis auf Lukas von Leyden, keine ähnlichen, sondern nur eben so rohe Holzschnittarbeiten, wie die deutschen, aufzuweisen hat? Gewiß hat es in Brügge, Gent und Antwerpen Formschneider und Briefdrucker von gleicher Vortrefflichkeit wie in Harlem, Utrecht und den beachbarten Städten gegeben, welches sich schon aus dem, was wir von ihren S. Lukas- und andern Gilden wissen, und aus dem Anklang, den die deutsche Typographie sowohl in den deutschen als französischen Niederlanden gefunden hat, vermuthen läßt; indessen ist es nicht unwahrscheinlich, daß ihre Thätigkeit in Flandern und Brabant beschränkter gewesen sei, weil Reichthum, Kunst und Prachtliebe hier selbst andere, als die ersten Stände, mehr zu Miniaturhandschriften als zu den Arbeiten der Briefdrucker hinzog; auch ist in diesen Ländern den örtlichen Inkunabeln der Druckkunst noch wenig nachgespürt worden, und vielleicht mehr als anderswo davon in den Religionsunruhen und Kriegen, mit welchen sie heimgesucht wurden, untergegangen. Nichts desto weniger fehlt es nicht ganz an dahin gehörigen Überbleibseln; ein Beispiel davon ist das kürzlich bekannt gewordene Figurenalphabet in dem britischen Museum [1]),

---

1) Jackson Wood-engraving p. 131 u. f., wo auch Proben.

wo im Buchstaben k der begünstigte Liebhaber einen Schriftzettel mit mon coeur (statt dessen ein Herz) aves hat. Dieses Alphabet ist dasselbe, welches von einem Goldschmidt mit der Jahrzahl 1464, gestochen in München vorkommt [1]) und schließt sich an ein ähnliches des sogenannten Meisters von 1466 [2]) an. In Zeichnung, Schnitt und Druck kommt es aber, seiner offenbaren Herkunft aus den französischen Niederlanden ungeachtet, ganz mit den Holzschnitten der Armenbibel und des Heilsspiegels überein. Ebenso finden sich in altniederländischen typographischen Drucken, neben gleichzeitigen schlechten Bücherholzschnitten, zuweilen Bruchstücke einer frühern, bessern Zeit wieder angewandt, wie in der sogenannten Divisie Cronyk [3]). Hier sind die meist elenden Holzschnitte, unter denen nur einige bessere nach Lukas von Leyden, mit sehr viel älteren, von zerschnittenen Platten vermischt, die zu einem französischen allegorischen Ritterromane gehört zu haben scheinen, indem auf den Figuren häufig Worte, wie abusion, fortune u. s. w. stehen und die, wenn sie auch denen der xylographischen Bilderbücher nicht grade gleich sind, doch in manchen Stücken ihnen und überhaupt dem Styl der flandrischen Miniaturen ebenso nahe stehen, als sie von allen übrigen Holzschnitten in demselben Buche durchaus abweichen. Den Grund, warum die Holzschnitte in den ersten typographischen

---

1) Kunstbl. zum Morgenblatt. 1822. S. 51.

2) Bartsch Peintre grav. VI. p. 37. u. f.

3) Leyden. J. Severs. 1517. Fol. Sie hat den Namen von ihren 32 Divisionen oder Abtheilungen.

Drucken, gegen die in jenen xylographischen Bilderbüchern, so schlecht sind, sucht der neueste englische Schriftsteller über diese Materie [1]) irrig darin, daß die Formschneider und Briefdrucker, aus Zunftneid gegen die Buchdrucker und ihre neue Kunst, ihnen ihre Hülfe versagt und sie genöthigt hätten zu Stümpern ihre Zuflucht zu nehmen. Richtiger erklärt sich die Sache aus dem Erlöschen der flandrischen Malerschule in dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts, die in den Niederlanden von der brabantischen, in Deutschland von der oberdeutschen verdrängt wurde, sowie aus der Abnahme der Miniaturmalerei, der sich die Ölmalerei nun gänzlich entfrembete, daher in der untersten Region die Formschneider und Briefmaler ihren Anhalt verloren und sich, nunmehr sich selbst überlassen, verschlechterten, ein Zustand, welcher bis dahin fortdauerte, wo sich Künstler ersten Ranges, in den Niederlanden Lukas von Leyden, wie in Deutschland A. Dürer, des Holzschnittes annahmen und Vorzeichnungen dazu lieferten.

Der niederländische Ursprung jener xylographischen Bilderbücher bestätigt sich außerdem noch durch den darin wahrzunehmenden eigenthümlichen Charakter der damals allgemein verbreiteten, sogenannten gothischen Type, in der niederländischen Manuskriptenschrift, der mehr geschnörkelt ist, als in Mittel- und Oberdeutschland, ein Merkmal, welches sich, bis auf die neueste Zeit, in der niederländischen Druckschrift (der sogenannten black-letter), so weit man sich jetzt nicht der römischen bedient, erhalten hat. Da die hauptsächlichsten geistlichen Bilderbücher, obgleich

1) W. A. Chatto in Jackson's vorangeführtem Buch p. 219.

sie handschriftlich in Deutschland ebenso verbreitet waren als in den Niederlanden, dennoch dort nur den xylographischen Ausgaben der niederländischen Briefdrucker nachgedruckt worden sind, so läßt sich daraus allein schon schließen, daß die Vervielfältigung solcher Bücher durch Holzdruck aus den Niederlanden herübergekommen sei und die Deutschland ausschließlich angehörigen erst von späterem Alter als jene sind, was sich denn auch bei den meisten aus ihren von 1470 wenig entfernten Druckjahren, oder aus der Beschaffenheit des Drucks mit der Presse und auf beiden Seiten des Papiers, oder aus ihrer von der gothischen in die deutsche übergehenden Type, noch deutlicher ersehen läßt [1]). Es bleibt daher nur noch nachzuweisen, daß der xylographische Druck der ersten geistlichen Bilderbücher in den Niederlanden gleichzeitig mit dem der Donate und Schulbücher, also ohngefähr gegen 1440, seinen Anfang genommen hat. Hauptsächlich wird dies aus dem Wiedervorkommen der Holzschnitte des Heilsspiegels und der Bruchstücke aus der Armenbibel und dem Hohen Lied in holländischen, nach 1480 gedruckten Büchern bestritten und daraus gefolgert, daß diese Holzschnitte, und mithin auch die Bilderbücher, in denen sie zuerst vorkommen, nicht viel älter sein können. Gegen diese Folgerung spricht jedoch mehreres. Denn, wenn auch die ersten niederländischen Ausgaben aller jener Bilderbücher nicht für Produkte einer einzigen Offizin, sondern mehrerer an ver-

---

1) Histor. Taschenb. 1837. S. 540 u. f. Die Vergleichung wird ergeben, wie der Verfasser seine S. 541 ausgesprochene Meinung über das Alter des xylogr. Drucks der Bilderbücher hier geändert und berichtigt hat und ebenso an einigen andern Orten.

schiedenen Orten zu halten sein mögen, so muß doch geraume Zeit darüber hingegangen sein, ehe sie, namentlich die Armenbibel und die Kunst zu sterben, in Deutschland, bis nach Schwaben hin, ihren Weg finden und in so vielen verschiedenen xylographischen Nachdrucken, bis auf die offenbar jüngsten und datirten in den 70ger Jahren des Jahrhunderts herab, wiederholt werden konnten. So unzulässig es nun wäre, bei dem frühen lebhaften Verkehr zwischen Nürnberg, Augsburg und den Niederlanden, mit Laborde, der die xylographischen Bücher der letzteren bis in den Anfang des Jahrhunderts hinaufrückt, anzunehmen, daß zwischen ihnen und den letzten datirten Nachdrucken in Oberdeutschland ein halbes Jahrhundert läge, so dürfte es doch nicht zu viel gerechnet sein, wenn man die, zu ihrem Übergang und ihrer Verbreitung bis zu den letzten Ausgaben herab, nöthig gewesene Frist auf 20 bis 25 Jahre anschlägt, wonach die ersten Originalausgaben um 1440 entstanden, also mit den ersten xylographischen Donaten in Holland ungefähr gleichzeitig sein würden. Dies ist aber schon deshalb das Wahrscheinlichste, weil es den Briefdruckern und Briefmalern, wie wir gesehen haben, ebenso nahe, wo nicht näher lag, Bilder zu drucken als bloße Schrift, und wenn auch, von allen Büchern geringen Umfangs, das Bedürfniß nach Schulbüchern das größte war, so kann der Druck der gleichfalls so begehrten Bilderbücher doch wenigstens nicht viel später erfolgt sein. Sollten nun auch, was nicht gradehin zu behaupten ist, die Holzschnitte des Heilsspiegels, sowie die der ersten Armenbibel von einerlei Meister herrühren, so würde doch nichts im Wege stehen, die erste Ausgabe des mit beweglichen Lettern gedruckten Heilsspiegels um das Jahr 1450,

also etwa 10 Jahr später, als die erste xylographische Armenbibel zu setzen und da der holländischen Offizin, welche diesen Übergang zu dem Druck mit mobilen Lettern bewerkstelligte, wie wir weiterhin sehen werden, mindestens eine 20jährige Dauer ihrer Thätigkeit bis gegen 1470 hin beigelegt werden muß, so können die abgenutzten Platten dieses und anderer eingegangener Briefdrucker leicht in das Inventarium neu entstandener Buchdruckerwerkstätten in den holländischen Provinzen übergegangen und dort von 1480 bis nach 1490 hin wieder gebraucht worden sein. Es gibt auch weiterhin Beispiele genug von der langen Dauer und Unverwüstlichkeit alter Holzschnittplatten, denen nur der Wurm und das Feuer schädlich sind, die sich sich aber sonst Jahrhunderte lang in brauchbarem Zustande erhalten können, weshalb nur an die Ambraser Platten und an die zum Theil noch älteren Derschauischen, die noch jetzt abgedruckt werden, zu erinnern ist. Wie häufig sind nicht in dem 16. Jahrhundert die Wanderungen solcher Platten aus einer Buchdruckerwerkstatt in die andere? Sind doch Holbein's Tafeln zum Todtentanz von Basel nach Lyon, die Dürerschen zur kleinen Passion von Nürnberg nach Venedig, die anatomischen zum Vesal von Venedig nach Basel gewandert. Die schönen Holzschnitte zu Petrarchs Trostspiegel im Glück und Unglück sind 1520 geschnitten und kommen in den Ausgaben dieses und in vielen andern Büchern, die in Augsburg und Frankfurt am Main bei verschiedenen Buchdruckern, bis 1620, also ein ganzes Jahrhundert lang, erschienen sind, immer von denselben Stöcken abgedruckt wieder vor. Es ist also nichts Ungewöhnliches, die 30 bis 40 Jahr älteren Tafeln der ersten xylographischen Bilderbücher in holländischen

Büchern nach 1480 wieder benutzt zu sehen, und es kann ihnen deshalb ein solches Alter nicht bestritten werden, wenn alle andere Umstände gleichfalls dazu berechtigen, ihnen dasselbe beizulegen.

Das Hauptergebniß dieses Abschnitts ist mithin, daß es bei Gutenbergs erstem Auftreten in Straßburg, in den Niederlanden, wie in mehreren deutschen Reichsstädten, nicht nur Briefdrucker gab, sondern daß bei ihnen die xylographische Buchdruckerei schon gebräuchlich war und daß er auf diese Art in Holland gedruckte Donate vor Augen hatte. Er kann also nicht, wozu man ihn bisher hat machen wollen, der Erfinder der Buchdruckerkunst überhaupt oder gar der Druckkunst gewesen sein; diesen Ruhm muß er Vorgängern abtreten, unter denen es schwerlich gelingen wird, den ersten Urheber ausfündig zu machen. Seine enthusiastischen Vertheidiger sehen nachgerade ein, daß sie solches einräumen müssen und nehmen daher zu der äußersten Herabwürdigung des xylographischen Bücherdrucks ihre Zuflucht. Freilich sind die Bücher, die er hervorgebracht hat, von geringem Umfang und noch geringerm wissenschaftlichen Werth; freilich konnten sie, als von den Winkelwerkstätten gering geachteter Fabrikanten von Bildern und Volksschriften ausgegangen, in der gelehrten Welt kein Aufsehen erregen; freilich mußten sie bis aufs letzte Andenken untergehen, als die mainzer Typographie so kurz nachher ins Leben trat und alle bisherigen Methoden der Schriftvervielfältigung verdrängte. Aber setzen wir einmal den Fall, die Typographie wäre verborgen und die Erfindung bei dem Tafeldruck stehen geblieben, so wird niemand zweifeln, daß dieser nach und nach in ganz andere Aufnahme gekommen sein würde,

daß er durch zunehmendes Geschick und Vereinigung von Kräften auf Bücher aller Art, selbst die größten nicht ausgenommen, würde angewandt worden sein, und daß sich die xylographische Presse vielleicht nur um so einstimmigern Dank verdient haben würde, als sie, bei größerer Schwierigkeit und Kostbarkeit des Bücherdrucks, nur das Beste seiner Zeit, nur das, was eine Auflage von der unerschöpflichen Stärke lohnt, wie sie lediglich der Holzschnitt und jetzt die Stereotypie gewährt, hätte vervielfältigen können, während der zahllose Wust unnützer und schlechter Bücher ungedruckt geblieben wäre. Nichts desto weniger wollen wir es für kein Unglück halten, daß wir nicht, wie die Chinesen, beim Tafeldruck stehen geblieben sind, daß vielmehr der Bau unserer Buchstabensprache und vor allem der unaufhaltsam weiter strebende Geist der germanischen Völker so bald über diese Grenze hinausgeführt und uns mit der Typographie beschenkt hat, die eben weil sie so unendlich lebendiger, belebender und überall eingreifender ist, in ihrer Üppigkeit und Fülle auch Unkraut und Giftpflanzen ans Licht bringt. Diese Plage ist nicht zu theuer und zu unerträglich, wenn wir an die unzuberechnenden Vortheile denken, die damit aus derselben Quelle fließen. Aber eine große Ungerechtigkeit würde es sein, wenn wir verkennen wollten, daß die Erfindung der Druckkunst und des Buchdrucks mit Holztafeln Hauptschritte gewesen sind, an die sich die Erfindung der beweglichen Lettern nur als weitere Ausbildung und Verbesserung angereiht hat, und daß von den ungeheuern Folgen derselben fortwährend ein großer Theil nur die Wirkung jener Vorschritte ist, die mit denen ihrer weitern Entwicke-

lung dergestalt eins geworden sind, daß sie sich nicht voneinander unterscheiden lassen.

Zweiter Abschnitt.

Gutenberg.

Gutenberg stammte aus dem patrizischen Geschlecht der Gensfleisch in Mainz, und obgleich ihm seine adlige Herkunft bei der Nachwelt kein größeres Ansehen geben kann, so ist doch darauf lediglich ein prahlerischer Werth gelegt und dagegen nicht erkannt worden, daß grade diese Herkunft es war, welche dem, was durch ihn für die Erfindung der Buchdruckerkunst geschah, eine so eigenthümliche und erfolgreiche Richtung gegeben hat. Sein Geschlecht war zahlreich; ein Zweig, welcher sich am längsten fortgepflanzt hat, nannte sich von Sorgenloch. Unser Joh. Gensfleisch und sein Bruder Frielo, die aber nicht zu diesem Zweige gehörten, führten zuerst den Beinamen Gudenberg oder Gutenberg und zwar von ihrer Mutter, die der letzte Sprößling des adligen Geschlechts der Gutenberge gewesen sein soll. Die Lehngüter desselben kamen nach Aussterben des Mannsstamms jedoch nicht an sie, sondern an die Sorgenloch, auch waren die Höfe zum Gutenberg und zum Gensfleisch in Mainz schon zu Gutenbergs Zeit nicht mehr im Besitz der gleichnamigen Familien. Daß hie und da Straßburg, und nicht Mainz, für seinen Geburtsort ausgegeben worden, mag in seinem ersten und

langen Aufenthalt in jener Stadt seinen Grund haben. Böhmische Chronisten dichteten ihm sogar den Ursprung aus der Stadt Kuttenberg (Cutna Hora) an, die ihren Namen vom Bergbau hat und einer der ersten böhmischen Druckorte war, und der von ihnen erfundene Vers: Cutna dat argentum, praeclara authore typorum, hat sich neuerlich wieder geltend machen wollen. Aber der Name Gutenberg kommt auch in andern Gegenden Deutschlands vor, ja in den hallischen Bürgerbüchern aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts haben sich nicht nur ein Johann Gutenberg, sondern sogar ein Fust und ein Scheffer gefunden [1]), ohne daß diese mit den ersten mainzer Typographen in Verbindung gebracht oder vermengt werden können. Die patrizischen Geschlechter, in Mainz die Alten genannt, hatten, wie in Straßburg und anderen Reichsstädten, anfangs das Stadtregiment allein inne, aber je mehr die schon früh in Handwerksgesellschaften vereinigten gemeinen Bürger durch numerisches Übergewicht, gleiches Interesse und zunehmenden Wohlstand zu einem Gefühl ihrer Kraft und zu höheren Ansprüchen gelangten, je lästiger und unleiblicher wurde ihnen die Aristokratie der Patrizier, daher sie sich bei jeder Gelegenheit dagegen auflehnten und ihnen nach und nach mit Erfolg das Stadtregiment fast ganz abzugewinnen wußten. Das 14. und ein großer Theil des folgenden Jahrhunderts ist die Hauptperiode dieser Kämpfe und des Bestrebens der Zünfte, sich neben der gewerblichen auch politische Bedeutung zu verschaffen. Schon hatten sie sich in Mainz

1) Schwetschke Buchdr. Gesch. von Halle S. 83. u. f.

gleichheitlichen Antheil an der Regierung der Stadt mit den Geschlechtern erstritten, als 1420 neue Reibungen entstanden und sich ein großer Theil der letzteren, darunter auch die Gensfleisch, der Übermacht weichend, zur Auswanderung veranlaßt sah. Unser Gutenberg, damals noch jung, scheint jedoch nicht aus dieser Ursache die Stadt verlassen zu haben, denn in dem Vergleich oder der Rachtung von 1430, wegen Wiederaufnahme der Ausgewanderten, wird Henchin zum Gudenberg unter denjenigen ihrer Angehörigen genannt, die jetzt außerhalb der Stadt, aber damals nicht bei ihnen gewesen und deren sie nicht mächtig sind [1]), denen aber, wenn sie es wünschten, die Wiederaufnahme gleichfalls nicht versagt sein sollte. Nur Georg Gensfleisch, Peters Bruder, beide von dem Stamme der Sorgenloch, war der einzige, der ausdrücklich davon ausgeschlossen wurde. Da nun unser Gutenberg aus einer andern, unbekannten Ursache und nicht wegen jener Auswanderung in Straßburg wohnte, so ist es auch nicht auffallend, daß er von der Amnestie keinen Gebrauch machte und erst 1440, warum? werden wir in der Folge sehen, wieder nach Mainz zog. Bürger war er in Straßburg nicht, denn er wird in keiner Urkunde als solcher bezeichnet. Der dortige Rath nennt ihn in dem Urtheilsspruch von 1439, **Hansz Genszfleisch von Mentz genant Gutenberg, vnsern hindersosz.** Daraus, daß

---

1) Die Worte (Wetter S. 46) die by den alten zu dirre zit nit gewest sind, können nicht auf den unmittelbar vorher genannten Peter Gensfleisch allein, sondern müssen, da sie in der Mehrzahl sprechen, auch auf die vor ihm genannten, einschließlich unsers Gutenberg, bezogen werden.

er nach dem Helblings-Zollbuch, oder Register über das Weinumgeld, von 1436 bis 1444 bei den Konstöfflern steuert [1]), wie in Straßburg die Bürger genannt wurden, die in keiner Zunft und höher als die Handwerker standen [2]), folgt noch nicht, daß er selbst Bürger und Konstoffler war. Eine bleibende Niederlassung in Straßburg scheint er daher nicht beabsichtigt zu haben und ebenso wenig steht seine dortige Verheirathung fest [3]).

Seine Beschäftigung mit mechanischen Künsten daselbst ist bald seiner Armuth, bald einer eigenthümlichen Unruhe und Spekulationssucht zugeschrieben worden. Daß es ihm aber, auch ohne andern Nothbehelf, an dem für seinen Unterhalt nöthigen Einkommen nicht gebrach, zeigen mehrere Urkunden von 1434 und 1442, welche Renten, die er zu beziehen hatte, betreffen [4]), nach deren einer er sogar den Stadtschreiber von Mainz wegen 310 rhein. Gulden, welche ihm die Stadt an Renten schuldete, hatte in Verhaft bringen lassen, dessen er ihn nur auf Verwendung des Raths zu Straßburg wieder entledigte. Hierzu würde er sich, wären seine Umstände wirklich so bedrängt gewesen, schwerlich verstanden haben. Ebenso wenig ist seine industrielle Thätigkeit als etwas Ungewöhnliches, als eine geniale Nichtachtung seines Standes, oder gar als

1) Schöpflin p. 40. Doc. VII.

2) Hüllmann Städtewesen. II. 181.

3) Wetter. S. 55. Note.

4) Derselbe S. 38. Note**. S. 49. Note. Schöpflin p. 36. Doc. VI.

ein Beweis unangemessener Aufführung anzusehen [1]. Von den patrizischen Geschlechtern in den Reichsstädten, selbst nachdem sich ihre Ritterbürtigkeit nicht mehr, wie früher, von selbst verstand, waren zwar manche, besonders wenn sie auch außerhalb Burgen und Lehngüter besaßen, der ritterlichen Neigung für Krieg und Waidwerk treu geblieben, daher wir sie bei Feldzügen und andern Heerfahrten häufig im Fürstendienst sehen, wie denn auch bei Kaiser Friedrichs III. Krönung in Rom 1452 noch viele reichsstädtische Edle in seinem Gefolge erschienen. Aber bei den meisten, und selbst bei denen, die nicht aus plebejischen Familien durch Heirath oder Reichthum emporgekommen waren, hatte das städtische Zusammenleben, die Beschränkung der Willkür, welche Folge eines Gemeindeverbands unter Freien ist, und der Eintausch der Vortheile städtischer Bildung, Kunst und Gewerbfleißes den kriegerischen Adelsgeist um so mehr in den Hintergrund gedrängt, als sich ihnen bei den Domstiften oder im Fürsten- und Städtedienst die ansehnlichsten und einträglichsten Ämter und Würden, oder durch kommerzielle und gewerbliche Unternehmungen Ehre und Reichthum darbot. Selbst in letzterer Beziehung kamen ihnen Vorrechte und Verhältnisse zu Hülfe, welche sie mit dem Gewerbsstande in unmittelbare Verbindung brachten und ihnen auch hier eine wichtige Stellung gaben. Besonders ist damit das Verhältniß als sogenannte Münzer-Hausgenossen gemeint,

1) Laborde Débuts. p. 54 verräth hier seine Unbekanntschaft mit den Verhältnissen der reichsstädtischen Geschlechter in Deutschland.

wie wir ihm sowohl in königlichen als bischöflichen Städten im Mittelalter so häufig begegnen. In diesen war die Ausübung des Münzrechts von dem Münzherrn gewöhnlich einer Gesellschaft alter und vornehmer Geschlechter, mit andern, dem anklebenden Bevorrechtungen, als Dienstlehn verliehen. In Mainz bestand diese Gesellschaft aus 12 der alten Geschlechter, unter denen auch die Gensfleisch waren, und es gehörte zu ihren Nebenprivilegien die Münzprüfung, die Aichung von Maaß und Gewicht, das Wechslergeschäft und der Verkauf des zum Ausmünzen bestimmten Goldes und Silbers [1]. Dies brachte sie besonders mit den Goldschmieden in Berührung, einem der ansehnlichsten damaligen Gewerbe, von bei weitem größerm Umfang als jetzt, welches Mechanik, Chemie und das gesammte plastische und graphische Kunstgebiet, in ihrer Anwendung auf Metalle, sowohl allein als in Verbindung mit Edelsteinen und anderen kostbaren Stoffen, begriff. Auch waren es die Goldschmiede, welche anderwärts wohl selbst, durch eine Gesellschaft aus ihrer Mitte, die Ausübung des Münzrechts pacht- oder lehnweise inne hatten. Die Folge wird zeigen, wieviel Gutenberg grade mit ihnen zu thun hatte und wie nahe die Künste, mit denen er sich beschäftigte, ihrer Sphäre lagen. Mit der Münzer-Hausgenossenschaft waren Bank-, Geld- und kaufmännische Geschäfte verwandt, denen sich die patrizischen Familien, wie die Behaim in Nürnberg, die Welser in Augsburg und so viele andere, im Großen und

---

1) Köhler Ehrenrett. S. 71. lit. Cc. Joann. III. 458. Schaab. II. Urk. N. 66. S. 212.

oft in Gesellschaften widmeten. Ja, seit dem 14. Jahrhundert sind es meist Patrizier, von denen Pulvermühlen, Papiermühlen und ähnliche Anlagen zu neuen Fabrikationszweigen daselbst ausgehen.

Es kann daher keineswegs befremdlich erscheinen, wenn auch Gutenberg in Straßburg sich industriellen Unternehmungen hingab, die wir durch die Prozeßakten von 1439 über einen Streit, in den er, nach Absterben eines seiner Gesellschafter, mit den Erben desselben gerathen war, kennen lernen. Diese Akten, sowie das Notariatsinstrument von 1455, Seite 601, sind die Haupturkunden für Gutenbergs Erfindung, sie gestatten uns tiefe Blicke in sein geheimnißvolles Thun und Treiben, und der ganze Schwall anderer Urkunden, der von Schaab [1]) so pomphaft bekannt gemacht worden, ist dagegen, genauer angesehen, zum größten Theil nur als ein unnützer Ballast seines Werks zu betrachten. Und dennoch haben jene straßburger Akten grade die größte Anfechtung erlitten und geben ein schlagendes Beispiel, zu welchen Verirrungen örtliche und Nationaleitelkeit führen kann, wenn sie sich in historische Untersuchungen mischt. Von der harlemer Seite standen sie der Behauptung, daß Gutenberg seine Erfindung einem Diebstahl bei Koster verdankt habe, entgegen, darum hat Scheltema [2]) von Buchdruckerei nichts

1) Erfind. d. Buchdr.k. in Mainz. Th. II. Von 380 Nummern seines Urkundenbuchs betreffen nur 16 unsern Gutenberg und unter diesen ist nur eine einzige vorher unbekannte, nämlich N. 113.

2) Beurth. des Schaabschen Werks. Amsterd. 1833. S. 56 u. f.

darin finden wollen. Aber kaum glaublich ist es, daß sie selbst von der mainzer Seite der Verfälschung bezüchtigt worden sind, bloß um nicht anzuerkennen, daß Gutenberg schon in Straßburg eine Erfindung versucht hat, deren Ehre sich Mainz ausschließlich anmaßen will und diese Bezüchtigung ist erst zurückgenommen worden, nachdem es gelungen schien, wenigstens die Versuche mit beweglichen Lettern aus den Akten wegzudeuten [1]). Letztere bestehen in einem Urtheilsspruch von 1439 [2]), welcher 1740, bei den, auf Veranlassung der damaligen Säkularfeier angestellten Nachforschungen, in dem rathhäuslichen Archiv entdeckt und zu welchem fünf Jahre später, bei der Abtragung des sogenannten Pfennigthurms, unter andern alten daselbst unbeachtet gelegenen städtischen Akten, auch noch zwei Hefte gefunden wurden, deren erstes mehrere Zeugenaussagen beider Partheien in diesem Prozeß, das zweite unter anderm ein namentliches Verzeichniß aller Zeugen enthält, die in demselben aufgetreten sind. Alle diese Stücke wurden zuerst von Schöpflin [3]) und nach ihm

1) Wetter S. 238 u. f.

2) Er fängt an: Wir Cune Nope der Meister und der Rat zu Strassburg u. s. w. Cuno Nopp oder Cunemann Noppe war damals einer der 4 Stättmeister von Straßburg. Herzog Els. Chron. VI. S. 194 u. VIII. S. 76.

3) Vindiciae. Docum. N. II, III u. IV. Wetter. S. 56—74. Laborde Débuts. p. 24 u. f. Letzterer versichert p. 21, er habe die genaueste Abschrift davon genommen und die treueste Übersetzung geliefert. Er gibt jedoch nichts anders und nicht mehr, als seine deutschen Vorgänger, bis auf eine undeutliche Stelle p. 43 Note 1, die auch er nicht zu entziffern wußte.

mehrmals von Andern, zuletzt, mit Schriftproben und Abbildungen der Wasserzeichen des Papiers, von Laborde bekannt gemacht und lassen nicht den mindesten Zweifel an ihrer Ächtheit übrig. Das Urtheil ist ein vollständiges Transscript, die Zeugenaussagen sind die Originalaufnahmen, aber unvollständig. Die Veranlassung zum Prozeß war folgende. Gutenberg hatte nicht lange vorher mit dem Bürger Andreas Dritzehn und zwei andern, einen Gesellschaftsvertrag über den Betrieb mehrerer Fabrikationszweige für gemeinschaftliche Rechnung, mit Anwendung von Kunstgeheimnissen, in die er sie gegen ein Einkaufs- oder Lehrgeld einweihte, auf 5 Jahre geschlossen, worin, für den Todesfall eines der Theilnehmer, festgesetzt war, daß alle kunst, geschirre und gemaht werk, gegen 100 Gulden Entschädigung an die Erben, der Gesellschaft verbleiben solle. Wirklich starb Dritzehn einige Zeit darauf und seine Brüder klagten nun gegen Gutenberg, daß er sie, statt des Verstorbenen, in die Gesellschaft aufnehmen, oder das von demselben eingelegte Geld ihnen wieder zurückgeben solle, da er sein ganzes väterliches Erbe darüber verthan hätte. Gutenberg wies nach, daß ihm der Verstorbene noch 85 Gulden an der Einlage schulde, die Erben also höchstens 15 Gulden von ihm fordern könnten, und da über den Vertrag zwar nur eine Privathandschrift vorhanden war, sämmtliche überlebende Theilnehmer aber beschworen hatten, daß derselbe, wäre Dritzehn am Leben geblieben, förmlich würde verbrieft und besiegelt worden sein, so wurden Kläger mit allen ihren Ansprüchen an Gutenberg, bis auf jene 15 Gulden abgewiesen. Bei aller Weitläufigkeit der Zeugenaussagen, lassen sie doch viel Dunkelheit übrig, theils weil von den

Zeugen für die Kläger die Hälfte und für den Beklagten alle, bis auf drei, darunter namentlich die Aussagen der übrigen Gesellschafter Gutenbergs fehlen, theils weil die wenigsten Zeugen näher in das Wesen der Geschäfte der Gesellschaft eingeweiht waren und weil es dem Richter überhaupt nicht sowohl darauf ankam, die gewerbliche, als die rechtliche Natur der vertragsmäßigen Verhältnisse kennen zu lernen. Nur aus dem Erkenntniß selbst und aus der Aussage Anton Heilmann's, der kein geringer Mann gewesen sein muß, weil ihm das Prädikat Herr gegeben wird, und der seines Bruders Verbindung mit Gutenberg betrieben hatte [1]), erfahren wir, daß dieser den Verstorbenen zuerst Steine poliren gelehrt, dann aber ihn und Andres Heilmann in ein gemeinschaftliches Geschäft mit einem Vogt zu Lichtenau, Namens Riffe, aufgenommen hatte, welches in Verfertigung von Spiegeln bestand, die auf der 1439 bevorstehenden Heilthumsfahrt in Achen abgesetzt werden sollten. Als diese auf 1440 verlegt wurde, war unter ihnen jener neue Vertrag auf 5 Jahre verabredet worden, wonach ihnen Gutenberg noch eine andere Kunst, die er bisher für sich behalten, mittheilte und sie an der Ausbeute Theil nehmen ließ. An Lehrgeld für das Spiegelmachen hatten ihm Dritzehn und Heilmann, jeder 125 Gulden versprochen. Bei dem Poliren der Steine ist an Edelsteinschleifen noch nicht zu

1) Laborde's Verwunderung (Débuts. p. 57), wie Gutenberg armen Leuten so viel Geld ablocken konnte, ist am unrechten Ort. Von den Vorfahren des Dritzehn haben viele im Rath gesessen (Schöpflin p. 18. Note y) und Riffe war Richter oder Amtmann, also gewiß nicht unvermögend.

denken; am wahrscheinlichsten sind halbedle Steine gemeint, wie sie, in der Nachbarschaft von Mainz, der Hundsrück und das sogenannte Westrich lieferte. Nach Seb. Münster wurde Chalcedon (Katzedonien) im Revier S. Wendel gebrochen und das nicht weit entfernte Oberstein an der Nahe, wo sich Agat, Onyx und andere dergleichen Schmucksteine finden, ist noch jetzt der Ort, wo sie auf einer Menge von Mühlen geschnitten und mittelst Tripel oder Zinnasche und Wasser polirt werden. Auch die Glasfabrikation scheint in dieser Gegend schon früh einheimisch gewesen zu sein. Derselbe S. Münster nennt ein Dorf S. Küry (?) im Westrich, wo die besten Spiegel und ander Glaswerk gemacht wird. Im 15. Jahrhundert und lange vorher gab es schon gläserne Spiegel neben den metallnen, aber es waren, wie die Miniaturen zeigen, nur kleine runde Handspiegel. Das Belegen der Spiegel geschah damals noch durch Übergießen von geschmolzenem Blei oder Zinn auf die, aus dem Streckofen kommende heiße Glasplatte, oder die Mischung wurde, wie später bei den nürnberger sogenannten Ochsenaugen, durch das Rohr schon in die heiße Glasblase und mit der innern Seite derselben in Verbindung gebracht. Alles dies konnte aber nur auf der Glashütte selbst geschehen, Gutenberg muß also schon etwas von der Kunst, das Glas mit Zinnfolie unter Anwendung von Quecksilber zu belegen, verstanden haben, wie es im folgenden Jahrhundert von den Spiegelmachern geschah, die das gestreckte Glas aus den Glashütten kauften, zerschnitten, polirten, belegten und die Spiegel sodann einrahmten. War das Steinschleifen schon einträglich gewesen, so versprach die Verfertigung einer so beliebten und doch so seltenen Waare,

wie Spiegel, noch mehr. Die Gesellschaft hatte einen großen Vorrath zusammengebracht; Dritzehn für seinen Theil hatte sein väterliches Erbe darüber versetzt und wandte hinein, was er konnte; er war gewiß, es würde ihnen nicht mißlingen, ehe ein Jahr vorüberginge, hätten sie ihre Auslagen wieder und wären dann alle glücklich [1]). Dies konnte auch nicht fehlen, nur mußte, wegen Verlegung der achner Heilthumsfahrt, ein Jahr länger darauf gewartet werden. Damals, als die Reliquien noch mit gläubigeren Augen angesehen wurden und ihre Wunderkraft, ihre Verehrung und der daran geknüpfte Ablaß Wallfahrer aus der Nähe und Ferne herbeizog, war es für die alte Kaiserstadt Achen von ganz anderer Bedeutung, als jetzt, außer vielen anderen Schätzen dieser Art, die Windeln Christi, das Lendentuch des gekreuzigten Heilands, das Kleid, welches Maria bei seiner Geburt getragen hatte und das Tuch, worauf Johannes der Täufer hingerichtet worden, zu besitzen. Diese sogenannten großen Heiligthümer wurden, wie noch gegenwärtig, in der Regel nur alle 7 Jahr öffentlich ausgestellt. Die Heilthumsfahrt (passagium) dauerte vom 10. Juli ab vierzehn Tage, während welcher der gewöhnliche Meßgottesdienst in den Kirchen ruhte und, neben Schieß- und anderen Spielen und Kurzweil, ein freier Markt eröffnet war. Daher war der Zudrang, selbst aus den entferntesten Gegenden, ungeheuer, ein Bürger, der um diese Zeit keine Gäste

---

1) Wetter 2. 25. u. 30. Hier und im Folgenden werden die Akten nach den Zahlen, die Wetter S. 56 u. f. am Rande beigesetzt hat, zitirt.

hatte, wurde, wie die Chronik sagt, einem Hunde ohne Schwanz gleichgeachtet. Die Wiener oder Sklavonier, die Ungarn, die Friesländer und andere Landsmannschaften hatten besondere Plätze inne, für einige waren sogar eigne Priester beim Dom bestellt, um ihnen in ihrer Landessprache die Beichte abzuhören. 1496 wurden an einem Tage 142,000 Pilger in der Stadt gezählt und bei Eröffnung der Opferkasten 80,000 Gulden darin gefunden. Wenn der einjährige Aufschub der Heilthumsfahrt den Gesellschaftern Gutenbergs auch keinen weitern Nachtheil brachte, so war er ihnen doch insofern unangenehm, als sie ihr Waarenlager für den achner Markt vollzählig gemacht hatten und es der einmal geweckten Neigung zu gewinnreicher Thätigkeit für den Augenblick an Stoff fehlte, daher erregte das Vertrauen in Gutenbergs Spekulationen bei ihnen den Wunsch, auch an der, die er noch für sich behalten, Antheil zu nehmen, und so entstand der neue Gesellschaftsvertrag von 1438, durch den sie zugleich in ein drittes Unternehmen desselben eingeweiht wurden, welches schon deshalb, weil die Gemeinschaft 5 Jahre, also bis 1443 dauern sollte, nicht, wie das vorige, auf die achner Heilthumsfahrt, die jedenfalls 1440 abgethan war, berechnet sein konnte.

Dies Unternehmen war das Buchdrucken, worüber, obgleich letzteres in den Akten nirgend genannt wird, doch kein Zweifel obwalten kann, da der Goldschmidt Dünne aussagt, er habe seit ungefähr 3 Jahren mit dem, was zum Drucken gehört, von Gutenberg an 100 Gulden verdient [1]), und andere Zeugen nicht bloß von den Formen

1) Wetter 49.

sprechen, die er vor Dritzehns Tode von ihm und Heilmann hatte wieder abholen lassen [1]), sondern auch von Maaßregeln, die er in dem Sterbehause getroffen, um die daselbst befindliche Presse in einen Zustand zu versetzen, der ihren Gebrauch nicht verrathen konnte [2]). Da dies noch dazu derselbe Gutenberg ist, der sich nachher in Mainz wieder ebenso mit Fust zu einem großen Bibeldruck verbindet, so läßt sich bei jenen Aussagen nur an den Buchdruck nach einer neuen Methode und nicht an den längst bekannten xylographischen der Briefdrucker denken; am ungereimtesten aber wäre es, sie auf die Spiegelfabrikation beziehn zu wollen [3]). In welcher neuen Art versuchte denn aber Gutenberg hier Bücher zu drucken? Warum wäre es nicht dieselbe gewesen, wie die der niederländischen Briefdrucker vor ihm, mit ganzen in Holz geschnittenen Tafeln? Nein! Der Flug seines Geistes ging höher, als daß er sich damit hätte begnügen können, es einem armseligen Handwerk, höchstens mit Anwendung des Pressen- statt des Reiberdrucks, gleich zu thun. Auch hätte er dann nur aus der Presse, nicht aber aus den Formen und seinem Endzweck mit denselben, ein Geheimniß machen können. Er wollte etwas ganz Anderes, als was bis dahin geschehen war, er hatte den Gedanken erfaßt, mittelst beweglicher

---

1) Ebend. 45.

2) Ebend. 3. 6. 9. 21. 46.

3) Die Vermuthung bei Wetter S. 763 u. f., daß die Spiegelrahmen, wie später die Einfassungen der Büchertitel, mit Holzschnittleisten wären bedruckt worden, ist ohne allen Grund. Hölzerne Spiegel- oder Bilderrahmen wurden damals weder gepreßt noch bedruckt, sondern höchstens mit Schnitzwerk verziert.

Lettern, und daraus zusammengesetzter Formen Bücher jeder Art und Größe leichter, als durch Abschreiben, oder durch Tafeldruck zu vervielfältigen, die Druckkunst aus der niedrigen Sphäre, auf welche sie sich bis dahin, bei den Briefdruckern, ohne beachtet zu werden, beschränkt sah, in die höhere der Gelehrsamkeit und Literatur hinaufzuheben und hier, durch ihre Einführung, einen allgemeinen Umschwung von den größten Folgen hervorzubringen. So wenig es auf die Länge ausbleiben konnte und, wie der dritte Abschnitt lehren wird, auch nicht ausgeblieben ist, daß die Briefdrucker selbst zur Typographie übergingen, so verhalf es ihr doch zu einer früheren und schnelleren Entwickelung, daß sich gerade ein Mann mit ihr beschäftigte, der schon, vermöge seines Standes, die Sache aus einem andern Gesichtspunkt betrachtete, als wenn er als Handwerker wäre geboren und erzogen worden. Die in Holland xylographisch gedruckten Donate hatten ihm den Anstoß gegeben; der erste Schritt zur Ausführung seines Gedankens — die Buchstaben der zusammenhängenden, in die Holztafel geschnittenen Schrift, die bei jeder andern von neuem hatten geschnitten werden müssen, von einander abzusondern, um sie tausendfältig zu demselben Zweck in anderer Zusammensetzung wieder anwenden zu können — war der, die Holztafel in so viel einzelne Stücke, als Buchstaben, auseinander zu sägen und mit dem gehörigen Vorrath solcher hölzerner Lettern die Formen für die abzudruckende Schrift zu bilden.

Es ist viel darüber gestritten worden, ob es möglich sei, mit hölzernen Lettern ein Buch zu drucken. Wir müssen darüber die Meinungen einiger der vorzüglichsten Sachverständigen abhören. Der harlemer Buchdrucker,

Holzschneider und Schriftgießer J. Enschede um 1770 hält es bei einer Schrift, wie die, welche in der Kunstsprache **Text** genannt wird und jeder kleineren für unmöglich. „Ich zeichnete," sagt er, „und schnitt die Buchstaben von einer Zeile Textkegel, nur um die Dicke einer Sägeschneide von einander abstehend, auf einen Holzstock. An gutem und feinem Werkzeug fehlte es mir nicht. Nun kam es nur darauf an, die Buchstaben mathematisch winkelrecht von dem Holzstock abzusägen; dazu gebrauchte ich eine feine, von einer sehr dünnen Uhrfeder aus englischem Stahl gemachte Säge; ich that mein Möglichstes, um sie alle gerade und parallel durchzusägen, aber es gelang mir nicht: keine einzige Letter konnte die Probe eines mathematisch rechteckigen Körpers aushalten. Sie zu schleifen und zu feilen, ging auf den Schleifsteinen der Letterngießer nicht an; wollte ich sie beklopfen, so quetschte ich den auf dem Kegel stehenden Buchstaben, kurzum, ich sah keinen Ausweg, und ich bin versichert, daß kein Holzschneider im Stande ist, einzelne in Holz geschnittene Lettern so herzustellen, daß sie ihre Quadratur (und darin besteht die Kunst der Linie in der Letterngießerei) behalten. Mit aller Mühe und Arbeit kann man vielleicht einige Zeilen so zu Stande bringen, aber ganze Bücher damit zu drucken, ist unmöglich, lächerlich und ein reines Hirngespinst" [1]). Der ungefähr gleichzeitige französische Holzschneider und Schriftgießer Fournier hält zwar die Typen vieler der ersten mit beweglichen Lettern und großer Schrift gedruckten Inkunabeln für hölzerne, sagt

---

1) Koning S. 26, Note.

aber, daß man für kleinere Schrift als gros Romain (unsere **Tertia**) dergleichen Typen, wegen der Gebrechlichkeit so kleiner Holzstückchen, nicht brauchen könne [1]). Der englische Holzschneider Jackson macht sich in seiner neuesten Geschichte der Holzschneidekunst [2]) anheischig, wenn es die Kosten verlohnte, von jeder beliebigen Seite eines beliebigen vor 1462 gedruckten Buches [3]) ein mit hölzernen beweglichen Lettern gedrucktes Faksimile zu liefern, sagt aber: obgleich er der Möglichkeit gewiß sei, kleine Bücher von einer bestimmten Typengröße so zu drucken, so habe er doch noch keines der ersten typographischen Produkte gesehn, welches unzweifelhafte Kennzeichen, daß es mit Holzlettern gedruckt sei, an sich trüge. Laborde endlich ist der Meinung, daß Gutenberg sich in Straßburg und Anfangs auch in Mainz nur hölzerner beweglicher Lettern bedient habe und daß es möglich sei, mit großer Geduld, Mühe und Unkosten, ganze Bücher damit zu drucken [4]). Die Proben, welche er aber von einigen Zeilen, sowie Wetter [5]) von einer ganzen Seite, gibt, sind nicht überzeugend, weil sowohl die Abstände der Buchstaben als der Zeilen von einander ungleich größer sind, als sie in irgend einem der alten Drucke gefunden werden. Hieraus geht also hervor, daß zwar an sich nichts entgegensteht,

---

1) Dessen Observations sur les Vindiciae typogr. p. 8.

2) Wood-Engraving p. 168.

3) Doch wohl mit Ausnahme der Bücher unter N. 3 und 4 in unserer Taf. I.

4) Débuts p 72

5) Wetter Tab. II.

einzelne Schriftseiten mit Holzlettern von der Größe der Gutenberg'schen oder Pfister'schen Bibeltype [1]) zu drucken, daß es aber in der Wirklichkeit und im Großen nicht ausführbar ist, ganze Bücher damit zu drucken, theils wegen der unsäglichen Mühe und Beschwerlichkeit, mit so gebrechlichen und unregelmäßigen Lettern, wie die hölzernen, ganze Druckformen zusammenzusetzen, theils weil schon das geringe Gewicht der Holzlettern ihre Handhabung erschwert und der Einfluß der Feuchtigkeit, beim mehrmaligen Wiederholen der Schwärzung und Reinigung, sie bald unbrauchbar macht. Dies mußte dahin führen, die Lettern in Blei= oder Zinntafeln, statt in Holztafeln zu schneiden, wo ihnen dann, beim Zerschneiden, durch die Feile eine bessere Quadratur gegeben werden konnte, sie leichter zu handhaben und gegen die Feuchtigkeit unempfindlicher waren. Der Einwand, daß man sie nicht aus einem schmelzbaren Stoff geschnitten haben würde, da man sie bequemer aus einem solchen Stoff hätte gießen können, ist hinterher leicht gemacht; wenn wir uns aber in die Lage der ersten Erfinder setzen, die in der Regel nach und nach und schrittweise auf das zunächst Liegende übergehn, so werden wir es natürlicher finden, daß sie vom Holzschnitt, der ja selbst vom Metallschnitt ausgegangen war, in Bezug auf die Lettern wieder zu diesem zurückkamen, ehe sie durch einen Sprung auf den Letternguß, so wenig er auch entfernt lag, verfielen, und wenngleich die Bleieinkäufe, von denen in dem Urtheilsspruch die Rede ist, zur Noth auf die Spiegelfabrikation bezogen werden können, so wird doch erst unter Voraussetzung von geschnittenen

---

1) N. 1 und 12 unserer Taf. I.

Metalllettern klar, wie der Goldschmidt Dünne schon seit drei Jahren mit dem, was zum Drucken gehört, von Gutenberg beschäftigt gewesen sein und an 100 Gulden von ihm verdient haben konnte. Daß Gutenberg bei ihm bloß metallene Spatien und Durchschußlinien zu seinen hölzernen Lettern habe fertigen lassen, wie Laborde will [1], hat nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit für sich. Mochten indeß seine Typen metallene oder hölzerne sein, soviel ist gewiß, daß sein Geheimniß und seine straßburger Versuche nicht in dem Buchdruck mit Holztafeln, sondern mit mobilen Lettern bestanden, wozu er sich zuerst einer Presse statt des Reibers bediente. Auch würde dies, nach Bekanntmachung der straßburger Prozeßakten, nicht zu bestreiten gewesen sein, wäre die Hauptstelle [2]) das Gutenberg sinen knecht sante zu den beden Andresen, alle formen zu holen und würdent zur loßen das er es sehe, und in joch ettliche formen ruwete, nicht bis vor kurzem [3]) gänzlich mißverstanden worden. Schöpflin übersetzt die letzten Worte: quod nonnulla in eis emendanda reperiret; Meerman: magnam vero partem imperfectas fuisse, oder et complures etiam formas defectu laborasse [4]). Ein Blick in das der Schilterschen Ausgabe von Königshofens Chronik angehängte altelsassische Idiotikon lehrt, daß ruwen nichts anderes als reuen ist und dafür haben es auch jene Übersetzer genommen, nur

1) Débuts p. 77.

2) Wetter 45.

3) Jahrb. für wissenschaftl. Kritik 1836, N. 118, S. 945.

4) Auch Wetter S. 197 hat sie dunkel gefunden, weil er ruwen gar für ruhen, bleiben, nimmt.

daß sie das, was Gutenberg reuete, unrichtig auf Fehler oder Mängel in den Formen beziehn. Störend ist zwar in der angeführten Stelle, daß es **ruwete**, und nicht **ruweten** heißt, was die Schuld einer nachlässigen Lesart sein kann und sich aufklären würde, wenn uns Laborde, statt anderer unerheblicher Stellen, von dieser wichtigsten ein Faksimile gegeben hätte. Indessen liegt der Sinn doch deutlich zu Tage. Gutenberg ließ die Formen abholen, nicht weil sie einer Verbesserung bedurften, sondern, wie ausdrücklich gesagt wird, um sie unter seinen Augen auseinander nehmen zu lassen. Sie mußten also zusammengesetzt sein, und zwar nicht etwa aus ganzen Holztafeln, deren Verbindung ebenso leicht wiederherzustellen, als zu lösen war, sondern aus beweglichen Lettern von höchst unvollkommener Art, und da gerade die Zusammensetzung der Druckformen aus einer Unzahl kleiner, schlecht quadrirter Letternstäbchen, mit Ausfüllung der leeren Zwischenräume, das bei weitem Mühsamste und Schwierigste bei der ganzen Sache war, so reuete ihn in Ansehung etlicher, nämlich derjenigen Formen, von denen nicht die hinlängliche Anzahl Abdrücke gemacht war, die viele daran verschwendete Arbeit, die nunmehr unnütz wurde und mit der er, wenn der Grund zu dieser Unterbrechung des Druckgeschäftes gehoben war, wieder von vorn anfangen mußte. Aber warum ließ er sie abholen, noch ehe Dritzehn bettlägerig wurde? Warum ließ er sie auseinander nehmen? War es nicht hinlänglich, daß er sie wieder in seinen Gewahrsam bekam, um sie profanen Augen zu entziehn? Auch darüber gibt uns eine Zeugenaussage [1]) Aufschluß,

---

1) Wetter 12.

nach welcher Dritzehn auf seinem Todbette geäußert hatte: sollte ich sterben, so wollte ich, daß ich nie in die Gesellschaft gekommen wäre, denn ich weiß wohl, daß meine Brüder mit Gutenberg nie übereinkommen werden. Er und mithin auch Gutenberg sahen daher einen Rechtsstreit im Fall seines Todes voraus und Letzterer war vorsichtig genug, gleich bei Annäherung einer gefährlichen Krankheit des Ersteren, die Formen abholen und auseinander nehmen zu lassen, um sein Geheimniß gegen einen etwa ungünstigen Ausgang des Prozesses sicher zu stellen. Überhaupt hat er die beiden Genossen, Dritzehn und Heilmann, schwerlich sogleich in seine Kunst nach ihrem ganzen Umfang eingeweiht; er ging dabei schrittweise zu Werke und fing damit an, sie drucken zu lehren. Die Anfertigung der Lettern, die künstliche Zusammensetzung fester Druckformen daraus behielt er, soweit sie der Augenschein nicht ergab, künftiger Unterweisung vor. Er gab die aus seinen eigenen Mitteln verfertigte Presse und Formen dem Dritzehn, unter dem Siegel der Geheimhaltung, in seine Behausung [1]) und überließ ihm das Druckgeschäft, worin er bald eingeübt sein, sich auch wohl durch seine Base helfen lassen konnte und wodurch die zu verkaufende Waare unmittelbar hervorgebracht wurde. Deshalb nahm er auch für das Buchdruckergeschäft ein höheres Lehrgeld, als für das Spiegelmachen, denn bei diesem war alles Material auf gemeinschaftliche Rechnung anzuschaffen, bei jenem

---

1) Laborde, der diesen Zusammenhang nicht einsieht, sagt Débuts p. 59, der unruhige Gutenberg habe sich aus seinem Geheimniß nichts mehr gemacht, weil er schon wieder an etwas Anderes dachte.

hatte er es, bis auf Pergament, Papier und Schwärze, selbst hergegeben. Durch das Abholen der Formen war schon vor Dritzehns Tode das Hauptgeheimniß sichergestellt, aus der Presse an und für sich war nicht zu ersehen, wozu sie gedient hatte. Nichts desto weniger sandte Gutenberg seinen Diener, nach Dritzehns Tode, zu dessen Bruder und ließ ihn bitten, die Presse niemand zu zeigen, sie mit den zwei Wirbeln aufzumachen und die Stücke, die dann von einander fielen, in oder auf die Presse zu legen [1]). Dies scheint zwar auf Theile der Presse selbst, die auseinander genommen werden sollten, zu gehn, obwohl nicht einzusehn ist, welche damit gemeint sein konnten, da die Presse, in ihrer damaligen ersten und rohesten Gestalt, wohl nur aus einer Schraubenspindel bestand, die in einem festen Gestelle, mittelst eines Preßbengels, über dem Drucktisch auf und nieder bewegt wurde, und die Tafel, welche den Bogen auf die Form drückt, oder, nach heutiger Kunstsprache, der Tiegel, noch nicht, wie später, durch das sogenannte Schloß mit der Spindel dergestalt in Verbindung gesetzt war, daß sie deren auf und niedergehende Bewegung mitmachte, von der drehenden Bewegung aber frei blieb. Andere Zeugen sagen jedoch [2]), der Diener sei zu Dritzehns Bruder geschickt worden, um ihn zu bitten, vier Stücke, die in der Presse lägen, heraus und von einander zu nehmen, damit man nicht sehe, was es sei. Hiernach kann nur von den in einen Rahmen zusammengeschraubten Druckformen von vier Kolumnen oder zwei Folioseiten, zum einseitigen Bedrucken eines ganzen Bogens,

---

1) Wetter 20. 21. 46.

2) Ebend. 8. 6.

die Rede gewesen sein. Nach ihrer weiteren Aussage fand sich aber davon nichts; natürlich, weil alle Formen schon früher waren abgeholt worden. Diese zweite Beschickung mochte daher nur zum Schein geschehen sein, um zu verbergen, daß Gutenberg sich, schon vor Dritzehns Tode, in den Besitz aller Formen gesetzt hatte, welches ihm nichts helfen konnte, wenn auch nur eine Form in der Presse zurückblieb, da eine einzige, selbst nach dem Auseinandernehmen, hinlänglich war, sein Geheimniß zu verrathen. Zuletzt entsteht noch die Frage: was für ein Buch war es, welches gedruckt werden sollte? Die gewöhnlichste Meinung ist die, welche Gutenberg zuerst mit Kleinigkeiten anfangen und ihn daher in Straßburg noch an nichts mehr, als eben an einen Donat, oder an ein Volks- und Bilderbüchlein, wie es für die achner Heilthumsfahrt passend schien [1]), denken läßt. Aber U. Zell nennt in der kölnischen Chronik die von Gutenberg in Mainz 1450 unternommene und mit Missallettern gedruckte Bibel das erste (typographisch) gedruckte Buch, und wirklich ist von Druckstücken, welche man, mit einigem Anschein, für frühere Gutenbergische Produkte halten könnte, nicht eine Spur zum Vorschein gekommen. Er war kein Briefdrucker und wollte mit ihnen nichts gemein haben. Ihm war es nicht genug, in den beweglichen Lettern ein Mittel gefunden zu haben, um den Druck kleiner, aus wenigen Bogen bestehenden Schriften, wie sie die Briefdrucker lieferten, zu erleichtern. Er wollte es vermittelst derselben dahin bringen, die voluminösesten Werke zu drucken; seine Aufgabe war nur gelöst, wenn es ihm gelang ein Buch,

1) Jahrb. f. wissenschaftl. Kritik 1836, N. 117, S. 944.

wie die Bibel, auf diese Art zu vervielfältigen. Ob dies mit beweglichen Holztypen, oder geschnittenen Metalltypen möglich sei, konnte sich erst bei der Anwendung im Großen zeigen; Versuche mit Kleinigkeiten halfen zu nichts, denn wenn er mit seinen Lettern auch nur eine einzige Folioseite gedruckt hatte, so war zu hoffen, daß sich ebenso nach und nach viele hundert würden drucken lassen. Ein Schul- oder Bilderbuch konnte er, mit geringen Mitteln, in kurzer Zeit und allein zu Stande bringen. Wollte er weiter nichts, so brauchte er deshalb nicht auf fünf Jahre mit Andern in Gemeinschaft zu treten. Wenn es aber auf ein Buch, wie die Bibel, ankam, wurde die Sache kostbarer und weitaussehender, und darum fand er schon in Straßburg eine solche Gemeinschaft rathsam. Nach einer, von seiner mainzer Bibel hergenommenen Berechnung, brauchte er über 40,000 Lettern, um eine einzige Lage von vier Bogen zu drucken [1]. Nehmen wir nun auch an, daß er in Straßburg, wo er es noch nicht weiter als bis zu geschnittenen Metalllettern gebracht hatte, nicht auf einmal lagenweise, sondern nur einen Bogen nach dem andern druckte, sodaß die Lettern des einen nach dem Abdruck erst für die Form zu dem andern wieder benutzt wurden, so war der Letternbedarf doch noch immer so groß und die Arbeit so langwierig, daß es nicht zuviel scheint, wenn der Goldschmidt Dünne schon seit 3 Jahren mit Verfertigung der Lettern zu thun hatte und wenn Gutenberg 5 Jahre für nöthig hielt, um auf diesem Wege einen ganzen Bibeldruck zu Ende zu bringen. Laborde's Meinung, daß nichts anders, als dieser, der Gegenstand

---

1) Wetter S. 310.

gewesen sei, zu welchem sich Gutenberg schon in Straßburg mit andern Theilnehmern verbunden hatte, ist daher gewiß die richtigste. Auch macht sie es am erklärlichsten, daß das Unternehmen in Straßburg ohne Erfolg geblieben ist. Es mußte aufgegeben werden, sei es wegen der Unterbrechung des angefangenen Drucks durch den Prozeß mit Dritzehns Erben, oder weil die Sache, vor Erfindung des Letterngusses, zu schwierig und kostbar wurde und sich zu sehr in die Länge zog, indem die Blei- oder Zinnlettern zu wenig aushielten und zu oft hätten erneuert werden müssen.

Über Gutenbergs weiteren Aufenthalt in Straßburg bis 1444 und in Mainz bis 1450 liegt tiefes Dunkel. Gegen die Mitgenossen seiner Unternehmungen in Straßburg hatte er sich durchaus uneigennützig bezeigt; er hatte sich in ihre Wünsche wegen der Aufnahme in die Gesellschaft nicht unbedenklich gefügt und ihnen Zeit gegeben, sich darüber zu berathen [1]; sie hatten oft bei ihm gegessen und getrunken, ohne daß er etwas Anderes, als kleine Geschenke von Wein und Obst, von ihnen angenommen [2]. Für die Hauptgeschäfte der Gesellschaft muß übrigens die 1440 gehaltene achner Heilthumsfahrt um so belohnender gewesen sein, als ihr, nach Dritzehns Tode, sein Antheil an dem gemeinschaftlichen Waarenvorrath und an dem Gewinn davon zugewachsen war. An Gutenbergs Rückkehr nach Mainz, der, nach Seite 576, von Seiten der Stadt nichts entgegen stand, ist der sogenannte große Geckenkrieg 1444 wohl nicht ohne Antheil gewesen. Kaiser

1) Wetter 34.

2) Ebend. 23. 28. 29. 31. 44. 47.

Friedrich III. hatte französische Hülfe gegen die Schweizer in Anspruch genommen, was für den Dauphin eine erwünschte Gelegenheit war, die Last zügelloser Söldnerscharen, welche die Kriege mit England und zwischen den Parteien der Burgunder und Armagnacs aus aller Herren Ländern nach Frankreich gezogen hatte, auf andere Länder zu wälzen und, nachdem die Schweizer sie mannhaft abgewiesen, das unglückliche Elsaß, das in dem ohnmächtigen Kaiser und in der Uneinigkeit der deutschen Fürsten keine Hülfe fand, damit zu überschwemmen. Hier hausten sie fürchterlich; nur Städte, wie Straßburg, mit einer zahlreichen, wohlbewehrten Bürgerschaft und stark befestigt, konnten sich ihrer erwehren, mußten ihnen aber doch, ungeachtet mancher glücklicher Streifzüge über ihre Mauern hinaus, selbst die nächste Umgegend preisgeben. Gutenberg konnte nicht länger in seiner Wohnung vor der Stadt, bei dem Kloster S. Arbogast an der Ill, bleiben, aber auch in der Stadt war alles voller Flüchtlinge und Unruhe, wodurch er sich in seinen Beschäftigungen so gestört sah, daß er wieder nach Mainz zog, bis wohin sich diese Plage nicht erstreckte. Hier erst scheint er, seine Aufgabe unverrückt im Auge behaltend, auf den Letternguß, das einzige Mittel zu einer erfolgreichen Lösung derselben im Großen, gekommen zu sein und den Weg zur wahren und eigentlichen Typographie gefunden zu haben. Die Kölner Chronik spricht nur in runder Zahl, von einer zehnjährigen Dauer seiner, dem Jahre 1450 vorangegangenen Versuche, die, nach den straßburger Prozeßakten, mindestens 1436 ihren Anfang genommen haben. Aber auch 15 Jahr sind verhältnißmäßig nicht zu viel, um von der ersten Idee beweglicher Lettern, bei den mancherlei Arten

zu ihrer Hervorbringung, bis auf solche zu gelangen, mit denen der Druck eines Bibelwerks durchzusetzen war. Wie viel Zeit kostete es nicht, um den nöthigen Vorrath an Lettern, so lange sie einzeln geschnitten werden mußten, zusammenzubringen, und doch entsprach der Erfolg der hölzernen Lettern, bei ihrer Anwendung im Großen, den ersten lockenden Versuchen nicht. Dasselbe war mit bleiernen oder zinnernen Lettern der Fall, und jeder Übergang zu einem neuen Letternstoff, jeder neue Weg zu ihrer Verfertigung machte den angefertigten Schriftvorrath unnütz und zwang von vorn wieder anzufangen. Selbst nachdem der Letternguß gefunden war, was mußte da noch alles versucht werden, um für die Patrizen, Matrizen und Lettern das geeignete Material und für ihre Hervorbringung die beste Methode zu finden, der Schwierigkeiten und Unterbrechungen nicht zu gedenken, mit denen Gutenberg, wegen Unzulänglichkeit seiner Geldmittel, wegen der Prozesse, in die er verwickelt wurde, und wegen Kriegs- und anderer Unruhen zu kämpfen hatte. Daß er um diese Zeit Schulden zu machen genöthigt war, zeigt eine Urkunde von 1448, wonach er, wegen eines erhaltenen Darlehns von 150 Goldgulden, dem Gläubiger eine wiederkäufliche Gült von 7½ Gulden jährlich, unter Verbürgung eines seiner Verwandten, verschreibt [1]), eine damals gewöhnliche Form für dergleichen Darlehnsgeschäfte, da alles Ausleihen gegen Zins, nach den Grundsätzen des kanonischen Rechts, für unerlaubten Wucher galt. Es hält

1) Schaab II, S. 253, N. 113. Von allen Gutenberg betreffenden Urkunden ist dies die einzige, in der er wegen angeliehenen Geldes als Selbstschuldner erscheint.

schwer, sich jetzt, wo man die Schriftgießerei nur in ihrer Vollkommenheit kennt und das Schriftsetzen dadurch so leicht und bequem geworden ist, eine Idee davon zu machen, wie mühsam und zeitraubend es war, mit rohen, ungleichförmigen Stäbchen eines weicheren Metalls, als unser Letterngut, eine feste, den hundertfältigen Pressendruck aushaltende Form von Folioformat zu Stande zu bringen, und schon die Mangelhaftigkeit der Gießform allein ist hinreichend zu erklären, wie Gutenberg, nach seinem straßburger Versuch und nachdem er mit seiner Erfindung so viel weiter gekommen war, auch in Mainz noch mehrere Jahre zu seinem Bibeldruck brauchen konnte.

Zu diesem verband er sich 1450 mit Joh. Fust, einem ansehnlichen Bürger von Mainz, durch einen Gesellschaftsvertrag, über dessen streitig gewordenen Inhalt ein Prozeß entstand, den wir aus einem Akt des Notar Helmasperger von 1455 näher kennen lernen. Letzteren hat Senkenberg in Gießen 1734 zuerst [1]), nach einem Original in den Fust'schen Familienpapieren, abdrucken lassen, und Köhler hat davon ein zweites authentisches, auf Pergament geschriebenes Exemplar [2]) vor sich gehabt. Fust schoß anfangs 800 Goldgulden gegen 6 Prozent Zinsen her, womit, seiner Behauptung nach, Gutenberg das ganze Werk hatte vollbringen wollen, möge es mehr oder weniger kosten, und gab nach zwei Jahren noch eben so viel dazu, klagte aber 1455 gegen Gutenberg auf Zurückzahlung des ganzen vorgeschossenen Kapitals von

---

1) Selecta Jur. et Histor. Anecd. T. I. p. 269.

2) Ehrenrettung S. 58 und danach abgedruckt S. 54 u. f., wiederholt bei Wetter S. 284 u. f.

1600 Gulden nebst Zinsen, da er dieses selbst borgen müssen und Beklagter ihm die Zinsen nicht bezahlt habe. Es war also hier von Schadenersatz und Verzug die Rede und in solchen Fällen erlaubte auch das kanonische Recht, das Interesse zu fordern, so hoch es zu erweisen sei. Gutenberg setzte der Klage entgegen, er habe die ersten 800 Gulden nur zur Einrichtung seiner Werkstatt, die dafür als Unterpfand haften sollte, erhalten und Fust hätte ihm die versprochenen Zinsen davon nachträglich erlassen. Übrigens hätte dieser ihm zu dem Werk der Bücher 300 Gulden jährlich ausgesetzt und außerdem die Kosten für Gesindelohn, Hauszins, Pergament, Papier, Dinte u. s. w. zu tragen übernommen. Er sei also auch die weiter empfangenen 800 Gulden, über die er ihm Rechnung ablegen wolle, nicht zu verzinsen schuldig. Das Gericht erkannte, Gutenberg solle über das, in das Werk zum gemeinschaftlichen Nutzen, empfangene und ausgegebene Geld Rechnung legen; was er mehr empfangen, solle auf die 800 Gulden zur Einrichtung der Werkstatt gehn, und was die letztere Summe noch überstiege, ohne in den gemeinschaftlichen Nutzen verwendet zu sein, an Fust zurückbezahlt werden. Zinsen wurden diesem nur zugesprochen, insofern er schwören würde, das Geld selbst von Andern erborgt zu haben. Fust leistete diesen Eid in dem dazu anberaumten Termin, (den Gutenberg durch einige seiner Freunde und Diener beschickte,) im Beisein mehrerer Zeugen von seiner Seite, unter denen auch Peter Gernsheim, Cleriker der Stadt und des Bisthums Mainz, und ließ darüber das vorhandene Instrument aufnehmen, in welchem der status causae und das darauf erfolgte Urtheil auszugsweise vorangeschickt sind. Die Jahre 1450 und 51

waren über die vollständige Einrichtung der Werkstatt hingegangen, in den drei folgenden, bis zur Abfassung jenes Instruments, war der Bibeldruck in zwei Folianten völlig fertig geworden [1]). Was konnte nun Fust bewegen, sich mit Gutenberg zu entzweien, nachdem dieser das Versprochene geleistet und musterhaft zu Ende gebracht hatte, sodaß es nur darauf ankam, aus dem Verkauf der Auflage die Früchte zu ernten? Ging Fusts Klage, wie behauptet wird, wirklich darauf hinaus, jenen außer Besitz des Druckzeugs zu setzen und ihn seines Antheils an dem Gewinn vieljähriger Arbeit zu berauben? War der Richterspruch parteiisch und ungerecht? Mit unbefangenen Augen gelangen wir darüber zu einer ganz anderen Ansicht, als die gewöhnliche. Fust und Gutenbergs Verbindung zu dem Buchdruckergeschäft beruhte auf der billigen Grundlage, daß jener das Geld, dieser seine Kunst und die Arbeit hergeben, der Vortheil aber gemeinschaftlich sein sollte. Auch in der Verzinsung der 800 Gulden zur Einrichtung der Werkstatt und in dem Zinssatz von 6 Prozent, der den damals üblichen nicht überschritt, kann nichts Unbilliges gefunden werden, denn die Werkstatt blieb an Gutenberg, Fust hatte nur ein Pfandrecht darauf, welches mit der Zurückzahlung dieser Summe erlosch, und dennoch hatte Fust ihm mündlich zugesagt, von der Verzinsung Abstand nehmen zu wollen. Gehässiger scheint es dagegen, daß er diese Zusage nicht hielt und auch von den zu den Druckkosten hergegebenen 800 Gulden Zinsen forderte, ja daß er selbst das ganze Kapital wieder einklagte und zwar gerade zu der Zeit, wo die Bibelauflage

1) Wetter S. 350.

zum Verkauf fertig war und sein Antheil an dem Erlös ihm nicht nur den Ersatz der Auslagen, sondern auch außerdem reichlichen Gewinn versprach. Die Zinsen berechnete Fust [1]) auf . . . . 420 Gulden

dazu das Jahrgeld von 300 Gulden für Gutenberg, auf 5 Jahr, mit . . . . . . 1500 =

und da Letzterer mit den erhaltenen 800 Gulden für die Kosten an Lohn, Hauszins und Material schwerlich ohne Zubuße ausgereicht sein wird, mag diese auch noch zu . . 480 =

angeschlagen werden, mithin beliefen sich die Unkosten zusammen etwa auf . . . . 4000 Gulden.

Geben wir dagegen der Bibelauflage die gewöhnliche geringe Stärke der Bücherauflagen der ersten Drucker von 300 Exemplaren und schlagen wir jedes derselben, in Betracht der hohen Manuscriptenpreise und da wir wissen, daß Gutenbergs, ungefähr halb so viel Bogen, als die Bibel, starkes Katholikon für 41 Goldgulden verkauft worden [2]), gewiß nicht zu hoch auf 50 Gulden an, so hatte die ganze Auflage einen Werth von 15000 Gulden

und wenn auch ein Drittheil, für Rubriziren, Einband und Vertriebskosten, mit 5000 =

davon abgezogen wird, so blieb doch ein reiner Gewinn von . . . . 10000 =

oder für jeden der beiden Theilnehmer von 5000 Gulden übrig, sodaß Fust, wenn er auch nur die 800 Gulden für die Werkstatt und keine Zinsen von Gutenberg erhielt,

1) Wetter S. 287, Note.

2) Ebend. S. 301, Note.

mit dem Geschäft zufrieden sein konnte. Allein, hatte Gutenberg die Rechnung schon von Hause aus ohne Wirth gemacht und Fust, nachdem er sich einmal mit ihm eingelassen, in größere Ausgaben verwickelt, als, bei rascherem Fortschreiten des technischen Betriebs, würden nöthig gewesen sein, hatte er dadurch vielleicht schon seine Geduld ermüdet und Unmuth bei ihm erregt, so wurde die Sache jetzt, wo der kaufmännische Betrieb an die Reihe kam, noch schlimmer, indem Fust nach vollen 5 Jahren, trotz der dringendsten Aufforderungen, woran er es gewiß nicht hatte fehlen lassen, von Gutenberg keine Rechnung über Einnahme und Ausgabe erhalten konnte. Bis dahin war ihm alles darauf angekommen, die Auflage nur erst fertig zu sehn und dazu hatte er es weder an Geld noch an Nachgiebigkeit gegen Gutenberg fehlen lassen. Wie viel er ihm gegeben, wußte er wohl, nicht aber, wie und wozu es war verwandt worden, und darüber vollständige Kenntniß zu erhalten, war nun das Nothwendigste, sowohl um zu sehen, wie er mit ihm stünde, als um seine Bilanz und den Verkaufspreis der gedruckten Bibeln zu machen. Erfinderische Köpfe sind aber oft schlechte Rechner und haben eine Scheu vor Zahlenwerk, und da alle andere Mittel fruchtlos blieben, eine Rechnungsablegung von Gutenberg zu erlangen, so war nichts anders übrig, als ihn, durch eine gerichtliche Klage auf Erstattung des Kapitals und der Zinsen, dazu zu zwingen. Sah sich aber Fust auf diese Art von Gutenberg selbst zur Klage gegen ihn genöthigt, so war es natürlich, daß er sich, mit Beiseitesetzung späterer mündlicher und bedingter Zugeständnisse, streng an den ersten Vertrag mit ihm hielt und überhaupt soviel als möglich zu erstreiten suchte, um den Beklagten dadurch

desto wirksamer zur Abrechnung anzutreiben, ohne daß er gerade beabsichtigen mochte, das Erstrittene in seiner ganzen Ausdehnung und Härte gegen ihn geltend zu machen. Zugleich mochte Fust wünschen, die Verbindung mit Gutenberg überhaupt aufgelöst zu sehn, da er in Schöffer schon einen Mann gefunden hatte, der, in die Druckkunst eingeweiht, jenen selbst' in technischer Beziehung besser ersetzen, den er mehr, als jenen, von sich abhängig machen, und dem er, wenn er wegen des Bücherverkaufs abwesend oder auf Reisen war, die Werkstatt ohne Sorge überlassen konnte. Daher verdient Fust den Vorwurf nicht, lieblos und ränkevoll gegen Gutenberg gehandelt zu haben, aber auch das Gericht können wir keiner Ungerechtigkeit zeihen, indem es Letzteren nur zur Rückzahlung dessen verurtheilte, was er über die 800 Gulden zur Werkstatt empfangen und nicht nachweislich in den gemeinschaftlichen Nutzen verwandt hatte. Dieser Nachweis konnte ihm jedoch, in Ansehung der andern 800 Gulden, wenn er sich nur zur Rechnungslegung entschließen wollte, nicht schwer fallen, da eher mehr, als weniger war ausgegeben worden. Was also Fust, außer dem Hauptzweck, der Abrechnung, erstritten, waren 420 Gulden Zinsen, und da er diese selbst hatte zahlen müssen, worin wir seinem Eide zu trauen haben, so durfte sie ihm das Gericht um so weniger absprechen, als Gutenberg selbst sich anfangs zur Verzinsung des Hauptgeldes schriftlich anheischig gemacht hatte. Sah sich dieser außer Stande, ihn wegen der Zinsen zu befriedigen, so blieb ihm übrig, dem Fust einen freiwilligen Vergleich zur gänzlichen Auseinandersetzung anzubieten, und das war es, was dieser am liebsten wünschte, und was er, wie sich deshalb nicht anders annehmen läßt, durch

bereitwilliges Entgegenkommen und billige Bedingungen wird zu erleichtern gesucht haben. Da der Richterspruch Gutenberg zur Abtretung seiner Werkstatt nicht verurtheilt hatte, seine Bibeltypen aber auf die neue Offizin von Fust und Schöffer, die in der Folge in dem Hause zum Humbrecht ihren Sitz erhielt, übergegangen sind, indem Schöffer damit unter seiner Unterschrift einen mit Initialen, wie in seinem Psalter, gezierten Donat [1]) gedruckt hat, so muß ein solcher Vergleich zu Stande gekommen sein, in welcher Art aber, wissen wir nicht. Soviel ist gewiß, daß Gutenberg in seinem Antheil an der Bibelauflage, der mindestens einen Reinertrag von 5000 Gulden versprach, hinlängliche Mittel fand, nicht nur schlimmsten Falls Fust völlig zu befriedigen, sondern auch sich eine andere Werkstatt statt der abgetretenen anzuschaffen, und daß außerdem genug übrig blieb, um seine Umstände wesentlich zu verbessern. Wir sehen ihn daher bald darauf im Besitz einer selbstständigen, mit neuen Lettern ausgerüsteten Druckerei, und daraus, daß 1468 aus seinem Nachlaß **etliche formen, buchstaben, instrument, gezuge vnd anders zu dem truckwerck gehörende**, dem Konrad Humery, einem angesehenen bischöflichen und städtischen Beamten, ausgehändigt wurde [2]), wovon derselbe sagt, daß es sein gewesen und noch sei, folgt nicht, daß er Gutenberg 12 Jahr vorher das Geld für seine neue Werkstatt geliehen habe, sondern höchstens, daß dieser durch seine späteren Unglücksfälle genöthigt worden sei, einen Theil des Verlorenen auf Humery's Kosten wieder anzuschaffen. Die

1) Wetter S. 383.
2) Ebend. S. 418.

Letter seiner Bibel, der sogenannten 42zeiligen, die aus zwei Folianten von 641 Blättern besteht [1]), konnte er aber um so eher abtreten, als sie, wahrscheinlich mittelst gegossener Matrizen, aus einem weniger haltbaren Metall verfertigt und nach beendigtem Bibeldruck nicht mehr viel zu gebrauchen war, die mit Schöffers Hülfe inzwischen in der Schriftgießerei gemachten Fortschritte aber es ihm leicht machten, sich andere und bessere Lettern wieder anzuschaffen. Daß schon bei dieser Trennung zwischen Gutenberg und Fust einzelne Gehülfen derselben weggezogen sind, das Geheimniß verpflanzt und bald darauf anderswo ausgeübt haben, namentlich Albr. Pfister, der bereits um 1455 in Bamberg mit beweglichen Lettern gedruckt haben muß, ist ein aller Wahrscheinlichkeit entbehrendes Vorgeben, welches lediglich aus dem Vorurtheil hergeflossen ist, daß eine in ihrem Prinzip, wenn auch nicht in ihrer Ausbildung, so leichte Erfindung, wie die der beweglichen Lettern, nur in einem einzigen Kopfe habe entstehen können. Gutenberg hatte in Straßburg seine Gehülfen noch nicht in die Kunst der Letternverfertigung und des Schriftsetzens, sondern erst in die des Abdruckens gegebener Formen mit der Presse eingeweiht; auch in Mainz theilte er jene Geheimnisse gewiß nur mit Wenigen unter eidlichem Siegel, und diese blieben nach der Trennung lieber bei ihm oder gingen zu Fust und Schöffer über, als daß sie aufs Ungewisse hin das Weite gesucht hätten.

Wir übergehen die ersten Produkte der Fust-Schöffer'-

1) Unsere Taf. I. N. 1 und größere Probe bei Wetter Tab. IX, N. 1 und 3.

schen Offizin, die beiden Psalter von 1457 und 59 [1]), als hinlänglich bekannt, und bemerken nur, daß die größte Missalschrift, mit der sie gedruckt sind, hier ganz an ihrem Ort war, weil sie zum gottesdienstlichen Gebrauch in der Kirche dienten und dadurch das Ablesen oder Absingen von Seiten mehrerer Umstehenden, aus einem Exemplar, erleichtert wurde. Zum weltlichen Gebrauch für andere, als Elementar-Schulbücher, war indeß eine kleinere Schrift, als die der Gutenberg'schen Bibel, dringendes Bedürfniß, wenn die gedruckten Bücher in der gelehrten Welt, durch geringeres Volumen und größte Wohlfeilheit, die Bücherabschriften verdrängen sollten. Je kleiner aber die Lettern wurden, um desto mehr wuchs die Schwierigkeit des Schriftsetzens, so lange man diesen Stäbchen nicht die durchaus regelrechteste und gleichförmigste Gestalt, den Buchstaben, durch Härte der Patrizen und Matrizen, nicht die gehörige Schärfe und Feinheit und den Gußlettern durch ein leicht schmelzbares, nach dem Erkalten aber härter als Blei werdendes Metall nicht die gehörige Reinheit und Dauerhaftigkeit zu geben wußte. Bis zum Buchdruck mit grober Schrift und gegossenen Bleilettern waren, wie der dritte Abschnitt zeigen wird, einzelne Briefdrucker in Holland und Deutschland, durch eigne Erfindung, auch gelangt, aber darüber haben sie nicht hinauskommen können. Hier ist die Grenze ihrer gemeinsamen Fortschritte mit den mainzer Erfindern; alles Übrige gehört letzteren allein und ausschließlich an und ist es lediglich, was der mainzer Typographie das erstaunliche Übergewicht gegeben

1) Unsere Taf. I, N. 2 und Schriftproben bei Wetter Tab. VII und VIII.

hat, vermöge dessen sie, nach ihrem Ausgang von dort, auch da, wo schon vorher mit beweglichen Lettern gedruckt worden war, als eine neue Muttererfindung begrüßt und aufgenommen wurde. Vermuthlich war, schon vor Gutenberg und Fust's Trennung, von ihnen das Bedürfniß einer kleineren Druckschrift erkannt und auf diejenige Verbesserung der Schriftgießerei hingearbeitet worden, welche endlich zu den in Stahl geschnittenen Patrizen, den in Kupfer ausgeprägten Matrizen, der Zusammensetzung des Letternmetalls aus Blei, Spießglanz u. s. w. und der zweckmäßigsten Einrichtung der Gießform führte. Diese Vervollkommnung selbst müssen wir aber hauptsächlich Fusts kunstfertigem Gehülfen, dem P. Schöffer, zuschreiben, den jener, sich mehr dem Handelsgeschäft mit seinen Büchern widmend, zum Vorsteher seiner Buchdruckerei und, nachdem er ihm seine Tochter zur Ehe gegeben, zu seinem Mitgenossen gemacht hatte [1]). Den Beweis liefert das, unter ihrer Firma 1459 zuerst mit einer kleineren, feineren Type, als die bisherigen, in Folio gedruckte Rationale [2]), ein Werk des Bischof Durandus (starb 1294) über Ursprung und Bedeutung der kirchlichen Gebräuche, welches um so wichtiger für diese Materie ist, als es aus der glänzendsten Zeit des Katholizismus herstammt. Die, nur durch die vorgedachten Verbesserungen der Schriftgießerei möglich gemachte Hervorbringung dieser Type

---

1) Nach Schaab I, 312 wäre Schöffer schon 1453 oder 54 Fusts Schwiegersohn geworden. In den Drucken erscheint Fusts Name und Wappen immer in Verbindung mit dem seinigen.

2) Unsere Taf. I, N. 3 und eine größere Probe bei Wetter Tab. IX, N. 2.

beschloß die Erfindung der Buchdruckerkunst und drückte ihr das letzte Siegel der Vollendung auf. Nun erst konnte sie mit jeder Schriftart des Schreibenden in die Schranken treten und sich an jede Sprache, wie eigenthümlich auch ihr Alphabet gestaltet sein mochte, wagen; nun erst konnte jedes gedruckte Buch, wenn es dessen Zweck nicht anders bedingte, auf das kleinste Volumen gebracht und dadurch die neue Vervielfältigungskunst recht wohlfeil und fruchtbar gemacht werden. Gutenberg war nicht ohne Antheil daran; wie er sich das Ziel seines Strebens gesteckt hatte, konnte er es nur dann für erreicht halten, wenn er es dahin brachte, die stärksten Bücher ebenso gut mit einer großen, wie mit einer kleinen Type zu drucken. Schöffer, vielleicht durch ihn erst auf den Weg gebracht, kam ihm mit der letzteren zuvor, aber er ruhte nicht, bis auch ihm dasselbe gelungen war, und bald darauf, im Jahre 1460, ging aus seiner Druckerei das Catholicon des Joh. de Janua, ein weitschichtiges, einen vollständigen lateinischen Sprachcursus nebst Wörterbuch enthaltendes Werk, in Folio hervor, welches mehr als doppelt so stark, wie das Rationale, und mit einer ähnlichen kleinen, obwohl nicht ganz so zierlichen, reinen und scharfen Type [1]) gedruckt ist. In den Schlußschriften der fust- und schöfferschen Drucke bis dahin, selbst in der des Rationale, wird die neue Kunst nur artificiosa adinventio imprimendi ac caracterizandi, absque calami exaratione genannt, in dem Katholikon aber statt dessen, durch die Worte: non calami, styli aut pennae suffragio, sed mira patronarum forma-

1) Unsere Tafel I, N. 4 und die ganze Schlußschrift bei Wetter Tab. X, N. 2.

rumque concordia, proportione et modulo impressus etc. zuerst auf die, die mainzer Erfindung von allen ähnlichen andern unterscheidende Eigenthümlichkeit der Schriftgießerei aufmerksam gemacht. Daß sich Gutenberg übrigens in derselben bescheidenen Schlußschrift begnügt hat „Gott, auf dessen Wink die Zungen der Kinder beredt werden und der oft den Kleinen offenbart, was er den Weisen verbirgt, zu preisen, daß er die Stadt Mainz und die deutsche Nation dieses hohen Geschenks gewürdigt hat," und daß er sich weder in diesem, noch in irgend einem seiner Drucke genannt und dadurch seine Ansprüche auf die Ehre der Erfindung vor den Augen der Welt außer Zweifel gestellt hat, ist von einigen seiner Gegner dahin gemißdeutet worden, als habe er solches in dem Bewußtsein, von Andern das Geheimniß entlehnt oder abgestohlen zu haben, nicht gewagt, auch überhaupt nichts Neues erfunden, wobei auf das von Schöffer gebrauchte Wort adinventio ein besonderes Gewicht gelegt wird. Von der entgegengesetzten Seite wird dagegen gewöhnlich angeführt, daß er aus Adelstolz seinen Namen verschwiegen habe. Richtiger ist aber, daß die Kunst, Bücher ohne Griffel und Feder zu vervielfältigen, allerdings durch den Holztafeldruck der Briefdrucker schon gegeben und die Erfindung der beweglichen und nachher der gegossenen Buchstaben, bei aller ihrer Wichtigkeit, eigentlich doch nur eine Hinzuerfindung (adinventio) war, daß Gutenberg also weder den ersten, noch, worin er sich durch Schöffer zuvorkommen ließ, den letzten Schritt zur Erfindung der Typographie gethan hatte, mithin in seiner Bescheidenheit und weil er in der Kürze nicht entwickeln konnte, inwieweit er sich als Erfinder zu nennen berechtigt sei, sich

dessen ganz enthielt und andern überließ, sein Verdienst auf die Nachwelt zu bringen. Schöffer aber, dessen Verhältniß zu Gutenberg schon deshalb kein feindliches gewesen sein kann, weil er ihm seinen ersten Unterricht in der Buchdruckerkunst verdankte, hat, nach dem Tode desselben, nicht nur in den Schlußversen der Institutionen Justinians von 1468 [1]), so geschraubt sie auch sind, sondern in der Mittheilung an Tritheim, Seite 636, der Wahrheit die Ehre gegeben, indem er dort die beiden Johannes (Fust und Gutenberg) als die ersten ausgezeichneten Typographen, hier Gutenberg ausdrücklich als Erfinder der Buchdruckerei mit beweglichen Lettern, und an beiden Orten sich selbst nur als denjenigen nennt, welcher die Letternfabrikation zur Vollkommenheit gebracht habe. Erst dessen Sohn und Nachfolger, Johann Schöffer, erlaubte sich in der Schlußschrift von Trithemii Breviar. Hist. Francor. von 1515 [2]) Entstellungen, die noch dazu mit seiner eignen früheren Angabe in der Schlußschrift des deutschen Livius von 1505 [3]) in offenbarem Widerspruch stehn.

P. Schöffers Verbesserung der Letterngießerei, welche höher angeschlagen werden muß, als bisher geschehn ist, weil sie die Einführung eines kleineren Schriftdrucks erst möglich gemacht hat, führt uns zu der Streitfrage über die gedruckten Indulgenzbriefe Papst Nikolaus V. von 1454 und 55, welcher Laborde seine Nouvelles recherches vorzüglich gewidmet hat. Das unaufhaltsame Vordringen

1) Wetter S. 319, 383, in den Noten.

2) Ebend. S. 283.

3) Ebend. S. 282.

der Türken nach Westen und ihre unwiderstehlichen Angriffe auf die letzten Trümmer des morgenländischen Kaiserthums, kurz vor der Eroberung von Konstantinopel im Jahr 1453, waren für das abendländische Europa immer bedrohlicher geworden und statt, wie in den Zeiten der Kreuzzüge, zur Befreiung des heiligen Landes aus der Gewalt der Ungläubigen auszuziehn, galt es jetzt nur, den Heerd der katholischen Christenheit und ihre östliche Vorhut in Griechenland, seinen Nebenländern und Inseln, gegen das Andringen des Islam zu sichern. Gelang es den Päpsten jetzt weniger, das Kreuz zu predigen und große Heerhaufen aus den westlichen Ländern gegen die Türken in Bewegung zu setzen, so hatten sie doch ein leichtes Mittel gefunden, Geld zu ihrer Bekämpfung aus dem Seckel der Gläubigen herbeizuschaffen. Dies Mittel war der Ablaß, der Erlaß der kirchlichen Bußstrafen für die Lebenden und der Fegefeuerstrafen für die Seelen der Verstorbenen, gegen Redemtionen, besonders Geldspenden zu kirchlichen Zwecken, wozu das Recht aus dem unendlichen Gnadenschatz der überströmenden Verdienste Christi und der Heiligen abgeleitet wurde, dessen Vertheilung der Papst, vermöge der ihm übertragenen Schlüsselgewalt, ausschließlich in Anspruch nahm. Die finanziellen Vortheile eines solchen Systems waren zu groß, als daß sie nicht nach und nach zu einer immer weiter getriebenen Ausbeutung desselben und zum schreiendsten Mißbrauch, der eine der ersten Veranlassungen zur Reformation wurde, hätten führen sollen. So entstanden Sünden- und Bußtaxen zur Ablösung, nicht bloß begangener, sondern auch erst zu begehender Sünden und nachdem der Ablaß sich einmal zur Anlockung der Kreuzfahrer, Herbeiziehung der Pilger nach Rom an den Jubel-

jähren und zur Begünstigung einzelner Kirchen erfolgreich bewiesen hatte, konnte es nicht fehlen, daß der Handel mit denselben nicht auch zum Türkenkrieg und später zu andern noch entfernter liegenden eigennützigeren Zwecken benutzt wurde. Als daher nach Cypern, damals ein eignes christliches Königreich, von den Türken bedroht wurde, ertheilte Nikolaus V. dem König Johann II., zur Befestigung seiner Hauptstadt Nikosia und Vertheidigung der Insel, die Befugniß, einen Ablaßhandel auf drei Jahr vom 1. Mai 1452 ab in den Abendländern zu eröffnen, womit der König darauf seinen Rath, Gesandten und Generalprokurator Paulin Zapp (Chappe) beauftragte [1]), der sich zu dem Ende nach Deutschland begab und dort drei andere Personen, die wieder ihre Subkommissarien wählten, mit der weitern Ausführung des Geschäfts und Einsammlung der Gelder, in den verschiedenen Gegenden Deutschlands und des Nordens, bevollmächtigte. So ungern die Landesherren diese Auflage auf die Leichtgläubigkeit und den Beutel ihrer Unterthanen sahen, so konnten sie derselben damals doch nicht geradezu hinderlich sein, indeß wußte der Bischof von Mainz durch Konfiskation wegen angeblicher Mißbräuche des für seine Diözes ernannten Bevollmächtigten, sowie Christian von Dänemark durch gezwungenes Anlehn, nachher einen guten Theil des Ertrags in seine Hände zu bringen. Der Indulgenzbrief berechtigte den, welchem er ertheilt wurde, sich, unter den geeigneten Welt- oder Ordensgeistlichen, einen beliebigen Beichtvater zu wählen, der ihn alsdann, nach gehöriger Beichte, von Sünden jeglicher Art, selbst in den, dem

1) Joannis Rer. Mogunt. I. 766.

päpstlichen Stuhl reservirten Fällen, oder von den bereits deshalb über ihn verhängten Kirchenstrafen lossprechen, oder einmal im Leben und einmal im Sterben, ihm vollständige Absolution ertheilen konnte. Die Indulgenzbriefe waren lateinisch, durchaus gleichlautend, und am Schluß mit den beiden Absolutionsformeln im Leben und im Sterben versehen. Jeder, der dafür nach seinem Vermögen mehr oder weniger zahlte, erhielt eine solche Urkunde in Patentform, auf Pergament und zwar, nachdem der Name des Erwerbers, Ort und Datum an den dazu offen gelassenen Stellen handschriftlich hineingesetzt war, von dem Kommissarius vollzogen und mit einem eignen ihm dazu verliehenen Siegel besiegelt. Bei dem gleichförmigen Inhalt dieser Indulgenzbriefe, und da an den Hauptorten sich schon Briefdrucker fanden, war es natürlich, daß mehrere Kommissarien, um die Kosten so vieler tausend Ausfertigungen zu ersparen, die erforderliche Anzahl von Formularen drucken ließen und so finden wir ihrer denn mehrere verschiedene, bis auf die Überschrift der Absolutionsformeln und einige Anfangsworte, mit kleiner Schrift gedruckte Ausgaben, die jedoch nach der Verschiedenheit des Schriftcharakters nur in zwei Hauptklassen zerfallen. Die erste Hauptklasse von 30 Zeilen umfaßt zwei Ausgaben [1]), eine von 1454, die andere von 1455, die sonst in Versalbuchstaben, Zeilenabtheilung und Abkürzungen ganz gleich, in der Textschrift jedoch, bei aller Übereinstimmung, nicht durchaus identisch sind. Von der

---

1) Unsere Taf. I, N. 6 und 7, welche auch die beiden Jahrzahlen und eine Probe von der größeren Schrift aus den Überschriften der Absolutionsformeln enthalten.

ersten Ausgabe ist nur ein, mit handschriftlicher Abänderung der Jahrzahl, im Februar 1455 in Köln, von der zweiten sind zwei im April 1455 in Braunschweig und Neuß ausgefertigte Exemplare da [1]). Die zweite Hauptklasse von 31 Zeilen umfaßt die übrigen Ausgaben [2]), davon zwei sich, wie vorher, durch die Jahre 1454 und 1455 unterscheiden, sonst aber identisch sind. Von der älteren sind sechs Exemplare vorhanden, und davon zwei im November und Dezember 1454 in Erfurt und Mainz, die vier andern im Januar und April 1455, mit handschriftlicher Abänderung der Jahrzahl, in Eimbeck, Lüneburg, Koppenhagen und Hildesheim ausgefertigt. Von der späteren Ausgabe haben sich gleichfalls sechs Exemplare erhalten, die bis auf eins, von welchem Ort und Datum unbekannt ist, im März und April 1455 in Würzburg, Nürnberg, Erfurt, Goslar und abermals Würzburg ausgefertigt sind [3]). Außerdem sind aber kürzlich in der Bibliothek des geistlichen Ministerii zu Braunschweig noch vier

---

1) Faksimiles des kölner und neußer Exemplars bei Laborde p. 6. Jenes befand sich in Löwen, dieses in der kloßschen Bibliothek in Frankfurt a. M. Beide sind nach England verkauft. Das dritte ist das sogenannte mahnersche Exemplar in Wolfenbüttel.

2) Unsere Taf. I, N. 8 und 9, übrigens wie Anmerkung 1) auf voriger Seite.

3) Faksimiles des mainzer, eimbecker und zweiten würzburger Exemplars bei Laborde p. 8 und 10. Die 12 Exemplare beider Ausgaben befinden sich: im Haag bei van Westreenen, auf den Bibliotheken zu Paris, Kassel, Göttingen (zwei), Wolfenbüttel, Koppenhagen, bei Lord Spencer in England (zwei), auf der Univ.-Bibl. in Leipzig (zwei) und an einem unbekannten Ort.

Exemplare gefunden worden, welche mit der Ausgabe von 1454 und 31 Zeilen sonst ganz übereinstimmen, darin jedoch abweichen, daß das eine zwischen Zeile 18 und 19 eine ganz leere Zeile, also, diese mitgerechnet, 32 Zeilen, die drei anderen aber eine andere Einrichtung der Zeilen 19, 20 und 21 haben. In diesen Probeexemplaren war der weißgelassene Raum, zum Einschreiben der Namen der Erwerber, zu groß, welches zu Verfälschungen, durch nachherige Einschiebsel, führen konnte, daher wurden sie verworfen; auch sind alle vier Exemplare unausgefüllt und zu je zweien, untereinander, in die beiden inneren Seiten eines Buchdeckels geklebt, von den unteren aber, weil sie zu lang waren, die letzten Zeilen abgeschnitten [1]). Diese Indulgenzbriefe sind bisher eine Qual der Bibliographen gewesen, welche sie, unbekannt mit der vorgutenbergischen Briefdruckerei, durch den Anschein verführt, um so mehr für typographische Produkte hielten, als die große Schrift der Ausgabe von 30 Zeilen der gutenbergischen Bibeltype ähnlich sieht [2]), die der Ausgabe von 31 Zeilen aber ent-

---

1) Bei Laborde finden sich, wo er von den Exemplaren in Braunschweig und Wolfenbüttel spricht, mehrere Unrichtigkeiten. Das sogen. mahnersche Exemplar in Wolfenbüttel setzt er p. 8 unter die Ausgabe von 1454 und 31 Zeilen, wohin es nicht gehört, und das zweite Exemplar daselbst hat er anzuführen ganz vergessen. Das Exemplar in Braunschweig, welches er p. 8 unter die Ausgaben von 31 Zeilen setzt, gehört unter die von 32 Zeilen, und die drei andern dortigen Exemplare p. 7 haben nur 31, nicht 32 Zeilen und eine ganz andere, als die von ihm angegebene Zeileneintheilung. Dieselbe Verwirrung wiederholt sich p. 17.

2) Vergl. unsere Taf. I, N. 6 und 7 mit N. 1.

schieden dieselbe ist, wie in den bamberger Inkunabeln [1]), wogegen die kleine Schrift in beiderlei Ausgaben ganz eigenthümlich dasteht, namentlich von der Gutenbergs oder Schöffers durchaus verschieden ist [2]). Woher aber, schon 1454 und 55, diese kleine Type, die, nach Seite 610, ohne die letzte Verbesserung der Letterngießerei nicht zu bewerkstelligen war und die in solcher Größe bei Fust und Gutenberg erst 1459 und 60 zum Vorschein kommt? Das sind die cruces bibliographicae, welche Dibdin und andern so viel zu schaffen gemacht haben, besonders da die Ausfertigung fast aller vorgefundenen Exemplare der Indulgenzbriefe den Ausweg, sie für spätere Nachdrucke zu halten, nicht mehr zuläßt, und diesem auch noch entgegensteht, daß ein solcher Nachdruck ohne Zweck gewesen wäre, weil die Bulle nur bis zum 1. Mai 1455 Kraft hatte. Laborde sucht sich dadurch aus der Sache zu ziehn, daß er annimmt, die Ausgaben der einen Klasse wären von Gutenberg, die der andern von Schöffer, also beide in Mainz gedruckt, und die pfistersche große Type in jenen habe ursprünglich dem Gutenberg zugehört und sei von ihm erst, nachdem er die Bibel und anderes in Mainz damit gedruckt [3]), an Pfister überlassen worden, welcher nachher davon in Bamberg weiteren Gebrauch machte. Wie willkürlich und grundlos diese Annahme in Bezug auf Pfister ist, wird Seite 654 weiter dargethan werden, hier haben wir es mit derselben nur zu thun, insofern sie

---

1) Vergl. Taf. I, N. 8 und 9 mit den folgenden Nummern.

2) Vergl. z. B. das a in unserer Tafel I, N. 6 — 9 mit dem *a* in N. 3 und 4.

3) Namentlich N. 10 — 12 unserer Tafel I.

Gutenberg und Schöffer den Druck der verschiedenen Ausgaben der Indulgenzbriefe beilegt. Dieser kann aber weder von dem einen, noch von dem andern ausgegangen sein, denn, wären sie wirklich schon 1454 im Stande gewesen, so kleine Lettern hervorzubringen, warum sehen diese ihren späteren so unähnlich und wie konnte es der Mühe und Kosten eigner Stempel, Matrizen und Lettern werth sein, um mit letzteren nichts, als 30 Zeilen zu drucken? Laborde hat also, so wenig wie seine Vorgänger, die Schwierigkeiten gehoben, welche, wenn die Indulgenzbriefe für typographische Produkte gehalten werden, sich entgegenstellen und für unübersteiglich zu erklären sind. Es bleibt daher nur übrig näher zu prüfen, ob sie denn wirklich das sind, wofür er sie ausgibt und was er anscheinend mit so guten, technischen Gründen unterstützt. Bei dieser Prüfung zeigt sich nun, daß alle Wahrnehmungen, aus denen Laborde auf typographischen Druck schließen will, sich weit einfacher und leichter aus dem xylographischen herleiten lassen und daß er keinen einzigen unumstößlichen Beweis für ersteren, wie z. B. das Vorkommen eines gestürzten (auf dem Kopf stehenden) Buchstaben hat entdecken können. Fände sich sogar, was sich jedoch aus Faksimiles, auch aus den besten, nicht beurtheilen läßt, sondern wozu, wegen Feinheit der Untersuchung, nothwendig eine Vergleichung der Originale selbst gehört, daß die Schrift in den verschiedenen Ausgaben jeder Klasse durchaus identisch ist, so würde die Ursache davon doch auf dem xylographischen Wege ebenso leicht anzugeben sein. Hatte der Formschneider den Indulgenzbrief einmal in die Tafel geschnitten und mußte sie von ihm noch einmal geschnitten werden, so bedurfte es keiner neuen Vorschrift

dazu, sondern er nahm einen frischen Papierabdruck der ersten Tafel und druckte ihn auf die zweite um, wodurch im Schnitt die zweite Tafel der ersten ganz ähnlich werden mußte. Kam es aber nur darauf an, die Jahrzahl oder einzelne Zeilen zu verändern, so brauchte er deshalb nicht die ganze Tafel von Neuem zu schneiden, er setzte für die Veränderungen andere Stücke ein, ein Mittel [1]), wovon wir bei den alten Formschneidern häufige Beispiele finden. Laborde gibt dies zu, will aber bemerkt haben, daß in den drei veränderten Zeilen der braunschweiger Exemplare, vor wie nach der Veränderung, die Worte dieselbe Länge, die Buchstaben dieselben Eigenthümlichkeiten und Fehler haben [2]) und glaubt darin einen so überzeugenden Beweis des Umsetzens der Worte mit denselben Lettern (remaniement), wodurch sie eine andere Stelle in den Zeilen erhielten, zu finden, daß er triumphirend ausruft, ob und zu welchem Ende denn wohl der Formschneider die Worte und Buchstaben, wenn er sie neu zu schneiden hatte, so und nicht anders, wie die früheren, würde geschnitten haben! Er zeigt aber dadurch nur, wie sehr er sich durch eine vorgefaßte Ansicht verblenden läßt. Denn hatte der Formschneider für die zu verändernden Zeilen ein neues Stück in die Tafel eingesetzt, so war es

1) Es ist das, was heutzutage die Franzosen mettre des pièces, die Engländer plugging nennen.

2) Warum hat uns Laborde, statt mancher andern Faksimiles, welche eher wären zu entbehren gewesen, nicht eins von diesen drei Zeilen aus den Exemplaren in Braunschweig zur Vergleichung gegeben? Er würde dadurch die Sache nicht nur deutlicher gemacht, sondern sich selbst vor einem Gedächtnißfehler, wie Seite 618 Anmerk. 1 nachgewiesen worden, bewahrt haben.

das natürlichste, daß er aus einem Papierabdruck der Tafel die betreffenden Zeilen heraus und so von einander schnitt, wie sie künftig sollten zu stehn kommen. Diese Papierstreifchen klebte er mit der bedruckten Seite, an den gehörigen Orten, auf die Tafel und rieb das Papier bis auf den Druck weg, so hatte er das, was er schneiden sollte, auf der Platte [1]). Wo also im Vordruck ein hängender Buchstab oder ein i ohne Punkt war, konnte es nicht fehlen, daß er im Nachschnitt wieder dieselbe Gestalt oder Lage erhielt. Auch dieses Argument entscheidet also nicht ausschließlich für den typographischen Druck. Um endlich die Ungleichförmigkeit derselben Buchstaben, die sich in jedem Abdruck des Indulgenzbriefes ungleich größer, als bei typographischem Druck zeigt, mit seiner Annahme, daß die Lettern beweglich und gegossen sind, einigermaßen in Übereinstimmung zu bringen, stellt Laborde den Satz auf, die ersten Drucker wären überall darauf ausgegangen, die geschriebene Schrift aufs sorgfältigste nachzumachen, um die Käufer zu betrügen und ihnen ein gedrucktes Buch desto leichter für ein geschriebenes zu verkaufen. Lediglich deshalb und um den Anschein der Unregelmäßigkeit einer Handschrift im Druck hervorzubringen, hätten sie oft denselben Buchstaben aus mehr als einer Matrize, oder zwei Buchstaben nebeneinander aus einer Matrize gegossen, sich so vieler Abkürzungen bedient, oder während des Abdrucks selbst noch kleine Veränderungen im Satz vor-

---

1) Ganz dasselbe Verfahren beschreibt Papillon II, 69. Es würde unnütz und weit mühsamer gewesen sein, es anders zu machen und sich die Schrift von Neuem verkehrt vorschreiben zu lassen.

genommen [1]). Sogar den Theuerdank zieht er herbei und wiederholt mit großer Weitläufigkeit das Bekannte über das dabei angewandte Druckverfahren. Leider widerlegen das Mährchen einer solchen absichtlichen Täuschung, welches etwas nach der Legende von Dr. Faust, dem Schwarzkünstler, schmeckt, die Schlußschriften der ersten, gleich nach Gutenbergs Bibel gedruckten Bücher selbst, nämlich des Psalters, des Rationale und Catholicon, indem darin den Käufern ausdrücklich gesagt wird, daß jene nicht geschrieben, sondern gedruckt sind. Alles dies zusammengenommen leitet nothwendig darauf hin, die Indulgenzbriefe für das zu erkennen, was sie wirklich sind, nämlich für Holztafeldrucke, und so wie dieses geschieht, hört sofort alle Räthselhaftigkeit derselben auf. Wir sehen darin nun nichts weiter als die gewöhnliche Arbeit der Formschneider und Briefdrucker, denen damals die Vervielfältigung solcher Briefe durch xylographischen Druck allein anheimfiel. Obgleich letztere späterhin häufig auch von den Buchdruckern typographisch gedruckt wurden [2]), so unterblieb doch selbst dann ihr xylographischer Druck in einzelnen Fällen noch nicht ganz, wie der, in Folge einer Bulle Sixtus' IV. vom 4. Dezember 1480 zu München 1482 gedruckte Indulgenzbrief zeigt, von welchem ein Exemplar in der münchner Bibliothek befindlich [3]) und der anerkannt in Holz geschnitten ist. Die Hauptkommissarien für den Ablaßhandel aus der Bulle Nikolaus' V. ließen, jeder in

---

1) Die richtigere Ursache solcher Veränderungen wird weiter unten, Seite 649, angegeben.

2) Proben bei Laborde Recherch. im Appendice.

3) Ein anderes Exemplar ist in des Verfassers Besitz.

seinem Bezirk, die Formularien drucken, die Ausgaben von 30 Zeilen wurden bei einem Briefdrucker in Mainz oder Frankfurt a. M., die von 31 Zeilen aber in Bamberg bei Pfister, der auch ein Briefdrucker war, bestellt und geschnitten. Sie mußten geschnitten werden, weil Pfister so wenig, wie damals noch Gutenberg, eine so kleine Type besaßen, als für diese, auf den Raum einer Querfolioseite, beschränkten Indulgenzbriefe erforderlich war. Gutenberg hatte ohnehin größere Dinge im Sinne und mit seinem Bibeldruck so viel zu thun, daß er sich auf dergleichen Nebenarbeiten nicht einlassen konnte. Die in Mainz oder Frankfurt gedruckten Auflagen sehen wir endlich in den Rheingegenden, die bamberger dagegen in Franken, Thüringen, Niedersachsen, bis nach Dänemark hin verbraucht, was ihre Entstehung an verschiedenen Orten bestätigt, und einzelne Ausnahmen [1]) entkräften die Regel nicht, da die Unterverkäufer an keine bestimmten Distrikte gebunden waren und sich vielfältig durchkreuzten, indem sie der Gelegenheit hausirend nachgingen.

Nachdem solchergestalt gezeigt worden, daß die Indulgenzbriefe mit allen übrigen Erscheinungen der Druckkunst in vollkommenem Einklang stehn, kommen wir zu einer Katastrophe, die nicht nur Gutenbergs Verhältnissen den empfindlichsten Stoß gab, sondern der mainzer Typographie, in dem Augenblick, wo sie eben zur Reife gekommen war, den Untergang drohte, indeß glücklicherweise nur dazu beitrug, die Verbreitung derselben über andere Städte

1) Von den rheinischen Ausgaben ist nämlich, nach Seite 617, ein Exemplar in Braunschweig, und von den bambergern, eins in Mainz ausgefertigt.

und Länder zu beschleunigen, ohne daß sie es Fust und dem betriebsamen Schöffer unmöglich gemacht hätte, sich von einem allgemeinen Unglück wieder zu erholen und ihrer Druckerei bald noch größere Ausdehnung zu geben als vorher. Diese Katastrophe ist die Eroberung und Plünderung von Mainz im Jahre 1462. Diether, Graf von Isenburg, war 1459 zum Erzbischof von Mainz erwählt und von Paul II. bestätigt worden. Ein unglücklicher Krieg mit dem Pfalzgrafen Friedrich dem Siegreichen hatte seine Finanzen erschöpft und in der Verlegenheit, wie er die enormen Taxgebühren für das Pallium herbeischaffen sollte, hatten sich seine Gesandte in Rom genöthigt gesehn, solche von dortigen Wechslern, unter der Bedingung aufzunehmen, daß Diether, wenn die Gläubiger nicht an dem Verfalltermine befriedigt würden, in die Strafe der Exkommunikation verfallen solle. Diese wurde denn auch, als er nicht bezahlen konnte, von der apostolischen Kammer über ihn verhängt; er kümmerte sich aber darum nicht, sondern benutzte seine Stellung als erster Kurfürst, um mit andern Fürsten und Ständen des Reichs die Rechte desselben, die Kaiser Friedrich III. nur zu sehr seinem Hausinteresse hintenansetzte, zu wahren und insbesondere den Anmaßungen des Papstes mit Nachdruck entgegenzutreten, wodurch er diesen aufs äußerste erbitterte. Als es daher dem Papste, durch anscheinende Nachgiebigkeit, besonders in Betreff einer beabsichtigten Türkensteuer und durch geschickte Unterhandlungen, gelungen war, die deutschen Fürsten zu beschwichtigen, kehrte sich seine Rache gegen Diether, und bei den vielen Spaltungen unter ihnen, bei der vorherrschenden Neigung, sich zum Schaden seines Nächsten zu vergrößern, bei der Leichtigkeit, in den Dom-

kapiteln eine Partei zu gewinnen, war bald ein Nebenbuhler gefunden, der bereit war, Diethern sich gegenüberzustellen und ihn nöthigenfalls mit Gewalt zum Weichen zu bringen. Da Letzterem auch der Kaiser ungünstig war, so durfte der Papst es wagen, ihn 1461 seiner Würde, wegen angeblichen Ungehorsams und anderer ihm Schuld gegebener Vergehungen zu entsetzen. An seiner Stelle wurde, im Einverständniß mit einigen Domherren, Adolph von Nassau, Provisor von Erfurt, ernannt, vom Kaiser bestätigt und in Mainz feierlich eingesetzt. Diethers Rechtfertigung und Appellation an den besser zu unterrichtenden Papst, die er durch den Seite 607 schon erwähnten Konrad Humery, welcher der Stadt Pa[illegible] und Juriste, später der Stadt Canceller genannt wird, beim Kapitel übergeben und an alle Stände hatte ergehen lassen, blieb unberücksichtigt und er würde sich haben fügen müssen, hätte ihm Pfalzgraf Friedrich, der Kurfürst, der aus einem Feinde sein Verbündeter geworden, nicht Hülfe gegen Adolph und seinen Anhang zugesagt, wofür ihm Diether die Bergstraße, eine der schönsten Besitzungen des Erzstifts, wiederkäuflich überließ. Als der Krieg zwischen ihm und Adolph ausgebrochen und er mit seinem Verbündeten von dem Papst förmlich mit dem Kirchenbann belegt worden war, erschien 1462 ein, in Fust und Schöffers Druckerei, mit den Typen des Rationale gedrucktes Manifest gegen Adolph, aus mehreren zusammengeleimten Druckblättern bestehend. Der Sieg des Pfalzgrafen bei Ladenburg am Neckar, in welchem viele Häupter der Gegenpartei in seine Gefangenschaft geriethen, erhob die Hoffnungen Diethers und seiner Anhänger. Er hatte seinen Sitz wieder in Mainz genommen, wo er sich zu behaupten wußte, Adolph

aber zu Eltwil in dem ihm ergebenen Rheingau. In Mainz war beim Klerus sowohl, als in der Gemeinde, eine verderbliche Spaltung entstanden. Beide Gegner hatten der Stadt, um sie an sich zu ziehn, große Versprechungen gemacht. Die Mehrzahl der Bürger und unter diesen die meisten Geschlechter waren indeß für Diether, der der Stadt mancherlei Freiheiten bewilligte und sie eines früheren Vertrages mit der Geistlichkeit, wegen deren Befreiung vom städtischen Umgeld und wegen anderer Immunitäten, wieder entledigte. Dafür hatte sie sich anheischig gemacht, ihm bis zur Entscheidung über seine Appellation treu zu bleiben, die Verbündeten ein- und auszulassen und ihm den Theil des Klerus, welcher Adolph anhing, preiszugeben, ohne sich jedoch gradezu feindlich gegen Letzteren erklären, oder an dem Kriege gegen ihn thätigen Antheil nehmen zu wollen. Selbst eine von den Verbündeten angebotene Besatzung, unter einem von der Stadt nach Gefallen zu bestellenden Hauptmann, hatte sie abgelehnt. Adolph sah ein, daß der Hauptschlag gegen die Stadt geführt werden müsse, deren Besitz von entscheidender Wichtigkeit war. Deshalb wurde denn auch von ihm und mehreren umliegenden Fürsten und Herren, den sogenannten schwarzen Herzog von Veldenz zu Meisenheim an der Spitze, ein Anschlag zu ihrem Verderben gemacht, der zugleich ihre Eifersucht auf die Stärke, den Freiheitssinn und den blühenden Zustand der Stadt befriedigen sollte. Alle Leidenschaften, die wir so oft, bei den inneren Parteikämpfen in Deutschland, die eignen Eingeweide haben zerfleischen sehen, waren auch hier im Spiel. Der Nachtheil für das Ganze kam nicht in Betracht, wenn nur der Zweck des Eigennutzes, der Unterdrückung und Habsucht erreicht wurde.

Die Stadt sollte bei Nacht überfallen und gänzlicher Plünderung preisgegeben werden. Nur die Kirchen und der gehorsame Theil der Geistlichen sollten das Ihrige behalten, alles Kriegeszeug, Lebensmittel und andere Vorräthe und was man an barem gelt, es sy silber od. golt, silbern od. golden geschirr, kleynot, ringe, spangen od. ander gezorde, desgleichen von betten, fergen, kussen, lylachen, vmbengen, gewyrkten od. syden tuchern, allen vnd iglichen hußgezerden, kessel, duppen, pannen, kannen, fleschen vnd hußplunder, auch anderm werte allezumal erbeuten würde, sollte unter die Verbündeten getheilt werden. Selbst im Rath und unter den Bürgern hatte sich Adolph eines Anhangs versichert, ohne jedoch den ganzen Umfang des beabsichtigten Plans ahnen zu lassen. Das Heer, zum Theil aus Schweizersöldnern bestehend, näherte sich am 27. Okt. 1462, unter Anführung eines Grafen von Sulz, in einer finstern Nacht und von der Landseite, der Stadt in der Gegend der Gaupforte, wo sie sehr fest, aber eben deshalb weniger bewacht war. Nachdem sich die Angreifer in der Stille einen Weg durch die Gräben gebahnt und die Mauern erreicht hatten, wurden sie durch eine große Nachteule, die oben saß und mit den Flügeln schlug, in unheimliches Grauen versetzt und wären beinahe erschreckt zurückgewichen, als sie aufflog, und nun, nach Ersteigung der Mauern, die Wachen überwältigt und die Gaupforte erbrochen wurde, worauf auch die, durch ein Feuersignal benachrichtigten Rheingauer über den Rhein herzudrangen. Inmittelst setzte sich die aufgeschreckte Bürgerschaft dem Feind, in den nächstbelegenen Straßen, mannhaft entgegen und brachte auch ein paar Kanonen ins Gefecht, die aber

aus Verrätherei schlecht bedient wurden und dem Feind in die Hände fielen. Diether und die ihm anhängenden Domherren entkamen mit Noth über den Rhein, den Pfalzgrafen hatte sein Astrolog gewarnt, nicht in der Stadt zu übernachten. Jener warf, von Hochheim aus, noch einigen Sukkurs in die Stadt, wo der Kampf den ganzen Tag über währte, bis es den Feinden gelang, an verschiedenen Orten einen Theil der Stadt in Brand zu stecken, und die von allen Seiten gedrängten und erschöpften Bürger, nachdem über 400 Erschlagene in den Straßen lagen, sich am Abend auf Gnade und Ungnade ergeben mußten. Nach ihrer Entwaffnung und nachdem ein Theil gefangen in den Rheingau geführt worden, wurden die übriggebliebenen, an einem der folgenden Tage, auf dem Markt vor Adolph versammelt, der ihnen eine harte Strafrede hielt und sie, mit Zurücklassung ihrer Weiber und Kinder, durch die Soldaten, von denen die rheingauer Nachbarn auch hier die schlimmsten waren, sofort aus der Stadt jagen ließ, nachdem sie hatten schwören müssen, sich, nach erfolgter kaiserlicher Bestimmung über ihr weiteres Schicksal, wieder zu stellen. Nur einige nothwendige Handwerker, worunter die Bäcker, konnten die Erlaubniß zum Bleiben erhalten. Von den Vertriebenen wurden zwar bald darauf die meisten nach und nach wieder aufgenommen, mußten aber das Ihrige vom Beutemeister zurückkaufen. Die Häuser der Ausbleibenden wurden an Andere gegeben. Die Plünderung, welche die Stadt erlitt, erstreckte sich, mit Verübung jeglichen Frevels, auf alle Privat- und öffentliche Gebäude, darunter auch das Rath- und Kaufhaus und ebenso schonungslos, wie gegen die Bürger, wurde gegen die Anhänger Diethers unter den

Patriziern und dem Klerus verfahren, die Häuser und Höfe jener an andere Herren und Hauptleute verschenkt, dieser gebrandschatzt, die Franziskaner und Augustiner verjagt, auch von den Juden Geld erpreßt und sie dann ausgetrieben. Eine unermeßliche Beute, an goldnen und silbernen Gefäßen allein an 46,000 Mark, war zusammengebracht worden, da man, wegen des Kriegs, das Kostbarste aus der ganzen Umgegend in die Stadt geflüchtet hatte. Nachdem die Fürsten und Hauptleute getheilt hatten und befriedigt waren, wurde der übrige Theil der Beute verkauft, und es erhielt davon noch jeder Reuter 14½ Gulden, Fußknechte die Hälfte. Das Hausgeräth, was keinen Käufer fand, schleppten die Rheingauer heim. Eine abermalige Austreibung von ungefähr 400 Bürgern, die es mit Diethern gehalten hatten, geschah im März des folgenden Jahres, scheint jedoch, wegen des bald darauf zu Stande gekommenen Waffenstillstandes und Friedens, nicht von Dauer gewesen zu sein. Dies war das traurige Schicksal einer der größten und herrlichsten Städte Deutschlands, welches ihr von ihren nächsten, deutschen Nachbarn, ja von ihren eignen Bischöfen war bereitet worden und sich, von da ab bis auf die neuesten Zeiten, mehr oder weniger schwer, so oft zu ihrem Unglück wiederholen sollte. Auch dem Erzstift hatte der kurze Krieg an zwei Millionen Gulden gekostet, am leiblichsten kam Diether dabei weg, dem, gegen Verzichtleistung auf das Erzbisthum, der lebenslängliche Besitz der Stadt Höchst und einiger andern stiftischen Städte, Ämter und Zölle ausgesetzt wurde. Adolph übernahm seine Schulden, von denen sich die Palliumsschuld allein auf mehr als 20,000 Gulden belief, und söhnte ihn mit dem Papst und dem Kaiser wieder

aus. Ja, er wurde, nach Adolphs Tode, von Neuem zum Erzbischof gewählt und ohne Widerspruch bestätigt, allein die Stadt in ihre alten Freiheiten wieder einzusetzen, die sie um seinetwillen verloren hatte, dazu war er nicht zu bewegen. Kurz vor dem Fall von Mainz, 1462, hatten Fust und Schöffer die erste datirte lateinische Bibel, mit einer neuen, etwas größeren Type, als die des Rationale, in zwei Foliobänden gedruckt [1]), bei der Eroberung und Plünderung der Stadt ging auch Fusts Haus in Flammen auf [2]), es fragt sich aber, ob es das Druckhaus war, und wahrscheinlich haben sie, bis auf diesen Unfall, weniger dabei gelitten, denn Fusts Bruder, der Goldschmidt Jakob Fust, damals einer der Bürgermeister, wird ausdrücklich unter denen vom Rath genannt, die es heimlich mit Adolph gehalten hatten [3]), was daher auch wohl mit jenem der Fall war. Schon 1464 konnte er wieder eine päpstliche Kreuzbulle gegen die Türken drucken und im folgenden Jahr die Reihe seiner größeren Druckwerke, mit dem sechsten Buch der glossirten Dekretalen von Neuem eröffnen. Gutenberg muß jedoch übler weggekommen sein, denn aus den Verhältnissen, in denen er zu einem der hauptsächlichsten Hofdiener Diethers, dem Stadtsyndikus Dr. Konr. Humery [4]) stand, läßt sich vermuthen, daß auch er, wie die meisten Patrizier, dessen Partei genommen hatte. Dem Humery verschaffte Diether, im Frieden mit Adolph, die Wiedereinsetzung in seine Güter zu Mainz,

1) Unsere Taf. I, N. 5.

2) Rhein. Archiv Bd. IV, S. 340.

3) Joannis Rer. Mog. II. 188.

4) Oben, S. 93 und 112.

und so mag auch Gutenberg seine Begnadigung erhalten haben. Seine Druckerei war wahrscheinlich der Plünderung nicht entgangen, er mußte es wenigstens aufgeben, mit Fust und Schöffer ferner zu wetteifern. Die Zerstreuung der mainzer Buchdruckereigehülfen, ihre Auswanderung und ihr Auftreten in andern Städten von da ab erklärt sich weniger aus der augenblicklichen Verwirrung und Verheerung von Mainz, als aus dem Umstand, daß alle Gesellen die Stadt hatten verlassen müssen [1]). Mochte es dem in der Stadt gebliebenen Fust gelingen, sie bald darauf wieder an sich zu ziehn, für Gutenberg, der selbst erst seine Restitution zu erwarten hatte, waren sie verloren, darum finden wir seine Diener nach dem Notariatsakt von 1455, und zwar Heinrich Keffer, später in Nürnberg und Bertold von Hanau, in Basel unter den ersten Buchdruckern wieder. Wenn der handschriftlichen Bemerkung auf einem Exemplar in der ehemaligen Karthäuser-Bibliothek zu Mainz [2]) zu trauen ist, so erschienen zwar nach der Eroberung von Mainz noch einige kleine, von ihm und dem Schreiber (clericus) Joh. Neumeister, der später nach Foligno in Italien zog, gedruckte Traktate; da er indessen in der Hauptsache ausgeführt hatte, was er sich vorgenommen, und da er bald darauf an Adolph einen gnädigen Herrn wiederfand, der sein Verdienst ehrte und anerkannte, dürfen wir uns nicht wundern, daß er der typographischen Thätigkeit, nachdem er ihr so viele Opfer gebracht, nunmehr entsagte und sich ganz davon zurückzog.

---

1) Joannis l. c. p. 187: opificum praeterea famuli omnes, qui in urbe erant, exire cogebantur.

2) Fischer typogr. Seltenh. IV. 18 u. f.

Adolph nahm ihn 1465 auf Lebenslang unter seine Hofdiener oder, wie wir heutzutage sagen würden, unter seine Kammerherren auf [1]) und gab ihm jährlich eine Hofkleidung (**glich unsern Edelen**), 20 Malter Korn und 2 Fuder Wein. Etwas Ähnliches lag schon in den Vorrechten der alten Geschlechter, die zu den Münzer-Hausgenossen [2]) gehörten, indem es in deren Privilegien heißt: Wenn der Erzbischof mit der Stadt gemeinschaftlich zu Felde liege, **mag er, waz Hußgenossen dann mit der stadt uß weren, by sich manen, vnd sullent sines libes vnd siner kamern hutten, darvmb sal er ine die kost geben** [3]). Gutenberg starb kurz vor dem 24. Februar 1468; daß der Erzbischof damals auf seine Erfindung nicht geringen Werth legte, geht daraus hervor, daß, als er an Humery einiges von Gutenberg nachgelassene Druckzeug, welches sein Eigenthum war, hatte verabfolgen lassen, dieser sich, unter jenem Datum, verpflichten mußte, damit nur in Mainz drucken oder, im Fall der Veräußerung, einem mainzer Bürger den Vorkauf zu lassen [4]). Der größte Theil von Gutenbergs Druckgeräth war jedoch, schon vor seinem Tode, an Heinr. Bechtermünz in Eltvil, der Residenz des Erzbischofs, übergegangen, denn 1467 druckte derselbe dort, mit der Type des Catholicon, einen Auszug daraus, welchem 1469 eine zweite Ausgabe, mit derselben Type, von seinem Bruder Nikolaus folgte.

---

1) Die Urkunde bei Wetter S. 475.

2) Oben, Seite 579.

3) Köhler Ehrenrettung S. 72.

4) Wetter S. 419.

Fassen wir die Hauptzüge dieser Darstellung, in Bezug auf Gutenbergs Wirksamkeit für die Erfindung der Buchdruckerkunst, zusammen, so sind es in der Kürze folgende. Die xylographischen Donate der holländischen Briefdrucker gaben ihm den ersten Wink, daß die Büchervervielfältigung einer Erleichterung und Beschleunigung fähig sei, welche für die Wissenschaft und Literatur von den unermeßlichsten Folgen sein müsse, wenn es möglich werde, die Druckformen einer Schrift, wie beim Schreiben, aus dem Aneinanderreihen der einzelnen Buchstaben zu bilden. Vermöge seines Standes, sah er über den beschränkten Gesichtskreis des Handwerks hinaus und erfaßte die Aufgabe in ihrer ganzen Größe. Er widmete ihr sein Leben, nicht aus Noth, sondern weil er einsah, um welches Ziel es sich handle, und setzte alles daran, dies zu erreichen. Nur Hauptwerke von dem größten Umfang konnten über den Erfolg entscheiden. Darum ging er sogleich auf den Druck einer ganzen Bibel aus. In Straßburg machte er mit beweglichen, in weiches Metall geschnittenen Lettern und einer Druckpresse unbefriedigende Versuche. In Mainz erfand er das Schriftgießen und brachte, ohne den Lettern noch, bei gegossenen Matrizen, die nöthige Feinheit, Dauerhaftigkeit und Regelmäßigkeit geben zu können, mit grober Schrift den ersten Bibeldruck mühsam zu Stande. Darauf überwand er, mit P. Schöffer um die Wette, auch diese Schwierigkeiten und druckte bald nach demselben ein zweites weitläufiges Buch, das Katholikon, mit feiner Schrift. Nachdem er dadurch sein Ziel völlig erreicht hatte, trat er endlich, von dem Unglück seiner Vaterstadt betroffen, in eine andere, seinen Standesverhältnissen entsprechende Sphäre zurück und überließ die weitere Ausbeutung und

Entwickelung seiner Erfindung glücklicheren Schülern, indem er, im Vertrauen auf die Gerechtigkeit der Nachwelt, lieber von sich selbst schweigen, als sich einen Ruhm anmaßen wollte, den er freilich weder in Bezug auf die Veranlassung, noch auf die letzte Vollbringung der Typographie für sich allein und ganz in Anspruch nehmen konnte.

Zum Schluß dieses Abschnitts ist noch zu rechtfertigen, warum darin auf einige Zeugnisse keine Rücksicht genommen worden, die in den bisherigen Schriften über Gutenbergs Erfindung unter den älteren Quellen obenan stehn und besonders was den Gang derselben betrifft, für die besten und sichersten Führer gegolten haben. Dahin gehört das Zeugniß des spanheimer Abts Joh. Trithemius, in seinen um 1514 geschriebenen Annalen des Klosters Hirschau, das Lobgedicht des Arnold Bergellan auf die Buchdruckerkunst von 1541 und die sogenannte Relation des Joh. Friedr. Faust des jüngeren über die Erfindung derselben, welche um 1620 verfaßt ist. Es wäre thörig, das, was ein Mann, wie Tritheim, aus P. Schöffers eignem Munde, über die mainzer Erfindung erzählt [1]), deshalb für verdächtig halten zu wollen, weil er, wie ihm harlemer Schriftsteller vorwerfen, Abt eines zur mainzer Diözes gehörigen Klosters, also für Mainz parteiisch gewesen sei oder weil er, nach seinen Schriften, in dem Aberglauben und der Wundersucht seiner Zeit befangen war und sich den Verdacht des Umgangs mit Zauberei und Geisterbeschwörung zugezogen hat. Aber er sagt selbst, daß er das Erzählte vor 33 Jahren von Schöffer gehört habe, und nach so langer Zeit haben sich in dem Gedächtniß

1) Wetter S 259.

eines Gelehrten, dem alles Technische der Buchdruckerkunst so fern lag, die Dinge dergestalt verwirrt, daß man kaum den ursprünglichen Zusammenhang wiederzufinden vermag. Er fängt damit an, Gutenberg habe, nachdem er fast sein ganzes Vermögen über die Erfindung zugesetzt und beinahe an dem Erfolg verzweifelt hatte, das angefangene Unternehmen, mit Fusts Rath und Vorschüssen, endlich zu Ende gebracht. So weit ist Alles gut, aber nun läßt er beide zuerst das Katholikon mit hölzernen Tafeln drucken, dann Matrizen und aus diesen eherne oder zinnerne Buchstaben gießen, die sie früher mit den Händen geschnitzt hätten. Hier ist die Verwirrung so groß, daß Gutenbergs letzter Hauptdruck zum ersten und der Druck mit festen Holztafeln, der bloß die Veranlassung abgab, zu einem Theil seiner Erfindung gemacht wird; von den folgenden Fortschritten derselben ist nur das Gießen der Lettern aus gegossenen Matrizen bezeichnet; der Zusatz von den früher mit Händen geschnitzten Buchstaben endlich läßt ungewiß, ob damit die einzelnen aus Holz oder Metall geschnittenen Lettern, oder nur das Schriftschneiden in hölzerne Tafeln überhaupt gemeint ist. Dann wird der großen Schwierigkeiten des Bibeldrucks, ohne Angabe, worin sie bestanden, gedacht und angeführt, daß derselbe vor Vollendung der dritten Quaternion (Lage von 4 Bogen) schon über 4000 Gulden gekostet habe, wobei wieder ein doppelter Irrthum vorkommt, einmal in der Bogenstärke, da die 42=, wie die 36zeilige Bibel nur in Quinionen gedruckt sind, dann aber auch darin, daß die Geldausgabe für die drei ersten Lagen mit den Kosten der ganzen Bibel, nach der Berechnung Seite 604, verwechselt ist. Am wichtigsten ist die darauf folgende Nachricht, daß Schöffer eine leichtere

Art, die Buchstaben zu gießen, erdacht und die Kunst, wie sie jetzt ist, vervollständigt habe, wobei ein Mißverständniß nicht gut möglich war und was wir um so mehr für wahr halten müssen, als es sich, wenn es Schöffer, nach Seite 613, in seinen Schlußschriften nicht selbst gesagt hätte, aus der Erscheinung seines Rationale allein schon herleiten läßt. Hieraus geht zur Genüge hervor, daß dieses Zeugniß eines sonst so achtbaren Schriftstellers wenig Glauben verdient, am wenigsten aber für den Gang der Erfindung als Leitfaden gebraucht werden kann. Der Verfasser des Encomion chalcographiae [1]), der aus Franken, wahrscheinlich aus Markt Bergel (Bergellanus) gebürtige Arnold, war ein wandernder Buchdrucker, der, nach der Dedikation seines Gedichts an den Erzbischof und Kurfürsten Albrecht von Mainz, dem Mäzen der Gelehrten und Künstler, 1540 in bedrängter Lage nach Mainz kam, wo er, in Franz Behems ansehnlicher Druckerei bei S. Viktor, als Setzer oder Korrektor Anstellung fand. Bei Leuten seines Berufs war damals gelehrte Bildung in der Regel, daher wir ihn der lateinischen Sprache in Prosa und Versen mächtig sehn. Erst in Mainz schöpfte er aus Tritheims Schriften, aus dem, was er von Andern hörte und an altem Buchdruckerwerkzeug noch vorhanden sah, Kunde von der Bewandniß, die es mit der dortigen Erfindung gehabt habe, und schon im folgenden Jahr war sein Loblied da, bei welchem es besonders auf die Freigebigkeit des Kurfürsten abgesehn sein mochte. In diesem, welches, wie die damalige, allezeit fertige Poesie

---

1) Zuerst gedruckt Mainz. Franz. Behem 1541. Köhler Ehrenrettung S. 50 u. f. Wetter S. 262 u. f.

überhaupt, reich an rhetorischem und deklamatorischem Prunk, sowie an mythologischen und historischen Anspielungen ist, läßt er Gutenberg von dem Abdruck seines ritterlichen Siegelrings in Wachs die erste Idee des Schriftdrucks und von der Weinkelter die zur Presse nehmen. Da sich Niemand um die Anfänge der Druckerei bei den Briefdruckern bekümmert hatte, so setzte jeder, und so auch er, willkürliche Einbildungen an die Stelle. Daß Gutenberg zuerst allein metallene Buchstaben, dann mit Fust hölzerne Schrifttafeln geschnitten und darauf Schöffer die Matrizen und den Letternguß erfunden habe, ist offenbar aus Tritheims hirschauer Chronik, die, wenn sie auch erst zu Ende des 17. Jahrhunderts wieder aufgefunden und gedruckt wurde, doch damals nicht für unbekannt gehalten werden kann, entstanden, nur, was die geschnitzten Lettern betrifft, in anderer Verknüpfung. Endlich, setzt er hinzu, sei aus Eigennutz der übrigen Theilnehmer eine Trennung und ein ungerechter, weitläufiger Prozeß gegen Gutenberg vor einem furchtsamen Gericht entstanden, der keinen Ausgang gehabt habe [1]. Hier liegt eine undeutliche Kunde von diesem Prozeß zum Grunde, aber obgleich derselbe seitdem durch das aufgefundene Notariatsinstrument von 1455 eine bessere Aufklärung erhalten hat, so haben die mainzer Schriftsteller doch nicht aufgehört, das Geschrei über Ungerechtigkeit des Gerichts gegen Gutenberg, welches sich lediglich von diesem Gedicht herschreibt, zu wiederholen. Es geht demselben mithin Alles ab, was

1) So ist es zu verstehn, wenn von dem Prozeß gesagt wird: (v. 162) hodie pendet judicis inque sinu, was Wetter S. 269 übersetzt: der noch heute vor Gericht anhängig ist.

ihm für die Geschichte der Buchdruckerkunst einigen Werth geben könnte. In der Relation endlich, welche Joh. Fr. Fust der jüngere aus mündlich fortgepflanzten oder geschriebenen Nachrichten seiner Vorfahren und anderen Papieren eines aschaffenburger Zweigs der fustschen Familie geschöpft haben will [1]), wird Gutenbergs Rolle dem Fust gegeben und umgekehrt; dieser soll der erste Erfinder und jener hernach nur mit Geld zu Hülfe gekommen sein. Wie der Verfasser das bekannte Notariatsinstrument von 1455 [2]), welches er vor sich hatte, das einzige wichtige Dokument unter seinen Papieren, so arg verdrehen konnte, würde kaum zu begreifen sein, wüßten wir nicht, welches Unwesen damals mit Stammbäumen getrieben wurde und wie nichts zu fabelhaft oder unglaublich war, wenn es darauf ankam, Ahnherren zu finden oder ihnen ein Ansehen zu verschaffen. Ein anderes Beispiel davon wird Seite 668 die kostersche Familiengenealogie in Harlem geben. Auch übrigens ist der Verfasser so schlecht unterrichtet, daß er Gutenberg erst nach der Trennung von Fust nach Straßburg ziehen läßt, und was er über die stufenweise Entwickelung der Erfindung, von in Holz geschnittenen Abctafeln ab, sagt, ist ziemlich dasselbe, wie bei seinen Vorgängern, nur etwas umständlicher, aber ohne deshalb zuverlässiger zu sein. Um in der Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst sicher zu gehen, müssen die vorgedachten Zeugnisse, welche die Probe der Kritik so wenig bestehen, daher ganz auf die Seite gesetzt werden. Höch=

1) Wetter S. 271 u. f.

2) Oben S. 601.

stens können sie da, wo sie mit Ergebnissen, die auf andern Wege gewonnen sind, übereinstimmen, zur Bestätigung derselben dienen. Dagegen halten, besonders die neuesten mainzer Schriftsteller, noch immer an diesen Zeugnissen, zumal in Bezug auf den Ursprung und Fortgang der Erfindung, ungebührlich fest und deshalb haben sie nicht dahin gelangen können, das, was die Briefdrucker vor und zugleich mit Gutenberg auf ihrem, und dieser auf seinem, nach einem höhern Ziel gerichteten Wege für die Buchdruckerkunst gethan haben, gehörig zu unterscheiden und jedem in seiner Sphäre widerfahren zu lassen, was recht ist.

Dritter Abschnitt.

Gutenbergs Mitbewerber.

Wir wenden uns nunmehr wieder zu den Briefdruckern, die wir kurz vor 1440 verlassen haben, wo wir sie in den Niederlanden schon Donate und zugleich oder bald darauf auch geistliche Bilderbücher xylographisch drucken sahen. Welche Kraft wir auch der Gewohnheit und dem zunftmäßigen Schlendrian beimessen wollen, die stets in demselben Geleise fortgehen und Neuerungen eher hassen als befördern oder gar selbst hervorbringen, so würde es doch viel unerwarteter sein, wenn dieselben Handwerker, welche nicht lange vorher den Farbedruck und den Holzschnitt, wo nicht erfunden, aber doch zuerst angewandt

hatten, von 1440 ab, 20 Jahr lang unverändert dabei stehen geblieben wären, als wenn einzelne, heller sehende und weiter hinausstrebende Köpfe unter ihnen, während so langer Zeit gleichfalls auf den Gedanken gerathen wären, sich das mühsame und langweilige Schriftschneiden in Holztafeln, durch bewegliche Lettern zu ersparen, und wenn sie auf so nahe liegenden Wegen nicht wenigstens bis zur Erfindung unvollkommener großer Gußlettern, wie sie zunächst mit Hülfe gegossener Matrizen zu bewerkstelligen sind, gekommen wären. Ja, es mußte ihnen solches noch um vieles leichter werden als Gutenberg, der bei seiner großen Unternehmung gleich auf das letzte Ziel ausging und alle kleineren Erfolge, um schneller dahin zu gelangen, verschmähte oder unbenutzt ließ, der schon deshalb größerer Kapitale bedurfte und sich die einer solchen Absicht förderlichsten Verhältnisse, weil sie außer seinem gewöhnlichen Kreise lagen, überall erst zu schaffen und zu gestalten hatte. Den Briefdruckern war dagegen alles näher zur Hand, sie konnten ihre Versuche im Kleinen machen; sie konnten, ehe sie weiter gingen, jede Art der beweglichen Lettern, mochten sie von Holz oder Metall, geschnitzt oder roh gegossen sein, nach Maßgabe ihrer praktischen Brauchbarkeit ausbeuten, ohne das Schlechtere wegzuwerfen, wenn sie das Bessere gefunden hatten; ihr Gewerbe gab ihnen stets Gelegenheit, davon Anwendung und jeden, auch noch so unvollkommenen Fortschritt nutzbar zu machen; sie waren den Unterbrechungen nicht ausgesetzt, die Gutenbergs Vorsatz so oft durchkreuzten und jeden andern, minder beharrlichen Erfinder davon abgeschreckt haben würden. Daß er dennoch weiter kam als sie, lag, neben dieser unermüdeten Beharr-

lichkeit, in der gänzlichen Verschiedenheit seines Plans und seiner Verhältnisse, daß er aber unter ihnen während seiner zwanzigjährigen Bemühungen keinen gleichzeitigen Konkurrenten sollte gehabt haben, kann nach dem Obigen nur von denen noch ferner behauptet werden, die mit sehenden Augen blind sein wollen. Von hier aus betrachtet, haben die Ansprüche der Holländer einige Vermuthung für sich und es wird nicht schwer werden, zu zeigen, in wie weit sie gegründet sind, und sie in die gehörigen Grenzen zurückzuweisen, wenn wir zuvor werden gesehen haben, daß auch die deutschen Briefdrucker während jener Zeit nicht müssig gewesen und daß bei ihnen dieselben Fortschritte, wie bei den holländischen, und zwar noch auffallender und überraschender zu entdecken sind.

In Deutschland hatte sich ihr Gewerbe seit 1440 immer mehr verbreitet und neben den gewöhnlichen Artikeln von Spielkarten, Bild- und Schriftblättern, wurden von ihnen nicht nur die holländischen Bilderbücher vielfältig aufs treueste wiederholt, sondern auch andere ähnliche Bilderbücher, nach inländischen Handschriften, in derselben Art gedruckt. Mit und neben diesen kömmt aber eine Familie von typographischen Drucken vor, deren frühe Erscheinung um so mehr unsere Aufmerksamkeit an sich zieht, als sie sich nicht nur durch übereinstimmende Größe und Gestalt der Type, sondern auch durch die, einigen von ihnen beigefügten Daten und Schlußschriften als Produkte einer und derselben bamberger Offizin, und zwar aus den Jahren zwischen 1450 und 1462, kund geben, daher sie für die Bibliographen bis jetzt ein Stein des Anstoßes gewesen sind. Diese Drucke bestehen in folgenden:

1. Eine xylographische und mehrere typographische Donatausgaben [1]).

2. Die Seite 617 erwähnten xylographischen Ausgaben der Indulgenzbriefe Nikolaus V. von 1454 und 1455 in 31 Zeilen.

3. Mahnung der Christenheit wider die Türken von 1455, 6 Blätter in Quart [2]), ein deutsches kalendarisches Gedicht, mit Aufforderungen zum Türkenkriege an die Fürsten und Völker Europas, mit den vorgedachten Indulgenzbriefen zunächst in Verbindung stehend.

4. Biblia pauperum, 18 Blatt in klein Folio, mit Holzschnitten, kürzer und in einer andern Gestalt als die niederländische xylographische Armenbibel, daher nach Handschriften deutschen Ursprungs gedruckt, in zwei Ausgaben, einer lateinischen und einer deutschen.

5. Rechtsstreit zwischen Tod und Menschen, 24 Blatt in klein Folio, deutsch, mit Holzschnitten, dasselbe Volksbuch wie der Ackermann aus Böhmen [3]), in zwei Ausgaben, die andere ohne Holzschnitte und von 2 Blättern weniger.

---

1) Fragmente von jener Cat. Kloss. N. 1288, von diesen ebend. N. 1289 und 1290 und Proben davon in des Verfassers Besitz, ferner Proben von typographischen Fragmenten in Paris bei Wetter Tab. III. N. 1. (S. 431. II.) und früher bei Fischer, in Mainz bei Wetter Tab. III. N. 3. (433. III.), in Bamberg bei Jäck Jubeldenkschr. 1840. N. II. der beigefügten Tafel.

2) Unsere Taf. I. N. 10. und Faksimile des Ganzen bei v. Aretin Folgen der Buchdruckerkunst. Das Original in München.

3) Erneuert von v. d. Hagen. Frankf. a. M. 1824. 8.

6. Belial, erste deutsche Übersetzung einer lateinischen, 1382 verfaßten Schrift des Jak. von Theramo über den gerichtlichen Beweis nach kanonischem Recht, eingekleidet in einen Prozeß zwischen Christus und Luzifer (Belial) über die Erlösung des Menschengeschlechts, der vor Salomo als Richter verhandelt wird. Ungefähr 90 Blatt in Folio mit dem Druckort Bamberg und dem Namen des Druckers Albr. Pfister, später anderwärts in verschiedenen Sprachen häufig gedruckt.

7. Latein. Kalender auf 1457 [1]), auf der einen Seite eines Foliobogens gedruckt.

8. Lateinische Bibel, zum Unterschied von der gutenbergischen 42zeiligen, die 36zeilige Bibel genannt [2]), in 2 Foliobänden von zusammen 881 Blatt, also um 240 Blatt stärker als jene. Wie jene auch die Mazarinbibel genannt wird, weil sie zuerst in der Bibliothek eines von Mazarin gestifteten Collegiums entdeckt wurde, so heißt diese die schelhornsche, weil Schelhorn sie zuerst bekannt gemacht hat. Sie ist anfangs irrthümlich, wegen ihrer noch größern Type, für die erste gutenbergische gehalten worden und muß 1459 schon gedruckt gewesen sein, weil das pariser Exemplar von dem Rubrikator handschriftlich mit der Jahrzahl 1460 bezeichnet ist. Pergamentexemplare, deren es von der gutenbergischen mehrere gibt, sind von dieser nicht bekannt.

9. Boner's Edelstein, eine höchst beliebte Sammlung von Fabeln in deutschen Reimen, aus Avianus, dem

1) Unsere Taf. I. N. 11. und Wetter Tab. VI. N. 1. Das Original in Paris.

2) Unsere Taf. I. N. 12.

versifizirten Romulus u. a. übersetzt von Boner, einem Schweizer um 1324, 88 Blatt in klein Folio mit Holzschnitten und einer deutschen gereimten Schlußschrift, wonach das Buch 1461 zu Bamberg gedruckt ist. Nur 2 Exemplare sind davon noch bekannt, dagegen ist es handschriftlich häufig vorhanden.

10. Geschichte von Joseph, Daniel, Judith und Esther, biblische Erzählungen in deutscher Prose, 60 Blatt in Folio mit Holzschnitten und einer gereimten deutschen Schlußschrift, wonach Pfister das Buch 1462 in Bamberg gedruckt hat.

Ob ein Psalterium in Folio [1]), und die Freuden der Maria sammt dem Leiden Christi, 30 Blatt in klein Quart mit 28 Metallschnitten [2]), deren Typen nicht ganz dieselben wie bei Pfister, den seinigen aber am ähnlichsten sind, ihm gleichfalls angehören, muß dahingestellt bleiben. Alle Nummern von 1 bis 10 sind, mit Ausnahme eines Donat und der Indulgenzbriefe, typographisch und mit Lettern, die wie deren Matrizen gegossen sind, gedruckt und alle ohne Ausnahme haben, bis auf die kleine Schrift der xylographischen Indulgenzbriefe, nur eine Type, die in Größe und Gestalt ebenso übereinstimmend, als, wie ein Blick auf unsere Tafel I lehrt, von den mainzer Typen verschieden ist. So lange daher nichts da ist, was uns dazu zwingt, ihr eine andre Entstehung zu geben, müssen wir sie und die damit gedruckten Bücher für das

---

1) Bibl. Spenc. I. 121.

2) Stöger zwei der ältesten Druckdenkmale. München 1833. 8.

Werk desselben Druckers halten, der sich in N. 6 und 10 als solcher genannt hat, und daß er damit zwischen 1454 und 1462, also gleichzeitig mit Gutenberg und Schöffer und vor der Zerstreuung ihrer Buchdruckergehülfen in Folge der Eroberung von Mainz, ja sogar vor der Trennung von Fust und Gutenberg, in Bamberg auftreten konnte, wird durch nachfolgende Auseinandersetzung alles Befremdliche verlieren, was es auf den ersten Anblick zu haben scheint.

Albrecht Pfister war ein Briefdrucker daselbst, von der nämlichen Art, wie die holländischen Briefdrucker, die vor Gutenberg unter Andern auch xylographische Donate druckten. Dafür spricht, daß die Briefdrucker, schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, in Deutschland verbreitet waren, daß die von ihm gedruckten Bücher, theils (wie N. 1 und 4) dieselben sind, welche von seinen Gewerbsgenossen in Holland gedruckt wurden, theils (wie N. 1—7, 9 und 10) demjenigen Bücherkreise angehören, der den Briefdruckern und den ungelehrten Bücherabschreibern eigenthümlich war, daß die meisten (wie N. 1—5 und 7) nur in kleinen, wenig Blätter starken Schriften bestehen und viele (wie N. 4, 5, 9 und 10) voller Holzschnitte sind, deren sich die mainzer Erfinder, die keine Briefdrucker waren, geflissentlich enthielten. Das im folgenden angeführte Zeugniß des Paul von Prag wird dies noch mehr bestätigen. Von einem Aufenthalt Pfisters in Mainz, oder irgend einem Verhältniß, in welchem er zu Gutenberg gestanden habe, ist keine Spur zu finden. Der Name Pfister ist gleichbedeutend mit Becker und stammt von dem lateinischen pistor her, daher beim Domstift in Bamberg, so lange das gemeinschaftliche Leben der Dom-

herren besonders eine eigene sogenannte Dompfisterei vorhanden war, welche das Bäckereiwesen für dieselben verwaltete. So verbreitet hiernach der Name Pfister auch gewesen sein mag, so kommt er doch nicht in Mainz, dagegen kommen mehrere Personen mit demselben, im 15. Jahrhundert und später, in Bamberg vor, unter denen 1520 sogar ein anderer Briefdrucker Pfister, der für den Fürstbischof Geleitsbriefe druckte [1]). Wäre die Geschichte der Stadt Bamberg bei Zeiten in bessere Hände gekommen, so würden wir über Pfister nicht in jeder Beziehung im Dunkeln tappen. Obgleich Bamberg im 15. Jahrhundert, nach Nürnberg, eine der blühendsten Städte in Franken war, berühmt wegen ihres alten, von der erzbischöflichen Gewalt befreiten Bisthums, wegen ihres Doms, der reichen geistlichen Stifter und damit verbundenen Schulen, sowie wegen der Fruchtbarkeit ihrer Gegend, so finden wir doch damals nichts, was dem Aufkommen der Buchdruckerei daselbst besonders förderlich hätte sein können. Die Stadt war im Streit mit ihren Bischöfen über die Reichsunmittelbarkeit, über die geistlichen Immunitäten, die Gerichtsverfassung und das Befestigungsrecht. Von Kaiser Sigismund begünstigt, hatte die Bürgerschaft letzteres, während der hussitischen Unruhen, in Ausübung gebracht und setzte sich ihrem geistlichen Oberherrn nun um so dreister entgegen. Bischof Anton von Rotenhan machte sich aber 1435 der Stadt durch Eroberung wieder Meister und zwang sie, ihre Befestigungen niederzureißen. Ihr Archiv

1) Jäck Jubelschr. S. 17 u. 27. Der Sebastian Pfister daselbst ist jedoch von Jäcks Erfindung.

und ihre Urkunden gingen mit einem Brückenthurm, in dem sie verwahrt wurden, 1440 durch ein fürchterliches, mit einer Ueberschwemmung verbundenes Gewitter unter. Was wir von dem gedachten Bischof und seinem Nachfolger seit 1459, Georg Graf von Schaumberg, wissen, läßt eben nicht vermuthen, daß Pfister bei ihnen Aufmunterung und Unterstützung gefunden habe. Auch die, sonst um die Wissenschaften hochverdiente Benediktinerabtei Michelsberg war um diese Zeit so in Verfall gekommen, daß 1463, auf Veranlassung des Papstes, die Stiftsglieder mit ihrem Abt weggewiesen und eine durchgreifende Reform mit derselben vorgenommen werden mußte. Indessen konnte Pfister, wenn er auch als Briefdrucker ungewöhnliches für die Buchdruckerkunst leistete, solches thun, ohne daß ihm fremde Hülfe und reiche Gönner grade nöthig waren. Seine Drucke sind Volks-, keine gelehrte Schriften, meist in deutscher Sprache; sie gehen ihrem Umfange nach nicht über die Kräfte eines Briefdruckers hinaus, und ihr Absatz belohnte hinlänglich die auf ihre leichtere Hervorbringung verwandten Bemühungen und Unkosten. Nur die Bibel macht davon eine Ausnahme, und der große Geld- und Zeitaufwand bei der gutenbergischen Bibel, die Schwierigkeit ihrer Zustandebringung, selbst bei vereinten Kräften mehrerer, scheinen es unglaublich zu machen, daß ein einzelner Briefdrucker, entfernt von Mainz und beinahe gleichzeitig, jenes weitläufige Werk, durch eine noch weitläufigere Ausgabe hätte überbieten können. Allein wir müssen bedenken, daß Gutenberg seine Werkstatt für den Bibeldruck mit gegossenen Lettern in Mainz erst anzuschaffen hatte, die hier schon mit ihrem Zubehör vorhanden war, daß die Kosten jenes Drucks durch Tritheims Miß-

verständniß überschätzt worden sind, daß Pfister sich mehr auf den Papierdruck beschränkte, während Gutenberg sich zu seiner Auflage größtentheils des theureren Pergaments bediente und daß jener eben so lange, als dieser, daran gearbeitet haben muß, denn Gutenbergs Bibel wurde 1453 bis 55 gedruckt und als sie im folgenden Jahr in den Handel kam, Pfister davon hören und sich entschließen mochte, durch eine Auflage mit seinen Typen gleichfalls in die Schranken zu treten, dauerte es auch drei Jahr, bis er 1459 damit zu Stande kam. Die Schwierigkeiten, welche die schnellere Beendigung des Drucks verhinderten, lagen in der Mühsamkeit und Langsamkeit des Setzens mit unregelmäßigen, vermittelst gegossener Matrizen und unvollkommener Gießformen gewonnenen Lettern und in der Zusammensetzung der Druckformen, die, wegen ihres Mangels an Festigkeit, während des Abdrucks steter Nachbesserung bedurften, daher denn auch kleine Verschiedenheiten der einzelnen Exemplare in den ersten Drucken so häufig sind. Diese Schwierigkeiten waren bei Pfister dieselben, wie bei Gutenberg, daher einer ungefähr eben so viel Zeit brauchte als der andere. Erregte des letzteren Bibeldruck in der gelehrten Welt so wenig Aufsehn, daß nur in der kölnischen Chronik und bei Tritheim davon gesprochen wird, so konnte es dem mehrere Jahre späteren pfisterschen Bibeldruck nicht besser ergehen, denn auch dieser entbehrte, ebenso wie jener, aller Schlußschrift, die ihn als Druckwerk zu erkennen gab, und Pfisters Offizin hatte außerdem, von Werken für den gelehrten Gebrauch, nichts ähnliches aufzuweisen.

Der einzige gleichzeitige Schriftsteller, bei welchem sich eine auf Pfister und seine Bibel zu beziehende Nachricht vor-

findet, ist Paul von Prag[1]), ein zum katholischen Glauben übergegangener böhmischer Jude und Polyhistor, der, von der Universität Prag durch die Hussiten vertrieben, in der Erwartung von dem Papst mit Pfründen, ja sogar mit einem Bisthum belohnt zu werden, getäuscht, und in Krakau vielmehr der Ketzerei beschuldigt und eingesperrt, sich nach Pilsen zurückzog. Dort schrieb er, im größten Mangel ohne alle literarische Hülfsmittel, zwischen 1453 bis 1463 sein Liber viginti artium, eine Art von Encyklopädie aller Wissenschaften, in barbarischem Latein, wodurch er sich bei Georg Podiebrad in Gunst setzte, an dessen Hofe er endlich eine Aufnahme fand, die ihn jedoch, als eifrigen Katholiken, vor der Verachtung, dem Haß und sogar den Mißhandlungen der Umgebung des hussitischen Königs nicht schützen konnte. Die in der krakauer Universitätsbibliothek aufbewahrte Pergamenthandschrift seines Werks, welche nicht mehr ganz vollständig und von gewaltiger Größe ist, wurde daselbst lange für das Zauberbuch des Twardovius, der bei den Polen dieselbe Rolle, wie bei uns Doctor Faust der Schwarzkünstler spielt, gehalten und war deshalb mit einem schweren Marmorstein belastet, unter welchem sie erst nach 1750 hervorgezogen und für das, was sie wirklich ist, erkannt wurde. In diesem Buche, nachdem von der Erde, den Menschen, den geistlichen und weltlichen Ständen gehandelt worden, wird auch von den Künsten und Handwerken gesprochen, und hier kommt folgende Stelle vor[2]): „Der Buchbinder

---

1) Pauli Paulirini viginti artium librum descripsit vitamque autoris adjecit J. Muczkowski. Cracoviae. 1835. 8.

2) Im Original, nach Muczkowsky's richtiger Lesart und

ist der Handwerker, welcher in kupferne, eiserne oder hölzerne Tafeln von ganzem Holz, oder auf andere Art, Bilder, Schrift und jedes beliebige sauber schneidet, um nachher alles, was er will, mit Leichtigkeit auf Papier oder Gyps oder auf ein reines Brett abzudrucken, oder er macht dasselbe mit Patronen und zu meiner Zeit schnitt einer in Bamberg die vollständige Bibel auf Tafeln und brachte so die ganze Bibel in vier Wochen durch saubern Schnitt auf Pergament." Diese Stelle gibt uns eine verwirrte, aber ziemlich vollständige Beschreibung alles dessen, was der Briefdrucker in sich zu vereinigen pflegte. Er war Buchbinder sowohl als Formschneider, als Briefdrucker druckte er auf Papier, als Briefmaler malte er die Papierbilder mit Hülfe von Patronen aus. Will man für alles, was der wunderliche Mann sagt, in der Wirklichkeit eine Bezeichnung finden, so läßt sich das Schneiden in Metall von Münzstempeln, oder von geschrotener Arbeit, wie sie in den Sieben Freuden der Maria

---

dem beigegebenen Facsimile: Ciripagus est artifex sculpens subtiliter in laminibus ereis, ferreis aut ligneis, solidi ligni, aut altero, ymagines, scripturam et omne quodlibet, ut post imprimat papiro, aut parieti, aut asseri mundo faciliter omne quod cupit: aut est homo faciens talia cum patronis: et tempore mei pamberge quidam sculpsit integram bibliam super lamellas et in quatuor septimanis totam bibliam super pergameno subtili presignavit sculptura. Ciripagus, wofür früher unrichtig libripagus gelesen wurde, hält Muczkowsky für gleichbedeutend mit chalcographus, qui ad inducendas tabulas operis chalcographici cera utitur. Es ist aber ein aus bibliopegus, durch Substitution von chirographum statt biblion, verstümmeltes Machwerk.

und dem Leiden Christi [1]) vorkommt, und das Abdrucken auf Bretter von dem trockenen Einpressen von Verzierungen, mittelst heiß gemachter Messingformen, auf die, mit Leder überzogenen Holzdeckel der Büchereinbände verstehen und obgleich die Metallarbeit mehr eine Sache der Goldschmiede war, so würde doch, wenn sich Pfister auch damit befaßt hat, um so erklärlicher werden, wie grade er zu Metalllettern und deren Guß gleichfalls den Weg finden konnte. Übrigens kann Paul von Prag mit dem Briefdrucker in Bamberg, der zu der Zeit, wo er schrieb, die ganze Bibel gedruckt hatte, keinen andern, als unsern Pfister und nicht sein kleines biblisches Bilderbuch, die sogenannte Armenbibel, sondern nur die 36zeilige Bibel selbst, gemeint haben, denn sonst würde er nicht zweimal von einer ganzen und vollständigen Bibel sprechen. Daß er sie noch für in Holz geschnitten hielt und von dem Geheimniß des Drucks mit beweglichen Lettern keine Kenntniß hatte, ist natürlich, und was den Druck derselben in 4 Wochen betrifft, so liegt entweder ein Mißverständniß zum Grunde, oder es ist eine, bei den ersten Druckern selbst, nicht seltene Hyperbel, um anzuzeigen, um wie viel schneller, abgesehen von der Zeit, welche die Anfertigung der Druckformen kostet, ein Buch abgedruckt, als abgeschrieben werden kann [2]).

---

1) Oben, Seite 645.

2) Imprimit ille die, quantum non scribitur anno, in den Schlußschriften mehrerer, von Ulrich Han in Rom 1470 gedruckten Klassiker. The historyes thus emprynted, as ye here see, were begonne in oon day and also fynyshed in oone day, in dem Recuyell of the historyes of Troye, bei Caxton, in London 1471.

Pfister war und blieb Briefdrucker, selbst nachdem er gezeigt hatte, daß auch er, so gut wie Gutenberg in Mainz, eine ganze Bibel zu drucken im Stande sei; er kehrte wieder zu kleinen Stücken, wie Boners Edelstein und die 4 biblischen Geschichten zurück, warum, wird weiterhin, Seite 141, erläutert werden. Deshalb ging mit seinem, wahrscheinlich bald nach 1462 erfolgten Absterben sein Andenken so völlig unter, daß etwa 20 Jahr später die Typographie, von Nürnberg her, als etwas Neues in Bamberg wieder eingeführt und in dem bamberger Missal von 1490 ihre damaligen Leistungen gerühmt werden konnten [1]), ohne der ältern auch nur mit einem Wort zu gedenken, weil man sie neben diesen nicht für voll ansah. Die gerechtere Nachwelt darf sich aber nicht länger sträuben, auch Pfister zu den Erfindern der Typographie zu zählen; nur muß er dahin gestellt werden, wohin er gehört, nämlich in die Klasse der Briefdrucker, welche zu dieser Erfindung zwar auf eignem Wege gelangt sind, sie aber nicht zu völliger Reife gebracht und ihr den welthistorischen Charakter gegeben haben, den sie nur durch Gutenberg und seine mainzer Genossen erhalten hat. Laborde, der die Betriebsamkeit der deutschen Briefdrucker ebenso verkennt, als er die der holländischen überschätzt, der Koster in Harlem schon 1430 die Erfindung der gegossenen Lettern zuschreibt und Gutenberg und Schöffer nur die, einige 20 Jahr spätere Nacherfindung und Verbesserung übrig läßt, will dennoch nicht einmal zugeben, daß auch Pfister ein dritter solcher Nacherfinder habe sein kön-

1) In hac urbe nostra ubi ejus (impressoriae) artis singulari habundamus magisterio.

nen. Er denkt sich den ganzen Zusammenhang so, daß Schöffer schon 1452, wetteifernd mit Gutenberg, bei Fust gearbeitet, jener die gutenbergsche, dieser die pfistersche Bibeltype gegossen, und jener einen Donat, dieser die Mahnung wider die Türken gedruckt habe, weiter aber, bis zur Trennung Fusts und Gutenbergs im Jahre 1455, nichts zu Stande gekommen sei, daß erst nach dieser Trennung Schöffer, und zwar in 7 Monaten die 42zeilige (gutenbergische), Gutenberg 1456 den Kalender und 1458 die 36zeilige (pfistersche) Bibel gedruckt und daß er 1459 seinen Gehülfen Pfister entlassen und ihm die Lettern der letztern Bibel, jedoch ohne die Matrizen geschenkt habe, weil er selbst nunmehr der Buchdruckerei entsagen, Pfister aber sich als Formschneider niederlassen wollte und sich von ihm jene Lettern erbeten hatte, um damit zu seinen Holzschnitten erklärende Texte drucken zu können, wofür er den Verkauf seiner Bibel von Bamberg aus zu übernehmen versprach. Eine Grundansicht, die zu Annahmen zwingt, welche auf die, an Ort und Person der ersten Drucker streng geknüpfte Eigenthümlichkeit des Typencharakters, den sichersten Leitfaden in Bezug auf die Inkunabeln der Buchdruckerkunst, so wenig Rücksicht nehmen, welche allem widersprechen, was aus letztern selbst und aus historischer Kombination der damit in Verbindung stehenden Thatsachen hervorgeht, welche gewaltsame Erklärungen an die Stelle der einfachsten und natürlichsten setzen und selbst für den gemeinen Verstand so viel Unglaubliches haben, eine solche Grundansicht kann schon deshalb die richtige nicht sein. Gutenberg und Schöffer sollen, aus bloßer Rivalität und doch auf anderer Unkosten, an demselben Ort und zu gleicher Zeit, jeder für sich,

nicht nur die Indulgenzbriefe unnöthigerweise in mehreren Auflagen, sondern die Bibel in einigen Folianten, ohne andern Unterschied als einen unerheblichen der Type, gedruckt haben? Konnte irgend etwas unüberlegter und unvortheilhafter sein, als mit schweren Kosten zwei ganz gleiche Bibeln zu liefern, während man noch nicht wußte, wie man eine einzige in so vielen Exemplaren schnell genug los werden sollte? Wer wäre thörig genug gewesen, das Geld dazu herzugeben? Von den Gründen, die Laborde zu dem Gewebe seiner Hypothesen bewogen haben fallen die, welche von dem typographischen Druck der Indulgenzbriefe hergenommen sind, weg, wenn letztere für Tafeldruck erkannt werden, der, um den Ablaßhandel schneller in Gang zu bringen, an zwei verschiedenen, von einander entlegenen Orten Deutschlands bei Briefdruckern bestellt wurde. Auf die Frage: warum Pfister, wenn er so Erstaunliches wie die 36zeilige Bibel leisten konnte, nicht die Welt mit seinem Ruhme erfüllt und eine ebenso große und blühende Buchdruckerei, wie die von Fust und Schöffer hinterlassen hat? ist die Antwort: weil er ein Briefdrucker* und mit seiner unvollkommenen Gießkunst nicht über die gröbsten Schriftlettern hinausgekommen war; weil er, wenn er auch damit eine ganze Bibel zu Stande gebracht hatte, doch einsah, daß er, ohne kleinere Lettern, sich auf den regelmäßigen Druck weitschichtiger gelehrter Werke nicht einlassen und mit den mainzer Offizinen nicht mit Vortheil in die Schranken treten konnte; endlich weil er für den Absatz solcher Werke ganz andere Wege und Verbindungen suchen, seinem Geschäft eine ganz andere kaufmännische Einrichtung geben mußte, als an die er als Briefdrucker gewohnt war. Selbst späterhin sind viele

Briefdrucker von denen, die sich in die Region der Buchdrucker und Buchhändler hinaufschwangen, darüber zu Grunde gegangen. Unter andern zeigt dies die Buchdruckergeschichte von Ulm an Leonh. Holl und Konr. Dinkmuth, selbst Joh. Zainer machte mit seinem Bibeldruck, obwohl er in Schwaben der erste war, schlechte Geschäfte [1]). Ging es Pfistern mit dem Ruf, den er durch seine Bibel erlangte, nicht besser als Gutenberg, so wird der Gewinn von derselben, bei seinem beschränkten Verkehrskreise, wahrscheinlich noch viel geringer gewesen sein. Er begnügte sich also fortan bei seinem Leisten zu bleiben. Endlich kann nicht behauptet werden, seine Drucke zeigten zu wenig Übergänge und Fortschritte als daß er für einen Selbsterfinder zu halten sei. Sie sind im Gegentheil bei ihm in die Augen fallender als bei Gutenberg; dieser fing mit der ganzen Bibel an, jener mit Briefen, Kalendern und Donaten; dieser mit beweglichen Lettern, jener mit dem Schriftdruck von Holztafeln und seine Type ist größer als die gutenbergische Bibeltype, war also auch leichter zu bewerkstelligen. Eben diese Größe machte ihre Mängel beim Gebrauch weniger fühlbar, und wäre er, was nicht unmöglich ist, so glücklich gewesen, gleich von Hause aus einzusehen, daß es besser sei bewegliche Lettern zu gießen, als stückweise zu schneiden, so dürfte man sich um so weniger wundern, daß er bei einerlei Art von Type ohne Veränderung stehen geblieben ist.

Der Familie der pfisterschen Drucke in Franken steht in den Niederlanden die der sogenannten kosterschen ebenso

---

1) Haßler Buchdr. Gesch. v. Ulm. Ulm 1840. 4. S. 93.

räthselhaft, ebenso abgeschlossen und abweichend von allen bekannten ersten Hervorbringungen der Typographie daselbst gegenüber, daher wir uns nunmehr zu diesen Drucken wenden müssen. Weil Koning den harlemer Koster nicht nur als Erfinder der Buchdruckerkunst, sondern auch des Holzdrucks ansieht und sich mit dem Briefdruckergewerbe in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu wenig bekannt gemacht hat, schreibt er alle die xylographischen Bilderbücher, die Seite 561 u. f. in ihren ersten Ausgaben als niederländischen Ursprungs nachgewiesen worden sind, aber nach Seite 569 wahrscheinlich mehr als einer Briefdruckerwerkstatt angehören, jenem Koster zu, obwohl sie mit den typographischen Drucken desselben, außer einiger Verwandtschaft zwischen ihren Holzschnitten und denen des Heilsspiegels und den allgemeinen Kennzeichen der niederländischen Handschrift, nichts gemein haben [1]). Von andern xylographischen Drucken Koster's weiß er nur Fragmente eines Donat und Horarii, sammt einem geistlichen Bilderbuch in 8 Oktavblättern von den sieben Todsünden, anzuführen [2]) und auch in diesen hat die Type mehr oder weniger nur eine entfernte Ähnlichkeit mit den folgenden typographischen. Diese sind:

1. Fragmente mehrerer Donatausgaben, deren sich über sechs verschiedene unterscheiden lassen [3]).

---

1) Vergleiche die Anfangsbuchstaben in unserer Tafel II. unten.

2) Koning. Tab. IV. N. 1 u. 2. u. p. 116.

3) In den Bibliotheken des Königs der Niederlande, der Stadt Harlem, des Königs zu Paris, der Stadt Trier u. a. Von Fragmenten fünf versch. Ausgaben, ehemals in der Kloß-

2. Fragmente mehrerer Ausgaben des Doktrinals (Seite 540), deren sich wenigstens vier verschiedene unterscheiden lassen [1]).

3. Cato's disticha (Seite 541), 4 Blatt in Octav [2]).

4. Horarium von acht Seiten in sehr kleinem Format auf einem Bogen gedruckt, welches ein Abc, das Pater noster, Ave Maria, Credo und 2 Gebete enthält [3]).

Die Stücke von 1 bis 4 sind auf Pergament und auf beiden Seiten desselben gedruckt.

5. Das mit der Armenbibel verwandte Speculum Salvationis (Seite 544 und 561) in zwei lateinischen Ausgaben von 63 Blatt, die eine davon mit halb xylographischem, halb typographischem Text, und zwei holländische Ausgaben von 62 Blatt. Alle diese Ausgaben sind in Folio, nur auf einer Seite des Papiers gedruckt und haben einerlei, mit dem Reiber von denselben Holztafeln abgedruckte Holzschnitte, welche durchschnitten und sehr abgenutzt von dem Buchdrucker Veldener 1481 in Utrecht zu einem die Episteln und Evangelien enthaltenden Buch und vollständiger 1483 in der geldernschen Stadt Culenburg

---

schen Bibliothek, sind Faksimiles bei dem Verfasser, eine davon mit der Type unserer Taf. II. N. 5.

1) In den vorangeführten Bibliotheken, die harlemer ausgenommen. Von Fragmenten zweier Ausgaben, ehemals bei Dr. Kloß, besitzt der Verfasser Faksimiles, eine davon mit der Type unserer Taf. II. N. 6.

2) Dibdin Bibl. Spenc. IV. p. 476. und unsere Taf. II. N. 9.

3) Ganz abgebildet bei Meerman. Tab. I. Die Ächtheit wird von Jackson p. 198 verdächtig gemacht.

zu einem holländischen Heilsspiegel wieder benutzt worden sind [1]).

6. Facetiae des Laurentius Valla und Petrarch, 24 Blatt in Quart [2]). Jenes sind äsopische Fabeln ins Lateinische übersetzt, und nachher in Antwerpen und Deventer mehrmals wieder gedruckt, dieses von Petrarch gesammelte Witzreden berühmter Männer. Valla's Vorrede ist von 1438 datirt.

7. Vier Traktate von 23 Blatt in Folio [3]), die beiden ersten des Guil. de Saliceto de salute corporis, und des Kardinals Turrecremata (Torquemada) de salute animae, beide auch nachher, z. B. in Antwerpen und 1495 in Leipzig, mehrmals zusammengedruckt, die beiden letzten des Aen. Sylvius, nachmaligen Papst Pius II, de amore und eine Lobrede desselben auf Homer.

8. Singularia in causis criminalibus [4]), eine Abhandlung über Gegenstände aus dem fünften Buche der Dekretalen von Ludov. (Pontanus) de Roma, die weiterhin auch in Straßburg und Lübeck, häufiger aber, wie

---

1) Von diesen verschiedenen Ausgaben befinden sich in mehreren öffentlichen und Privatbibliotheken Europas zusammen über 30 Exemplare. In unserer Tafel II. N. 1 — 4 folgen sie in der chronologischen Ordnung aufeinander, die sich aus dem verschiedenen Grade der Abnutzung der Holzschnitte ergibt.

2) Probe bei Koning. Tab. VI. N. 1. In unserer Taf. II. N. 7.

3) Dibd. Aed. Althorp. II. 256. N. 1251.

4) Unsere Tab. II. N. 8. Proben von beiderlei Typen daraus bei Koning. Tab. VI. N. 2 u. 3.

andere juristische Schriften von ihm, in Italien gedruckt worden ist. Dieser Haupttheil des aus 60 Blatt in Folio bestehenden Buchs zeichnet sich durch eine besonders große Type von allen übrigen hieher gehörigen Drucken aus, eine kleinere von gewöhnlicher Größe haben zwei angehängte Schriftchen des gedachten Aeneas Sylvius, eins über die bösen Weiber, das andere Grabschriften auf berühmte Männer enthaltend. Aus einer Grabschrift auf Laur. Valla, der 1465 starb, geht hervor, daß der Druck wenig älter als von 1470 sein kann.

Einige außerdem noch hieher gerechnete Drucke sind zweifelhafter. Daß alle, wegen ihrer Familienähnlichkeit unter sich, wegen ihrer unmittelbaren Nachahmung der niederländischen Handschrift des 15. Jahrhunderts, die sich besonders in dem eigenthümlichen Beistrich d[illegible]t, wo es am Schluß eines Wortes steht, zu erkennen gibt [1]), und wegen ihrer Unvollkommenheit, welche besonders in N. 5 die deutlichsten Spuren von mancherlei Versuchen und Übergängen in der Schriftgießerei und dem Druckverfahren verrathen, endlich wegen der Sprache in den beiden nicht lateinischen Ausgaben von N. 5, holländischen Ursprungs und primitive Produkte einer Briefdruckerwerkstatt vor 1470, also vor Einführung der Typographie aus Deutschland nach den Niederlanden sind, kann nicht geleugnet werden. Alle daselbst nach dieser Einführung unter deutschem Einfluß erschienenen Erstlinge der Typographie sind durchaus davon abweichend, nur bei den ersten Buchdruckern in einigen holländischen Provinzen, namentlich in Utrecht

1) Unsere Tafel II. unten, hinter den Anfangsbuchstaben.

und weiterhin in Zwoll und Delft lassen sich noch Spuren desselben alten nordholländischen Typencharakters wahrnehmen, die sich aber auch da nach 1477 wieder verwischt haben [1]). Damit sind selbst von den Gegnern der harlemer Ansprüche die einsichtigsten, z. B. Renouard, im Ganzen einverstanden [2]), allein er setzt die sogenannten kosterschen Drucke zwischen 1466 und 1470, und schreibt sie einer ungeschickten Nachahmung der in Mainz bereits erfundenen Buchdruckerkunst zu. Eine vollständigere Kenntniß derselben und dessen, was oben im ersten Abschnitt über die vorgutenbergischen Donate, über das gleichzeitige Alter der ersten niederländischen Bilderbücher und ihren Zusammenhang mit dem Heilsspiegel gesagt worden, der danach nicht viel später als 1450 sein kann, nöthigt uns jedoch, der typographischen Thätigkeit, welche zur Hervorbringung dieser und darunter so vieler aufeinander folgender Ausgaben mehr als eines Buchs erforderlich war, eine wenigstens 20jährige Dauer zwischen 1450 und 1470 beizulegen und so frühe Versuche mit beweglichen und gegossenen Lettern denselben Fortschritten zu einer Erleichterung und Erweiterung des Holzdrucks auf dem Wege eigenthümlicher Erfindung zuzuschreiben, von denen uns bei den deutschen Briefdruckern Albr. Pfister ein anderes Beispiel gegeben hat. Auffallend scheint es zwar, daß, außer den Schulbüchern und dem

1) Ebert. Hermes 1823. St. 4. S. 63 u. f. und Überlieferungen. 1826. St. 2 N. 13.

2) Catal. d'un amateur. II. 151—158 und wiederholt in der Note sur L. Coster, hinter Band 2 seiner Annales des Estienne. Paris 1838. 8.

Heilsspiegel, das übrige nur kleine lateinische Schriften von Italienern sind, die kaum so früh nach Holland gelangt sein konnten. Aber Saliceto war ein medizinischer Schriftsteller des 13. Jahrhunderts und Valla, als Erneuerer der klassischen Studien, Turrecremata als Theolog, Pontanus als Jurist gehörten nicht nur zu den berühmtesten Männern ihrer Art jenseits der Alpen, sondern mehrere von ihnen waren durch ihren Antheil an dem Basler Konzil und Turrecremata durch seine gesandtschaftlichen Verrichtungen, auch diesseits der Alpen früh bekannt geworden. 1439 befand sich letzterer unter den Abgeordneten Eugens, die von Nürnberg aus freies Geleit zu dem Reichstag nach Mainz begehrten [1]). Aeneas Sylvius endlich, von Kaiser Friedrich III. zum Dichter gekrönt und zu vielen Gesandtschaften gebraucht, hatte sich, ehe er Papst wurde, durch seine Vertheidigung der Grundsätze jenes Konzils, die er nach seiner Erhebung zu dieser Würde widerrief, und als päbstlicher Nuntius in Deutschland und fruchtbarer Schriftsteller, daselbst einen berühmten Namen gemacht und wären seine jugendlichen Schriften, zu denen die obigen gehören, nicht schon überall verbreitet gewesen, so würde er manche derselben als Papst am liebsten ganz unterdrückt haben. Es wird daher von Renouard mit Unrecht bezweifelt, daß Schriften des Aeneas Sylvius vor seiner Erhebung zum Papstthum im Jahre 1458 über die Alpen sollten gekommen und von Turrecremata vor seinem 1467 erfolgten Tode irgend etwas diesseits derselben sollte gedruckt worden sein.

---

1) Serrarius Res Mogunt. p. 754.

Obgleich nun die kosterschen Drucke, was ihren Umfang und Inhalt betrifft, nicht weit über den Bücherkreis einer Briefdruckerwerkstatt hinausgehn, so zeigen sie doch in ihren mancherlei Typengattungen, welche, die Schrift des Pontanus ausgenommen, selbst in der Größe nur wenig voneinander verschieden sind, und in der äußern Gestalt der Ausgaben des Heilsspiegels Besonderheiten, die nicht leicht zu erklären sind. Von den Heilsspiegeln sind nämlich N. 1, 2 und 3 unserer Taf. II mit derselben, N. 4 mit einer auffallend schlechtern Type gedruckt. Koning hält letztere daher für die erste Ausgabe, die den übrigen vorangegangen sei, allein die von Ottley angestellte Vergleichung der größern oder geringern Abnutzung der Holzschnitte in den verschiedenen Ausgaben lehrt als untrügliches Merkmal, daß N. 4 eine der letzten, wo nicht die letzte Ausgabe selbst gewesen sein muß. Laborde nimmt deshalb an, sie sei der erste Versuch mit Lettern, die gegossen waren und aus dieser Ursache so roh ausfielen; die übrigen Ausgaben wären ihr vorangegangen und mit beweglichen, aber nicht gegossenen Lettern gedruckt, die obgleich besser und schärfer als jene, dennoch wegen ihrer kostbarern Hervorbringung und schwierigern Behandlung wieder aufgegeben werden mußten. Aber nach dem übereinstimmenden Urtheil fast aller Bibliographen und Sachkenner sind die Lettern aller 4 Ausgaben gegossene. Wie kommt es ferner, daß in N. 2 unserer Tafel II der Text auf 2 Blättern mit einer kleinern schlechtern Type als auf den übrigen Blättern und in N. 3 gar auf 20 Blättern in Holz geschnitten ist? Koning sieht darin einen Beweis des angeblichen Letterndiebstahls in Harlem, dessen Ungereimtheit aber zu sehr in die Augen fällt, um zu

wiederholen, was darüber anderswo schon gesagt worden ist [1]). Andere [2]) nehmen die Existenz einer frühern, ganz xylographischen Ausgabe an, von der 20 Tafeln übrig geblieben und hier wieder angewandt worden sind. Aber von einer solchen Ausgabe fehlt es an allen andern Spuren, und warum wäre die Anwendung jener Tafeln alsdann nicht schon in N. 1 und 2 geschehen? Es kann hier die bloße Andeutung dieser Schwierigkeiten genügen, da es für unsern Zweck weniger auf die Lösung derselben und auf die schrittweise Verfolgung des eigenthümlichen Gangs der Erfindung in den einzelnen kosterschen Drucken und namentlich in den verschiedenen Ausgaben des Heilsspiegels ankommt, als auf Erörterung der Hauptfrage: ob diese typographischen Drucke nämlich zwischen 1450 und 1470, also ungefähr gleichzeitig mit der Erfindung und völligen Ausbildung der Typographie in Mainz zu setzen sind (Seite 570, 571), oder, wie Koning und Laborde [3]) wollen, bald nach 1420, mithin vor allen ersten Versuchen Gutenbergs, schon ihren Anfang genommen haben? Des letztern angekündigte Recherches sur la découverte de l'impression dans les pays-bas sind zwar noch nicht erschienen, so schätzbare Aufklärungen sich aber davon über die Beschaffenheit und Aufeinanderfolge der kosterschen Drucke erwarten lassen und so gern wir nach dem, was hier schon darüber vorgetragen worden, zugeben werden,

1) Hist. Taschenb. 1837. S. 565.

2) Guichard Notice sur le Spec. salv. Paris 1840. 8. p. 116.

3) Débuts p. 9 u. 82.

daß die kostersche Erfindung als eine ursprüngliche, nicht erborgte anzusehen ist, so läßt sich doch in Bezug auf die Hauptfrage über das Alter derselben nicht hoffen, daß die dermalige Lage der Sache durch Verstärkung und Vermehrung der koningschen Beweismittel wesentlich verändert werden wird. Kommt es also darauf an, diese Erfindung bis in das Jahr 1420 hinaufzurücken, so wird jene Schrift nicht erst abzuwarten sein, um die Gegengründe in ein neues Licht zu setzen, was im folgenden geschehen soll.

Was dazu bewogen hat, der kosterschen Erfindung ein solches Alter beizulegen, ist allein die Erzählung, welche Junius davon in seiner Batavia geliefert hat. Daß dieser Erzählung eine alte örtliche Sage zum Grunde liege, wonach ein Küster in Harlem, ebenso früh als Gutenberg, Bücher gedruckt habe, ohne daß er es damit soweit als in Mainz hätte bringen können, ist unbedenklich einzuräumen, da die ersten kosterschen Drucke, weil sie sich unmittelbar an die ersten niederländischen xylographischen Bücher anschließen, älter als 1460 sein müssen, mithin für sich allein schon das Dasein eines gleichzeitigen zweiten Erfinders der beweglichen Lettern unter den holländischen Briefdruckern voraussetzen lassen. Daß dieser der Sage nach in Harlem zu suchen und Küster gewesen sei, indem der Name Koster, damaliger Sitte gemäß, eher für einen vom Gewerbe hergenommenen Beinamen als für einen Familiennamen zu halten ist, stimmt ferner mit den Verhältnissen dieser Stadt und des Briefdruckergewerbes überhaupt wohl überein. Ehe Harlem, nach einer langen Belagerung in den Jahren 1572 und 1573, den Spaniern n die Hände fiel und unter ihrer eisernen Ruthe

von seinem Wohlstand auf immer herabsank, war es von den großen Städten Hollands die zweite, durch Gewerbe und Handel blühend und im 15. Jahrhundert mit Klöstern, selbst von den anderwärts weniger geduldeten Bettelorden überfüllt, daher der Briefdruckerei besonders günstig. Auch die Typographie fand bald, nachdem sie aus Deutschland nach den Niederlanden gekommen war, in Harlem Eingang, wo sie zwischen 1483 und 1486 von Jan Andrieszoon und Jac. Bellaert geübt wurde, nach welchen jedoch daselbst bis auf Junius' Zeit keine Presse wieder aufkam. Diesen Umstand benutzt Wetter [1]), um die Sage aus dem verdunkelten Andenken an die vorübergehende Erscheinung jener alten Buchdrucker entstehen zu lassen, allein alsdann würde sie eher in andern niederländischen Städten, wo es noch früher auf kurze Zeit Buchdruckereien gegeben hatte, entstanden sein und auch der Name Koster ist seiner Vermuthung entgegen. Indessen wußte Junius von jenen alten harlemer Werkstätten nichts mehr und eine Verwechselung der des Bellaert mit der kosterschen ist wenigstens bei dem Buchbinder Cornelis nicht unwahrscheinlich, der den von Junius angeführten Gewährsmännern die Geschichte des Letterndiebstahls, als eine von ihm selbst erlebte, erzählt hat, denn Cornelis verkaufte 1492 bei Bellaert gedruckte Bücher [2]) und müßte, da er erst 1522 gestorben ist [3]), über 100 Jahr

1) S. 563—65 in den Noten, S. 611 u. 612.

2) Gedenkschr. wegens het vierde eeuwgetijde etc. Haarlem. 1824. 8. p. 436. N. 26.

3) Koning Bijdragen. p. 84.

alt geworden sein, wenn er Kosters Lehrling gewesen wäre. Daß die Sage vor Junius schon dagewesen sei, davon geben van Zuren, Koornhart und Guicciardini [1]) Zeugniß, Junius aber hat sie kurz vor 1570 zuerst auszuschmücken, zu erweitern und zu befestigen gesucht, wozu er sich, als Historiograph der Staaten von Holland und zur Ehre der Stadt, in der er sich niedergelassen, berufen fühlte. Obgleich er dabei überall in gutem Glauben und ohne die ihm von den mainzer Gegnern Schuld gegebene Absicht zu täuschen zu Werke ging, so ist doch klar, daß es ihm für diesen Gegenstand an der nöthigen Sachkenntniß und Kritik gänzlich gemangelt hat. Man darf seine Erzählung nur lesen [2]), um sich aufs deutlichste davon zu überzeugen. Er führt seinen Koster auf dieselbe Zeit (vor 128 Jahren) zurück, wo Gutenberg nach der kölnischen Chronik seine Versuche begann, und wie dieser vom Holzdruck oder wohl gar von dem Abdruck seines Siegelrings ausgegangen sein soll, so läßt er jenen von Buchstaben aus Birkenrinde zum Abdruck für Abcschützen ausgehn, ohne zu wissen, daß Briefdrucker in den Niederlanden da waren, die bereits angefangen hatten, Bücher mit Holztafeln zu drucken. Er war davon nicht besser unterrichtet, als alle seine Zeitgenossen, obgleich die Holzschneidekunst damals noch in ihrer höchsten Blüthe stand. Zu den Seite 518 angedeuteten Ursachen dieser Unwissenheit kam in den Niederlanden noch die, daß der kindliche Katholizismus mit allem, was ihm aus früherer Zeit in Literatur und Kunst anhing, entweder als Papismus weggeworfen war, oder

1) Wetter S. 557 u. f.
2) Ebend. S. 571 u. f.

unter jesuitischem Einfluß ein neues Kleid angezogen hatte und sich des alten schämte. Von allen kosterschen Drucken war ihm nur ein holländischer Heilsspiegel und ein Doktrinal zu Gesicht gekommen, welches letztere, sammt einer Abhandlung des Petr. Hispanus (Seite 540), wahrscheinlich irgend einem undatirten Druck aus einer ganz andern niederländischen Presse, er dem angeblichen Diebe in Mainz beilegte, um diesen nicht leer ausgehn zu lassen, übrigens ohne allen ersinnlichen Grund, als vielleicht den, weil hier der Text lateinisch, nicht holländisch ist. Eine ähnliche Rolle, wie die von Fusts Schwiegersohn, gab er dem Schwiegersohn Kosters und letzteren suchte er zu einem vornehmen Mann, wie Gutenberg zu stempeln, wobei ihm die Familieneitelkeit zu Hülfe kam, die gern mit namhaften Voreltern prunkt, ohne sich (wie S. 639) um die Wahrheit sonderlich zu bekümmern. Eine ansehnliche harlemer Bürgerfamilie jener Zeit hatte nämlich ihren Stammbaum schon an den sagenhaften Koster „der den ersten Druck in die Welt brachte“ [1]) angeknüpft und diesen zu ihren Ahnherrn gemacht. Der Stammbaum oder das Geschlechtsregister, wodurch dessen Nachkommenschaft bis auf Gerard Thomas, einen Zeitgenossen des Junius, herabgeführt wurde, zwischen 1550 und 1560 auf Pergament geschrieben und nachher von einer andern Hand fortgesetzt und mit Zusätzen versehn, ist, aus der Verlassenschaft des Buchdruckers Adrian Roman, in Konings Besitz gekommen und noch jetzt vorhanden [2]). Hier sehen wir auf einmal die Quelle, aus der Junius

1) die deerste print in die werlt brocht, heißt es in dem Stammbaum.

2) Gedenkschr. p. 431.

die Nachkommen Kosters, von denen keiner seiner Vorgänger etwas weiß, sowie die Familiennachrichten von demselben geschöpft hat und aus der die Verwechselung mit dem urkundlichen Schöffen, Kämmerer und Rathmann Lourens Janszoon, der 1370 bis 1439 lebte, entstanden ist. Die städtischen Urkunden und Rechnungen, in denen derselbe vorkommt, enthalten nichts davon, daß er den Beinamen Koster geführt habe, und aus den Ausgaben für Wein, die in einigen Jahresrechnungen der Hauptkirche von S. Bavo auf seinen Namen vorkommen, kann nicht geschlossen werden, daß er Küster gewesen sei. Überhaupt war die Küsterei bei einer solchen Hauptkirche, ungefähr ebenso wie bei den deutschen Domstiften, ein weit ansehnlicheres Amt als das, woran bei einem Briefdrucker zu denken ist. Scheltema [1]) wundert sich, daß Koning jene Stammtafel nur beiläufig erwähnt und so wenig Gewicht darauf gelegt habe, aber Koning war klug genug, zu verstecken, daß eine so schwache Autorität allein die Ausspinnung der Sage zu der weitläufigen Kosterfabel hervorgebracht hat. Vermittelst jener angeblichen Identität Kosters mit dem Rathmann L. Janszoon, war es Koning ein Leichtes, dessen erste typographische Versuche, bei dem Mangel aller Daten seiner Drucke, noch 20 Jahr älter zu machen, als nach Junius' ungefährer Angabe, und da der Rathmann Janszoon 1440 schon todt war, die Buchdruckerei durch seine Nachkommen 30 Jahr lang fortsetzen zu lassen, wodurch es möglich wurde, das den ersten Drucken beigelegte hohe Alter, mit der unverkennbar neueren Entstehung der letzten bis gegen 1470 hin zu vereinigen.

1) Beurtheilung von Schaab. S. 110, Note.

Nach diesem Aufschluß können wir aber nicht anstehn, den Rathmann Janszoon, als ersten Erfinder der beweglichen Lettern bald nach 1420, ganz zu verwerfen und bei dem gleichnamigen, oder namenlosen Briefdrucker und Küster stehen bleiben, der um 1450 in Harlem mit Gutenberg auf einerlei Gedanken gerieth und diesen, soweit er es in seinem engen Kreise vermochte, zu einer unentwickelten Ausführung brachte, die daher in sich selbst in dem Augenblick wieder unterging, als die mainzer Typographie auch in den Niederlanden bekannt wurde. Nur alsdann fügen sich Koster und seine Leistungen in den Zusammenhang aller übrigen ähnlichen Erscheinungen passend ein, und obgleich sie die Eigenschaften primitiver Versuche allerdings am handgreiflichsten zu erkennen geben, welches Laborde hauptsächlich bestimmt zu haben scheint, sie für die ältesten, allen übrigen weit vorausgegangenen zu halten, so können wir ihm darin doch nicht beipflichten, indem sich das geringere Sichtbarwerden dieser Eigenschaften, bei Pfister aus den Seite 656 angegebenen Gründen, bei Gutenberg aber daraus erklärt, daß er gleich auf nichts geringeres als auf einen Bibeldruck ausging. Die Wahrheit liegt also auch hier in der Mitte zwischen beiden Extremen, von denen das eine (Renouard) den kosterschen Drucken ein ungebührlich spätes, das andere (Koning und Laborde) ein ebenso ungebührlich frühes Alter beilegt. Kehren wir zu Junius' Erzählung zurück, so sehen wir überall das Pochen des jungen holländischen Patriotismus darin hervorblicken, der mit Hartnäckigkeit und Erbitterung um nationale Selbstständigkeit kämpft und das Wenige, was ihm die Vorzeit Ruhmwürdiges hinterlassen hat, desto stärker und trotziger herausstreicht, obgleich ihm die

Zustände, aus denen es sich herschreibt und die er abgeschüttelt hat, völlig fremd geworden sind.

Diese Auseinandersetzung wird, obgleich kürzer als alle frühere Widerlegungen, dennoch überzeugender sein, da sie auf die Wurzel des Irrthums zurückführt und in dem Machwerk eines jener dienstfertigen Familiengenealogisten des 16. Jahrhunderts die Grundlage erkennen läßt, auf welcher das ganze von Junius und seinen Nachfolgern künstlich aufgeführte Gebäude ruht und mit welchem es fällt, weil niemand einem solchen Stammbaum, ohne alle weitere Beglaubigung, das mindeste historische Zutrauen schenken kann. Die Holländer müssen sich daher darauf beschränken, daß sie den Deutschen die Vorbilder xylographischer Bücher gegeben haben und daß ein harlemer Briefdrucker und Küster dasselbe gethan hat, wie einer seiner deutschen Gewerbsgenossen in Bamberg auch, indem er, ungefähr um dieselbe Zeit wie Gutenberg, durch eignes Nachdenken und Versuche dahin gelangte, jene Bücher und andere kleine Schriften mit beweglichen und gegossenen Lettern zu drucken, obwohl er es zu einer Bibel, wie Pfister, nicht einmal gebracht hat. Aber auch wir müssen einsehn, daß die Buchdruckerei, nachdem sie bei unsern holländischen Nachbarn einmal Fuß gefaßt hatte, in einer so regsamen, auf allseitige Entwickelung so unaufhaltsam hinstrebenden Zeit, weder dort, noch in Deutschland bei den engen Schranken des Tafeldrucks stehen bleiben konnte, daß bei dem Naheliegen des Bedürfnisses und der Mittel zum weiteren Fortschreiten, die Typographie nicht eine mainzer Erstgeburt, sondern eine Drillingsgeburt der Periode von 1440 bis 1460 war, an der Holland, Rheinland und Franken gleichen Antheil haben und daß dem mainzer

Gutenberg nur darum die Krone gebührt, weil er weiter sah als die handwerksmäßigen Briefdrucker und im Wege der freien Kunst ein höher gestecktes Ziel zu erreichen wußte. Ein gleichzeitiger Chronist, der 1492 gestorbene kölner Karthäuser Werner Rolewink, schreibt in seinem Fasciculus temporum [1]), unmittelbar, nachdem er des Erdbebens in Neapel von 1457 gedacht hat, also geraume Zeit vor dem Ausgang der Typographie von Mainz, „Alles Handwerk verfeinert sich gegen sonst mit wunderbarer Schnelligkeit und die Buchdrucker werden häufiger im Lande." Auch hieraus sehen wir, daß es vor 1460, an andern Orten als in Mainz, schon Buchdrucker gegeben haben muß, wenn es auch nur Briefdrucker waren, die nicht viel über den xylographischen Donatdruck hinausgingen.

Daß dieser aber allein schon anfing Aufsehn zu machen und für wichtig genug gehalten wurde, um ihn dahin zu verpflanzen, wo er noch unbekannt war, zeigt eine Stelle in Shakspeares Heinrich VI. [2]), wo der Rebell Jack Cade in seiner bäuerlichen Rohheit dem gefangenen Lord Schatzmeister Say den Vorwurf macht: „du hast höchst verrätherischer Weise die Jugend des Reichs verderbt, indem du eine lateinische Schule errichtet; und da sonst unsere Voreltern keine andere Bücher hatten, als die Kreide und das Kerbholz, so hast du das Drucken aufgebracht und hast, zum Nachtheil des Königs, seiner Krone und Würde, eine Papiermühle gebaut. Es wird dir ins Gesicht bewiesen werden, daß du Leute um dich hast, die zu reden pflegen von Nomen und Verbum und dergleichen scheuß-

---

1) Colon. 1474, Fol.

2) Th. II, Akt. 4, Szene 7.

lichen Worten mehr, die kein Christenohr geduldig anhören kann." Von den Kommentatoren, die dabei wie gewöhnlich nur an die Typographie denken, glaubt der eine, daß der Dichter mit diesem Vorwurf zu früh gekommen, der andere, daß er durch Schriftsteller, welche die Buchdruckerkunst und das Schießpulver für gleichzeitige Erfindungen ausgeben, dazu verführt worden sei; aber was wir oben aus dem ersten Abschnitt über das Briefdruckerwesen und die xylographischen Schulbücher in den Niederlanden ersehen haben, gibt uns auch hier ein besseres Licht. Deutlich weist diese Stelle auf die Donate hin, aus denen die Schüler das Nomen, Verbum und die übrigen Redetheile lernten; sie enthält Einzelnheiten, welche in solcher Bestimmtheit nicht erfunden werden, sondern auf geschichtlichen Erinnerungen beruhen müssen, die zu Shakspeares Zeit noch vorhanden waren und die er so trefflich in seine vaterländischen historischen Dramen einzuweben wußte. Welche Ursache sollten wir haben, daran zu zweifeln, daß unter Heinrichs VI. Regierung, zwischen 1422 und 1460, der Druck von Donaten, zum Schulunterricht im Lateinischen, durch Veranstaltung hoher Beförderer desselben, in England eingeführt worden sei? und von wo konnte derselbe näher dahin gelangen, als aus den Niederlanden, die ebenso, nach 1470, die Schule des ersten englischen Typographen Will. Caxtons gewesen sind und noch späterhin lange den entschiedensten Einfluß auf die Buchdruckerkunst in England ausgeübt haben? Die von R. Atkins [1]), angeblich in der erzbischöflichen Bibliothek zu Lambethhouse, gefundene Handschrift, wonach der Erz-

1) Origin of printing. Lond. 1664. 4. Wetter S. 747 u. f.

bischof Th. Bourchier von Canterbury, Kanzler der Universität Oxford, König Heinrich VI. vermocht habe, seinen Kammerdiener Tournour und Caxton, der damals noch Kaufmann war, unter der Hand nach Harlem zu senden, um einen Drucker dort zu werben und nach Oxford zu bringen, welches ihnen auch durch viele Mühe und Kosten mit einem gewissen Corsellis [1]) gelungen sei, ist durchaus unächt und verdient so wenig, wie die nachgewiesenen bibliographischen Betrügereien, welche sich später daran angereiht haben, den mindesten Glauben; indeß dient sie doch, uns in der Überzeugung zu bestärken, daß sich in England eine alte, schon von Shakspeare benutzte Nachricht erhalten habe, nach welcher die Druckkunst unter Heinrich VI. dahin gekommen sei, bevor Caxton als der erste englische Typograph auftrat, und diese Nachricht läßt sich, wenn wir sie, nach der Stelle bei Shakspeare, von nichts weiter, als von dem xylographischen Donatdruck verstehn und den Briefdrucker von dem eigentlichen Buchdrucker unterscheiden, mit dem, was wir von der Einführung der Typographie in England unter Eduard IV. wissen, vollkommen vereinigen.

Wäre der Unterschied zwischen zwei so nahe verwandten, aber doch so scharf von einander abgesonderten Gewerben, wie das des Briefdruckers und Buchdruckers, gehörig aufgefaßt und festgehalten worden, so würde manches in der Geschichte der Buchdruckerkunst, sowohl vor als nach Gutenberg, wie in der Bibliographie des 15. und

1) Selbst dieser Name scheint aus dem des Buchbinder Cornelis, der Kosters Lehrling gewesen sein soll, entstanden zu sein.

16. Jahrhunderts anders aussehn. Als man sich um diese Fächer eifriger zu bemühen anfing, bestand dieser Unterschied nicht mehr, denn das Briefdruckergewerbe hatte gänzlich aufgehört. Sollen wir aber noch länger vergessen, daß es einst dagewesen ist und welche wichtige Rolle es in der Entwickelung des Bild- und Schriftvervielfältigungswesens, dieses hauptsächlichsten Hebels der neueren Kultur, gespielt hat? Die vorstehende Abhandlung geht darauf aus, auf diese Lücke aufmerksam zu machen und zu ihrer Ergänzung den Weg zu bahnen. So weit sie reicht, haben wir daraus ersehen, daß es in einer Zeit, wo Bild und Schrift überhaupt noch in einer innigeren Verbindung mit einander standen als jetzt, bei den Skriptoren und Illuminatoren mehrere Abstufungen gab, von da, wo sich der Gelehrte und Künstler vereinigten, bis zu dem Spielkartenmacher und Kopisten für das Volk und für den Elementarunterricht herab, daß auf dieser untersten Stufe, wo das Bild als Lehrmittel ebenso großes wo nicht größeres Bedürfniß war, als die Schrift, wegen der häufigeren Vervielfältigung eines und desselben Gegenstandes, die Druckkunst den ersten Eingang fand, daß diese Kleinkrämer mit Arbeiten der Feder und des Pinsels nunmehr Formschneider und Briefdrucker wurden und in dem, durch erleichterte Hervorbringung vermehrten Bedarf eine Anregung fanden, nach und nach auf noch größere Erleichterungsmittel zu sinnen, daß einige derselben es bis zur Erfindung beweglicher gegossener Lettern brachten und auf dem Wege waren Buchdrucker zu werden, als gleichzeitig ein reichsstädtischer Patrizier, mit höheren Ansichten und deutlicherem Bewußtsein des Zweckes, in die Schranken trat und durch Vereinigung anderer Kräfte mit

den seinigen die große Idee, sich durch die Buchdrucker-presse der gesammten Literatur zu bemeistern und allem Bücherabschreiben ein Ende zu machen, verwirklichte. Dieser Mann war unser Gutenberg, er schuf das Gewerbe der Buchdrucker, dessen Aufgabe von Hause aus eine unermeßliche, nicht eine so beschränkte wie die der Briefdrucker war. Wie wenig er und seine mainzer Genossen mit diesen gemein haben wollten, zeigt sich schon dadurch, daß sie sich in ihren Drucken geflissentlich aller bildlichen Holzschnittausstattung enthielten. Die Initialen zum Psalter von 1457 können als Ausnahme davon nicht angesehn werden, denn obgleich sie in Holz geschnitten sind, so halten sie sich doch bloß innerhalb der kalligraphischen Grenzen. Holzschnittbilder kommen selbst in P. Schöffers Drucken erst nach 1480 und nachdem ihm viele andere Buchdrucker darin vorangegangen waren, vor. Übrigens wies Gutenberg, durch die überwältigende Kraft seiner vollendeten Erfindung, die Briefdruckerei nur in ihre Schranken zurück, ohne ihr ein Ende zu machen. Wir sehen sie vielmehr neben der Buchdruckerei noch einige Jahrhunderte hindurch, selbstständig und lebendiger als je, fortblühn. Es ist hier der Ort nicht, ihre Geschichte weiter zu verfolgen, die Stoff genug zu einer besondern Bearbeitung darbietet, der es nicht an Interesse fehlen würde. In die Geschichte der Holzschneidekunst allein ist sie, so enge sie auch damit zusammenhängt, nicht zu verweisen, selbst wenn wir, was nicht der Fall ist, eine solche hätten, die auf das eigenthümliche Wesen der Briefdruckerei gebührende Rücksicht nimmt. Sie hat vielmehr noch eine andere Seite, von der sie die Geschichte der Buchdruckerkunst angeht, und es ist eine sonderbare Inkonsequenz

unsrer Bibliographie, daß sie den Privatdruckereien eigne Kapitel widmet und in diesen mit den unbedeutendsten Entdeckungen prahlt, während sie die Briefdruckerpressen gar keiner Aufmerksamkeit würdigt. Und doch haben die Briefdrucker nicht nur das weite Feld allein inne gehabt, welches jetzt die Kunst- und Bilderhändler versehn, sondern sie haben auch zu ihrer Zeit die wichtige Stelle ausgefüllt, welche jetzt die Tages- und populaire Presse einnimmt, und die Wirkung, welche das fliegende Blatt der Briefdrucker, namentlich in der Reformationszeit ausgeübt hat, ist selbst im Vergleich mit der, welche durch die Zeitungen und periodischen Blätter in unsern Tagen hervorgebracht wird, keineswegs verächtlich. So lange wir in unsrer Unwissenheit über die Briefdruckerpresse und deren Verhältnisse verharren, müssen wir ihr freilich die Rache gönnen, daß von Zeit zu Zeit, aus der Zahl ihrer vergessenen Angehörigen, die Namen einzelner Drucker, oder aus der Klasse der von ihr ausgegangenen Flugschriften und Flugblätter, einzelne Überbleibsel auftauchen, die wie neckende Quälgeister die Wissenschaft unsrer Bibliographen durchkreuzen und sie zu dem demüthigenden Geständniß bringen, daß sie nicht wissen, was damit anzufangen sei.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

No

Mainzer Inkunabeln.

1. Biblia latina. 42 zeil. Gutenb.

2. Psalmorum codex 1457. 1459.

3. Raconale diuinorum officiorum. 1459.

4. Catholicon M cccc lx. Gutenb.

5. Biblia latina · M · cccc · lxij ·

Indulgenzbriefe.

6. Nicolai v litterae indulgent. Mcccc liiii

7. Forma absol. (liquito)

8. Nicolai v litterae indulgent. Mccccliiii

9. Forma absol. (lv)

Bamberger Inkunabeln.

10. Manung d cristeh. Mcccclv

11. Calendarium. Mcccc lxij

12. Biblia latina. 36 zeilig.

Anfangsbuchstaben.

aus No 12. A C E F I A P Q S V

aus No 1. A C E F I A P Q S V

aus No 5. A C E F I A P Q S V

Holländische Inkunabeln.

1. Speculū humane saluacōis
2. Spieghel onser behoudenisse
3. Speculū hūane saluacōis halb xylogr.
4. Spieghel onser behoudenisse
5. Donatus de partibus orationis
6. Alexandri doctrinale
7. Facecie morales laur. vallensis
8. Singlāria in causis crimiālib.
9. Catonis disticha

Anfangsbuchstaben, xylographische. Schluss t

Bibl. paup. A C F F J N P R S V. tt

Ars morien. A C E F J N P Q S V. t

typographische.

aus Nr 3. A C E F J N P Q S V. at

aus Nr 5. A C E F J N P Q S V. vt

aus Nr 6. A C E F J N P Q S V. et

Holländische Inkunabeln.

1. Speculũ humãne saluacõis
2. Spieghel onser behoudenisse
3. Speculũ hũane saluacõis halb xylogr.
4. Spieghel onser behoudenisse
5. Donatus de partibus orationis
6. Alexandri doctrinale
7. Facecie morales laur. vallensis
8. Singlaria in causis crĩmĩalib.
9. Catonis disticha

Anfangsbuchstaben, xylographische.

Bibl. paup. — Schluss t
Ars moriend.

typographische.

aus N° 3.
aus N° 5.
aus N° 6.